BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 22. 1846

München 1846
4 Bavar. 125 h-22/23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331527-7

10331527

<36608537640011 S

<36608537640011

Bayer. Staatsbibliothek

10331527

10331527

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie

der Wissenschaften.

Zweyundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

112

10331527

4° Jurid. 125 h / 22.23

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331527

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1846.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331527

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 1.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. December 1845.

1) Die von Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg mittelst Schreiben v. 14. Nov. und 3. Dec. an den Classensecretär eingesendeten Geschenke für die Akademie, nämlich die ersten zwey Hefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, und die von dem k. topographisch-statistischen Bureau herausgegebene Karte des Königreichs Württemberg, im Maaßstabe von $\frac{1}{50000}$, zur Zeit aus 34 Blättern bestehend, wurden vorgelegt.

2) Außerdem wurden mehrere Communicationen von der Société R. des Sciences, de l'Agriculture et des Arts zu Lille, der Zoological Society of London, der Oberlausitz'schen Gesellschaft der W. zu Görlitz, der Asiatic Society of Bengal zu Calcutta verlesen.

Die k. preußische Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt übersandte das Programm folgender Preisaufgabe:

„durch neue Versuche außer Zweifel zu setzen, ob bey der Ernährung und Ausbildung der Pflanzen und Thiere Veränderungen in den in ihnen enthaltenen chemisch einfachen Stoffen vorgehen, so daß ein Theil ihrer Bestandtheile bloß durch Umwandlung anderer chemisch einfacher Stoffe erzeugt wird, oder ob dieß nicht der Fall ist, sondern die für jene Annahme scheinbar sprechenden Versuche andere Erklärungen zulassen?“

3) Briefliche Mittheilungen von Privaten wurden verlesen:

a) Von Herrn Justus Liebig in Gießen.
b) Von Hrn. Georg Jäger in Stuttgart.

Derselbe schickte eine kurze Nachricht ein über einige in dem Thal von Marathon aufgefundene fossile Knochen. — Diese Knochen waren ihm durch einen in Griechenland sich aufhaltenden Württembergischen Architekten zugekommen und gehören dem Pferde und einer Hirschart, wahrscheinlich dem gewöhnlichen Reh zu. Nach der anhängenden Erde zu schließen, war der Boden, in dem sie gelegen hatten, ein ziegelrother zarter Leimen, der mehr fein geschlemmter lemnischer Erde oder armenischem Bolus als dem gewöhnlichen Diluvialmergel ähnlich war. Bey mehreren dieser Knochen ist die innere Oberfläche mit Kalkspathkrystallen besetzt oder ihre Höhlung ganz mit Kalkspath ausgefüllt. Schließlich macht Hr. Dr. Jäger bemerklich, daß der von Hrn. Akademiker A. Wagner zur Bezeichnung eines am Fuße des Pentelikon gefundenen urweltlichen Raubthieres gewählte Name Galeotherium von ihm zufällig auch einem reißenden Thiere aus den Bohnerzgruben der schwäbischen Alb gegeben worden sey, das sich aber generisch von jenem unterscheide.

Hr. Akademiker A. Wagner knüpfte an diese Mittheilung die Bemerkung an, daß die fossilen Knochen vom Thale von Marathon in ähnlichen Lagerungsverhältnissen und in demselben rothen Leimen wie die am Fuße des Pentelikon ausgegrabenen und von ihm beschriebeneu vorzukommen scheinen

und daß auch bey diesen die innere Wandung der Röhrenknochen häufig mit Kalkspathkrystallen (durch einen Schreibfehler hat er in der gedruckten Abhandlung Quarzkrystalle angegeben) besetzt sind.

c) Von Hrn. Manz in Eßlingen.

d) Von Hrn. Walter Crum in Glasgow, beyde über die Kartoffelkrankheit (letzteres Schreiben an Hrn. Akademiker Vogel).

4) Hr. Asa Gray, Secretär der Academy of Science, Litterature and Arts in Boston, übersendet die Berichte des Prof. Alex. D. Bache an das Finanzministerium über den Fortschritt in der Herstellung der Normal-Gewichte, Maaße und Waagen für die Vereinigten Staaten im Jahre 1844; und über die in letzter Zeit, bis zum November 1844, ausgeführten Aufnahmen von den Küsten der Union. Diese Operationen sind an den Küsten von 9 Staaten: Massachussets, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Nordcarolina weiter geführt worden und sollen alsbald auch auf Alabama, Mississipi und Louisiana ausgedehnt werden. Die größte Thätigkeit ist in der Cheasepeak und Delaware-Bay und in deren Nachbarschaft entwickelt worden.

---

5) Hr. Akademiker Prof. Zuccarini verlas einen durch höchstes Ministerialrescript vom 20. Nov. verlangten Bericht über die Arracacha-Pflanze.

Die ersten Nachrichten über die Arracacha kamen Anfangs dieses Jahrhunderts nach Europa. Man wußte aber nur, daß in Neu-Granada eine Pflanze vorkomme, deren starke Wurzelknollen gleich den Kartoffeln gegessen werden und vermuthete, daß dieselbe gleichfalls ein Solanum sey.

Durch Vargas aus S. Fé de Bogota (König and Sims Annals of Botany 1805 übersetzt von Friese Nr. 2. S. 400) erfuhr man, daß sie zu den Doldengewächsen gehöre und wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Sellery von den Spaniern Apio genannt werde. Gleich den Kartoffeln gedeihe sie nicht in den heißen Niederungen von Neu-Granada, treibe selbst am Fuße der Cordilleren zwar viele Stengel, aber nur kleine und unschmackhafte Knollen und stehe erst in den hohen Gebirgsgegenden bey einer mittleren Temperatur des Jahres von 58 — 60° Fahrenh. (15° Cels., 12° R.) in ihrem vollen Ertrag. Die Knollen seyen sehr schmackhaft, leicht verdaulich für Kranke, lieferten vortreffliches Mehl zu Bäckereyen und Stärke, dienten auch zum Branntweinbrennen und würden überhaupt den Kartoffeln fast vorgezogen. Man habe weiße, gelbe und rothe Spielarten. Die Vermehrung geschehe durch Knollen, weil die Pflanze cultivirt nie Saamen mache; die Erndte erfolge nach 3 — 4 Monaten; ließe man aber die Knollen 6 Monate im Boden, so würden sie ohne Nachtheil für den Geschmack bedeutend größer. Zur Cultur verlange die Pflanze tiefen schwarzgründigen Boden. Außer Neu-Granada sey sie nirgends in Amerika bekannt.

Das Gewächs selbst bekam man in Europa erst ungefähr 15 Jahre später zu Gesicht. Humboldt glaubte dasselbe zwar in den Hochgebirgen der Provinz de los Pastos bey Teindela (8500′ ü. d. M.) gefunden zu haben, es ergab sich aber später, daß diese von Kunth (Nov. gen. et specc. v. p. 14. tab. 420) als Conium moschatum beschriebene Pflanze nicht die ächte Arracacha, sondern nur eine derselben verwandte Art (A. moschata) sey.

Die ersten Knollen schickte Baron v. Shack aus Trinidad um das Jahr 1818 nach Europa und zwar an die Hortic. Society in London und an die Gärten in Liverpool und Glasgow. Sie wurden überall sorgfältig cultivirt, gingen aber ohne Knollen oder Saamen anzusetzen, ja größtentheils ohne nur zu blühen, zu Grunde. Im Jahre 1824 blühte eine Pflanze anderweitig eingeführt im botanischen Garten zu Liverpool und wurde zum erstenmal von Hooker (Exotic. Flora part. XXI. Edinb. 1825 p. 468) ausführlich beschrieben. Unterdessen hatte Dr. Ed. Nath. Bancroft dieselbe aus S. Fé nach Jamaika übersiedelt und eine gründliche Abhandlung darüber in den Transactions of

the Agric. and Horticultural Society of Jamaica (July 1825) niedergelegt. Diese in Europa wenig bekannte Arbeit verbreitete Hooker später im Botanical Magazine Vol. 58 und gab tab. 3092 eine neue Abbildung der Pflanze. Bancroft fand, daß dieselbe eine eigene Gattung bilden müsse, welche er nach dem bey den Indianern üblichen Namen Arracacha nannte. In Jamaika gedieh sie gleichfalls nur in den Gebirgen. Den Geschmack der Knollen fand er nicht so angenehm als frühere Berichterstatter (vielleicht weil die Pflanze in Jamaika weniger gedieh). Er halte das Mittel zwischen Pastinak und Kartoffel und man müsse sich erst daran gewöhnen. Ueber die Cultur in Bogota sagt er, daß die Knollen 15 — 18″ von einander gelegt und die Stengelspitzen, sobald sich die Pflanze zum Blühen anschickt, abgeschnitten werden, weil das Blühen der Knollen-Entwicklung hinderlich sey. Auch müssen die Stöcke behäufelt werden. Nach Bancroft ist weder besonders guter Boden noch viele Feuchtigkeit zum Gedeihen nöthig, aber die Knollen brauchen sechs Monate zur Entwicklung. In Bogota und Popayan habe man sie in Folge successiver Anpflanzung das ganze Jahr hindurch. Die zur Fortpflanzung geeigneten Knollen seyen verschieden von denen, welche zur Nahrung dienen. Erstere seyen kleiner, entspringen am Wurzelhalse gleich unter dem Boden, richteten sich aufwärts und trügen mehrere von häutigen Scheiden umgebene Knospen (vgl. die Abbildung bey De Candolle (cinquième notice sur les plantes râres du jardin de Genève 1830 tab. 1). Die eßbaren Knollen wüchsen unter den vorigen in der Tiefe, 8 — 10 an Zahl, würden 8 — 9″ lang und 2 — $2\frac{1}{2}$″ dick (ältere Schriftsteller vergleichen sie an Gestalt mit Kuhhörnern). Man nenne sie in Bogota hijos (Söhne), während die Hauptwurzel mit den Saatknollen Madre heißt.

Bancroft schickte gleichfalls Knollen nach Kew, London u. s. w. Der Erfolg war nicht günstiger als der der Shack'schen Sendung. Endlich erhielt De Candolle (vgl. die oben angeführte Abhandlung) im Jahre 1830 gleichfalls eine Anzahl Knollen von dem bereits erwähnten eifrigen Naturforscher Vargas in Trinidad. Er vertheilte dieselben an die Gärten

von Genf, Montpellier, Toulon, Turin, Tarascon, Florenz, aber allenthalben starben die Pflanzen noch in demselben Jahre ohne Saamen oder Knollen zu bilden. Gleich ungünstiges Resultat hatten die Culturversuche in dem Agricultur-Institut zu Fromont. Auch der hiesige königl. botanische Garten besaß die Pflanze nur einen Sommer hindurch aus England.

Seitdem sind meines Wissens keine weitern Versuche mit Acclimatisation der Arracacha gemacht worden, bis kürzlich Bossingault die Sache wieder anregte.

Ich glaube nicht, daß die Cultur der Pflanze in Deutschland je gelingen dürfte! Abgesehen davon, daß die vielen mißglückten Versuche in England, Frankreich und Italien jedenfalls auf große Schwierigkeiten in der Acclimatisation hinweisen, sagt schon Vargas, sie gedeihe am besten bey einer mittlern Jahrestemperatur von 58 — 60° Fahrenh., 15° Cels., 12° Reaum.

Nun beträgt aber die mittlere Temperatur in München beyläufig 7° R. oder 47, 75 Fahrenh. und selbst die Weingegenden Frankens und der Pfalz kommen nur auf 10° R. Rechnet man dazu noch die große Differenz des Sonnenstandes (in S. Fé unter 5° nördl. Br. ist das ganze Jahr Tag und Nacht gleich), den in jenen Gegenden so stabilen Verlauf der einzigen beyden Jahreszeiten und den Einfluß der Hitze aus den tropischen Niederungen selbst auf die Hochgebirge während des Sommers, so darf man wohl keine Hoffnung hegen, die Arracacha der Zahl unserer Feldfrüchte einverleiben zu können.

---

6) Hr. Akademiker Erdl las über die von Hrn. Dr. Guyon eingesendeten Schädel von Eingebornen aus der Regentschaft Algier.

Durch die Vermittlung unseres Hrn. Classensecretärs kam der anatomischen Sammlung des Staates ein im Anfange August des gegenwärtigen Jahres

von Hrn. Dr. Guyon in Algier eingesandtes Geschenk, bestehend in sechs Schädeln und drey mumisirten Köpfen von Eingebornen der Regentschaft Algier zu. Die Schädel so wie die mumisirten Köpfe sind vortrefflich präparirt und erhalten. Dieses Geschenk bildet eine sehr wesentliche Bereicherung unserer Sammlungen, in welcher sich von diesen Völkern bisher nichts vorfand und verpflichtet zum wärmsten Dank für den Geber, der so förderſam bey der wissenschaftlichen Untersuchung Algeriens thätig ist.

In der heutigen Regentschaft Algier unterscheidet man gewöhnlich folgende Völker: Kabylen, Luskerihs, Mauren, Araber, Neger, Kuluglis nebst Juden, Türken und Europäern.

Unter diesen sind jedenfalls die Kabylen die merkwürdigsten. Sie sind nur ein Zweig des Berbern-Stammes, jedenfalls Abkömmlinge der Gätuli der Alten und Stammverwandte mit den Guanchen der kanarischen Inseln. Nach den Sagen der Araber sollen sie von den Amalekitern und den Kananitern abstammen, die durch Sauls und Davids Kämpfe geschwächt, durch Hiskia theils aufgerieben, theils aus ihrer Heimath vertrieben wurden. Merkwürdig ist in Beziehung auf diese Sage eine von Hodgson (Transact. of the philos. soc. of Philad.) herausgehobene Eigenthümlichkeit der Berbernsprache, welche sonst nur die persische Sprache besitzt. Auch zeigen sie eine große Verbreitung in Afrika, finden sich schon in den oberen Nilgegenden überhaupt, besonders aber in Nubien unter den Namen Barabas. Im nordwestlichen Afrika haben sie aber ihren Hauptaufenthalt und kommen daselbst sogar mit verschiedener Hautfarbe vor. Als Amazirghen bewohnen sie die inneren Partien des marokanischen Antheiles des Atlas, und haben eine ziemlich weiße Hautfarbe. Als Schellächen, von ziemlich dunkler, bräunlicher Farbe der Haut bebauen sie die westlichen Abhänge dieses Gebirges und als dunkelbraune, manchmal fast kupferrothe Kabylen pflegen sie Feld- und Gartenbau in den höheren Regionen des Atlas, oder treiben als Nomaden ihre Heerden durch die Ebenen in dem Gebiete von Algier.

Die Luskeris oder Mozabs leben an den südlichen Abhängen des Atlas und gehören offenbar zu den Kabylen.

Die Mauren, vorzugsweise die Bewohner der Städte, bilden ein Gemisch von mauritanischen, phönizischen, römischen, vandalischen und arabischen Stämmen und zeigen besonders in ihren physischen Eigenschaften am meisten Verwandtschaft mit letzteren.

Die Araber zerfallen in Städter und Landbewohner. Als letztere sind sie unter dem Namen Beduinen ihren Nachbarn nicht minder als den Europärern durch ihre unbändige vom grellsten Fanatismus gestachelte Wildheit furchtbar geworden.

Die Neger, auch Abyd (Sklaven) oder Sudans (Schwarze) genannt, sind aus den verschiedensten Theilen des inneren und westlichen Afrikas zusammen gebracht und als Sklaven hieher geschleppt worden. Seitdem die Araber in diesen Theil von Afrika herüber gedrungen waren und unter den heidnischen Negern ihren Glauben zu verbreiten suchten, haben sie, wie sie noch heut zu Tage am Tschadsee und an der oberen Quorra thun, in großen Treibjagden die Schwarzen im Sudan und an der Westküste von Afrika zusammengefangen und in zahlreichen Schaaren an ihre wichtigeren Concentrationspunkte verführt.

Die Kuluglis, d. h. Soldatensöhne, von türkisch-maurischer Abkunft, sind Stadtbewohner und wenig zahlreich.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. December 1845.

6) Hr. Akademiker Erdl las über die von Hrn. Dr. Guyon eingesendeten Schädel von Eingebornen aus der Regentschaft Algier.

(Schluß.)

Die von Hrn. Dr. Guyon geschenkten Schädel und Köpfe sind Repräsentanten der meisten hier angeführten Völkerstämme und besonders der wichtigsten unter ihnen. Ein Schädel und zwey mumisirte Köpfe gehören den Kabylen; letztere, von denen einer hier vorliegt, sind von dem Stamme Beni-Menasser, der in den Bergen um Cherchel (Julia caesarea) herum wohnt. Die betreffenden Individuen starben 1843 als Kriegsgefangene in Algier. Der dritte mumisirte Kopf ist von einem etwa zwölfjährigen Knaben, Omar-Ben-Euldie, aus dem Stamme der Kulugli. Das betreffende Individuum starb im Dezember 1842 zu Algier. Der zweyte Schädel ist von einem Mauern, Mohamed-Ben-Mohamed genannt, der als Spahi in Algier diente und daselbst im Dezember 1842 starb. Der dritte Schädel gehörte einem Araber, Namens Kaddur, aus dem Stamme el Spieh; er war als Tirailleur in französischen Diensten und starb im Januar 1844 zu Algier. Der vierte ist gleichfalls von einem Araber, Namens Amar-Bezade vom Stamme Isser und als Tirailleur zu Algier im Jahre 1844 gestorben. Von den zwey noch übrigen Schädeln ist der eine der eines Negers, der andere eines Kulugli, bey beyden ist von Hrn. Dr. Guyon nur der Name des Stammes, aber nichts Ausführlicheres angegeben.

Diese Schädel sind freylich nur einzelne Repräsentanten der Stämme, deren Namen sie tragen, aber dennoch durchaus nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Man ist zwar in unserer Zeit davon abgekommen, von einem einzelnen Schädel die Charakteristik einer ganzen Nation absehen zu wollen, da man sich von der großen Mannigfaltigkeit zufälliger Varietäten, die bey den Schädeln eines ganzen Volksstammes vorkommen müssen, gedrungen sah, erst aus Vergleichung vieler Schädel ein und desselben Stammes ein Mittel der gefundenen Resultate als Typus zu suchen; dennoch aber dürfte bey afrikanischen Völkern das Mittel, welches den Typus feststellt, leichter als bey anderen zu finden seyn. Gelang es doch in neuester Zeit, typische Verschiedenheiten in der Schädelform der Nordeuropäer aufzufinden, die seit vielen Jahrhunderten theils unter sich, theils mit südlicher wohnenden Völkern sich vermischten; um wie viel leichter kann man zu solchen Resultaten in Afrika und besonders auch in der Regentschaft Algier gelangen. Von jeher hatte von den afrikanischen Völkerstämmen jeder sich möglichst auf sich beschränkt und eben so sehr von dem andern abgesondert, als er auf strenge Beybehaltung der uralten Lebensart, Sitten und Gebräuche bedacht war. Deßwegen konnte gegenseitige Vermischung, wenigstens in früheren Zeiten, nicht so häufig und nicht so allgemein vorkommen, daß dadurch die

ursprüngliche leibliche Beschaffenheit eines Stammes bis zur Unkenntlichkeit hätte verwischt werden können.

Wohl ist schon ursprünglich durch die Gründung und das Emporkommen Carthago's und nach dessen Zerstörung durch die Uebersiedlung der Römer in ihre Mauritania caesariensis Gelegenheit zur Vermischung mit den Eingebornen gegeben gewesen, aber sicherlich zu keinem bedeutenden Grad gediehen, da sie zu nichts nöthig wurde. Denn zwischen den mit Dido eingewanderten Phöniziern und den Gätulern, so wie zwischen diesen und den nachher herüber gekommenen Römern war wohl ein ähnlicher Unterschied in allen Verhältnissen, wie gegenwärtig zwischen den Franzosen und den Eingebornen des nordwestlichen Afrikas, und eine Vermischung der Sieger mit den Besiegten ist gewiß nicht in größerem Maaßstabe geschehen. Bedeutender konnte die Vermischung werden, als die Vandalen und zuletzt die Araber als Eroberer das Land überschwemmten. Erstere wurden durch letztere größtentheils vernichtet, die Araber aber haben sich ungeachtet der Vermengung mit den Eingebornen und den später aus Spanien vertriebenen und herüber gekommenen Mauren bis auf den heutigen Tag leicht kenntlich erhalten. Die späteren Besuche der Europäer in Algier von 1500 an sind in dieser Beziehung von keiner Erheblichkeit, da sie wie die Expedition von Ximenes, Karl V. ganz unglücklich ausfielen oder doch wie die von Ludwig XIV. von keiner erheblichen Bedeutung waren. Die fürchterliche Niederlage, welche die Algierer durch die Engländer im Jahre 1816 so wie mehrfach in neuerer Zeit durch die Franzosen erlitten haben, mögen überdieß viel dazu beygetragen haben, die Mischlinge, welche bey diesen Kämpfen vorzugsweise im Spiele waren, sehr zu vermindern, so daß reinere Formen jetzt leichter zu finden seyn müssen als früher.

Ref. erlaubt sich aber doch nicht, aus den wenigen vorliegenden Schädeln allgemeinere Resultate zu ziehen und begnügt sich in Folgendem, eine nur die Hauptzüge betreffende kurze Schilderung und Angabe der wichtigeren Maaße derselben zu liefern, welche als Material Denen dienen mögen, die von reichlicheren Mitteln begünstigt noch einen möglichst

ausgedehnten Vergleich auch mit dem, was Andere haben, anzustellen wünschen.

Kabylenschädel. Gehirntheil in der Breite und Länge ziemlich rund; Hinterhaupt gut gewölbt; Stirne zurückweichend, schmal, ihr Nasentheil stark hervortretend und die arcus superciliares hoch, abwärts in die Mitte der sutura nasalis ganz zusammenlaufend; processus mastoideus sehr breit und dick; Augenhöhle ziemlich klein und rund; Nasenrücken hoch, schmal; Nasenbeine lang nach vorne erweitert, gewölbt, stark in die Höhe stehend; Nasenöffnung zusammengedrückt; Jochbein ziemlich klein und zurücktretend; Jochbogen schmal, Jochfortsatz des Oberkiefers sehr breit, weit nach außen und oben tretend; Unterkiefer vorne sehr hoch, Kinn sehr hervortretend, Unterkieferwinkel wenig entwickelt.

Auffallend ist, daß in diesen Eigenschaften die mumisirten Köpfe, so weit eine Verfolgung derselben an ihnen möglich ist, ganz mit dem Schädel übereinstimmen, wie auch die unten angeführten Messungen beweisen. In dem Atlas zu M. Wagners Reise in der Regentschaft Algier ist das Profil eines Kabylenschädels, der in den Hauptzügen mit der eben gegebenen Schilderung vollkommen harmonirt.

Maurenschädel. Hirntheil in der Breite rund, von vorne nach hinten ziemlich verlängert; Stirne hoch, schmal; Nasentheil des Stirnbeines breit, sehr wenig hervortretend (flach); arcus superciliaris fast keiner; processus mastoideus mittelmäßig; Hinterhaupt gut gewölbt; vordere Temporalgegend sehr stark aufgetrieben; Gesicht breit, auffallend viereckig; Augenhöhle rund und proportionirt; Nasenbeine wenig eingebogen, sehr gerade abwärts gerichtet, mittelmäßig lang; Nasenöffnung ziemlich weit; Jochbein breit; Unterkiefer sehr breit, sein Körper mittelmäßig hoch, seine Winkel aber stark hervorstechend; Kinn bedeutend vorragend.

Araberschädel. Hirntheil in der Breite und Länge rund; Hinterhaupt gut gewölbt; Stirne kurz, hervortretend; ihr Nasentheil breit; arcus superciliaris schwach; Nasenbeine kurz nach vorne gewölbt erweitert; Nasenöffnung proportionirt; Jochbein mittelmäßig; Jochfortsatz des Oberkiefers ziemlich stark nach außen hervortretend und fast winklig abwärts gebogen; Unterkiefer nieder; Kinn mittelmäßig, Un-

terkieferwinkel stark entwickelt; processus coronoideus ungewöhnlich kurz.

Der zweyte Araberschädel stimmt mit diesem in allen Punkten überein, nur ist er kleiner und noch dadurch ausgezeichnet, daß in der Mitte der Lambdanath ein großer Zwickelknochen sitzt, der ganz dem gleicht, welchen Tschudi bey seinen Peruanerschädeln als charakteristisch beschreibt, in derselben Weise aber nicht sehr selten auch bey Schädeln von Deutschen vorkommt, wie z. B. zu ersehen ist aus Tiedemann und Treviranus Zeitschrift für Physiologie Bd. III. 217. Tab. XVI.

Kuluglischädel. Hirntheil sehr rund in der Breite, ziemlich rund in der Länge; Stirne hoch, aber rückwärts geneigt, nicht besonders schmal; pars nasalis etwas hervorstehend, sehr breit mit ziemlicher Erhebung der arcus superciliares; processus mastoideus mittelmäßig, Hinterhaupt gut gewölbt; vordere Temporalgegend sehr stark aufgetrieben; Augenhöhlen proportionirt, ziemlich viereckig; Nasenrücken schön conver, ziemlich breit; Nasenbeine mäßig eingedrückt, nach vorne stehend; Nasenöffnung proportionirt; Jochbein vorragend, ziemlich breit; Jochbogen schmal; Unterkiefer mäßig hoch; Kinn ziemlich hervorstehend, Unterkieferwinkel klein; processus coronoideus und condyloideus sehr weit von einander abstehend.

Der mumisirte Kuluglikopf paßt im Ganzen zu der hier gegebenen Beschreibung, doch ist Alles wegen der Jugend des Individuums weniger scharf gezeichnet.

Negerschädel. Hirntheil der Breite und Länge nach rund, am Hinterhauptsbeine nach unten auffallend zugespitzt; Stirne schön gewölbt, breit und hoch; Temporalgegend stark aufgetrieben; processus mastoideus klein; Nasentheil des Stirnbeines wenig breit, nicht vorstehend; arcus superciliares keine; Augenhöhlen groß, lang und breit, ein von oben nach unten in die Länge gezogenes Viereck; Nasenrücken mittelmäßig breit, sanft concav; Nasenbeine etwas nach vorne emporstehend; Nasenöffnung proportionirt weit, ziemlich viereckig; Wangenbeine klein, nicht vorstehend; Zwischenkiefer lang, mit dem Alveolarrande ziemlich stark nach vorne gerichtet; Unterkiefer klein, Kinn wenig vorstehend; Unterkieferwinkel schwach.

Diesen von Hrn. Dr. Guyon geschenkten Schädeln und Köpfen erlaubt sich Ref. eine kurze Beschreibung einiger anderer interessanter Afrikanerschädel beyzufügen, welche in unserer Sammlung aufbewahrt werden.

Schädel eines Galla. Hirntheil in der Breite ziemlich rund, von vorne nach hinten ziemlich lang; Hinterhaupt ganz flach; Hinterhauptsloch nach abwärts und etwas nach rückwärts gerichtet; Schläfengegend flach; Stirne ziemlich hoch, aber am Nasentheile flach und gerade abfallend; arcus superciliares keine; Augenhöhlen sehr groß, nach unten und außen verlängert; Nase breit; Nasenbeine ziemlich flach, lang, abwärts wenig vorwärts stehend; Nasenöffnung schmal; Jochbein sehr klein, flach; Unterkiefer vorne sehr hoch; Kinn mittelmäßig vorragend; Unterkieferwinkel schwach. Das ganze Gesicht lang und schmal.

Schädel eines Negers aus dem östlichen Sudan. Hirntheil bedeutend verlängert, seitlich ziemlich zusammengedrückt; Stirne kurz, gewölbt, schmal, Hinterhaupt winklig gebogen, an der oberen Hälfte rund, an der unteren aber auffallend flach; Temporalgegend flach; arcus superciliares keine, Nasenwurzel mittelmäßig breit; Nasenrücken flach, sehr wenig concav; Nasenbeine abwärts gerichtet; Nasenöffnung kurz, dreyeckig; Augenhöhlen klein, von innen nach außen weiter als von oben nach unten; Jochbeine mittelmäßig groß, nicht vorstehend; Jochfortsatz des Oberkiefers weit nach außen tretend und etwas bogig *) nach unten gebogen; Kinn sehr schwach; Unterkieferwinkel klein.

Dieser kurzen Beschreibung folgen nun genaue Angaben der wichtigeren Dimensionsverhältnisse des Gehirn- und Gesichtstheiles der aufgeführten und

*) Diese scheinbare pleonastische Angabe ist nöthig, weil bey vielen anderen Negerschädeln die Biegung winkelig ist. Dieser Theil des Gesichtes scheint sehr wichtig zu seyn und einen großen Einfluß auf die Physiognomie auszuüben.

noch einiger anderer zur Vergleichung beygefügter Schädel *).

Die gemessenen Schädel sind der Reihe nach folgende. Kabyle 1, der skeletirte Kopf mitgetheilt von Dr. Guyon; Kabyle 2, mumisirter Kopf eines einige vierzig Jahre alten Kabylen von Dr. Guyon; Kabyle 3, mumisirter Kopf eines zwischen zwanzig und dreyßig Jahre alten Kabylen von Dr. Guyon; Kulugli, skeletirter Kopf von Dr. Guyon; ein mumisirter Kuluglikopf wurde von den Messungen ausgeschlossen, weil er zu jugendlich ist; Maurenschädel, Negerschädel (Neger 1), zwey Araberschädel, ein größerer — Araber 1, und ein kleinerer — Araber 2, alle vier von Dr. Guyon aus Algier. Ein Gallaschädel, zwey Schädel von Angolanegern als Neger 2 und Neger 3; ein Schädel von einem Neger aus Sierra Leone, Neger 4, alle drey ohne Unterkiefer; ein größerer und ein kleinerer Kaffernschädel als Kaffer 1 und Kaffer 2, beyde ohne Mandibula und letzterer außerdem noch ziemlich beschädiget; ein Mumienschädel und der Schädel einer Türkin **)

Verzeichniß

der in der Sitzung der physikalischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der British Association for the advancement of science of London:

Proceedings connected with the magnetical and meteorological conference, held at Cambridge in June 1845. London 1845. 8.

*) s. Beylage.

**) Dieser Schädel wurde deßwegen mit aufgenommen, weil er mit den von Blumenbach in den Dekaden gegebenen Abbildungen des Schädels einer Türkin so sehr übereinstimmt, als hätte er derselben zur Vorlage gedient. Er ist ein Geschenk des Hrn. Dr. Pruner in Kairo und befindet sich in der anatomischen Sammlung. Mehrere Afrikanerschädel wurden wegen mangelhafter Stammesbestimmung nicht gemessen.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part. I. Vol. XVII. Part. I. Edinburgh 1845. 4.

Proceedings. Vol. I. (Contents.) December 1832 to May 1844. Vol. II. No. 25. 26. 1844 — 1845. Edinburgh. 8.

Von der Royal Observatory of Greenwich:

Reduction of the observations of planets, made at the royal Observatory, Greenwich from 1750 to 1830. London 1845. gr. 4.

Astronomical observations made at the royal observatory, Greenwich in the year 1843. London 1845. gr. 4.

Von dem Herrn J. W. Lubbock in London:

On the heat of vapours. London. 8.

Von dem Commitee of the Madras literary society and auxiliary royal Asiatic Society of Madras:

Das Madras Journal of Litterature and Sciences. No. 1 — 30. 1833 — 1844. Madras. 8.

Von dem Herrn Wilhelm Gasparrini in Neapel:

Nova genera quae super nonnullis Fici speciebus struebat W. G. Napoli 1844. 4.

Nuove richerche sulla struttura dei cistomi. Napoli 1844. 4.

Von dem Herrn Chr. Fr. Schönbein, Professor in Basel:

Chemische Beobachtungen über die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft. Basel 1845. 4.

Von dem Herrn M. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée, premier professeur à l'hôpital d'instruction d'Alger.

Des accidens produits dans les trois premières classes des animaux vertébrès, et plus particuliérement chez l'homme, par le venin de la vipère fer-de-Lance. Montpellier 1834. 4.

Discours prononcé à l'hôpital D'Oran, le 25. Decbr. 1835. 8.

Expédition D'Abd-el-Kader contre Ain-Madi. (Extrait du Messager) 1838. 8.

(Schluß folgt.)

gen

3. Januar.

1846.

igen iſt die nahe
rberey mit der
talien dargethan
örn. Dr. Guyon,
auch die hieſige
geſetzt worden,
s erſte nur mit
Hr. Dr. Guyon
nd wenn erwar=
den griechiſchen
uchungen fortge=

Guyon, welche
Umgegend von
er, da ſie außer
on vorhandener
der Sammlung
giebt ſich daraus
leopteren=Fauna,
in der Regent=
m eilf Species,
opäiſchen Fauna
Melaſomen iſt
ffallend.

nung und Ver=
en; ihre Iden=
urch die gegen=

.

Hispan.

Gallia.

noch einiger a
Schädel *).

Die gemesse
de. Kabyle 1,
Guyon; Kabyl
vierzig Jahre a
byle 3, mumisi
dreyßig Jahre
Kulugli, skeleti
misirter Kulugli
geschlossen, weil
Negerschädel (
größerer — Ar
2, alle vier vo
laschädel, zwey
2 und Neger
Sierra Leone,
ein größerer u
Kaffer 1 und K
letzterer außerde
mienschädel und

A

der in der
Monate Nove

Von der Britis
of
Proceedings cor
teorological
June 1845.

---

*) s. Beylage.

**) Dieser Sc
men, weil
Dekaden
ner Türkir
derselben
schenk des
det sich in
Afrikanersch
mesbestimm

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7) Hr. Hofrath von Schubert las den Bericht des Hrn. Dr. Roth, Adjuncten der zoologisch-zootomischen Sammlung „über einige an dieselbe von Hrn. Dr. Guyon aus Algier eingesandte Insecten.“

Zu den lehrreichsten und gegenwärtig nothwendigsten Forschungen im Gebiete der Entomologie gehört ohne Zweifel die Vergleichung verwandter Arten von benachbarten Fundorten. Durch Verfolgung der Abarten wird einestheils der Aufstellung unzähliger unhaltbarer Arten vorgebeugt, anderntheils eine schärfere Charakteristik noch zweifelhafter Species erzielt. Solche Untersuchungen müssen auch nothwendig jedem Versuche von Abgränzung allgemeiner Insekten-Faunen vorausgehen.

Der zoologisch-zootomischen Sammlung dahier mangelte bisher das nothwendige Material, um die geographische Verbreitung selbst nur der europäischen Insekten zu verfolgen. Bekanntlich ist die europäische Fauna nicht scharf von der nordafrikanischen abgegränzt trotz des trennenden Meeres. Hofrath Rud. Wagner hat daher vorgeschlagen, die Küstenländer des Mittelmeeres als südliche Provinz der europäischen, und als nördliche der tropisch-afrikanischen Fauna anzunehmen, als Mittelglied, welches durch das Auftreten des Skorpions bezeichnet wird. Durch die von Dr. M. Wagner aus Algier mitgebrachten, und durch Prof. Erichson und Forstrath Koch untersuchten Insekten-Sammlungen ist die nahe Verwandtschaft der Fauna der Berberey mit der von Spanien, Südfrankreich und Italien dargethan worden. Durch ein Geschenk des Hrn. Dr. Guyon, Stabsarztes in Algerien, ist nun auch die hiesige zoologische Sammlung in den Stand gesetzt worden, diese Vergleichung, wenn auch fürs erste nur mit wenigen Arten, anzustellen; wenn Hr. Dr. Guyon fortfahren wird, Beyträge zu liefern, und wenn erwartete Zusendungen aus Malta und von den griechischen Inseln eintreffen, sollen diese Untersuchungen fortgesetzt werden.

Die Sendung des Hrn. Dr. Guyon, welche aus Coleopteren und Aracheoiden der Umgegend von Algier besteht, ist um so willkommener, da sie außer den Varietäten südeuropäischer schon vorhandener Arten auch manche eigenthümliche, der Sammlung noch ganz neue Arten enthält. Es ergiebt sich daraus eine Vermehrung der maurischen Coleopteren-Fauna, wie sie Erichson in Wagner's Reisen in der Regentschaft Algier zusammengestellt hat, um eilf Species, welche bis auf zwey auch der südeuropäischen Fauna angehören. Das Uebergewicht der Melasomen ist auch in dieser kleinen Sammlung auffallend.

Eine möglichst genaue Bestimmung und Vergleichung hat folgende Species ergeben; ihre Identität mit europäischen Arten wird durch die gegenüberstehenden Ländernamen bezeichnet.

A. Coleoptera.

Cicindela	marroccana. F.	Hispan.
„	maura. F.	
„	flexuosa. L.	Gallia.

Graphipterus luctuosus. Dej.
Ocypus olens. F. — Europ.
Jalodis onopordi. F.
Pterotis tarsata. F.
Cebrio gigas. F. — Italia.
Trichodes ammios. F.
Hister major. L. — Gallia.
Saprinus cruciatus. F.
Ateuchus sacer. L. — Gallia.
„ semipunctatus. F. — „
Copris hispana. F. — „
Aphodius sordidus. F. — Germania.
Geotrupes hemisphaericus. Oliv.
Oryctes nasicornis. L. — Gallia.
„ Silenus. F.
Glaphyrus serratulae. Latr.
„ maurus. L.
Cetonia opaca. F.
„ barbara. Dej.
„ stictica. F. — Europa.
Erodius bicarinatus. Chevr.
„ Wagneri. Chevr.
Pimelia grandis. Klg.
„ grossa. F.
„ rugosa. Oliv.
„ barbara. Dej.
„ corpulenta. Dej.
„ maura. Sol.
Adesmia rotundipennis. Dej.
Tentyria grossa. Dej.
„ excavata. Sol.
Elenophorus collaris. F.
Scaurus tristis. Oliv.
Sepidium variegatum. F.
„ Wagneri. Erichs.
Akis planicollis. Sol.
„ trilineata. Hbst.
Blaps gages F. — German.
„ prodigiosa. Erichs.
Crypticus glaber. F. — German.
Tenebrio obscurus. F. — „
Lytta segetum. F.
Meloë tuccius. Rossi.
Mylabris Oleae. Cheor.
„ quatuor-maculata. F.
„ Paykullii. Billb.

Cleonus obliquus. F. — German.
„ clathratus. Oliv.
Apate Carmelita. F.
Hamaticherus velutinns. Dej.
Purpuricenus Desfontainii. F. — Graecia.
Hesperophanes holosericeus. Rossi. — Italia.
Timarcha generosa. Erichs. — Gallia.
„ turbida. Erichs. — Gallia.

B. Arachnides.

Lycosa xylina. Koch. — „
„ praegrandis. Koch. — Germania.
Buthus testaceus. Koch.
Androctonus Hector. Koch. — Gallia.
„ Aeneas. Koch.

---

8) Hr. Akademiker Vogel las eine Notiz seines Hrn. Sohnes, Hrn. Dr. Vogel jun., „über die Einwirkung des Zuckers auf Weinsteinsäure.“

Es ist eine bekannte Thatsache, daß weder der Zucker, noch die Weinsteinsäure, wenn sie der nicht zu feuchten atmosphärischen Luft ausgesetzt sind, eine Veränderung erleiden, indem der Zucker fast gar nicht, die Weinsteinsäure nur sehr schwach die Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Ganz anders verhält es sich, wenn ein Gemeng von beyden Substanzen der Luft ausgesetzt wird. Während in einem wohlverschlossenem Glase das Gemeng sich unverändert erhält, so hatte ich öfters Gelegenheit zu bemerken, daß in einer Pappendeckel-Schachtel aufbewahrt, dieß Gemeng schon nach kurzer Zeit seine Pulverform verlor und in eine klebrige Masse überging. Hat das Gemenge einmal diese Veränderung erlitten, so ist es auf keine Weise mehr möglich, die Weinsteinsäure oder den Zucker auch nach mehrmaligen Auflösen und Abdampfen zum Krystallisiren zu bringen. Es geht demnach mit beyden Substanzen durch ihre Vermengung, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, eine Veränderung vor sich. Dieß veranlaßte mich einige Versuche zur Aufklärung dieses Gegenstandes anzustellen.

Ein Gemeng aus 1 Theil Weinsteinsäure und 3 Theile Zucker wurde in einer offenen Porcellanschaale der Luft ausgesetzt. Schon nach wenigen Tagen verliert das Gemeng seine Pulverform und nimmt mit jedem Tage einige Prozente an Gewicht zu. Endlich geht das Pulver in eine terpenthinähnliche Masse über, welche allmählig leichtflüssiger und zuletzt ganz dünnflüssig wird, in welcher Flüssigkeit beyde Substanzen gänzlich aufgelöst sind. Das Flüssigwerden des Gemenges an der Luft war in 2 Monaten vollständig herbeygeführt worden. Dieses vollkommene Zerfließen geht viel schneller von statten, wenn man das Gemeng aus gleichen Theilen Zucker und Weinsteinsäure auf einer Glasplatte ausgebreitet statt in einem Zimmer der feuchten Luft im Keller aussetzt. Schon nach 24 Stunden ist das Pulver in eine vollkommene klare Auflösung umgewandelt, namentlich wenn nur eine geringe Menge zum Zerfließen hingestellt ist. Gepulverter Zucker und gepulverte Weinsteinsäure, eine jede dieser Substanzen für sich unter gleichen Umständen in den Keller gebracht ziehen zwar auch Feuchtigkeit aus der Luft an, allein bey weitem nicht in dem Grade und mit der Schnelligkeit, als wenn sie mit einander gemengt sind. Jede der beyden Substanzen für sich in dünnen Schichten ausgebreitet nimmt nach einigen Tagen an Gewicht zu und wird feucht, eine vollkommene Zerfließung findet indeß auch nach sehr langer Zeit nicht statt. Es geht hieraus hervor, daß die Neigung zur Wasserabsorption durch das Mengen von Zucker und Weinsteinsäure bedeutend vermehrt wird.

Um die Gewichtszunahme des Gemenges beym Zerfließen zu bestimmen, wurde ein Gemeng aus 1 Unze Weinsteinsäure und 2 Unzen Zucker, also im Ganzen ein Gewicht von 3 Unzen, auf einem flachen Teller ausgebreitet in den Keller gebracht. Nachdem in kurzer Zeit die Masse vollkommen zerflossen war, ohne irgend einen festen Rückstand zu hinterlassen, wurde wieder gewogen und es fand sich, daß die aus 3 Unzen fester Substanz entstandene Flüssigkeit 4 Unzen und 6 Drachmen an Gewicht hatte. Das Gemeng hatte daher, um vollkommen flüßig zu werden, 1 Unze und 6 Drachmen Wasser absorbirt.

Wie schon bemerkt kann weder der Zucker, noch die Weinsteinsäure aus dem verflossenen Gemenge durch langsames Abdampfen und Abkühlen weder in krystallischem Zustand, noch auch in Pulverform wieder gewonnen werden, da die eingedampfte terpenthinartige Flüssigkeit stets von neuem Feuchtigkeit aus der Luft anzieht und dünnflüssig wird. In absolutem Alkohol löst sich die zerflossene concentirte Masse vollkommen; aber auch aus dieser weingeistigen Lösung konnte durch Abdampfen und Abkühlen weder krystallisirter Zucker, noch krystallisirte Weinsteinsäure abgeschieden werden.

Folgender einfacher Versuch zeigt deutlich, daß die Weinsteinsäure durch Einwirkung des Zuckers eine Veränderung erlitten habe. Setzt man nämlich der zerflossenen sauren Flüssigkeit Kalkwasser bis zur Neutralisation hinzu, so entsteht nur ein sehr geringer Niederschlag und die vom weinsteinsauren Kalk abfiltrirte Flüssigkeit enthält eine nicht unbedeutende Menge eines Kalksalzes in Lösung. Die Weinsteinsäure ist daher durch das Mengen mit Zucker in eine andere Modifikation übergegangen, welche wie die Tartralsäure mit Kalk in Wasser lösliche Salze bildet. Noch mehr wird diese Annahme durch den Umstand bestätigt, daß die mit Kalkwasser neutralisirte Flüssigkeit wieder sauer zu reagiren anfängt, wenn Oxalsäure in nicht zureichender Menge um allen Kalk herauszuschlagen, zugesetzt wird.

Um bestimmt nachzuweisen, daß die Weinsteinsäure durch das Vermengen mit Zucker theilweise in Tartralsäure umgewandelt sey, war es vor allem nothwendig, die beyden Substanzen des zerflossenen Gemenges von einander abzuscheiden. Am besten gelingt die Trennung des Zuckers von der Weinsteinsäure und der neugebildeten Säure, wenn man die zerflossene Masse mit kohlensaurem Baryt schüttelt. Es wird so lange kohlensaurer Baryt hinzugefügt, bis kein Aufbraufen mehr entsteht und keine saure Reaktion mehr stattfindet. Es bildet sich hiebey weinsteinsaurer Baryt, welcher als unauflöslich auf dem Filtrum zurückbleibt und das Filtrat enthält den Zucker mit einem im Wasser löslichen Barytsalze. Zur Trennung des Zuckers setzt man zu der Lösung absoluten Alkohol, bis kein

Niederschlag mehr entsteht. Die vom Niederschlag abfiltrirte Flüssigkeit enthält den Zucker, der nicht mehr krystallisationsfähig, daher in Traubenzucker übergegangen ist. Der flockige Niederschlag löst sich in Wasser vollkommen auf; durch Aufkochen trübt sich die klare Lösung, indem sich weinsteinsaurer Baryt abscheidet. Er verhält sich somit wie tartralsaurer Baryt, welcher bekanntlich durch Kochen in weinsteinsauren Baryt übergeführt wird. Zersetzt man den Niederschlag vorsichtig mit verdünnter Schwefelsäure und verdampft die vom schwefelsauren Baryt abfiltrirte Lösung im luftleeren Raum über Schwefelsäure, so bleibt eine saure klebrige Flüssigkeit, welche alle Eigenschaften der reinen Tartralsäure besitzt.

Aus den angegebenen Versuchen ergiebt sich demnach:

1) Ein Gemeng aus Zucker und Weinsteinsäure zieht die Feuchtigkeit aus der atmosphärischen Luft viel schneller und in höherem Grade an, als jede dieser beyden Substanzen einzeln.

2) Die Weinsteinsäure geht durch die Vermengung mit Zucker in Tartralsäure über, weßhalb weder der Zucker, noch die Weinsteinsäure aus dem zerflossenen Gemenge wieder krystallinisch dargestellt werden können.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß

Von dem Herrn M. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée etc.

Rapport à Monsieur de Pusey, Préfet de Vaucluse, sur un voyage à Arles, en province, à l'effet de constater la nature de la maladie de cette ville en Octobre 1832. 8.

Biographie des hommes du Jour. Paris. 8.

Informaciones sumarias de las esperiencias a que se sometie en la Martinica, año de 1822. San Fernando 1827. 8.

Rapport chirurgical sur l'expédition du passage aux portes-de-Fer en octobre 1839. 8.

Durch denselben:

Calcutta Journal of Natural History etc. By John M'Clelland etc. No. 21. April 1845. No. 22. July 1845. 8.

Von dem Herrn Professor M. Alexis Perrey in Dijon:

Sur les tremblements de terre de la Péninsule Scandinave. Paris 1845. 8.

Von dem Herrn Professor v. Gemini in Paris:

Considérations sur le mode de transmissiou de la peste et sur la génération des maladies en général. Paris 1844. 8.

Von dem Verein für Naturkunde in Mannheim:

III., V., VI., VII. Jahresbericht 1836—1840. Mannheim. 8.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate December 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften:

Von der Société des sciences de Finlande:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Tomus I. 1842. Tomi secundi. Fasciculus I. 1843. T. secundi Fasciculus II. 1844. Helsingforsiae 1842 — 1844. 4.

Durch Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg:

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Herausgegeben von Prof. Mohl in Tübingen ꝛc. Erster Jahrgang. I. u. II. Heft. Stuttgart 1845. 8.

Karte von dem Königr. Württemberg nach der neuen Landesvermessung im $\frac{1}{50000}$ Maaßstab, von dem k. statistischen Bureau. 34 Blätter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

9) Hr. Akademiker v. Kobell giebt Nachricht über den Brongniartin von Berchtesgaden.

Ich erhielt im vergangenen Herbste durch Hrn. Salinen-Inspector Reichenbach in Berchtesgaden ein problematisches Mineral, von welchem derselbe vermuthete, daß es Brongniartin oder Glauberit seyn könne. Meine Untersuchung hat diese Vermuthung bestätigt.

Das Mineral findet sich in derben krystallinischen Massen, welche in einer Richtung vollkommen spaltbar sind. Die Spaltungsflächen besitzen einen dem Perlmutterglanz sich nähernden Glasglanz, die unvollkommen muschligen Bruchflächen sind zwischen glas- und schwach fettglänzend.

In dünnen Spaltungstafeln ist das Mineral durchsichtig genug, um im polarisirten Lichte untersucht werden zu können, was bis jetzt nicht geschehen ist. Ich beobachtete ein zusammengesetztes Ringsystem mit zwey prismatisch farbigen Hyperbeln, welche beym Drehen der Krystallplatte um ihre Axe in zwey Richtungen zu einem schwarzen Kreuze zusammentreten, so daß man das Mineral leicht für einaxig halten könnte. Das Kreuz einaxiger Krystalle bleibt aber beym Drehen der Krystallplatte unverändert, wenigstens findet keine weite Theilung daran statt, während das Kreuz, welches die Hyperbeln zweyaxiger Krystalle bilden, sich in gewissen Richtungen deutlich in diese Hyperbeln zerlegt.

Die Farbe des Minerals ist weiß, in's Gelbliche. Vor dem Löthrohre verknistert es etwas; langsam erhitzt, schmilzt es schon an dem Saume einer Lichtflamme. Der schmelzende Tropfen ist wasserklar, wird aber beym Erkalten weiß und trübe. Stärker erhitzt giebt es alkalische Reaction und mit Soda Hepar. Im Kolben giebt es kein Wasser.

Wird ein klares Stück mit Wasser übergossen, so wird es bald trübe und es löst sich schwefelsaures Natrum auf.

Mit einer gehörigen Menge Wasser wird alles schwefelsaure Natrum extrahirt und schwefelsaurer Kalk bleibt als Rückstand. Die Auflösung enthält aber immer etwas Gyps. Ich habe hierüber einige Versuche angestellt und in gesättigte Glaubersalzauflösung frisch gefällten Gyps eingetragen und unter Umrühren einige Tage stehen gelassen. Dann bestimmte ich den Kalkgehalt einer gewogenen Menge der Auflösung und es ergab sich, daß eine gesättigte Glaubersalzauflösung eben so viel Gyps auflöst, als reines Wasser, nämlich 400 Theile lösen einen Theil Gyps auf.

In einer hinreichenden Menge Salzsäure löst sich das Mineral vollkommen auf.

Bey der Analyse wurden 30 Gran durch Kochen mit kohlensaurem Kali zersetzt und auf die gewöhnliche Weise Kalk und Schwefelsäure bestimmt.

Es wurden erhalten:

Schwefelsaurer Kalk	51,0
Schwefelsaures Natrum	48,6
	99,6

Dieses stimmt demnach mit der Formel

$$\dot{Na}\,\ddot{S} + \dot{Ca}\,\ddot{S}$$

überein, nur ist der Gehalt an schwefelsaurem Kalk etwas größer gefunden worden, weil das Mineral in feuchter Luft allmählig zersetzt wird und Glauberſalz auswittert.

Ich habe einige Versuche gemacht, um dieses Mineral künstlich herzustellen. Dabey habe ich zunächst die gehörigen Mengen von Gyps und Glauberſalz zusammengeschmolzen. Ich erhielt eine krystallinische Masse, an welcher sich stellenweise ein Blätterdurchgang deutlich erkennen ließ und welche auch beym Schmelzen und auf nassem Wege sich wie das natürliche Mineral verhielt. Ob eine ähnliche Bildung auf nassem Wege gelingt, weiß ich nicht, indessen sind einige Versuche vorbereitet, deren Resultate ich seiner Zeit mittheilen werde.

Der Brongniartin war bis jetzt nur mit Sicherheit von Villarubia in Spanien bekannt, wo er in Krystallen mit Steinsalz vorkommt. Die Vorkommnisse von Aussee und Ischel sind noch zweifelhaft. Der Brongniartin von Berchtesgaden kommt mit Gyps und etwas Steinsalz in Salzthon vor, bis jetzt aber auch nur als Seltenheit.

---

10) Hr. Akademiker v. Martius legte der Classe das achte Heft seines Werkes: Genera et Species Palmarum Brasiliensium vor und berichtete darüber, wie folgt:

Dieses Werk, welches ich immer als eine der wichtigsten literarischen Aufgaben meines Lebens betrachtet und mit Vorliebe gepflegt habe, schreitet nur langsam seinem Abschluße entgegen. Bey genauer Würdigung des Gegenstandes aber dürfte dieß dem Unternehmen wohl nicht zum Tadel gereichen, denn ein langsameres Ausreifen der Resultate, die hier in Aussicht stehen, verbürgt auch deren Nachhaltigkeit und erhöhten Nutzen.

Als ich den Plan faßte, die systematische Beschreibung der in Brasilien vorkommenden Palmenarten zum Ausgangs- und Anhalts-Punkt einer allgemeinen Monographie von der natürlichen Familie jener, in so vielen Beziehungen merkwürdigen Gewächse zu machen, konnte ich kaum ahnen, zu welchen weit- und tiefgehenden systematischen, anatomischen, morphologischen und pflanzengeographischen Untersuchungen diese Arbeit führen werde. Nachdem aber Hr. Prof. Hugo von Mohl auf mein Ansuchen die Ausarbeitung der Anatomie der Palmen übernommen und in diesem Theile des Werkes so glänzende Resultate gewonnen hatte, Resultate, die theilweise eine Umwälzung in den wichtigsten Lehren von dem Bau und der Entwicklung der Monokotyledonen herbeygeführt und überdieß manches Andere berichtigt und festgestellt haben, — hielt ich es für meine Pflicht, auch den übrigen Capiteln die größte Sorgfalt zuzuwenden, und durch Erwerbung eines möglichst vollständigen Materials sowohl den systematischen als den morphologischen Theil der umfangsreichen Monographie auf der thunlich breitesten Basis auszuführen. Auch bin ich so glücklich gewesen, fortwährend sowohl aus Brasilien als aus andern tropischen Ländern die meisten hierher gehörigen Entdeckungen anderer Botaniker zu erwerben, und dadurch erst in den Stand gesetzt worden, die systematischen Untersuchungen zu einem Abschluß von nachhaltiger Sicherheit zu bringen und dem morphologischen und pflanzengeographischen Abschnitt die geeignete Vollständigkeit zu geben. Die zahlreichen Entdeckungen, welche Alcide d'Orbigny in Brasilien, Paraguay, vorzüglich aber in Bolivia gemacht hat, war mir vergönnt, im Jahre 1842 in Paris zu studieren. Seitdem habe ich vorzüglich durch die Liberalität des leider viel zu früh für die Wissenschaft (am 10. Febr. d. J. zu Malacca) verstorbenen Will. Griffith die vollständigste Einsicht in den Formenkreis der ostindischen Palmenflora erlangt, indem ich von diesem trefflichen Naturforscher nicht weniger als 102 Palmenarten erhielt.

Ich glaube daher für die Ausarbeitung der allgemeinen Formen- und Entwicklungs-Geschichte der Palmen ein Material zusammengebracht zu haben, dergleichen vorher noch nirgends existirte, und

mehr auf diesen objectiven Reichthum als auf meine subjective Fähigkeit gründe ich die Hoffnung, daß Eine hochverehrliche Classe, und sofort die Botaniker überhaupt, die Arbeit, welche ich hier vorzulegen mich beehre, mit Wohlwollen aufnehmen werden.

Das ganze Werk zerfällt nach der Entwicklung, welche ich ihm während einer zwanzigjährigen Arbeit gegeben habe, in drey Abtheilungen:

1) in die ausführliche systematische Beschreibung aller bisher in Brasilien und den benachbarten Landschaften Südamerika's beobachteten Palmenarten;
2) in eine kritische Sichtung und berichtigende Charakteristik aller Tribus, Gattungen und Arten der gesammten Familie, nach den Principien einer gesunden Systematik, mit Hervorhebung der wesentlichsten Typen;
3) in eine Einleitung, welche die Generalia über innere und äußere Gestaltung, Entwicklungsgeschichte und Geographie zusammenfassen soll.

Von dieser Einleitung macht die bereits erwähnte Abhandlung des Hrn. Prof. H. v. Mohl in Tübingen, de Palmarum structura, das erste Capitel aus.

Ein zweytes Capitel, welches sich hier zunächst anschließt, handelt von den fossilen Palmen. Dasselbe hat auf meine Bitte Hr. Prof. Franz Unger in Grätz ausgearbeitet. Es erscheint in dem Hefte, das ich mich beehre vorzulegen, und kann als theilweise Ausführung und Erläuterung dessen betrachtet werden, was derselbe Verfasser über die fossilen Palmen in seiner systematischen Uebersicht der Flora der Vorwelt „Synopsis Plantarum fossilium Lips. 1845“ in Kürze zusammengestellt hat.

Ein drittes Capitel bespricht die Form- und Entwicklungsgeschichte. In dem vorliegenden Hefte habe ich die erste Hälfte dieses Abschnittes veröffentlicht. Der Schluß dieses Capitels so wie jenes über die Geographie der Palmen wird den Hauptgegenstand des noch zu edirenden Schlußheftes bilden.

Außerdem aber führt dieses Heft die systematische Uebersicht zum Schluß. Es beginnt mit der Fortsetzung der Naturgeschichte von Phoenix, und hierauf folgen die Cocoinen, als die letzte der fünf

Tribus (oder Familien), in welche ich die ganze Ordnung der Palmen eingetheilt habe.

In der Ausgabe von Linne's Systema naturae vom Jahre 1767 werden 10 systematisch sichere Palmenarten aufgeführt, welche zu den Gattungen Chamaerops, Borassus, Corypha, Cocos, Phoenix, Elaeis, Areca und Caryota gehören. Wie sehr das Material auf diesem Gebiete zugenommen hat, erweist sich unter Anderm aus dem Inhalte des vorliegenden Heftes.

Von der Gattung Phoenix sind 8 Arten aufgeführt. Phoenix Ouseleyana Griff. in Chota-Nagpore und Assam entdeckt und ganz neuerlich in dem Calcutta-Journal of natural History bekannt gemacht, wird als eine neunte Art in dieser merkwürdigen Gattung aufzuführen seyn, welche 6 Arten in Asien, zwey in Afrika, und Phoenix dactylifera mit nicht ermitteltem Vaterland begreift.

Die nun folgenden Cocoinen umfassen 126 Arten, 80 mit Stacheln versehene und 46 unbewehrte, nämlich:

	Desmoncus	13	Arten
	Bactris	36	und drey nicht genug ermittelte
		(3)	
	Guilielma	3	
	Martinezia	4	
	Acrocomia	4	
		(4 minder sicher bestimmte)	
	Astrocaryum	13	
		80	
unbewehrte:	Elaeis	2	
	Cocos	13	(darunter 2 minder sichere)
	Syagrus	5	
	Diplothemium	5	
	Jubaea	1	
	Maximiliana	3	
	Attalea	15	
	Orbignya	2	
		46	

Alle diese Bäume gehören der neuen Welt an, und es ist ein Factum, welches die Berücksichtigung

der Pflanzengeographen in hohem Grade verdient, daß Cocos nucifera, die einzige durch Cultur weitverbreitete Art, auch die einzige ist, welcher man Asien als ursprüngliches Vaterland zuschreiben zu müssen glaubte, wiewohl sich ihr Standort unter den Verhältnissen einer ursprünglich wilden Pflanze eben so wenig nachweisen läßt, als jener der Dattelpalme.

In Beziehung auf die Formgeschichte bieten die Cocoinen viele sehr eigenthümliche und allgemein wichtige Verhältnisse dar. Ich wage jedoch nicht, die Classe mit diesen Specialitäten zu beschäftigen, und will nur zwey Eigenthümlichkeiten anführen, welche vordem noch unbekannt waren, nämlich die zur Zeit noch räthselhafte Bildung einer aus drey gleichen Schenkeln bestehenden Nath auf dem einzelnen Samen einer offenbar aus drey Fruchtblättern gebildeten Frucht (bey Syagrus, welche Gattuug durch dieß Merkmal vorzüglich charakterisirt wird), und die eigenthümliche Drehung und Zusammenrollnng der Staubbeutel (bey der Gattung Orbignya).

Das Capitel über die fossilen Palmen aus der Feder des Hrn. Prof. Fr. Unger, der sich bereits durch seine Chloris protogaea und durch die Synopsis plantarum fossilium als genauer paläontologischer Forscher erwiesen hat, führt in einer historischen Einleitung die wesentlichsten Entwickelungen auf, welche unsere Kenntniß von den Palmen der Vorwelt erfahren haben. Die älteren Paläontologen haben viele Reste den Palmen zugeschrieben, die nicht dazu gehören. So ist von den 15 Arten Palmacites, die Schlotheim aufführte, nur Eine mit Sicherheit als Palme zu bestimmen. Graf von Sternberg hat im 5ten Hefte seiner Flora der Vorwelt 14 Arten unter 5 Gattungen genannt, wovon ebenfalls mehrere zweifelhaft, andere, wie Nöggerathia mit Bestimmtheit zu den Farn zu verweisen sind. Unter den zahlreichen Endogenites-Arten, die Anton Sprengel beschrieben, sind nur zwey Palmen; zu ihnen kommt eine dritte Art, die Bernh. Cotta in seinem Buch von den Dendrolithen beschrieben hat. Andere Arten haben Parkinson, Burtin, Brongniart, Lindley und Hutton, Witham, Göppert, Roßmäßler, Zenker und Unger selbst

hinzugefügt, so daß die Gesammtzahl aller fossilen Palmen, welche hier aufgeführt werden, auf 43 Arten ansteigt. Das Material aber, wonach diese Pflanzen in das System aufgenommen worden sind, ist nicht von gleichem Werthe. Es sind nämlich Reste, entweder von verkohlten oder versteinerten Stämmen, oder von Blättern (den sogenannten Palmenwedeln), von Inflorescenzen oder endlich von Früchten, welche zur Herstellung der Classification und Charakteristik benützt werden konnten.

Nach den Stämmen werden 13 Arten (11 von der Gattung Fasciculites, 2 von Palmacites) aufgeführt. Unter die zuerst von Cotta aufgestellte Gattung Fasciculites rechnet Hr. Unger alle fossilen Baumstämme, in denen sich zerstreute Gefäßbündel zeigen, welche weder Holzschichten noch Geflechte in Absätzen bilden. Diese Gefäßbündel bestehen aus einem eigentlichen Holzkörper, aus Bast und einem Bündel von Vasibus propriis. Alle hierher gehörigen Formen, von denen 11 aufgeführt werden, kommen in einem silifizirten Zustande vor, welcher eine feine Politur und mikroskopische Beobachtung gestattet. Die Verbindung der einzelnen Elementarorgane in den Gefäßbündeln und die Anordnung dieser im Ganzen, so wie die Beschaffenheit der Elementarorgane außerhalb den Gefäßbündeln gewährt sichere Anhaltspunkte für die Charakteristik und Diagnostik der einzelnen Arten. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß alle Fasciculiten in zwey Gruppen getrennt werden können, je nachdem sich zwischen den vollständigen Gefäßbündeln auch noch Bastbündel befinden oder nicht. Die andere auf den Befund des Stammes gegründete Gattung, Palmacites Brongniart, wird dadurch charakterisirt, daß der einfache und cylindrische Stamm von dem untersten Theile der Blattstiele scheidenförmig umfaßt wird. Hierher gehört die von Brongniart aus dem Grobkalk von Vailly beschriebene Form (Zamites Brongniarti Sternb. II. p. 196) und ein Exemplar in Bernh. Cotta's Sammlung aus der antillischen Insel Antigua.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

10) Hr. Akademiker von Martius legte der Classe das achte Heft seines Werkes: Genera et Species Palmarum Brasiliensium vor und berichtete darüber, wie folgt:

(Schluß.)

Von den Resten, welche man auf die Gestalt von Palmenwedeln zurückführen kann, gehören 14 Arten den Flabellifrondibus an, und bilden die Gattung Flabellaria. Eine Art (Flabellaria borassifolia Sternb.) gehört der Kohlenschieferformation (Böhmens) an; die meisten kommen aber in tertiären Bildungen, namentlich der miocenischen von Häring in Tirol, von Radoboj in Croatien und von Aix en Provence vor. Nur eine Art, Flabellaria parisiensis, findet sich im Grobkalke von Paris. Die Zahl der Palmen mit gefiederten Wedeln beläuft sich auf 5, wovon 4 zur Gattung Phoenicites gehörig, die sich durch sehr zarte Parallelnerven der Fiederblättchen auszeichnet; und 1 bildet die Gattung Zeugophyllites, wo die Blattnerven stark hervorragen. Letztere ist aus den Kohlenminen von Rana-Gungje bey Rajemal in Nordindien und durch Ad. Brongniart bekannt gemacht worden. Die Arten der Gattung Phoenicites gehören ebenfalls vorzüglich der miocenischen Tertiärformation an.

Von einer Blattbildung, welche große Aehnlichkeit mit jener der Scheiden (Spathae) hat, welche den Blüthenstand der Palmen einschließen, hat H. Unger den Charakter für die Gattung Palaeospathe hergenommen, und er rechnet dazu zwey Arten, die eine aus der böhmischen Kohlenschieferformation von Swina (es ist die Spatha Flabellariae borassifoliae Sternb.), — die andere aus dem Kupfersandstein am westlichen Abhange des Ural.

Endlich führt H. Unger acht fossile Früchte nach dieser Aufzählung Palmen zurück, von welchen vier unter dem Namen Carpolithes von Lindley und Hutton aufgeführt in der untern oolithischen Formation von England, die zwey Arten Burtinia in den Ligniten von Lieblar bey Cöln und Woluwe bey Brüssel, und die zwey Arten Baccites nach Zenker in der Erdkohle von Altenburg vorkommen.

Auf die eigentliche Steinkohlenformation wären nach dieser Aufzählung nur 4 Arten zu rechnen. Die nach früheren Schriftstellern im rothen Todtliegenden vorkommenden Palmen hat eine genauere Untersuchung ihres Baues zu den Farnbäumen, Palmenfarn (Cycadeen) und Calamiten verwiesen. Der Endogenites palmacites, welchen Anton Sprengel als hieher gehörig angiebt, stammt nach Bernh. Cotta nicht aus Sachsen, sondern vielmehr aus Antigua, also aus jüngster Tertiärbildung. Ueber die fossilen Palmen, welche Alex. v. Humboldt aus dieser Formation in Mexico gesehen hat, fehlen genauere Bestimmungen. Die Kupferschieferformation besäße blos einen Repräsentanten, in der von Kutorga am westlichen Ural aufgefundenen Palaeospatha aroidea Ung. Der bunte Sandstein, obgleich reich an andern Monocotyledonen, enthält keine Palmenversteinerungen. In der Quadersandsteinformation führt

Göppert die Flabellaria chamaeropifolia auf. Liaskalk und Liasschiefer sind ohne Palmen. Aus den oolitischen Schichten wären nur die 4 englischen Carpolithen zu nennen. Dagegen tritt die Bildung der Palmen in den späteren Formationen, nach der Kreide und dem Grünsand, immer häufiger hervor. Aus der eocenischen Tertiärformation sind 4, und wenn man die von Bowerbank als der Nipa verwandte Früchte hieher rechnen wollte, noch 13 bekannt. Es mag hier daran erinnert werden, daß Nipa, jenes seltsame, durch einen kolossalen Fruchtkolben ausgezeichnete ostindische Gewächs, von mehreren Botanikern (wie Blume und Griffith) zu den Palmen, wo es eine eigenthümliche Gruppe darstellen würde, von andern (wie Gaudichaud und Endlicher) in die Nachbarschaft der Pandaneen und Phytelephanteen gestellt wird.

Am reichsten an Palmen sind die miocenischen Flötze, aus denen 25 Arten angeführt werden; — in den pliocenischen endlich kommen 4 vor.

In dem letzten der acht Abschnitte, worin Unger seine Arbeit getheilt hat, behandelt er das Verhältniß der Palmen zu der gesammten vorweltlichen Flora, von welcher 1648 Arten angenommen werden. Bey den meisten ist wohl zu vermuthen, daß sie an den Orten, wo sie jetzt gefunden werden, auch gelebt haben, und daß man sie also zugleich mit coäven Formen vorfindet. Diese letzteren haben einen verschiedenen Charakter von der gegenwärtig an jenen Fundorten herrschenden Vegetation, sie erinnnern vielmehr an tropische Formen. Inzwischen sind es nicht blos solche, wie z. B. Blätter und Früchte, welche mit Laurus dulcis, Melastomaceis, Podocarpus macrophyllus verglichen werden können, sondern auch solche, die, wie der Thuja articulata, manchen Phaseoleen, dem Buxus balearica ähnliche Formen, eine Vegetation andeuten, welche wir in den mildesten Gegenden außerhalb der Wendekreise antreffen. Aus der Formation von Häring in Tyrol, woher nicht weniger als 7 Flabellarien nahmhaft gemacht sind, hat Ad. Brongniart zwey Juniperites, die Thuja nudicaulis, die Comptonia breviloba angeführt, und Unger glaubt in derselben Oertlichkeit Formen zu erkennen, welche an die capischen Myriceen, an Laurinen, Legumi-nosen und Melastomen erinnern. Er führt ferner den Araucarites Göpperti, den Cupressitides taxiformis und Thuytides callitrina an, welche ihm in jener Formation von Häring begegnet sind. Das erste dieser Gewächse war von Gr. v. Sternberg (als Cystoseirites taxiformis und dubius) zu den Meergewächsen gerechnet worden. Der Verf. glaubt übrigens, daß die Vegetation, deren Reste jetzt in der Gegend von Häring gefunden werden, in den Buchten des Meeres, welches damals den nördlichen Fuß der Alpen bespülte, begraben worden seyen, indem sie die Bergwässer aus den benachbarten Höhen herabgeführt hätten.

Eine verwandte urweltliche Vegetation hat er neuerlich auch in Croatien, in Radoboi, beobachtet. Auch dort finden sich zwey Palmen zwischen Resten von Coniferen, Amentaceen, Laurinen, Apocyneen, Verbenaceen, Acerinen, Anacardiaceen, Xanthoxyleen, Papilionaceen, unter welchen auch Meerpflanzen, die den Gattungen Cystoseira, Chondria und Laminaria entsprechen, erscheinen.

Das allgemeinste Resultat, welches aus diesen paläontologischen Untersuchungen hervorgeht, ist, daß die Palmen in verschiedenen, vorzugsweise den jüngsten (tertiären) Perioden einen Theil der damaligen Pflanzenbedeckung unseres Planeten ausgemacht haben, und daß die Gränzen des Verbreitungsbezirkes der Familie damals weit über die gegenwärtige nach den Polen hin hinausragten.

Die Artenzahl im Vergleiche mit den übrigen damals lebenden Gewächsen scheint nicht beträchtlich gewesen zu seyn, jedenfalls war sie wohl geringer, als gegenwärtig.

Ich habe, gestützt auf eine Computation der zur Zeit bekannt gewordenen Palmenarten im Gegenhalte mit den übrigen Gewächsen der Florenreiche, zu denen sie gehören, schon vor längerer Zeit die Vermuthung aufgestellt, daß die Zahl aller jetzt lebenden Palmen sich wohl bis auf 1000 erheben dürfte. Schwerlich ist diese Annahme sehr übertrieben; doch wird die Zahl vielleicht nicht ganz erreicht werden, denn es sind vorzüglich nur die heißen Länder der India aquosa und die, freylich sehr ausgedehnten, zur Zeit fast noch unbekannten Länder am Madeira oder am obern Amazonas und

Orenoco, wo spätere Forschungen noch beträchtliche Vermehrung des zur Zeit bekannten Materials in Aussicht stellen. Der große afrikanische Continent und Neuholand liefern im Verhätniß zu ihrer Ausdehnung nur ein geringes Contingent. Angenommen, daß gegenwärtig 80000 Phanerogamen systematisch bekannt wären, so bilden die 400 Palmenarten den 200. Bruchtheil. Dieses Verhältniß haben die Palmen schwerlich in einer der vorweltlichen Vegetationen erreicht, indem sie zumal von Baumfarn, Palmfarn und Calamiten (Equisetum-artigen Formen) und jenen sonderbaren, jetzt ganz erloschenen Gestalten der Sigillarien, Stigmarien, Lepidodendren und Staarsteine (Psaronii) vertreten wurden, die man dem Formenkreis der Lycopodien am nächsten stehend, mit dem Namen der Selagines bezeichnet.

Ueber den morphologischen Theil der vorliegenden Arbeit werde ich mich beehren, in nächster Sitzung zu berichten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. d. v. Js. wurde von dem funct. Secretär der Classe als ein kleiner Beytrag zur Litterargeschichte der Historie Folgendes mitgetheilt.

Das jüngste Werk Lord Brougham's: „Männer der schönen Litteratur und der Wissenschaft, die zur Zeit König Georg's III. geblüht haben," enthält die Lebensbeschreibungen von zwey Franzosen und acht Britten. Warum der mit Deutschland gar nicht unbekannte Verfasser (Briefe an J. v. Müller II, 401) keinen Deutschen in die Reihe gestellt hat, erklärt sich daraus, daß er seinen Standpunkt in England behält und daher, wie in seinen Lebensbeschreibungen der Staatsmänner aus derselben Zeit, nur solche Ausländer in Betrachtung zieht, die auf England mittelbar oder unmittelbar gewirkt haben. Die Franzosen die er aufführt, sind Voltaire und Rousseau; unter den Britten zwey Geschichtschreiber, Hume und Robertson; die übrigen, Physiker und Mathematiker. Ueber Voltaire und Rousseau wird man kaum etwas Neues finden, wohl aber Veraltetes, besonders über den ersteren, z. B. das Urtheil, sein großes Geschichtswerk sey „die wahre Geschichte der menschlichen Gesellschaft, ja der Menschheit" und „es gebe kein anderes historisches Werk, das so voll gründlicher und nützlicher Belehrung sey." Mit dieser Bewunderung kommt der Verf. um zwey volle Menschenalter später als Johann v. Müller, der einst als Jüngling darin auch befangen war, dann aber sich durch seine Werke gründlicher und nachdrücklicher als irgend ein Anderer davon lossagte. Von Hume und von Robertson, welcher des Verfs. Großoheim war, findet man hier einiges Neue, das für die Litterargeschichte der Historie nicht ganz unerheblich ist.

I.

David Hume.

Eine historische Arbeit zu unternehmen bestimmte ihn, als er durch seine philosophischen Schriften bereits einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, die Beschäftigung mit der höchst reichhaltigen Bibliothek der Rechtsanwälte zu Edinburgh, von denen er zum Bibliothekar mit dem schmalen Gehalte von 50 Pf. St. ernannt war. In der Wahl des Gegenstandes aber schwankte er eine Zeit lang zwischen einer Geschichte von England und — der Kirchengeschichte. Adam Smith war es vorzüglich, auf dessen Rath er sich für die erstere entschied.

Ein Theil der Handschrift von Hume's englischer Geschichte ist noch vorhanden. Der Verf. zeigt an mehreren Abschnitten die er aushebt, daß die Meynung, Hume habe selten nöthig befunden an dem ersten Entwurfe etwas abzuändern, ganz ungegründet ist. In einer Stelle von achtzehn Zeilen sind deren nur fünf unverändert gelassen, und mehr als einmal kommt eine zweyte Aenderung vor.

Hume war zwey Jahre lang brittischer Botschaftssecretär und einige Zeit Geschäftsträger zu Paris. Der Ruf seiner Schriften hatte ihm eine glänzende Aufnahme bereitet. Zu den Bekanntschaften, die er dort machte, gehörte der Erzbischof von Toulouse (nachher von Sens), Brienne. Von

dieſem Manne ſagte Hume mehr als einmal, er ſey der einzige in Frankreich der zum Staatsminiſter tauge. Ein Urtheil an dem ſich die „Tiefe der Wahrnehmung“ welche Spittler an dem Geſchichtsſchreiber rühmt, nicht bewährt hat. Bekanntlich war es die thörichte Amtsführung Brienne's als erſten Miniſters, was den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution am meiſten beſchleunigte und förderte.

II.

Wilhelm Robertſon.

Robertſon war der älteſte Sohn eines Landgeiſtlichen, der ſpäter an die Kirche zu Edinburgh verſetzt wurde, an welcher in der Folge er ſelbſt eine Predigerſtelle, neben ſeinem Amte auf der Univerſität, bekleidet hat. Der Vater war von ſo ſtrengen Grundſätzen, daß er dem Sohne einſt das Verſprechen, niemals ein Theater zu beſuchen, abnahm. Das Verſprechen wurde gehalten, obgleich Robertſon die Abneigung ſeines Vaters gegen das Schauſpiel keineswegs theilte, vielmehr ſich gern gefallen ließ, daß ihm, wenn er nach London kam, Schauſpieler von ſeiner Bekanntſchaft ſich in ihren beſten Rollen auf ſeinem Zimmer vorſtellten.

Hume's Geſchichtswerk war in zehen Jahren vollendet. Robertſon widmete ſeinem erſten und am wenigſten umfangreichen, der Geſchichte von Schottland unter Maria und Jakob VI., nicht weniger als ſieben Jahre in der guten Muße die ihm als Pfarrer einer kleinen Dorfgemeinde blieb. Was an dieſem Werke am meiſten bewundert wurde, war die Schreibart. Dieſe an einem angehenden Schriftſteller vielleicht beyſpielloſe Meiſterſchaft hatte Robertſon durch mannigfache, lange Uebung in der Stille erworben.

Dazu hatten vornehmlich Ueberſetzungen aus den Alten, beſonders aus den Griechen gedient. Er

hielt, ſagt der Verf., dieſe Arbeit hauptſächlich darum für ſo nützlich, weil ſie uns nöthige, den rechten Ausdruck für einen gegebenen Satz aufzuſuchen und dadurch uns gewöhne, auch die eigenen Gedanken mit Fleiß auszudrücken, und nicht hinläßig in Worte und Wendungen zu kleiden, die ſich eben zufällig darbieten, oft aber den Sinn nicht vollſtändig geben. Jedoch war er ſo wenig ausſchließlich den Alten zugewandt, daß er nicht einen von dieſen, ſondern Robinſon Cruſoe als Muſter des erzählenden Styls empfahl, da er um ein ſolches einſt befragt wurde.

Robertſon hatte viele Jahre lang an einem ſeiner Landsleute, Gilbert Stuart, einen heftigen Gegner, der wider ihn eine Schrift nach der andern ausgehen ließ. Urſache dieſer Feindſeligkeit war die irrige Meynung Stuart's, die von ihm geſuchte Anſtellung an der Hochſchule Edinburgh ſey durch Robertſon hintertrieben worden. Die vorgeſetzte Behörde hatte aus eigener Bewegung, weil ſie Stuart als einen unſittlichen Menſchen kannte, gegen ihn entſchieden.

Vor nicht langer Zeit war in einer vielgeleſenen Zeitſchrift erwähnt worden, es fänden ſich unter Hume's nachgelaſſenen Papieren Aeußerungen von Robertſon, die an ſeiner chriſtlichen Geſinnung zweifeln ließen. Der Verf. hat jene Papiere ſorgfältig durchgangen, und verſichert durchaus nichts dieſer Art darin gefunden zu haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Natalis de Wailly Mémoire sur des fragments de papyrus écrits en latin et déposés au cabinet des antiques de la bibliothèque royale, au musée de Louvre et au musée des antiquités de la ville de Leyde. Paris, Imprimerie royale MDCCCXLIV. 27 S. 4. mit 3 Steindrücken in Querfolio.

1.

In Nro. 112. dieser Gelehrten Anzeigen vom J. 1844 hat der Unterzeichnete zwey paläographische Werke (Champollion's Chartes et Manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale etc. Paris, 1842. gr. Fol. und Silvestre's Paléographie universelle. Paris, 1841. gr. Fol.) vereint besprochen, in so weit dieselben einige zu Paris aufbewahrte Bruchstücke der vom U. mit seinem Libellus aurarius (über die römischen Wachstafeln von Abrudbánya) bekannt gemachten und aufgelösten römischen Papyrusurkunde von Leyden, aus Aegypten, abgebildet enthielten; und wurden dort zugleich die daraus hervorgegangenen Ergänzungen der Urkunde oder vielmehr der dadurch ergänzte Text derselben erneut mitgetheilt.

In Folge dieser Anzeige fand U. jüngst nach sommerlanger Abwesenheit von Berlin vom Verfasser der oben angezeigten Schrift als Gegengabe einen Abdruck derselben vor, welcher mir durch den zeitweiligen Ortswechsel bis jetzt entgangen war, wie Herrn de Wailly der 1840 erschienene Libellus erst im July 1842 zur Aufklärung jener von ihm schon mehrere Jahre gekannten Pariser Bruchstücke diente (S. 3). Der Inhalt seines Werkes aber verpflichtet um so mehr zur nachträglichen Anzeige, als erst durch die vollständigere Mittheilung sämmtlicher Pariser Bruchstücke im saubern Facsimile ein bestimmteres Urtheil über das Ganze gewonnen wird und aus jenem zufälligen Nebeneinanderhergehen unsrer beyderseitigen Zusammenstellungen und Lesungen die Wahrheit des Erlesenen nur gewinnen konnte. Dieß betrifft nicht nur die Anordnung der Blätterfolge (der Pariser vor den Leydner Spalten S. 16), sondern vorzüglich gewisse Textergänzungen (wir haben z. B. gleichmäßig im Blatt B. a. Z. 5. inlvstris itaqve avctoritas tva ergänzt s. de Wailly S. 14 — 15).

Herr Natalis de Wailly fügte den dreyen von Champollion-Figeac nachgebildeten Stücken der kgl. Bibliothek zu Paris (Silvestre hatte nur Eines derselben nachgestochen) ein viertes aus dem k. Louvre hinzu, das sich in seinen 6 Zeilen genau an das dritte der k. Bibliothek anschließt. Dieses wie jene sollen aus Elephantine gekommen seyn, während der zusammenhängende dreyspaltige Theil derselben Urkunde zu Leyden aus dem nahen Philä stammt. Solch Schicksal haben die Dinge im antiquarischen Handel! —

Das dritte Stück der k. Bibliothek und das vom Louvre vereinigt de Wailly als zu einer besonderen Urkunde gehörig, während ich jene erste Hälfte, die Champollion allein mitgetheilt hatte, wegen der gänzlich gleichen Schriftzüge a. a. O. in Eine und dieselbe Urkunde hereingezogen hatte. Wenn es sich hienach um eine andre Stellung der Blätter handelt, so bleibt doch das gesichert, daß

(nach unsrer Anordnung) A. d. i. das Eine Pariser Blatt den Kopf bildet, dann die größere Leydner Hälfte (L. I. VI. III.) mit der Ergänzung der Ausgänge durch das zweyte Blatt der k. Bibliothek zu Paris folgt; jedenfalls aber das dritte daher stammende Blatt (B. a) zwischen A und B. b (oder L 1) heraus muß: es entsprechen sich inhaltlich A (Gesuch) und L II (Erlaß), ebenso L I und L III. — In B. a erscheint ein gleicher kaiserlicher Erlaß oder Auftrag, zu dem jener entsprechende Antrag (das desiderat oder precatur) fehlt. Daß beyde von de W. verbundenen Stücke aber ohne Lücke zusammengehören, wird durch die gesetzlichen Schlußworte der einen Hälfte (svb certa cavsa) und die Anfangsworte der zweyten (cavsa non secvta) bekräftigt. Ein fünftes kleines Bruchstück, Champollion gehörig und auf Tafel III. bey de Wailly über das dritte größere Stück der k. Bibliothek gestellt, ist recht glücklich an einen über dem zweyten oder Schluß-*μ* des Namens Thermvthia*m* in der ersten Zeile dort erscheinenden Querstrich angeschlossen worden, der zu dem tief unter die Linie greifenden h jenes kleinen Bruchstückes gehört, das nur das einzige Wort perhibentvr (S. 26. genannt, S. 12. aber nicht benutzt) enthält und die nothwendige achte Zeile der Spalte vertritt *). Vor dem e r s t e n m desselben Namens th*e*rmvthiam befindet sich aber ein ganz ähnlicher Zug, der nur einem oberen h oder *g* angehören kann und den ich *legibvs* lesen möchte (vgl. legibus redhiberi in Z. 8. desselben Stückes).

Die Beobachtung in der Anmerkung S. 11. verräth ein gutes Auge. Nicht minder glücklich und aufhellend sind die Nachweisungen über den gerichtlichen Styl (S. 14—15) und die Gesetzlichkeit der Urkunde (S. 18). De Wailly's Lesung der Pari-

*) Diese a c h t Zeilen erscheinen auf a l l e n Spalten der Urkunde (auf dem Stück des Louvre in den Langstrichen eines r . . b . . d . . c noch die Spuren), auf dem ersten Pariser Stücke (A.) ist sie ganz abgebröckelt; hier war sie nur kurz, de Wailly aber ergänzt sie S. 11. 24 vielleicht zu kurz durch denique.

ser Bruchstücke weicht von der meinigen a. a. O. in einzelnen Zügen und Wörtern ab. Die Abbildung bey Champollion war nicht so vollkommen und klar, wie bey Jenem, obschon an einigen Orten Ch. mehr gesehen zu haben scheint, als de W. So erscheint z. B. bey Ch. in A. 8. in frvct(i)*bvs* dieser Schluß entschieden, während er bey de W. ganz fehlt. Sollte von 1840 bis 1842 schon so viel wieder von der Schrift abgeblättert seyn?

Das *m* am Schluße von inimica*m* (A. 4) ist bey de W. nicht zu sehen. In Z. 7. gebe ich mein *svb p*(retio) auf; ob aber de W's. Ergänzung exigvo, was den Raum richtiger füllen und dem *vili* pretio (A. 5) entsprechen würde, selbst richtig, bezweifle ich (auch de W. nennt die Lesung S. 24 zweifelhaft). Der für v genommene hohe Aufstrich ist diesem in seiner Verbindung mit *o*, e und sich selbst (vv) nicht eigen; nur wenn i folgt, bleibt er unverbunden, und erscheint etwas hinaufgezogen (z. B. in L. II., 4. 5. L. III. 3). Eher würde an *minimo* pretio zu denken seyn, das in dem unserm A. entsprechenden L. II. 7. gebraucht wird. Dem widerstrebt aber ein Anfangs-*e*, das wirklich zu Tage tritt, und jener starke Aufstrich.

In derselben Z. 7. tausche ich nach wiederholter Ansicht der besseren Schriftzüge rebvs o(mnibvs) jetzt gern gegen de W's refvso ein: für omnibvs wäre auch nicht mehr Raum am Ende der sichtbar ausgehenden Zeile. Dasselbe gilt von dem in L. III. 1. angenommenen passiven Ausgange von praecipiat(vr), für den sich jetzt weder Raum noch S p u r vorhanden zeigt. In gleicher Zeile 7. tritt *auxi*(lio) jetzt klar hervor.

In B. a. (P. 2), 2. ist die Lesung thermv*thiam q*(vam l|ibertate d(onaverat) jedenfalls gerechtfertigt: sie liegt in den jetzt sichreren Zügen vorgedeutet. Eben so Z. 3. (*t*)amqvam statt (qv)amqvam; auch bey Champollion schon die Spur von t. — In Z. 4. ist jetzt die Ergänzung *And*rea klar zu erkennen. Z. 7. ist (conven)ciones schriftgemäßer als (posses)siones. — Die ähnliche Verbesserung von (por)cionem in L. I. 6. in (ivris-dic)*t*ionem (de W. S. 25) hatte ich a. a. O. Nr. 112. schon bemerkt. — Ganz preis geb' ich

Z. 8. ca(vsa) *dvb(ie)* detestatur: es ist jetzt ca(vsa d)edisse testatvr nicht zu verkennen. Nicht so schnell aber geht mein Auge in A. 3. von meinem früheren prefatvm zu precatvr über. Zwar erscheint die Präposition sonst mit *ae* (praeivdicivm A., 6. L. II, 4; praecipiat L. III, 1. und de W. S. 12, 8; praefato L. III, 2), dagegen precatorem L. II, 3. pretio A, 5. 7.; auch will ich prefatvm nicht festhalten, denn ein „precatvr" ist nöthig; aber bey Silvestre und Champollion ist gar keine Spur von der unteren Rechtsumbiegung eines c, bey Champollion verräth zudem der Bogen oben mehr ein f. Eben so wenig erscheint bey Champollion in Z. 5. nach confec . . . . eine Umbiegung zum t, eher zum *e* und confectvm gibt hier keinen Sinn und Zusammenhang (instrvmentvm, *quod* . . . . .).

Die Lesung der von de Wailly zuerst gegebenen Ergänzung von B. a. durch das Stück vom Louvre (S. 12. Z. 8—13) ist durchaus unzweifelhaft; ob dagegen alle von de W. angesetzten Wort- und Zeilen-Ergänzungen richtig getroffen seyn dürften, möchte nach graphischen Spuren und dem Sinnzusammenhange eher zu bezweifeln seyn.

Das in B. a, 8. (de Wailly S. 12, 7.) ergänzte *jumenta quae* (warum gerade jumenta hier?) würde ich in ein allgemeineres (*omnia qv*)ae oder (*omnia* vero qu)ae verwandeln. Das bey de W. Z. 13. angenommene Inf(irmari) dürfte schon graphisch und auch wegen des Zusammenhanges oder Abhanges von dispositura nicht richtig seyn. Die ganze Stelle aber verlangt Aenderung. Für co(egerunt) ist kein Raum mehr (der Spalte fehlt nur der scharfe Rand); vom ersten *e* keine Spur, wenn auch der vorhandene Hochstrich nach c (oder s?) unerklärlich ist. Sicher aber steht nicht prece, eher pro se und jenes vermeinte inf(irmari) dürfte graphisch- und sinnrichtiger inst(itvervnt oder erant) zu deuten seyn. De Wailly nimmt S. 26. servi für den Nominativus Plur. wie signati und theilt demnach hinter venditionem. Ich glaube dagegen, daß zu theilen und zu lesen sey: dispositvra (nämlich avctoritas tva) |venditionem servi, qvam [venditionem] pro se signati [d. i. eben wie die in der memorata narratione L. II, 4. bezeichneten iniqvi detentatores] violenter (*t*)um celebrare cl(am??) | institverant.

Indem wir den nunmehr vielfach aufgehellteren Text nochmals vorzuführen veranlaßt sind, tritt uns wiederholt die Frage um de Wailly's Absonderung der beyden, so zu sagen, thermuthischen Bruchstücke in den Weg. Der Haupteinwand gegen den Zusammenhang mit unserer Urkunde, für den die ganz gleichen Schriftzüge in allen Pariser (und Leydener) Stücken oder Spalten oben bereits geltend gemacht wurden, ist hergenommen von dem nochmaligen Vorkommen der Anrede Andrea frater amantissime, inlvstris itaque auctoritas tua etc., die in L. 1. schon einmal vorkommen als . . . . me ac ivcvndissime . . . . (e)perientia tva. Aber sollte in Einer und derselben Urkunde bey der Sonderung der verschiedenen in Frage seyenden Rechtsfälle je nach den verschiedenen Dikasterien dieß selbst mit Anrede zwey verschiedener Rechtsbehörden, denen der Kaiser die im Erkenntniß gesonderten Fälle zuweist, nicht möglich gedacht werden können?

Schon in der Haupturkunde (um einmal in de W's. Sinn zu sondern) erscheinen zwey verschiedene Bescheide: in A. und L. I. treten zwey verschiedene Rechtsverkürzte mit ihren Gesuchen und Anträgen auf; des Ersten Name war in einer der Spalte A. vorausgegangenen enthalten; der des zweyten, der kürzeren Antrag zu stellen hatte, geht aus dem Bescheide L. III, 2. (*praefato* Isidoro) hervor und muß auch dort (L. I, 1.) Isidorvs gestanden haben. Dem ersten Kläger sind Sklaven vorenthalten worden (eorum in A, 1. wird durch mancipiorum in L. II. 1. erklärt oder gedeckt): hier werden mehrere detentatores (A, 1. u. L. II, 1) genannt; bey dem Zweyten, dem seine solacia (soulage) ex militia sua debita vorenthalten oder entlockt worden waren (L. I, 1. L. III, 3, 4.), wird nur von Einem (usurpatore L. I, 2) ausgesagt.

Bey der in dem angedeuteten Bezuge durch ungesetzliche (legibus inimicam) und gewaltsam aufgedrungene Verkaufs-Urkunde (per vim ac necessitatem confectum emptionale instrumentum) vorgegangenen Güteranmaßung (possessiones . . . .), waren auch wahrscheinlich in den Rückgängigkeits-

Verhandlungen jene Sklaven zurückgehalten und mag zugleich dem „Isidorus“ (ob durch den Kläger selbst?) Unrecht an seinen solaciis sive emolumentis ex militia geschehen seyn. Warum sollte die ägyptische Thermuthia nicht mit im Spiele und Handel gewesen seyn. Jener Isidorus etwa, oder besser, eine Frau hatte ihr die Freyheit geschenkt, sie aber (ingrata), wahrscheinlich durch Verrath die Hand im Spiele habend, hatte ihre Herrin bey der ganzen Sache zugleich geschmäht (patronam contumeliis dicitur offendisse), und wird nun, worauf Jener (oder Jene) angetragen, verurtheilt, wieder unfrey zu werden, doch unter Zurückgabe alles dessen, das auch ihr abgepreßt worden war (quas timor extorsisse detegitur). Und sollte dieses eigenthümliche Strafverhältniß einer zurückgestellten Liberta in einer und derselben Urkunde nicht auch einer anderen Gerichtsbehörde zugewiesen worden seyn können?

Wie dem aber auch sey, so werden wir jedenfalls diese Verhandlung dem übrigen Ganzen des Textes nachzustellen haben, für welchen die ungetrennten drey Leydener Spalten den Mittelpunkt oder Kern bilden, an den sich vorn das eine Pariser Bruchstück (A.) reiht, das andere hinten ergänzend hinzutritt. — Darnach gestaltet sich unser Text nun folgender Maßen:

I.

A. ab iniqvis eorvm detentatoribvs sibi restitvj; | insvper etiam pre(catvr) | emptionale instrvmentvm, qvod per vim ac necessitatem legibvs iniqvam | vili pretio dato svper possessionibvs ad se pertinentibvs confecerint, | nvllvm sibi praeivdicivm generare, | sed exigvo pretio, qvod re vera datvm est, cvm legitimis vsvris refvsato | . . . . . (cvm) debitis frvctibvs reqvperare; | . . . . . L. I. (. . . Isidorvs vero de)siderat solacia ex militia sva debita | . . . . . (ab) vsvrpatore sibi restitvi. |

. . . . . (karissi)me ac ivcvndissime, | (lavdanda itaqve e)xperientia tva | . . . . . (tvi)s inest, | . . . . . (si res ad ivrisdi)ctionem pertineret | . . . . . (a)d solvtionem debiti vix tandem sine vlla vana dilatione | . . . . . (i)vxta legvm tenorem constringi, | LII. iniqvos vero detentatores mancipiorvm ad evm pertinentivm | portionem ipsi debitam resareire, | nec vllvm precatorem ex instrvmento emptionali | pro memorata narratione per vim confecto praeivdicivm pati; | sed hoc viribvs vacvato, | possessiones ad ipsvm pertinentes evm debitis frvctibvs | minimo pretio, qvod re vera accepisse probatvr, | evm legitimis vsvris reddito, ab iniqvis detentatoribvs | LIII. evm recipere praecipiat;*) praefato scilicet Isidoro | solacia sive emolvmenta ex militia svpr . . . , | qvae perperam in svvm lvcrvm dicitvr (vertisse) restitvere compellendo, | ita tamen vt personae ad ivs spectabili**) trib(vatvr . . . . .) |, cessante militari apparitionis svae avxili(o . . . . .) | in provinciali ivd(icio) |

II.

. . . . . (le)g(ibvs perhibentvr . . . (precatvr? desiderat? | Thermvthiam q(vam l)ibertate d(onaverat); | tamqvam ingratam ad pristinvm (sta)tvm servitvtis retrahere. | Andrea frater amantissime, | (inlvs)tris itaqve avctoritas tva, | (evm rem a)d svam ivrisdictionem pertinere cognoverit, | (conven)ciones, qvas timor extorsisse detegitvr, antiqvari, | (omnia vero q)vae svb certa ca(vsa d)edisse testatvr, | cavsa non secvta, legibvs ei redhiberi praecipiat | ***) et libertam,†) qvae patronam contvmeliis dicitvr offendisse, | ad pristinam fortvnam reduci decernat, | dispositvra | vend(ition)em servi, qvam pro se signati violenter (t)um celebrare . . | institverant | . . v . . . b . . d . . c . . . . . | . . . . . |

(Schluß folgt.)

*) Experientia tva.
**) Einer Gerichtsperson.
***) Auctoritas tua.
†) Thermuthiam, quam libertate donaverat (patrona.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

George Cuviers Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1784 — 1792 naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts, nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von C. H. Pfaff. Herausgegeben von Dr. V. F. G. Pöhn, Professor an der Universität zu Kiel. Mit Cuviers Portrait und 6 Tafeln in Steindruck. Kiel in der Schönschen Buchhandlung. 1845. 8.

Dieses Buch führt uns in eine Zeit zurück, in welcher in Stuttgadt eine hohe Schule ganz eigener Art unter der unmittelbaren hohen Leitung des Herzogs Karl Eugen bestand, welche daher auch den Namen Karls-Akademie führte. Sie vereinigte Jünglinge aus fast allen Ländern Europas nicht blos zu gemeinschaftlichem Unterricht, sondern auch zu gemeinschaftlicher Wohnung, Kost, Pflege, Aufsicht unter militärischen Formen und strenger Abgeschlossenheit, welche nur Sonntags auf wenige Stunden und während der Ferien auf 1 bis 2 Wochen unterbrochen war.

Diese äußeren Verhältnisse führten fast nothwendig ein engeres Anschließen der Jünglinge aneinander herbey, und so hatten auch mehrere sich mit Cuvier und Pfaff zu einem Vereine verbunden, der auch nach ihrer Trennung von der Akademie fortbestand. Der Zweck desselben war vorzüglich die gegenseitige Mittheilung naturhistorischer Untersuchungen durch Beschreibung und Zeichnung oder Austausch der Gegenstände selbst, welche in einer gemeinschaftlichen Sammlung in Stuttgardt vereinigt wurden. Cuvier war nach seinem Abgange aus der Akademie durch seine Anstellung als Hofmeister in der Nähe der Küste der Normandie in die günstige Lage versetzt worden, seinen Freunden verhältnißweise mehr Neues über Pflanzen und Thiere melden zu können. Er benützte aber auch das ihm dargebotene Material mit außerordentlichem Eifer. Die von ihm mitgetheilten zum Theil durch Zeichnung erläuterten Beschreibungen hauptsächlich von Pflanzen, Insecten, Krebsen, Mollusken, Vögeln, die damit verbundenen anatomischen Untersuchungen und physiologischen Bemerkungen tragen schon das Gepräge der eigenthümlichen Klarheit der Auffassung und Darstellung, welche die Werke Cuviers so vortheilhaft auszeichnen, so wie des Scharfsinnes in der Auffindung der Charaktere der einzelnen Species. Die Versuche die verschiedenen Species wieder in einzelne Gruppen oder in abgesonderte Gattungen zu vereinigen oder auch höhere Abtheilungen zu begründen, lassen schon den künftigen Meister in der Classification der Thiere erkennen. Diese systematischen Untersuchungen Cuviers über die Pflanzen, Insecten und Mollusken waren ohne Zweifel außer Pfaff hauptsächlich für den in den Briefen öfters genannten Hartmann bestimmt, welcher sich entsprechenden Untersuchungen in Württemberg mit ausgezeichnetem Erfolge widmete, der nur nicht immer unter seinem Namen bekannt wurde, und für den fast nur einige an ihn gerichtete Briefe Cuviers öffentliches Zeugniß geben, welche Duvernoy in seiner Biographie Cuviers abdrucken ließ. Cuvier würde wohl ohne Zweifel von selbst auf die Verbindung der Zoologie mit vergleichender Anatomie und Physiologie geführt wor-

den seyn, indeß gebührt die Ehre, diese Idee zuerst gefaßt und in Vorlesungen ausgeführt zu haben, unstreitig Kielmeyern, wie dieß Pfaff auch in einem Anhange am Schlusse des Buchs nach den von Martius in seiner Gedächtnißrede auf Kielmeyer dargelegten Umständen anerkennt. Den einfachsten und sichersten Aufschluß über das frühere Verhältniß Cuviers zu Kielmeyer gibt übrigens der in dem XX. Briefe pag. 177 von Cuvier seinem Freunde Pfaff gegebene Auftrag, Kielmeyern (wie dieß auch schon bey früheren Arbeiten geschehen war) die (folgende) Anatomie der gemeinen Flußmuschel mitzutheilen, mit dem Beysatze, „er war mein erster Lehrer in dieser Kunst, verdient also wohl thatsächliche Danksagungen.“ Cuvier setzte diese auch durch fernere Mittheilungen an Kielmeyer fort, dessen Vorträge über vergleichende Zoologie Cuvier nach dem Briefe vom 29. Febr. 1791 p. 213 wenigstens im Auszuge und ihrer Hauptrichtung nach durch Pfaff bekannt geworden waren. Das Verhältniß Cuviers zu dem verstorbenen Kanzler von Autenrieth scheint selbst auch nach dem p. 221 und 240 in diesen Briefen Gesagten ein engeres gewesen zu seyn, was auch durch eine Aeußerung Cuviers in dem Werke über die ossemens fossiles bestätigt wird, mit welcher er eine ihm von Autenrieth mitgetheilte Beobachtung begleitet, daß er mit Autenrieth von seiner Jugend an durch wahre Freundschaft verbunden sey. Die Verbindung Cuviers mit seinen Freunden in Würtemberg überdauerte lange die in diesem Buche bezeichnete Periode seiner Verbindung mit Pfaff, und namentlich wurde sie mit Hartmann (der als Oberamtsarzt in Balknang lebte) in Beziehung auf Insecten und Mollusken, mit Kielmeyer hauptsächlich über vergleichende Anatomie und Physiologie, mit Autenrieth und C. Jäger, welche beyde die Aufsicht über das Naturalienkabinet zu Stuttgardt längere Zeit führten, in Beziehung auf fossile Säugethiere unterhalten, und sie ging noch in ihrer belehrenden Weise auf Referenten über, wie dieß aus manchen Stellen der ossemens fossiles erhellt.

(Schluß folgt.)

Natalis de Wailly Mémoire sur des fragments de papyrus écrits en latin et déposés au cabinet des antiques de la bibliothèque royale, au musée de Louvre et au musée des antiquités de la ville de Leyde.

(Schluß.)

2.

Natalis de Wailly hatte schon im Jahre 1841 gleich nach dem Erscheinen des Libellus, vereint mit Letronne, im Journal des Savants (S. 555—566) jenes Inhalt dahin besprochen, daß, weil Letronne das zugleich zu Tage gekommene griechische Triptychon wegen seiner verdächtigen Cursivschrift angriff, de Wailly denselben Verdacht auch auf den lateinischen Libellus ausdehnte, bloß weil ihm die durch mich bis dahin bekannt gewordene Geschichte von der Findung der beyden merkwürdigen Triptycha dunkel erschien.

Der Libellus aurarius hatte gleich nach seinem Erscheinen eine Anzahl gewichtiger öffentlicher Besprechungen in seinem Gefolge gehabt. An der Aechtheit der lateinischen Wachstafeln und ihrer Cursivschrift zweifelte weder Hugo (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1841. S. 148), noch Huschke (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1843), noch Dr. Janssen (Een Romeinsch Zegel voorzien van latijnisch cursiefschrift. 's Gravenhagen 1844. 8. und in früheren Schriften), noch Joh. Jerney (in dem Ungarischen wissenschaftlichen Magazin Tudománytár 1841. Novb. und 1843 August), noch Dr. G. Wenzel (in Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst. 1844. II.. 5—7.), noch Böckh und Franz (in der Preußischen Allgemeinen Zeitung 1843), welche aus graphischen Gründen die Aechtheit des griechischen Triptychons anfochten. Im Gegentheil vertraten Wenzel, Janssen, Huschke, Jerney geradezu aus graphischen oder aus rechtswissenschaftlichen Gründen die lateinischen Wachstafeln als einen kostbaren Zugewinn der Alterthumskunde in je-

der Beziehung, dem z. B. Th. Mommsen (De collegiis et sodaliciis Romanorum. Kiel, 1843) seinen Hauptbeweis für die Todtenkassen der Innungen oder Genossenschaften entnahm, welche nun erst die Lanuvische Inschrift bestätigen konnte.

Von einer namhaften deutschen Regierung mehrmals zur Verkaufsunterhandlung mit dem frühern Ankäufer und Besitzer Edlen Nicolaus de Jankovich de Wadasz in Pesth veranlaßt, gewärtigte ich von diesem, der jene beyden Alterthümer inzwischen an den Erzherzog Palatinus verkauft hatte, wenigstens nochmals genauere Mittheilungen über Fundort und art der beyden Triptycha, indem (auf den Grund des Verdachtes gegen das griechische Wachsbuch) von solcher genaueren äußeren Bestätigung die Veröffentlichung einer gründlichen Abhandlung über den rechtskundlichen Inhalt des im lateinischen Libellus aufbewahrten Protocolles oder gerichtlichen Verhandlung durch den gelehrten und edlen Grafen von Borghesi zu Rom abhieng. Ich wiederholte eine solche Aufforderung im Sinne und Dienste der Wissenschaft aus Anlaß der Anzeige des zuvor genannten Schriftchens von Dr. Janssen in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1844 Nr. 95.) auch öffentlich; bey welchem Anlasse ich zugleich de Wailly's Anstände gegen die römischen Wachstafeln, soweit dieselben besonders auf Irrthümern des eiligen Lesens in meinem Libellus beruhten, S. 759—760 besprach.

Nun aber ist von der Seite, von der sich die beste Auskunft erwarten ließ, nicht von Jankovich, sondern aus Siebenbürgen selbst der überzeugendste Beweis für die Aechtheit der lateinischen Wachstafeln zu Tage getreten. Der genannte Dr. Gustav Wenzel nämlich hat auf den Grund der Nachforschungen des gleichfalls genannten ungarischen Gelehrten Joh. Jerney, so wie in Folge eigener weiterer Untersuchungen in einem den Wiener Jahrbüchern der Literatur von diesem Jahre (Bd. CXI.) einverleibten längeren Aufsatze über Dacische Alterthümer (S. 81—119) so schlagende Thatsachen mitgetheilt, daß es auch für unsere Gelehrten Anzeigen, in denen im Jahre 1841 ein der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften über die fraglichen Wachstafeln von mir erstatteter ausführlicher

Bericht abgedruckt wurde (S. 99—105) Pflicht wird, zum Abschlusse der Verhandlung, das Geeignete in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Schon im Jahre 1839 hatte Jerney, als er einen von Nik. Jankovich veranlaßten Probestich der römischen Wachstafeln zu Gesicht und Handen bekam, Nachforschungen im Lande angestellt und darüber im Jahre 1842 (am 16. Aug.) der ungarischen Akademie Vortrag gehalten, der in genannter Zeitschrift Tudománytár desselben Jahres abgedruckt ward, und 1843 (August) durch 2 Briefe des Klausenburger Professors Alexander von Szukely einen Nachtrag erhielt.

Daraus ergiebt sich folgender Thatbestand. Bey Vöröspatak, einer Berghandlung, die zu Abrudbánya gehört, liegt der Berg Letty, eine thatsächlich altrömische Bergstätte, die seit Jahrhunderten verlassen war. In der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber thaten sich mehrere Gewerbschaften zu abermaligem Aufschlusse des Gebirges zusammen. Nachdem die Herren Lorenz Miko von Dölön und Franz Fikker durch tiefe Stollen die bedeutende Wassermasse abgelassen hatten, lösten jene Gewerkschaften auch die Wetter in den alten Gruben, so daß das Licht wieder brannte und der Bergmann wieder eindringen konnte.

Auf solche Weise gelangten im Jahre 1788 (nicht 1790) mehrere Bergarbeiter auch in jene nun wieder zugänglich gewordene römische Grube und fanden hier unter andern Alterthümern drey alte Holzbücher, von denen der eine Arbeiter das eine gegen ein gutes Trinkgeld dem Bergmeister Lorenz Kovács daselbst abtrat, der es seinem Schwager, dem unitarischen Superintendenten Stephan Lázár zu Klausenburg, (der dieß Amt von 1786 — 1811 bekleidete) zum Geschenke machte. Dieser aber gab den Libellus an die Bibliothek des ungarischen Kollegiums daselbst ab, wo dasselbe bis 1811 aufbewahrt verblieb.

Zehn Jahre nach dem Funde, im J. 1798 unterm 20. May berichtete der genannte Kovacs auf Anfrage jenes seines Schwagers genauer über den Fund, den er dann unverkennbar als unser la-

teinisches Triptychon beschreibt*) und schon damals, ohne die Schrift entziffern zu können, für römische Wachstafeln und etwa für Instruction eines Aufsehers der römischen Grubenarbeiter hielt.

Alle im Lettyberge gefundenen Gegenstände nehmen eine Art Versteinerung an, durch das vitriol-haltige Wasser, welches die Dinge erhielt und von dem noch bey seiner Mündung in den Arangos-Fluß die Fische sterben.

Von den beyden andern Holzbüchern war nichts mehr zu erfragen: der betreffende Bergmann zog aus der Gegend fort, doch wurden schon 1786 zu Börincz Igron in den Gruben des Georg Jánki zwey ähnliche Tafeln gefunden, deren eine beym Trocknen am Feuer verdarb, die andere in den Besitz des Herrn Daniel Gombos kam.

Als der genannte Superintendent St. Lázár im Jahre 1811 starb, verlangte und nahm sein Sohn, der k. siebenbürgische Gubernial-Sekretair Samuel Lázár, ein leidenschaftlicher Sammler, jene im Collegium zu Klausenburg niedergelegten Wachstafeln als sein Erbstück zurück. Dieser starb am 11. Dezb. 1831 zu Klausenburg und nun trat sein Sohn, der zeitige Diurnist im siebenbürgischen Gubernium, die Tafeln 1834 um mäßigen Preis an den ungarischen Antiquitäten-Sammler und Händler Samuel Nemes Literati ab, von welchem endlich Nicolaus Jankovich dieselben im Jahre 1835, wie es heißt, um etwa 100 fl. sammt den griechischen Tafeln ankaufte, sie im selben Jahre nach München brachte und später nach ihrer Auflösung um etwa 2000 fl. wieder verkaufte.

Während nun auf den Grund dieser Nachforschungen Jerney für die Aechtheit der lateinischen Wachstafeln in die Schranken trat, griff er dagegen das griechische Triptychon als offenbar unächt an. Die darauf erscheinenden acht Zeilen in fremdartigen Schriftzügen, deutete er (zu nichts sagender Ausbeute) aus den s. g. hunnisch-skythischen Alphabeten, welche in Ungarn mehrfach erfunden und an künstlichen Broncearbeiten in die Erde gegraben worden sind, um wieder entdeckt zu werden und dadurch ein vermeintes Uralterthum zu gewinnen.

Die griechischen Wachstafeln sollten vom Pfarrer von Torosko in den Besitz des dortigen Grafen Stephan Lázár, von diesem an jenen Samuel Nemes Literati gelangt seyn, der sie dem Edlen v. Jankovich verkaufte. Schade, daß die Hauptperson, jener Pfarrer von Torosko, nicht bey Namen genannt worden ist. Zugegeben aber, daß die griechische Schrift unächt sey, fragt sichs immer noch ob das Holzbuch mit seinen Wachsflächen als solches nicht eines der drey genannten Holzbücher aus dem Lettyberge gewesen sey?

Indem ich nach diesem Berichtauszuge nur noch auf Professor Huschke's und Dr. Wenzel's Ausstellung über die von mir aufgestellte und geltend gemachte Folge der 4 lateinischen Wachsflächen (die Jene gerade umkehren) nachtrage, daß das Triptychon auf die Weise, welche mich zu jener Zählung veranlaßte, mit altem Bindfaden gebunden mir 1835 in München vorgelegt ward; habe ich nach nunmehr gewiß sicherer Bewahrheitung unseres römischen Libellus nur noch den in den Jahrbb. f. wissensch. Kritik 1844 n. 95 S. 760 angeregten Wunsch zu erneuern, daß Borghese uns seine seit mehreren Jahren schon ausgearbeitete Abhandlung über den Inhalt des Libellus nicht länger vorenthalten möge.

H. F. Maßmann.

*) Dasselbe schon **1796** durch Georg Aranka (im I. Bande der ungarischen Schrift des Vereines von Freunden der ungarischen Sprache. 8.), der es **1791** (also **3** Jahre nach der Auffindung!) zu Klausenburg in der genannten Bibliothek des ungarischen Kollegiums gesehen hatte und davon berichtet, daß es zu Abrudbánya im Wasser gelegen, und nur darin irrt, daß er es für Buchholz und für ein „jüdisches Alterthum" erklärt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Ensaios sobre a statistica das prosses-soēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania: escriptos de Ordem do Governo de Sua Magestade Fidelissima a Senhora D. Maria II. por José Joaquim Lopes de Lima. Ordenados em seis livros. Livro I. Das ilhas de Cabo Verde e suas dependencias. Lisboa 1844. Erste Abtheilung S. XVI. und 127, zweyte Abtheilung S. 119. 4.

Im Auftrage des Ministeriums der Marine hat der Verf. des vorliegenden Werkes eine statistische Arbeit über die sämmtlichen Colonien, welche Portugal gegenwärtig noch besitzt, unternommen und bereits zwey Bände über die Inseln des grünen Vorgebirges und die Thomas- und Prinzeninsel geliefert. Portugal's Colonien sind seit dem Jahre 1836 in vier General-Gouvernements (governos geraes) eingetheilt, denen mehrere kleinere Gouvernements (governos particulares) untergeben sind.

Die General-Gouvernements der afrikanischen Besitzungen sind Cabo Verda mit den Unter-Gouvernements Bissao, Cacheo, Geba und der Thomas- und Prinzeninsel, Angola mit dem untergebenen Gouvernement von Benguela und Mozambique mit den drey untergeordneten Gouvernements Lourenço Marques, Inhambane und Quiliemane.

Die asiatischen Besitzungen bilden unter dem Namen Staat von Indien (estado da India) ein Generalgouvernement, dessen Sitz in Neugoa, früher Pangim genannt, ist. Der ruinöse Zustand der Stadt Goa, in welcher kaum noch das Arsenal und die Cathedrale erhalten sind, gab die Veranlassung, Pangim, dessen Bevölkerung sich in kurzer Zeit der besseren Lage wegen bedeutend vermehrt hatte, im Jahre 1843 mit der Benennung Neugoa zur Stadt zu erheben und zum Sitze der obersten Behörde des Staates von Indien zu bestimmen.

Dieser Behörde ist das Gouvernement, welches im Jahre 1844 für Macao und die portugiesischen Antheile an den Inseln Timor und Solor errichtet wurde nebst den schon früher bestandenen zwey Gouvernements von Damão und Diu untergeordnet. Die Azoren und die Inselgruppe von Madeira sind gegenwärtig dem Continente des Königreiches zugetheilt, nach dem Codigo Administrativo vom Jahre 1842 bestehen in diesem (no continente do reino) siebzehn, auf den anliegenden Inseln (nas ilhas adjacentes) aber vier Verwaltungsdistrikte (districtos administrativos). [1])

Nach dieser Eintheilung der Colonien richtet sich auch die Arbeit des Verfassers, sie zerfällt in sechs Bücher, von denen die vier ersteren die afri-

---

1) Diese Verwaltungsdistrikte sind in Portugal: Vianna, Braga, Porto, Villa Real, Braganza, Areiro, Coimbra, Vizeu, Guarda, Castello Branco, Leiria, Lissabon, Santarem, Portalegre, Evora und Béja; in Algarbien: Faro; auf den Azoren: Ponta Delgada, Angra do Heroismo und Horta, auf Madeira für diese Insel und Porto Santo: Funchal.

kanischen Besitzungen: Cabo Verde, die Thomas und Prinzeninsel, Angola mit Benguela, und Mozambique, die zwey letzteren den Staat von Indien umfassen, so daß im fünften Buche Goa mit Diu Damao und den übrigen Gebietstheilen in Westasien, im sechsten aber Macao mit Timor und Solor behandelt werden sollen.

Jedes Buch wird nach einer kurzen historischen Einleitung zwey Theile enthalten, von denen der erste eine allgemeine Statistik, der zweyte eine Topographie dieser Provinzen geben wird.

Diesen Plan unterwirft der Verfasser der Genehmigung des Marineministers, den er in der Vorrede ersucht, diese Arbeit nur als eine Skizze (esboço) zu betrachten und sie Männern vom Fache in den Colonien selbst zuzusenden, damit für die Zukunft auf diesem Wege eine vollständige Statistik erzielt werden könne.

Die vorzüglichste Quelle, die der Verfasser benützt, ist das Archiv des Ministeriums der Marine, welches zugleich als oberste Behörde für die Colonien Portugals dient, ausserdem hat er aus älteren und neueren Schriftstellern entnommen, was er für seine Zwecke Brauchbares vorfand. An den neueren Schriftstellern rügt er besonders, obgleich seit zehn Jahren mehr über die portugiesischen Colonien geschrieben worden sey, als in dem ganzen verfloßnen Jahrhunderte, den Mangel an sicheren statistischen Angaben, und verspricht, durch die fleißige Benützung des ihm geöffneten Archives demselben nach Kräften abzuhelfen, soweit es der gleichfalls nicht von Lücken freye Zustand desselben gestatte.

Referent glaubt, daß diese Rüge jedenfalls zu allgemein gehalten sey und Manchen der neueren Schriftsteller als ein unverdienter Vorwurf treffe, da nicht Allen die Benützung des ministeriellen Archivs zu Gebote stand und statistische Angaben selbst aus diesem, wie sich in der Folge zeigen wird, so lange nicht hergestellt werden können, als nicht in der Verwaltung der Colonien selbst andere Prinzipien eingeführt werden. Jedenfalls wäre es erwünscht gewesen, wenn der Verfasser statt des ganz unpassenden Vergleiches, den er zwischen dem verfloßnen Jahrhunderte, in welchem kein größeres Werk über die Colonialgeschichte Portugals erschien,

und den letzten zehn Jahren anstellt, eine Uebersicht der hier einschlägigen Litteratur, wenigstens der neueren gegeben hätte, da die wenigen über die portugiesischen Colonien in neuerer Zeit erschienenen Werke nur theilweise im Auslande bekannt sind. Ihre Reihenfolge beginnt, wenn wir noch um ein Jahrzehnt mehr als der Verfasser zurückgehen, mit den Memoiren, die der portugiesische Major Joaõ Carlos Feo Cardozo de Castellobranco e Torres über das Leben seines Vaters des Viceadmirals Luiz da Motta Feo e Torres und über die Geschichte der Generalkapitaine von Angola von 1575 — 1825 schrieb.

Joaõ Carlos Feo, der sich, während sein Vater Generalkapitain von Angola war (1815 — 18) in dieser Provinz aufhielt, hat ein brauchbares Werk geliefert, das er aus den Akten des Provinzialarchives bearbeitete und ihm eine geographische und statistische Beschreibung der Reiche Angola und Benguela, so weit er sie theils als Augenzeuge, theils aus offiziellen Papieren liefern konnte, beygefügt. [2])

Ihm schließen sich der Zeitfolge nach das kleine Werk des Dezembargadors José Accursio das Neves an, das in vier und zwanzig Capiteln eine zwar sehr kompendiöse aber doch gute Uebersicht über die Entdeckungen der Portugiesen und ihre sämmtlichen Colonien in Africa und Asien giebt, welche die asiatischen Besitzungen mit zu großer Kürze behandelt hat, [3]) und ein kleines Memoire an, welches Joaquim Antonio de Carvalho e Menezes vorzüglich zur Belebung des Handels in den Reichen Angola und Benguela schrieb. [4])

---

2) Memorias contendo a biographia do Vice Almirante Luiz da Motta Feo e Torres. A historia dos Governadores generaes de Angola, desde 1575 até 1825, e a descripção geographica e politica dos reinos de Angola e de Benguella. Offerecidas a S. M. F. o Senhor D. João VI., por J. C. Feo Cardozo de Castellobranco e Torres. Pariz 1825. 8.

3) Consideraçoēs politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessoēs dos Portuguezes na Africa e na Asia por José Accursio das Neves. Lisboa 1830. kl. 8.

4) Memoria geografica e politica das prossessoēs

Von größerer Bedeutung als die beyden zuletzt genannten sind die im Jahre 1835 erschienenen Werke von Botelho und Loureiro.

Botelho, der früher Generalkapitain von Mozambique war, giebt in ein und zwanzig Capiteln nicht bloß eine statistische Beschreibung der portugiesischen Colonien an der Ostküste von Afrika, sondern auch eine Schilderung dieser Küste vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum Cap Delgado. [5])

Loureiro, der in verschiedenen Colonialämtern, theils in Mozambique, theils in Goa und zuletzt als Mitglied des aufgehobenen Raths für die überseeischen (conselho ultramerino) den Geschäftsgang des Colonialwesens genau kennen lernte, hat durch seine Memoiren über die portugiesischen Besitzungen im Osten des Vorgebirges der guten Hoffnung sowohl für die Geschichte und Statistik von Goa, als auch für das Gerichtsverfahren in denjenigen Colonien, die unter dem Appellationsgerichte (relacaõ) von Goa stehen, schätzbare Beyträge geliefert. [6])

Im Jahre 1839 veröffentlichte der Visconde da Carreira, der den Generalkapitain von Angola Antonio da Saldanha da Gama als Adjudant nach Afrika begleitet hatte, das von dem Letzteren im Jahre 1814 an die (damals in Rio de Janeiro befindliche) portugiesische Regierung eingesandte Memoire über die Colonien Portugal's an der Westküste von Afrika. [6a])

portuguezas n' Africa occidental, que diz respecto aos reinos de Angola, Benguela, e suas dependencias. Origem de sua decadencia, e atrazamento, suas conhecidas produçoẽs e os meios que se devem applicar para o seu melhoramento, de que devem rezultar mui grandes vantagens à Monarquia. Por Joaquim Antonio de Carvalho e Menezes. Lisboa 1839. 8.

5) Memoria estatistica sobre os dominios portuguezes na Africa oriental por Sebastiaõ Xaver Botelho Par do reino. Lisboa 1835. 8. Erster Theil. Der zweyte Theil erschien 1838.

6) Memorias dos estabelecimentos portuguezes à l'Este do Cabo da boa Esperança, Pelo Conselheiro Manoel José Gomes Loureiro, que servio no extincto conselho ultramarino. Lisboa 1835. 4.

6a) Memoria sobre as colonias de Portugal situadas na costa occidental d'Africa mandada as governo pelo antigo governador e capitaõ geral do reino de Angola, Antonio de Saldanha da Gama em 1814, precedida de um discurso preliminar, augmentada de alguns additamentos e notas, e dedicade em signal de gratidaõ aos electores do circulo electoral de Vianna do Minho, pelo antigo Ajudante d'ordens daquelle governador. Pariz, na typographia de Casimir, rua de la vieille monnaie Nr. 12. 1839. 8.

In demselben Jahre faßten Joaquim José Gouçalves de Mattos Corrêa und Joaquim José Cecilia Kol den Plan, zur Verbesserung der Kriegs- und Handelsmarine und zur Beförderung eines nützlichen Verkehrs zwischen dem Mutterlande und seinen überseeischen Besitzungen einen Verein zu stiften, der von der Thätigkeit seiner Mitglieder in einer eigenen in periodischen Heften erscheinenden Zeitschrift Zeugniß geben sollte. Der Verein kam gegen das Ende desselben Jahres noch unter dem Namen: Verein für die Marine und die Colonien (associaçaõ maritima e colonial) zu Stande und begann in dem folgenden Jahre die Herausgabe seiner Annalen für die Marine und die Colonien, welche er ununterbrochen fortsetzt. [7])

Die Chorographie der Inseln des grünen Vorgebirges und des zu derselben Provinz gehörigen Striches auf dem Festlande wurde von Franz Adolph von Varnhagen und Carl de Chelmicki in einem eignen Werke bearbeitet, [8]) über die der Thomas- und Prinzeninsel, wie der jetzt Spanien angehörigen Inseln Annobon und Fernando Po hat Raimundo José da Cunha Matos ein kleines Werk geliefert, welches Referent schon früher in diesen Blättern (Jahrgang 1844 Nr. 197—99) angezeigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

7) Annaes maritimos e coloniaes in monatlichen Lieferungen. Das erste Heft erschien im November 1840. Lisboa na imprensa nacional 1840. 8.

8) Corografia Cabo-Verdiana. Ou descripção geographico-historica da provincia das ilhas de Cabo-Verde e Guiné por José Conrado Carlos de Chelmicki e Francisco Adolfo de Varnhagen. Tom. I. Lisboa 1841. Tom. II. ibid 1842. 8.

Georg Cuviers Briefe an C. H. Pfaff.

(Schluß.)

Die vorliegenden Briefe bieten indeß noch ein weiteres Interesse in Absicht auf manche allgemeine wissenschaftliche Gegenstände dar, wie z. B. die Bestimmung des Begriffs von Species, die Untersuchung über den Einfluß des Lichtes auf die organischen Körper, die Auseinandersetzung der natürlichen Systeme von Jussieu, der geologischen Untersuchungen Werners, der phlogistischen Ansicht der Chemie im Gegensatze von der von Lavoisier gegründeten antiphlogistischen Ansicht. Cuvier giebt davon als von einer neuen Erscheinung im XVI. Briefe pag. 125 u. folg. dem um 4 Jahre jüngeren Freund Pfaff eine ungemein klare Uebersicht, dessen vorzugsweises Interesse für die in mehreren Briefen abgehandelten Gegenstände der Physik und Chemie und der chemischen Physiologie wohl die Richtung der Bahn ahnen läßt, auf der Pfaff selbst so vielen Ruhm sich erworben hat. Cuvier bittet Pfaff in dem XXII. Briefe vom 31. Dez. 1790 pag. 200, ihm über die Reducirung der Erdarten in regulos weitläufigeren Unterricht zu geben; sowohl über den Proceß selbst, als über die Beschaffenheit der erhaltenen Metalle. Es ist nun zwar bekannt, daß Kielmeyer — jedoch erst in seinen im J. 1792 begonnenen Vorlesungen über Chemie die Ansicht ausgesprochen hat, daß die Erden ohne Zweifel Metallkalke seyen, allein Pfaff scheint in seinem 2 Jahre früher geschriebenen Briefe an Cuvier die Reducirbarkeit der Erden in Metalle (regulos) bestimmter ausgesprochen zu haben, und es wäre wohl sehr zu wünschen, daß Pfaff in einer Fortsetzung oder neuen Ausgabe dieses Buches sich des Näheren darüber äußerte. Diese wissenschaftlichen Mittheilungen werden indeß sehr durch die speciellen freundschaftlichen Beziehungen und das Interesse für den Bestand und die Thätigkeit des akademischen Bandes gewürzt, das sich fast in jedem Briefe, jedoch auch nicht selten mit einigen Vorwürfen äußert, indem ihm nicht immer in dem Grade von den Freunden

in Württemberg entsprochen wurde, wie Cuvier es bey seinem ganz der Untersuchung gewidmeten Leben wünschte. Dennoch berührt auch er manche Fragen von allgemeinem Interesse, und insbesondere die Verhältnisse der verschiedenen Stände in Frankreich, welche die Keime der Revolution in sich schlossen, die sich jetzt mehr und mehr blutig entwickelten. Cuvier folgt diesen Begebenheiten ohne daran unmittelbar Theil zu nehmen mehr als ruhiger Beobachter und ist auch später der Entwicklung von Frankreichs Geschick mit Umsicht und Glück gefolgt. Er hat die höhere Stellung, die er erreicht hat, stets zum Vortheil der Wissenschaft und derer, die sich ihr widmeten, benützt, und wenn auch der Staatsrath und Baron hin und wieder das Bild des akademischen Freundes in etwas verschleyert haben mochte, so kehrte er doch für die Beobachtung des Referenten aus Veranlassung der pag. 32 angeführten Reise, welche Cuvier 1810 als kaiserlicher Commissarius behufs der Visitation der dem Kaiserreiche einverleibten deutschen Departements machte, in der cordialen Heiterkeit unter mehreren seiner ehemaligen akademischen Freunde wieder, welche durch die ihm jetzt minder geläufige deutsche Unterhaltung nur wenig gehemmt wurde. In gleichem Sinne war die Begrüßung geschrieben, welche er bey der 100 jährigen Feyer des Geburtsfestes des Herzogs Karl (11. Feb. 1828) durch Referenten gegen seine ehemaligen Kameraden aussprach. Dieses Bild erschien selbst jüngeren Gelehrten in späterer Zeit nicht selten in der ganzen Liebenswürdigkeit eines der Welt angehörigen und von dieser gemeinnützigen Bestimmung durchdrungenen Mannes, das sich in der freyesten Benützung der von ihm vereinigten wissenschaftlichen Sammlungen spiegelte, in deren Begünstigung Frankreich ein Vorbild für alle andere Staaten geworden ist.

Georg Jäger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Ensaios sobre a statistica das possessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Fortsetzung.)

Seit dieser Zeit ist bis auf die vorliegende Arbeit des Verfassers, der als Fregattenkapitain einen Theil der Colonien selbst kennen gelernt hat, kein Werk erschienen, das die Beschreibung der portugiesischen Colonien in geographischer oder statistischer Beziehung einer selbstständigen Bearbeitung unterworfen hätte, dagegen finden sich statistische Bemerkungen für den Staat von Indien in den Noten, die Claudio Lagrange Monteiro de Barbuda, Sekretär des Generalgouvernements für den Staat von Indien, mit der Herausgabe der Instruktionen verband, die unter dem Ministerium Pombal's dem Generalkapitain und dem Erzbischofe von Goa ertheilt wurden,[9]) und einzelne historische Notizen aus verschiedenen Zeitperioden in den Werken, die der Visconte de Santarem über die in neuester Zeit den Portugiesen streitig gemachte Priorität der Entdeckungen an der Westküste von Afrika verfaßt hat, ein Gegenstand, worüber er am 7. März 1845 in der geographischen Gesellschaft zu Paris neuerdings einen Vortrag erstattet hat.[10])

In den zwey bis jetzt erschienenen Büchern, die zugleich zwey Bände bilden, hat der Verfasser für die erste oder statistische Abtheilung eines jeden Buches dieselbe Eintheilung und Capitelzahl beybehalten, er gibt in jedem derselben in zehn Capiteln 1) eine geographische Einleitung, 2) die Territorialgränzen und die Zahl der Bevölkerung, 3) eine Schilderung des Clima's, Bodens und seiner Produkte, 4) eine Darstellung der Industrie und des Handels, 5) eine kurze Entwicklung der bestehenden Gesetzgebung und Verwaltung, 6) eine Aufzählung der gegenwärtigen Militärmacht, 7) eine kurze Ge-

---

9) Instrucçoēs comque el rei D. Jose I mandou passar ao estado da India o governador e capitaō general e o arcebispo primaz do Oriente no anno de 1774. Publicadas e annotadas por Claudio Lagrange Monteiro de Barbuda. Pangim. 1841. fol.

10) Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d'Africa occidental para servir de illustração a chronica da conquista de Guiné por Azurara pelo Visconde de Santarem. Pariz 1841. 8vo., in französischer Sprache und in vermehrter Ausgabe wieder abgedruckt unter dem Titel: recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la cote occidentale d'Afrique au dela du Cap Bojador, et sur les progrès de la science géographique, aprés les navigations des Portugais au XV siècle; par le Vicomte de Santarem. Accompagnées d'un atlas composé de mappemondes et de cartes pour la plupart inédites, dressées depuis le XI jusqu'au XVII siècle. Paris à la librairie orientale de Ve. Dondey Dupré, libraire des sociétés asiatique et ethnologique. 1842. 8vo. Für die Geschichte der Guiana ist die von demselben Visconde de Santarem wieder aufgefundene und herausgegebene Chronik von Azurara von besonderer Wichtigkeit.

schichte der Verbreitung der christlichen Religion und der geistlichen Verwaltung, 8) den Zustand des Unterrichtswesens, 9) das Budget der Ausgaben und Einnahmen, 10) eine allgemeine Notiz über das Land und seine Bewohner.

In der zweyten oder topographischen Abtheilung behandelt er im ersten Bande den Archipel der Inseln des grünen Vorgebirges mit dem von ihnen abhängigen Gebiete auf dem Festlande in zehn Capiteln, im zweyten Bande, den Referent später anzeigen wird, aber die Topographie der Thomas- und Prinzeninsel und des Forts S. Joaõ Batista de Ajuda auf dem Festlande in drey Capiteln, nur im ersten Bande spricht er als Augenzeuge.

Der Archipel der Inseln des grünen Vorgebirges theilt sich in drey Gruppen, gegen Nordosten liegen die Inseln St. Antonio, St. Vicente, Sta. Lucia und St. Nicolao, gegen Nordwesten: Sal und Boavista, gegen Süden: Maio, Santiago, Fogo und Brava; die vier letzteren werden auch gewöhnlich Inseln unter dem Winde (Ilhas de Sotavento) genannt, während die sechs übrigen den Namen Inseln im Winde (Ilhas de Balravento) führen. Bis zum Jahre 1838 waren nur acht von diesen Inseln bewohnt, denn die Insel Sal, obgleich in früherer Zeit oft von den Bewohnern der übrigen Inseln der Salinen wegen, von denen sie ihren Namen führt, und der Fischerey halber besucht, erhielt erst im Jahre 1808 eine Faktorey für den Betrieb des Salzhandels und endlich dreyßig Jahre später auch eine regelmäßige Bevölkerung durch die Ansiedelung von Colonisten, welche von Boarista her einwanderten, die Insel Sta. Luzia ist aber noch gegenwärtig unbewohnt, sie war nie regelmäßig bevölkert, sondern wurde in früherer Zeit zur Viehzucht benutzt und diente deßhalb den Hirten zum vorübergehenden Aufenthalte, wovon sich noch im Südwesten der Insel am Fuße des Berges Caramujo einige Spuren finden.

Zu dem General-Gouvernement von Cabo Verde gehören auch auf dem Festlande die Niederlassungen der Portugiesen zwischen dem 11° 30′ und 12° 30′ N. B., nämlich die Festung S. José de Bissáo auf der gleichnamigen Insel mit den befestigten Ansiedlungen (presidios) Fa, Geba und Ganjarra am Fluße Geba und den Inseln Bolama und Gallinhas im Archipel der Bijagoz-Inseln, so wie die Festung Cacheu am Fluße St. Domingo mit den presidios Bolor und Farim an demselben Fluße und Zinguinchor am Casamansa.

Der Flächenraum der neun bewohnten Inseln des grünen Vorgebirges umfaßt 1223 □ Meilen, von denen jedoch acht Zehntheile entweder ganz unangebaut liegen, oder doch nur wenig benützt sind. Die Niederlassungen auf dem Festlande, gewöhnlich die Guinea des grünen Vorgebirges (Guinea de Cabo Verde) genannt, sind Handels-Faktoreyen, die zum Schutze des Verkehrs befestigt wurden, sie entbehren deßhalb aller Colonisation und nehmen, wenn man die beyden Inseln Bolama und Gallinhas im Umfange von zehn □ Meilen mit einrechnet, mit einem Raume von sechzehn bis achtzehn □ Meilen ein, da man für jede derselben nur eine □ Meile anrechnen kann. Seit dem Jahre 1834 ist keine Volkszählung mehr vorgenommen worden; damals belief sich die Zahl der Einwohner in 12,694 Feuerstellen auf 55,833 Seelen, unter denen sich 3979 Sklaven befanden.

Diese Zählung begriff jedoch nur die acht damals bewohnten Inseln von Cabo Verde.; auf dem Festlande wurde sie nicht vorgenommen. Obgleich man die Bevölkerung der vier Jahre später bevölkerten Insel Sal nicht in Anschlag bringen darf, weil ihre Colonisten von den übrigen Inseln einwanderten, so glaubt doch der Verfasser, daß sich die Bevölkerung der Inseln von Cabo Verde in den letzten Jahren um zwey Zehntheile vermehrt habe und gegenwärtig die Zahl von 77,000 Seelen überschreite. Die Bevölkerung der Guinea von Cabo Verde gibt er nach eigener Schätzung auf 2500 Freye mit Einschluß der Besatzungen und auf 2000 Sklaven an, in der ganzen Provinz, d. h. auf den Inseln und in der Guinea von Cabo Verde, kommt nach seiner Berechnung ungefähr ein weißer Mensch auf zwanzig Farbige.

In allen portugiesischen Colonien gilt die Carta als Grundgesetz, außer derselben bestehen einige besondere Verordnungen, die aber nicht genügend sind, und eine neue Gesetzgebung für die Colonien wünschen lassen. Als die vorzüglichste Norm für die

Verwaltung gilt das Dekret vom 7. Dezember 1836 über die Eintheilung der General-Gouvernements und die Befugnisse der Gouverneurs. In ihrer Person ist die Civilgewalt, jedoch mit Ausnahme der Justizsachen und die Militärgewalt vereinigt, ihnen zur Seite steht der Gubernialrath, gebildet aus den Chefs der vier Abtheilungen des Gerichts- und Militärwesens, der fiskalischen und geistlichen Angelegenheiten und zwey Mitgliedern der Provinzial-Junta, der die Stelle des Gouverneurs in seiner Abwesenheit vertritt, in seiner Anwesenheit aber nur eine berathende Stimme hat. Die Expedition der Geschäfte besorgt der vom Staate ernannte General-Sekretär und die aus zwey Officianten und vier Funktionären (amanuenses) bestehende Kanzley.

Bis zum Jahre 1770 war der Sitz der Generalkapitaine, wie man früher die Generalgouverneurs nannte, in der Stadt Ribeira Grande auf der Insel St. Jago, die ungesunde Lage der Stadt und die schlechte Beschaffenheit des Hafens, so wie die Abnahme ihrer Bevölkerung durch wiederholte Plünderung der Holländer veranlaßten schon im J. 1652 den Befehl, den Regierungssitz nach der Villa da Praia auf derselben Insel zu verlegen, der jedoch erst im Jahre 1769 unter dem Ministerium Pombal's zur Ausführung kam, obgleich die Stadt seit der 1712 von den Franzosen erlittenen Plünderung bereits von dem größten Theile der Einwohner verlassen und verödet war. Im Jahre 1838 wollte die portugiesische Regierung, da die Insel St. Jago ihres tödtlichen Clima's wegen verrufen ist, eine neue Ansiedlung auf der Insel S. Vicente gründen und den Sitz der Gubernialregierung dorthin verlegen, die Ausführung dieses Vorhabens ist aber der vielen Schwierigkeiten wegen, welche der Anlegung einer neuen Ansiedlung in einer wenig bevölkerten und mittellosen Colonie entgegenstehen, unterblieben, und der Sitz der Gubernialregierung befindet sich gegenwärtig während der gesünderen Jahreszeit, d. h. während der Dauer der Winde (tempo das brigas) vom Oktober bis zum May noch in Villa da Praia, in der Regenzeit (tempo das agoas), d. h. vom Juny bis zum September aber auf einer der übrigen Inseln nach der Wahl des Gouverneurs und des Gubernialrathes.

Wie in Portugal und Algarbien die Verwaltungsdistrikte nach dem codigo administrativo von 1842, der auch in den Colonien jedoch mit den Modifikationen, welche die Gubernialregierung für nöthig findet, giltig ist, in Gemeinderäthe (concelhos) abgetheilt sind, von denen jeder eine eigene Behörde für die Verwaltung dieses kleineren Bezirkes Municipalkammer genannt hat (camara municipal), so bestehen auch in dem Archipel der Inseln von Cabo Verde acht solcher Concelhos, nämlich zwey für die Insel St. Jago, vier für die Inseln Fogo, Brava, Maio und S. Nicolao und zwey für die Inseln Boavista und St. Antonio, von denen die erstere auch die Verwaltung der Insel Sal, die letztere die der Insel Vicente in sich begreift. In jedem dieser acht Concelhos befindet sich nach der Vorschrift des Gesetzes eine Municipalkammer mit ihrem Vorstande (administrador do conselho) und in jedem der 28 pfarrlichen Bezirke, welche unter diesen acht Concelhos stehen, ein Aufseher für die Pfarrey (regedor da parochia). Für die Bestimmung der Auflagen und die Erhebung der Einnahmen und Besorgung der Ausgaben besteht eine Finanzbehörde (Junta da Fazenda), gebildet aus dem Gouverneur als Vorstand, einem königlichen Richter, dem Delegirten desselben, der als Kronfiskal dient, einem Schatzmeister und einem Schreiber. Für die Verbesserung des Ackerbaues und die Vertheilung des nicht angebauten Landes sorgt die Junta dos melhoramentos da agricultura; ausserdem besteht auch noch ein Provincialrath (Junta de Provincia), der aber nur eine berathende Thätigkeit ausübt, indem er Bericht über die Bedürfnisse der Provinz abstattet.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1834 hatte die Insel St. Jago auf 360 □ Meilen 5374 Feuerstellen und 21,646 Einwohner, Fogo auf 144 □ M. 1096 Feuerstellen und 5615 Einwohner, Brava auf 36 □ M. 1071 Feuerstellen nnd 3990 Einwohner, Maio auf 50 □ M. 372 Feuerstellen und 1905 Einwohner, Boavista auf 140 □ M. 640 Feuerstellen und 3331 Einwohner, St. Nicolao auf 115 □ M. 1048 Feuerstellen und 5418 Einwohner, St. Antonio auf 240 □ M. 3032 Feuerstellen und 13,587 Einwohner, St. Vicente

auf 70 □ M. 61 Feuerstellen und 341 Einwohner.

Nach der willkührlichen Schätzung des Verfassers besteht die gegenwärtige Bevölkerung auf St. Jago aus mehr als 25,000, auf Fogo aus mehr als 7000, anf Maio aus 2200, auf Brava aus mehr als 4600, auf Boavista aus mehr als 3300, auf St. Nicolao aus mehr als 7200, auf St. Antonio aus 18,000, auf St. Vicente aus 400 und auf der später bevölkerten Insel Sal aus 600 Seelen. Auch die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung kann er wegen Mangels an sicheren Quellen nur beyläufig angeben, er rechnet auf tausend Seelen jährlich zehn Heirathen, 48 Geburten und 20 Sterbefälle; geringer ist die Zahl der letzteren auf den Inseln St. Antonio, St. Vicente, Brava und Boavista, wo sie nur ein Zehntheil beträgt, aber sehr groß ist die Sterblichkeit auf der Insel St. Jago.

Die Guinea von Cabo Verde ist in die zwey subalternen Gouvernements von Bissáu und Cacheu getheilt. In diesen beyden Festungen und den zu ihnen gehörenden Presidios gelten militärische Gesetze; die Polizeyverordnungen für die von ihnen abhängigen Dörfer der christlichen Neger, Grumeten (Grumetes) genannt, theilen die Gouverneurs dem nach alten Brauche von den Negern gewählten Dorfrichter (Juiz do Povo) mit, welcher die Polizey über den Markt und die Fahrzeuge handhabt und die Arbeit vertheilt.

Die Finanzverwaltung führt in beyden Plätzen der Gouverneur mit einem Schatzmeister und einem Schreiber, die Zölle sind verpachtet. Civilstreitigkeiten, die meistens Handelsangelegenheiten der Portugiesen betreffen, entscheidet in erster Instanz der Gouverneur im Vereine mit Schiedsrichtern, Appellationen gehen an den königlichen Richter der Provinz und fernere Berufungen gegen seine Urtheile an das Appellationsgericht (relaçaõ) in Lissabon. Streitigkeiten der Grumeten über Eigenthumsverhältnisse entscheidet zuerst der Dorfrichter mit Zuziehung der ältesten Neger, und in letzter Instanz der Gouverneur. Criminalfälle werden in erster Instanz nach den für die Festungen geltenden Militärgesetzen, in zweyter Instanz von dem Gerichtshofe der Provinz entschieden.

Die Ansiedlungen der Portugiesen in der Guinea von Cabo Verde gehören verschiedenen Perioden an; die älteste derselben ist Cacheo, fünf portugiesische Meilen ($7\frac{1}{2}$ Stunden) von der Mündung des Flusses St. Domingo's entfernt unter dem 12° 14′ N. B. und dem 6° 46′ O. L. (nach dem Meridian von Lissabon); ein Faktor Manoel Lopes Cardoso legte daselbst im Jahre 1588 mit Bewilligung des Häuptlings der Eingebornen und auf Kosten der portugiesischen Kaufleute, die früher eine Faktorey weiter im Innern des Landes in Cacanda hatten, ein Fort an, welches erst später vom Staate übernommen wurde.

Farim unter dem 12° 17′ N. B. und 5° 33′ O. L. in der Sprache der Mandingas, Tubabo daga (Dorf der Weißen) genannt, wurde von dem Gouverneur von Cacheo, Gonçalo de Gamboa, 1641 oder 42 gegründet, welcher Portugiesen vom Flusse Geba dahin übersiedelte, aber erst 1692 kaum hinlänglich und erst 1835 besser befestigt. Cacheo und Farim haben gegenwärtig eine Bevölkerung von 800 Freyen mit Einrechnung der Besatzung und der Grumeten und 900 Sklaven.

Bolor unter dem 12° 10′ N. B. und 7° 00′ O. L. wurde im Februar 1831 von der Krone Portugal vermöge eines mit dem Häuptlinge von Bolor geschlossenen Vertrags in Besitz genommen, die beyden Redouten, die der Verfasser selbst dort anlegte, befinden sich bereits im Zustande des Verfalls, die Bevölkerung beträgt kaum zwanzig portugiesische Einwohner.

Zinguichor, Ziguechor oder Isiguichor, wie es gleichfalls genannt wird, unter dem 12° 31′ N. B. und 6° 56′ O. L. wurde von Gonçalo de Gamboa zwischen 1643 und 1645 befestigt, seine Bevölkerung besteht gegenwärtig aus 300 Freyen und 400 Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Ensaios sobre a statistica das possesoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Fortsetzung.)

Bissáu unter dem 11° 51′ N. B. und 6° 25′ O. L. war ein von portugiesischen Kaufleuten schon vielfach besuchter Hafen, als der König D. Pedro II. dort eine Faktorey anlegen ließ. Die Festung S. José de Bissáu wurde 1766 auf Befehl des Königs D. José gebaut.

Die Insel Bissáu theilt sich gegenwärtig in sechs Distrikte, welche von eben so vielen Häuptlingen regiert werden.

Geba unter dem 12°0 5′ N. B. und 4° 46′ O. L. war schon gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Niederlassung der Portugiesen, von denen viele nach Farim zogen. Gegenwärtig hat es eine Bevölkerung von sechshundert Freyen und achthundert Sklaven, die sämmtlich Christen sind, aber seit vielen Jahren eines Geistlichen entbehren.

In Fa, einem Dorfe der Mandingas, unter dem 12° 2′ N. B. und 4° 57′ gründete ein portugiesischer Kaufmann im Jahre 1820 eine Faktorey, welche die Regierung erhält, um den Fahrzeugen, die von Bissáu nach Geba gehen, als Landungs- und Verkehrsort zu dienen. Zwey Meilen aufwärts hat die Regierung an demselben Ufer des Flusses Geba im Jahre 1843 in Ganjarra ein Präsidio anlegen lassen, weßhalb der Generalgouverneur mit dem Häuptlinge von Ganjarra einen Vertrag geschlossen hatte.

Von dem Archipel der Bijagoz-Inseln (nach deutscher Aussprache Bischagoz), wie sie die Portugiesen nennen, während sie auf unsren Karten theils als Bissagos, theils als Bijuga vorkommen, gehören zwey dem portugiesischen Staate. Bolama, das schon 1607 von dem Häuptling von Guinala den Portugiesen zur Gründung einer Niederlassung angeboten und seit dieser Zeit von ihnen nur für Holzschläge benützt wurde, erhielt im Jahre 1830 ein Presidio; seit 1835 hat sich ein portugiesischer Kaufmann, Caetano José Nozolini, auf ihr niedergelassen, ein Wohnhaus und Waarenhaus angebaut und Culturversuche mit dem dort wild wachsenden Kaffeebaum angestellt.

Galinhas wurde 1830 dem portugiesischen Kaufmanne Joaquim Antonio de Mattos von dem Häuptlinge von Canhabac geschenkt. Mattos überließ sie dem Staate; sie ist unbewohnt. Mattos hat bis zu seinem Tode einige Culturversuche anstellen lassen, von denen zu wünschen ist, daß sie fortgesetzt werden.

Den aus mehr als zwanzig größeren und kleineren Inseln bestehenden Archipel der Bijagoz hat der Verfasser nicht näher beschrieben, sondern nur auf der Karte, die er von der Guinea von Cabo Verde giebt, bemerkt, daß er noch wenig erforscht sey. Einige Notizen über die größeren Inseln dieses Archipels Orango, Roxa, Ilha da Ponta oder Cazegut und Draçāo finden sich in dem schon im Eingange erwähnten, auch von Lopes de Lima viel-

fach benützten Werke über Cabo Verde von Varnhagen und Chelmicki.

Die Bevölkerung von Bissao, Fa, Ganjarra und Bolama hat der Verfasser nicht angegeben; in einem eigenen dem ersten Theile beygegebenen Verzeichnisse aber finden sich die Besatzungen sowohl für die Inseln als für die Guinea von Cabo Verde genau aufgezählt. Auf den Inseln beträgt die gesammte Militärmacht 407 Mann mit Einschluß der Offiziere, in der Guinea aber nur 156 Mann. Einzelne Presidios, wie Geba und Ganjarra haben 8, andere wie Bolama und Zinguichor 4, Farim und Bolor gar nur 3 Mann Besatzung, eine Zahl, die der Verfasser mit Recht eben so unanständig als zwecklos nennt, um so mehr, da diese Soldaten gewöhnlich nur als Mäckler für die Offiziere der Festungen dienen.

Die Luft ist auf den Inseln von Cabo Verde weniger warm, als unter gleichem Breitengrade auf dem Festlande, nur in einigen abgeschlossenen Thälern im Innern steigt der Thermometer auf mehr als 90° nach Fahrenheit, im Allgemeinen erreicht er im Mai und August 80°, im April, Juni, Juli und September 70°, in den übrigen Monaten nur 65° nach mittlerer Tageszeit, denn die Nächte und Morgen sind nicht allein frisch, sondern sehr häufig sogar kalt zu nennen.

In der Regenzeit ist die Atmosphäre nieder und dünstig, der besonders im August und September fallende Regen ist für die Inseln so nothwendig, wie für Aegypten das Austreten des Nil, der Mangel an Regen in den Jahren 1831 — 33 hat eine schreckliche Hungersnoth und große Sterblichkeit nach sich gezogen. In der Zeit der Winde, in welcher die Winde, Brisas genannt, von O.N.O. nach N.N.O. wehen, ist die Atmosphäre rein und der Himmel heiter.

Der Einfluß des Clima auf den Gesundheitszustand ist auf den verschiedenen Inseln verschieden, St. Jago verdient den Namen der todtbringenden Insel, St. Nicolao den der ungesunden, denn nur auf diesen beyden herrschen und zwar auf St. Jago immer, auf St. Nicolao von zwey zu zwey Jahren die bösartigen endemischen Fieber, Carneiradas genannt, und die besonders für Europäer gefährliche Ruhr. Auf der Insel Maio giebt es Wechselfieber, das Klima auf den übrigen Inseln ist gesund; das von St. Antonio, St. Vitente und Brara hält der Verf. selbst für gesünder als das von Lissabon. Die Atmosphäre ist in der Zeit der Winde rein, aber der beynahe immer getrübte Horizont bringt bey dem Aufgange und Niedergange der Sonne eine solche Strahlenbrechung hervor, daß man acht bis zehn Grade über dem Horizont die Sonne aufmerksam mit freyem Auge betrachten kann.

In der Guinea von Cabo Verde, wo die Hitze größer ist, beginnen die Regen begleitet von Gewittern, die ein harter Südost vor sich herjagt, am Ende des May, sie dauern zwey bis drey Stunden, nach deren Verlauf der Wind auf N.O., seiner gewöhnlichen Richtung auf dieser Küste, umspringt und der Himmel wieder heiter wird. Die Zeit vom Oktober bis zum Mai nennt man hier die trockene, weil der Nordost fast ohne Unterbrechung weht.

Das ganze Jahr hindurch wüthen in der Guinea von Caboverde die Carneiradas und bringen das Leben der Europäer in große Gefahr, doch haben sie hier, wenn sie das erste mal ihr glücklich entronnen sind, keinen ferneren Unfall zu befürchten, während auf St. Jago die Unfälle sich mit jedem Jahre wiederholen, deßhalb befinden sich auch die Eingebornen von St. Jago sehr wohl in der Guinea, während die von der Guinea auf St. Jago fortwährend leidend sind.

Der Boden ist auf den Inseln von Cabo Verde sehr verschieden, sandig, kalkig und salpeterhaltig auf Sal, Boavista und Majo, thonig, kiesig, kalkig und theilweise vulkanisch auf St. Jago, St. Antonio, St. Nicolao und Fogo, auf welcher letzteren die vulkanische Bildung vorherrscht, mergelig auf Brara, wo der Humus die reichste Vegetation hervorbringt. Dem äußeren Anscheine nach scheinen die Inseln von Cabo Verde unfruchtbar zu seyn, weil sie baumlos sind, daher rührt auch das kahle und ausgetrocknete Aussehen des Bodens und eben so die Unfruchtbarkeit in den Jahren, in welchen der Regen mangelte, allein die Bewohner halten dafür, daß Baumpflanzungen dem Boden schädlich seyen, weil sie den Grund aussaugen, und der Verfasser

hält es für sehr schwierig, sie vom Gegentheile zu überzeugen.

Unter die Produkte, welche vorzugsweise ein Gegenstand des Handels sind, gehören die urzella, das Salz, der Kaffee und die purgueira.

Die urzella (lichen roccella), auf den kanarischen Inseln schon weit früher als Färbepflanze gebraucht, wurde erst 1730 auf der Insel Brava entdeckt, die Jesuiten erbaten sich von Johann V. die ausschließliche Einsammlung derselben, aber der König erklärte sie als Monopol des Staates, dem die urzella auch gegenwärtig noch gehört, ihre früher bedeutende Ausfuhr hat durch die Concurrenz mit Angola sehr abgenommen [11]).

Salz findet sich nur auf Maio, Boavista und Sal. Alles Salz auf den Inseln von Cabo Verde ist Seesalz, Steinsalz findet sich auf denselben nicht. Theils erzeugt sich das Salz selbst an solchen Plätzen, die vom Meere überschwemmt werden, welche man natürliche Salinen (salinas naturaes) nennt, theils kommmt die Kunst der Bereitung desselben zu Hilfe, indem man an solchen Plätzen, die der Fluth ausgesetzt sind, Brunnen von süßem Wasser gräbt, die mit Seewasser angefüllt, durch den Einfluß der Sonnenhitze eben so wie bey den natürlichen Salinen krystallisirtes Salz geben, das aber an Größe, Klarheit und Farbe dem ersteren weit nachsteht. Solche Plätze nennt man künstliche Salinen (salinas artificaes). Beydes, sowohl das von der Natur allein, sowie das mit Hülfe der Kunst erzeugte, findet sich nur auf den drei Inseln Maio, Boavista und Sal.

Fast in der Mitte der letzteren Insel befindet sich in einem Kessel eine Salzquelle, die in der neuesten Zeit mit einem Aufwande von großen Kosten der Rath Martins, auf dessen Betrieb die Insel bevölkert wurde, ausbeuten läßt. Er ließ den Berg durchgraben, um auf diese Weise auf einem unterirdischen Wege zu dem Salze zu gelangen, welches seitwärts von der salzigen Quelle sich aufgeschichtet hat, und eine Eisenbahn bis an den Hafen anlegen, auf welcher die mit Segeln versehenen beladenen Karren von den Brisas bis an den Hafen getrieben werden, von wo sie leer durch ein Gespann von Eseln wieder zurückgezogen werden, dieß ist die einzige Eisenbahn, welche bis jetzt im portugiesischen Staate besteht.

Sehr förderlich für die Hebung der Industrie könnte auch die Vermehrung der Kaffeepflanzungen werden, der 1790 auf St. Nicolao eingeführt, bald darauf auch auf St. Jago und in dem gegenwärtigen Jahrhunderte auf St. Antonio gebaut wird; auf seine Cultur wird wenig Mühe verwendet, obgleich die Regierung 1834 Anweisungen über eine regelmäßige Cultur an alle Pfarrer vertheilen ließ. Die purgueira (Jatropha Cnrcas), von den Spaniern palma Christi genannt, kommt überall auf den Inseln fort, früher achtete man nicht auf diesen Strauch und verwendete ihn zu Brennholz, jetzt aber pflanzt man ihn an, alle Mühe die auf ihn verwendet wird besteht darin, ihn an einen Pfahl zu befestigen, nach zwey Jahren bringt er eine Frucht, woraus Oel gewonnen wird, welches theils zur Beleuchtung und für Maschinen gebraucht wird, theils als Arzney dient, die unter dem Namen Ricinus-Oel bekannt ist. Sehr leicht kommen auf den Inseln die Baumwollenpflanze, der Indigo, der Tabak und der Drachenbaum fort, die dort wild wachsen, ebenso die Cochenillen-Fackeldistel, die erst seit vier Jahren auf Auftrag der Regierung angepflanzt wird; das schon seit langer Zeit auf dem Archipel heimische Zuckerrohr steht dem Brasiliens sowohl, als auch dem der Thomas- und Prinzeninsel weit nach, der Verfasser schlägt daher vor, den jetzt hiefür benützten Boden für Kaffeepflanzungen zu verwenden, da er sich hiezu eignet und eine bessere Ernte verspricht. Die Produkte der drey Naturreiche

---

11) Die urzella auch orzella, von den Franzosen orseille genannt, hat Portugals Botaniker Brotero im Jahre 1824 in einer kleinen Schrift historia da orzela beschrieben. Nach dem Werke von Chelmicki und Varnhagen über die Chorographie von Cabo Verde entdeckte ein Engländer Miller 1837 eine andere Species dieser Pflanze auf Cabo Verde, estrella genannt, diese Species, so wie eine andere escane werden gleichfalls zum Färben verwendet, aber weniger geschätzt. Corografia Cabo- Verdiana Tomo II. pag. 103 u. 404.

behandelt der Verfasser in der ersten Abtheilung nur kurz (S. 17 — 32), besser und vollständiger sind sie in dem Werke von Varnhagen und Chelmicki erörtert [12]).

Die gewerbsame Thätigkeit steht auf den Inseln von Cabo Verde der ackerbauenden noch weit nach, der einzige Manufakturartikel, der ausgeführt wird, ist Tuch von verschiedner Beschaffenheit, ein Artikel, der auch in der Guinea von Cabo Verde von den Mandingas verfertigt wird. Eine größere Neigung findet sich sowohl bey den Bewohnern des Archipels wie bey denen des Festlandes für den Handel. Der Werth der Einfuhr betrug in dem Rechnungsjahre 1842 bis 43 auf den Inseln 76 Contos und 620,853 Reis, der der Ausfuhr 73 Contos und 992,149 Reis, thätig waren dabey 217 Schiffe, unter denen jedoch nur 61 portugiesische aufgezählt sind. Von dem Handel der Guinea von Cabo Verde gelang es dem Verfasser nur allein aus den Listen des Zollamtes von Bissáu einen Auszug zu geben, nach diesem betrug die Einfuhr im ersten Vierteljahre des Rechnungsjahres 1843 auf 9 Schiffen, worunter nur ein portugiesisches aus der Provinz Cabo Verde selbst ist, 4 Contos und 696,000 Reis, die weit überwiegende Ausfuhr aber auf sechs fremden Schiffen die Summe von 16 Contos 77,080 Reis, die ganze Ausfuhr aus den Häfen Bissáu, Cacheu und Zinguichor berechnet der Verfasser zu einem Werthe von jährlich neunzig bis hundert Contos. Die jährliche Einnahme aus der ganzen Provinz Cabo Verde betrug im Jahr 1842 100 Contos und 441,819 Reis, von diesen sollen 79 Contos und 176,168 Reis für die jährlichen Ausgaben der Provinz verwendet werden, 265,651 Reis wurden den Municipalkammern wegen ihrer Mittellosigkeit an der von ihnen zu leistenden Abgabe, terças genannt, nachgelassen, 21 Contos kommen in die allgemeine Staatskasse (thesouro publico). Unter der Summe der Einnahme bilden die reinen Erträgnisse des Verkaufes der urzella allein 45 Contos und haben in früheren Jahren eine noch weit größere Summe betragen [13]).

12) Corografia Cabo-Verdiana Tom. II. pag. 354 — 414 und p. 477 — 486.

13) Die Münze, nach welcher auf den Inseln die Einnahmen berechnet werden, ist die sogenannte schwache Münze (moeda fraca), früher in Brasilien in Silberstücken von 960, 640 und 320 Reis geprägt, ihr steht die starke Münze (moeda forte) gegenüber, d. h. die gegenwärtig in Portugal in Gold und Silber geprägte Münze, in dieser letzteren werden nur der Gouverneur, sein Generalsekretair, der königliche Richter und die Militärs im Heere und in der Flotte bezahlt; wird die Bezahlung in schwacher Münze geleistet, so werden ihnen 4 Prozent vergütet.

Das Budget der Ausgaben zerfällt in sechs Hauptabtheilungen (folhas), für die Verwaltung der innern Angelegenheiten (folha civil) sind sechzehn und ein halber Conto, für die Geistlichkeit (folha ecclesiastica) acht, für die Justiz ein und ein halber [14]) (folha judicial), für die fiskalische Verwaltung (folha fiscal) zehn und ein halber, für die Militärmacht sechs und fünfzig und für verschiedene Lasten (diversos encargos) zwölf und ein halber Conto angesetzt [15]).

Unter den Ausgaben der folha civil ist für den Unterricht die Errichtung von 38 Elementarschulen (ensino primario) beantragt, für den höheren Unterricht aber, was der Verfasser rügend erwähnt, kein Antrag gestellt worden.

(Schluß folgt.)

14) Referent wird die Organisation des Justizwesens auf Cabo Verde bey der Anzeige des zweyten Bandes gemeinschaftlich mit dem auf der Thomas- und Prinzeninsel behandeln.

15) Ein Conto Reis kömmt ungefähr 2500 Gulden gleich, Referent hat die Ausgaben nur in runden Summen angegeben, während sie im Budget ganz im Detail aufgezählt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Nach der Anordnung K. Otfried Müllers. Für Lehrer, Studierende und die obersten Klassen der Gymnasien verfaßt von Dr. Karl Eckermann, Assessor der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Erster Band. Halle, Schwetschke und Sohn 1845.

Der Herr Verfasser der oben genannten Schrift schließt sich ganz und gar an eine Persönlichkeit an, die, ohne in den Hauptpunkten Epoche gemacht zu haben, doch sich sehr große Verdienste, besonders um die geschichtliche Seite der Mythologie erworben hat. Er will Religionsgeschichte und Mythologie des Alterthums so darstellen, wie er O. Müller verstanden hat. Man könnte fragen, warum die Schriften O. Müllers theilweise ab- oder ausschreiben, da er doch ohne Zweifel seine Gedanken selbst am besten dargestellt und ihnen den angemessensten Zusammenhang gegeben haben wird. Oder will der Verfasser der studierenden Welt zum Verständniß O. Müllers verhelfen? Aber noch Niemand hat über Dunkelheit oder sonstige Schwierigkeiten bey Auffassung der Müllerischen Gedanken geklagt; im Gegentheile thut es einem weh, daß man Müllers klare, bestimmte, bisweilen in schönem Schwung sich erhebende Darstellung in des Verfassers Auszügen so gar sehr vermißt. Sonst könnte der Verfasser wohl die Absicht gehabt haben, die in verschiedenen Schriften und Abhandlungen niedergelegten Ansichten O. Müllers in einer klaren Uebersicht zu einem abgerundeten, alles gleichmäßig umfassenden Ganzen zusammenzustellen. Allein wir finden überall Ansichten, Bemerkungen und Notizen aus den Schriften der verschiedenartigsten Forscher hineingemengt, und dies Alles so untereinandergemischt, daß von einer streng durchgeführten gleichmäßigen Darstellung einer Hauptansicht keine Rede mehr seyn kann. Dazwischen kommen häufig des Verfassers eigene Urtheile, Ansichten und Bemerkungen, doch so, daß man nicht immer unterscheiden kann, was O. Müllern oder dem Verfasser eigentlich angehört; denn oft werden O. Müllers Schriften in den Anmerkungen zu einer Stelle citirt, während dies bey andern Stellen, die ebenso O. Müllern angehören, unterlassen wird. Oft werden O. Müllers Worte ohne Aenderung wiederholt, dann wieder ein Auszug gegeben, oder nur einige Ausdrücke umgeändert, oder es finden sich Auslassungen und Abkürzungen in dem Conterte der Müllerischen Darstellung. Man sieht nicht ein, warum bey der einen Stelle O. Müllers Namen genannt ist, bey der andern nicht. Dann ist wieder der ganze Gedankengehalt fast durchgehends aus O. Ms. Schriften genommen, während die Form ganz dem Verfasser angehört. Wer nun in Müllers Schriften nicht ganz zu Hause ist, weiß nicht, was dem Verfasser, was O. Müller, oder wieder Andern gehört, wenn diese nicht besonders citirt sind, wie es allerdings gewöhnlich der Fall zu seyn scheint. Ob dazu der Verfasser noch Manches aus Collegienheften, die bey O. Müller nachgeschrieben wurden, genommen hat, und wie viel, darüber kann man ohnedem nichts Entscheidendes sagen, wenn man nicht solche Hefte vor sich liegen hat. Ref. spricht da-

her seine Ansicht über das, was hier zu finden ist, jedesmal aus. Es handelt sich für seinen Zweck nicht sowohl um eine Sonderung, was dem Einem oder dem Andern gehört, — so wichtig dieß auch in anderer Beziehung seyn mag, — als um ein Referat und eine Beurtheilung der wissenschaftlichen Ansicht, die überhaupt in diesem Buche vertreten wird. Der Verfasser hat sich für die hier gegebenen Ansichten entschieden, sie gewissermassen zu den seinigen gemacht, und wenigstens zu einem Ganzen verarbeiten wollen.

Jenes unerfreuliche Geschäft der Sonderung muß Ref. Andern überlassen, die in der Lage sind, es vornehmen zu können. Was sonst noch hier im Allgemeinen hätte bemerkt werden können, darüber wird sich Ref., um sich nicht zu wiederholen, bey denjenigen Stellen aussprechen, die ihn besonders hiezu auffordern.

Der Verfasser beginnt mit einer litterarischen Einleitung, in welcher er von den Quellen der Mythologie spricht. Hier stoßen wir gleich im Anfange auf eine allgemeine Behauptung, deren Gültigkeit bey einer tieferen Auffassung der Sache schwerlich bestehen kann. Es heißt nämlich also: Keiner (von den alten Schriftstellern, die als Quellen der Mythologie anzusehen sind) kann als Repräsentant seiner Zeit, sondern nur als Zeuge einer individuellen Gesellschaft und Lokalität betrachtet werden. Ohne uns bey dem ungeeigneten und schiefen Ausdrucke der individuellen Gesellschaft aufhalten zu wollen, welcher der Sache eine ganz andere Färbung giebt, als sich mit Natur und Geist der ältesten griechischen Staaten und Stämme verträgt, fragen wir nur, wer möchte zweifeln, daß Homer, Hesiod ja selbst Pindar, Aeschylus und Herodot bey aller individuellen Eigenthümlichkeit, die von den Besonderheiten ihres Geistes, ihrer Dichtungsart, ihres Stammes, ihrer Schriftstellerischen Absicht, ihrer Umgebungen im weitesten Sinn des Wortes abhängt, doch das geistige Leben und Seyn ihrer Zeit in den wichtigsten Momenten der damaligen Entwicklung des griechischen Geistes abspiegeln und daß sie bey allen individuellen Schranken gerade die Hauptpunkte, in denen sich der eigenthümliche Geist ihrer ganzen Zeit vorzüglich ausspricht, in allen wesentlichen Beziehungen zu erkennen geben? Eben diese unerreichbare Verschmelzung und Durchdringung der lebensvollsten Individualität mit dem allgemeinen, durch alle Verhältnisse ihres Lebens und Staates hindurchgehenden Geist ist es, was wir an jenen Alten als ganz eigenthümlich bewundern und was uns, so sehr uns auch die Macht ihrer individuellen Größe mit ihrem Zauber fesselt, doch zugleich den klarsten Blick in die allgemeine Natur ihrer Zeit thun läßt. Bey hohen Kunstwerken — und solche sind die Werke jener Alten — sind es gerade die Formen der ausgeprägtesten Besonderheit, in welche die hohe Meisterschaft eines in sich vollendeten Geistes das universelle Leben, dessen Inneres er äußerlich abbilden will, hineinzulegen weiß. Homer zeigt uns nicht bloß alle Verhältnisse seines Volkes, seines Landes und des ganzen geistigen Lebens desselben, sondern er giebt uns auch eine Anschauung der ganzen Welt, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelte.

Indem der Verfasser darauf den Geist der einzelnen Dichter sehr kurz und unzureichend characterisirt, sagt er von Homer, „er ist nicht ein Stifter des nationalen Glaubens geworden, sondern vielmehr die erste litterarische Quelle, aus welcher der griechische Hylozoismus einen nährenden Stamm von Grundsätzen, das Vorgefühl der überall gegenwärtigen göttlichen Kraft, den Grund zur Weissagung und unmittelbaren Erkenntniß entnahm.“ Man fühlt sich versucht, fast gegen jeden einzelnen Theil dieser Aeußerung über Homer zu protestiren. Ref. will indeß nur eines zunächst hervorheben. Wenn Homer allerdings nicht der Stifter des nationalen Glaubens genannnt werden kann — indem nicht Homer die griechische Mythenwelt geschaffen, sondern vielmehr sie ihn heraus geboren hat — so muß darum doch eben so wenig übergangen werden, daß sie erst mit ihm, in der Gestalt seiner Poesie, zum Bewußtseyn und damit zu einer äußerlich hervorgetretenen, künstlerisch festen Gestaltung in allen ihren Formen und Götterbildungen gekommen ist, weßwegen Herodot mit allem Recht sagen konnte: *οὗτοί εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμάστε καὶ τέχνας διελόντες καὶ εἴδεα αὐτῶν σημήναντες*, und das ist wahrlich eine gewaltige, eminent

schöpferische That, der das nachherige Griechenland seine ganze Eigenthümlichkeit in den wichtigsten Kreisen seines Daseyns verdankt.

Bey der kurzen Charakterisirung der Hesiodischen Theogonie spricht der Verf. die Behauptung aus, daß die gewaltsamen Revolutionen, welche das homerische Griechenland gänzlich umgeändert hätten, nicht wenig auf das reflektirende Gemüth des Böotischen Sängers einwirkten. Ohne den großen Unterschied zwischen der dichterischen Anschauung, die in den homerischen und in den hesiodischen Werken sich findet, im Geringsten ableugnen zu wollen, der aber aus ganz andern Ursachen abzuleiten seyn möchte, glaubt Ref., daß der obige Satz guten Theils auf einer Täuschung beruht. Denn was ist, genauer betrachtet, jenes homerische Griechenland? Doch hauptsächlich jene heroische Königszeit, welche die Folie bildet für die Thaten der homerischen Helden, jene Zeit, wie sie sich Homer für den trojanischen Krieg unumgänglich nothwendig dünkt. Allein diese Zeit war in Homers Tagen, wenn wir sie auch hoch hinaufrücken, ebensogut längst vorüber, wie in den Tagen Hesiods. Jenes Zeitalter, in welchem nach Homers Vorstellung jene wundersame Welt mit ihren Heroen- und Götterkämpfen sich bewegte, war ja auch nach der gewöhnlichen Ansicht längst durch die gewaltigsten Stürme bey dem Einsturze der alten Königshäuser, bey der Dorischen Wanderung, bey den großen Völkerzügen in die verschiedensten Gegenden, bey der Umwandlung der alten Verfassungen und Institutionen, um jetzt nur kurz das Wichtigste zu nennen, ganz und gar untergegangen oder umgeändert. Homer lebt ebenso in einer, von jener heroischen ganz verschiedenen Welt, wie Hesiod, wenn sie auch beyde noch so weit der Zeit nach aus einander gerückt werden müßten, und in ganz verschiedenen Verhältnissen, Umgebungen und Ländern lebten. Jene alte Heroenzeit sah keiner mehr so, wie sie jene Gedichte beschreiben. Beyde waren durch eine große Kluft auch nach der hergebrachten Darstellung jener geschichtlichen Verhältnisse von ihr getrennt. Jener Unterschied von Homer und Hesiod rührt von ganz andern Ursachen her. Wie man sich entschließen kann, zu glauben,

Hesiod stelle die gegenwärtigen Göttergestalten (d. h. die Olympischen Götter) als Eindringlinge und Unterdrücker der früheren Glücksepoche dar, welche nur zum Unglück der Titanen auf dem Throne säßen, wie der Verf. sagt, ist schwer zu begreifen. Kein Grieche, am wenigsten in der älteren Zeit, hat seine Götter, die er als die ewigen Ideale und berechtigten Sieger über frühere Ordnungslosigkeit und über das Grauen finsterer Mächte betrachtete, als unberechtigte, despotische Gewalthaber sich gedacht, im Gegentheile wurden sie als die lange mit Unrecht von Kronos und den übrigen Titanen unterdrückten, zurückgehaltenen, verschlungenen Mächte dargestellt, die dann mit größtem Fug und Recht, Kraft der Herrlichkeit ihrer Natur, die höchste Herrlichkeit unter sich theilten.

(Fortsetzung folgt.)

Ensaios sobre a statistica das possessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Schluß.)

Gegenwärtig bestehen auf den Inseln von Cabo Verde zwölf Elementarschulen, deren Errichtung man größtentheils der Thätigkeit der beyden letzten Gouverneure verdankt, nämlich zwey auf St. Jogo, zwey auf Fago, zwey auf St. Antonio, zwey auf St. Nicolao, zwey auf Boavista, eine auf Brava, eine auf Maio, in der Guinea von Cabo Verde ist bis jetzt noch keine Schule errichtet worden. Referent bemerkt indeß, daß die Regierung in neuester Zeit ernstlich bedacht ist, für das Schulwesen in den Colonien zu sorgen, und deßhalb (am 14. August 1845) verordnet hat, die nöthige Anzahl von Lehrstühlen in allen überseeischen Besitzungen (altramas) für den Elementarunterricht errichten zu lassen und in jedem der vier Generalgouvernements auch eine höhere Schule für den Elementarunterricht im ausgedehnteren Sinne (escola principal de in-

struçcas primaria) zu begründen. Die Ausgaben für die Geistlichkeit sind in dem Budget von 1842 bedeutend höher angesetzt worden, da die Regierung einsah, daß die Besoldungen für die Pfarrer, welche in den Colonien früher der Christusorden erhielt und jetzt der Staat erhalten muß, weil die Ordensgüter verkauft wurden und der Staat in die Rechte und Pflichten des Ordens getreten ist, für den Lebensbedarf nicht hinreichten, da sie größtentheils aus einer Zeit stammen, in der die Lensbedürfnisse mit weit geringeren Geldmitteln befriedigt wurden.

Die Kirchenprovinz Cabo Verde, welche die Inseln von Cabo Verde und auf dem Festlande den Strich vom Gambia bis zum Palmencap und zum Fluße St. Andreas begreift, wurde 1532 den 31. Januar durch Papst Clemens VII. errichtet, und aus den Einkünften des Christusordens, dessen Großmeister seit Johann III. die Könige von Portugal sind, dotirt, der Sitz des Bischofes war in Ribeira Granda auf St. Jago, wo sich auch die Cathedrale erhalten hat. Gegenwärtig besteht das Bisthum aus 33 Pfarrkirchen, von denen fünf in der Guinea von Cabo Verde, die übrigen auf den Inseln sind, der bischöfliche Pallast in Ribeira Grande wurde seit der Mitte des achtzehnten Jahrhundertes nicht mehr bewohnt und befindet sich in ganz ruinosem Zustande, der gegenwärtige Bisthumsverweser hat seinen Sitz auf der Insel Brava, von wo aus er die übrigen Inseln besucht. Der Mangel an Geistlichen ist so groß, daß im Jahre 1842 nur zwanzig Pfarrkirchen mit Pfarrern versehen waren, für die Missionen auf dem Festlande konnte seit der Aufhebung der Klöster ohnedieß nicht mehr gesorgt werden.

Die beyden Inseln St. Jago und Fogo wurden 1461 von Europäern bevölkert, welche auf dem Festlande viele Sklaven erhandelten, die als Freygelassene sich auf den übrigen Inseln ansiedelten. Von diesen ersten Bewohnern stammt die weiße und schwarze Bevölkerung der Inseln, durch die Vermischung der Europäer mit den Schwarzen ist die Raçe der Mulatten entstanden.

In der Guinea von Cabo Verde theilt der Verfasser die Bewohner in die beyden Klassen derjenigen, die in den Festungen, Presidios und ihrem Umkreise selbst leben und derjenigen, die überhaupt auf dem portugiesischen Gebiete wohnen, die ersteren sind die wenigen Kaufleute, verschiedener Nation und Farbe, die Soldaten großentheils aus deportirten Portugiesen bestehend und die Grumeten oder christlichen Neger, die letzteren sind die verschiedenen Negerstämme, die Sacalates, Jabundos, Banhuns, Felupas u. s. a., hinsichtlich deren näherer Schilderung Referent wegen Mangel an Raum auf das Werk selbst verweisen muß.

Die Sprache auf den Inseln ist die lingua creoula, ein Gemisch von afrikanischen Wörtern und dem Altportugiesischen, unter den Sprachen der Negerstämme auf dem Festlande hat der Verfasser im Jahre 1836 von der der Felupen ein kleines Wörterbuch geliefert.

Eine ausführlichere Beschreibung der wilden Stämme in der Guinea von Cabo Verde hat der Verfasser gleichfalls schon früher, besonders von den Felupas geliefert, die er näher kennen lernte, als er unter Don Miguels Regierung zu Bolor im Exile lebte [16]).

Friedrich Kunstmann.

---

16) Memoria sobre os Felupes abgedruckt im Juniheft des Jornal da sociedade dos amigos das letras Nro. 3. Jahrgang 1836, in derselben Zeitschrift steht im Augustheft das Vokabular der Felupensprache.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Was hierauf der Verf. oder vielmehr O. Müller (denn die Stelle ist fast wörtlich aus den Prolegomenen genommen) über die Mythenbehandlung bey den Lyrikern und Tragikern ausspricht, ist wohl richtig, berührt aber das Wesentliche jener auch auf dem Gebiete der Mythenwelt in ihrer Art noch sehr produktiven Zeit zu wenig. Das große Genie jener spätern Dichter (der Lyriker und Dramatiker) zeigt sich hier besonders darin, daß sie (wie Pindar, Aeschylus ꝛc.) in den innern Sinn der alten, oft nur erst mit wenigen Zügen kurz angedeuteten Mythen sich ganz hinein zu leben wußten und dieselben in ihrer wahren Eigenthümlichkeit schaffend weiter bildeten. So verstand Aeschylus erst den wahren Sinn der Prometheussage, welche die frühere Zeit fast unbewußt geschaffen und überliefert, aber weder ausgebildet, noch verstanden hatte. Die großen innern Vorgänge zur Zeit der Perserkriege, die wohl am meisten dazu beygetragen haben, die Meder zu besiegen, und auf welche Herodot so entschieden und nicht immer blos mit räthselhaften Winken hindeutet, haben es auch erst möglich gemacht, jene, eine größere Zukunft andeutenden Mythen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Allseitigkeit aufzufassen, auszubilden und zu vollenden.

Daß es den ältern Tragikern noch Ernst war mit ihren alten Göttern, ist freylich nicht zu bezweifeln, allein die Hauptsache wäre hier, zu zeigen, in wiefern und in welchem Sinne die alten Mythen noch Leben, Geist und Wahrheit für jene Dichter hatten. Das kann überhaupt nur der Fall seyn, wenn jene Zeit selbst noch in einer schöpferischen Spannung ihrer religiösen Anschauung und Thätigkeit sich befand. Hier ist noch ein großes Feld für die tiefere Forschung unbebaut und der Angelpunkt der dichterisch religiösen Anschauung der tragischen Dichter ist noch aufzufinden. Was hier von Euripides gesagt wird, daß ihm die mythischen Wesen zu Marionetten herabgesunken seyen, möchte nicht blos bey dem neuesten Beurtheiler und Vertheidiger des euripideischen Geistes Unwillen erregen; selbst in Euripides lebt noch ein ganz anderer Geist, die Götter anzuschauen. Bey Euripides ist eben die Begeisterung und das Feuer der religiösen Empfindungen und Anschauungen am rechten Ort zu suchen.

So wahr es ist, was der Verf. darauf über die Art und Weise, in welcher die Alexandrinischen und Römischen Dichter die alten Mythen behandelten, ausspricht, so kann man auch hier nicht unbemerkt lassen, daß selbst in dem leichten Spiele dieser spätern Dichter doch der Ernst nicht zu verkennen ist, der ursprünglich in jenen Mythen lag. Es wäre sonst unmöglich gewesen, daß so geistvolle und gewandte Dichter sich so vielfach und angelegentlich mit diesem Stoffe beschäftigten.

In welchem Verhältnisse die spätern Dichter zur Mythenerzeugung überhaupt dem Verf. sich darstellen, sieht man aus den Worten: „In Absicht der Italischen Mythen stehen Ovid sowohl als Vir-

BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITARA

gil nicht selten als Schöpfer da. Eine Mythologie im Griechischen Sinne des Wortes ist freylich doch nicht daraus geworden.“ Also eine absichtliche, auf Erfindung und Willkühr beruhende Behandlung der Dichter schafft nach dem Verf. die Mythen! Was man sich bey der Behauptung denken soll, daß den Logographen Kritik abging, daß ihr Gefühl über die Wahrheit und Täuschung entschieden habe, ist schwer zu sagen. Was die Logographen erzählten, war ja der allgemeine Volksglaube, hier kann von keiner Täuschung die Rede seyn, man müßte denn die ganze Mythologie selbst darunter verstehen, dann aber fällt ja der Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung von selbst hinweg.

Wie man auch nur von fern daran denken kann, daß die ältern griechischen Historiker, wie Herodot u. s. w. auch nur versuchen konnten („sie versuchten es nur, sie thaten den ersten Schritt,“ heißt es hier) das kritische Messer der neueren Verstandesreflexion an die Mythen zu setzen, „sie wissenschaftlich zu behandeln,“ ist schwer zu begreifen.

Werth und Verdienst der spätern mythologischen Schriftsteller des Alterthums werden, freylich fast ganz nach O. Müllers Vorgang, richtig bestimmt, nur sollten des so bedeutenden Pausanias Vorzüge sowohl, als Mängel noch mehr hervorgehoben seyn, da ihn fast kein Anderer an Wichtigkeit und Umfang der Berichte übertrifft.

Der Charakter der neueren Erklärer der alten Mythologie zunächst nach dem Wiedererwachen der antiken Studien und in den darauf folgenden Zeiten ist sehr allgemein und äußerlich geschildert, das wahrhaft Eigenthümliche ist nicht immer hervorgehoben, wie z. B. bey Baco von Verulam gerade das, was ihn besonders charakterisirt, nicht angedeutet ist, daß er nämlich, wohl in Folge seines in politische Verhältnisse und Parteyungen so vielfach verflochtenen Lebensganges, in der griechischen Mythenwelt eine versteckte politische Moral hatte finden wollen. Ebenso wird von den Deutungen des Gerhard Vossius und Huetius nichts weiter gesagt, als daß sie die Mythologie als Mißverständniß der geoffenbarten Religion darstellten. Damit ist aber das Charakteristische ihres Verfahrens zu wenig bezeichnet; ein Unkundiger würde sich daraus nur eine sehr vage, allgemeine Vorstellung über jene Erklärungsversuche machen können. Es war hier hervorzuheben, daß man die Mythologien als Entstellungen der alttestamentlichen Offenbarungen und besonders der im alten Testament erzählten Begebenheiten darstellte, also die Einzelheiten der mythologischen Erzählungen als Entstellung der alttestamentlichen Historie erklärte. Der Mythus von Kronos ist hier nichts, als die verunstaltete Geschichte des Noah, und bey Huet ist Adonis, Osiris, Dionysius, Kadmus, Danaus ꝛc. die eine Person des Moses. Das Doctrinelle, die tiefern, innern, dogmatischen Beziehungen wurden dabey nur wenig berührt oder ganz übergangen. Bey Erwähnung dieser Classe von Erklärern sollte der bekannte Bochart nicht übergangen seyn, der ja jene Ansicht in allen ihren Einzelheiten besonders ausbildete und durchführte. Wenn unter den neueren Forschern Hüllmann (Anfänge der griechischen Geschichte 1814) von dem Verf. eine ähnliche Ansicht, wie dem Franzosen Fréret zugeschrieben wird, nach dessen System die Mythen zu Kirchen- und Religionsgeschichten umgeformt wären, so ist es schwer zu erklären, wie der Verf. eine solche Vergleichung anstellen konnte, da jeder, der Hüllmann's Schrift auch nur oberflächlich kennt, wissen muß, daß bey diesem Forscher der gemeinschaftliche Heerd, das gemeinschaftliche Mahl, das Prytaneum, den Hauptpunkt des griechischen Lebens ausmachen, um welchen sich die Phratrien und Stämme eines Bundes bilden, über dem eine Gesammtgottheit waltet (S. 142 der genannten Schrift).

Soll eine Charakterisirung der verschiedenen Ansichten dieser Forscher einen Werth haben, so mußte mit Kenntniß und Einsicht das Eigenthümliche eines jeden genau und scharf hervorgehoben, aber nicht blos mit allgemeinen, äußerlichen Redensarten, wodurch man nur wenig erfährt, bezeichnet werden. Der Verf. wiederholt hierauf ziemlich wörtlich die Darstellung O. Müllers aus den Prolegomenen, in welcher dieser Gelehrte die Ansichten der neueren Forscher, welche die griechische Mythologie wissenschaftlich behandeln wollten, in kurzen Auszügen zu schildern versucht. In einzelnen, abge-

rissenen, den Schriften jener Forscher wörtlich entnommenen Sätzen sollen die Ansichten derselben dem Verständniß nahe gebracht werden. Allein damit, daß man die zum Theil aus dem Zusammenhang herausgenommenen einzelnen Sätze solcher Erklärer der Mythologie wörtlich wieder vorbringt, hat man die Hauptpunkte ihrer eigenthümlichen Ansicht, die innere Seele, die eigentlich durch das Ganze ihrer Forschung hindurch geht, die Stellung, die ihre Ansicht zu den spätern und frühern Forschern einnimmt, noch nicht ergriffen und mit scharfer Zeichnung hingestellt. Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, sich aus jener Darstellung der Erklärungen der neueren Forscher eine klare Vorstellung von dem Wesentlichen ihrer Ansichten zu nehmen. Man muß die Schriften jener Gelehrten selbst durchgelesen haben, um klar einzusehen, was diese Darstellung denn eigentlich überall gemeint hat. Mit wenigen, über das eigentliche Innere wahrhaft beleuchtenden und das gegenseitige Verhältniß jener Forschungen genau hervorhebenden Hauptzügen würde viel mehr gethan seyn, als mit dieser innerlich unverbundenen, bloß äußerlich die Sätze wörtlich aneinanderreihenden Mosaikarbeit, die nicht geeignet ist, das Charakteristische und Geistige jener Ansichten in scharfen Umrissen herzustellen.

Auch das Falsche, Irrthümliche und Verkehrte verläuft und entwickelt sich bekanntlich nach gewissen Gesetzen und in der Aufeinanderfolge einseitiger oder unrichtiger Ansichten und Systeme ist oft am Deutlichsten die Gewalt der Wahrheit, welche die eine Einseitigkeit mit der andern widerlegt und vertreibt, in ihrer allseitigen Entwicklung zu ersehen. Wie auf allen andern Gebieten der Geschichte und des Lebens, so wird auch bey der Entwicklung wissenschaftlicher Ansichten, wenn ein Geist des Irrthums derselben eine verkehrte Richtung giebt, vom Anfang eine falsche Grundansicht die Hauptschuld des verfehlten Ganges aller Untersuchungen, die sich jenem πρῶτον ψεῦδος nicht entwinden konnten, tragen. Die Ursache aller falschen Erklärungen der Mythologie kann man nun darin suchen, daß die Gelehrten, die sich an dieses Geschäft machten, es nicht für möglich hielten, die Mythologie, so wie sie sich unmittelbar giebt, in ihrem wörtlichen, eigentlichen Verstande zu nehmen und doch noch einen Sinn, noch ein vernünftiges Verständniß nach ihrer Meynung darin zu finden. Um nun aber doch einen Aufschluß zu geben über diese sonderbaren Gestalten, Bildungen und Thatsachen, zu deren Erklärung der hergebrachte Staat unlebendiger, dürrer Verstandesabstraktionen ganz unzulänglich war, hat man willkührliche und unbewiesene Vorgänge erdichtet, die jene sonderbaren Ueberlieferungen der Völker aufhellen sollten. Diejenigen, welche der Poesie die Entstehung der mythologischen Gestalten zuschrieben, verfuhren doch insofern noch etwas säuberlicher mit ihnen, als dadurch denselben noch ein Schatten eigentlichen Bestehens und Geltens übrig blieb, wenn auch dadurch alle reelle Bedeutung, alles innere Leben denselben genommen wurde. Diese durch die Macht der Poesie die Mythologie erklärende Ansicht theilt sich nach manchen Modifikationen wieder in mehrere Unterabtheilungen, wovon die bedeutendste die ungeheuern Wesen, welche wilde Völker in ihrer Furcht vor den Naturerscheinungen sich geschaffen haben sollen, durch Dichter, die unversehens sich unter diesen halbthierischen Stämmen erhoben, in milde, menschenähnliche Göttergestalten umschaffen läßt. Dieser Ansicht steht nun jene Erklärungsweise gegenüber, welche die Form, in der die mythologischen Gestalten sich uns zeigen, für eine bloß äußerlich hinzugekommene Einkleidung, ja für eine Fälschung und Entstellung des ursprünglichen Sinnes ansieht und diesen Gestalten ihren ursprünglichen, wahren Verstand wieder vindiciren will. Abgesehen von den vielen willkührlichen Versuchen anderer Art, der Mythologie einen physikalischen Sinn unterzulegen, ist hier nur die Ansicht Heynes zu erwähnen, der jene Gestalten für Einkleidungen philosophischer Gedanken, hauptsächlich allgemeiner kosmogonischer Begriffe erklärte, welche aus Armuth der Sprache und Unfähigkeit, den wissenschaftlichen Ausdruck zu finden, fast unwillkührlich als persönliche Wesen vorgestellt und sogleich zu Göttern gemacht wurden. Noch weiter geht die Hermann'sche Ansicht, nach welcher die Namen der Götter ursprünglich und nach der wahren Absicht der alles mit Ueberlegung und wissenschaftlicher Schärfe bezeichnenden Urheber dieser nachher so entstellten Ge-

dankenoperationen nichts weiter sind, als die von den Prädikaten der Eigenschaften, Kräfte und Elemente der Natur hergenommenen Begriffe, denen man zur festeren Bezeichnung der Form bestimmte Namen gab, die aber ursprünglich lauter Appellativa gewesen seyen. Das ganze habe auch nur dann erst eine systematische Ordnung und inneren Zusammenhang, wenn man die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung aller dieser Namen kenne. Die Erfinder dieses Systems konnten natürlich diese Namen für keine Götter halten, denn sie haben ja alles selbst so ausgesonnen. Dem Volke wurde es überlassen, sich diese Namen der Prädikate zurecht zu legen, wie es wollte; da sey es nun gekommen, daß es diese als Persönlichkeiten gegebenen Kräfte, Eigenschaften u. s. w. wirklich für Personen, für übermenschliche Wesen, für Götter gehalten habe. So wird also dieses entstellte, unverstandene physikalische System durch Täuschung und Mißverstand des unwissenden Volkes zu einem Göttersystem. Also sind es nach beyden Hauptklassen der berührten Erklärungsweisen einzelne Menschen, die den Massen ihre Götter theils als poetische Wesen, aber ohne reellen Gehalt, theils als mißverstandene physikalische Begriffe erdichtet und ersonnen haben. Wie die Völker dazu gekommen, diese Phantasiegestalten der Poesie, oder diese abstracten Begriffe physikalischer Eigenschaften wirklich als göttliche Wesenheiten, als Götter anzusehen, an sie zu glauben, ihnen alles hinzugeben ꝛc. ꝛc., wie überhaupt die Vorstellung und Ueberzeugung von der Existenz mehrerer Götter in den Gemüthern entstehen konnte, dies zu erklären, daran wird hier gar nicht gedacht, also die Hauptsache, um die es sich eigentlich handelt, gar nicht berührt.

Dieß ungefähr wären einige der Hauptpunkte gewesen, die bey der Charakterisirung jener Erklärungsversuche der alten Mythologien nothwendig hervorzuheben waren, wenn man erfahren soll, was jene leisteten. — Noch unzulänglicher ist die Eigenthümlichkeit der Creuzerischen Ansicht nach ihren Grundzügen dargestellt. Ueber den Hauptpunkt, worüber sich Creuzer, wie vor ihm schon William Jones in den wesentlichsten Bestimmungen wenigstens, von allen früheren Erklärern unterscheidet,

hört man kaum einige Worte. Es wird bloß einmal eine aus dem Orient stammende, reine monotheistische Urreligion genannt. Von dieser Ansicht — und dieses Urtheil scheint dem Verf. ganz allein anzugehören — wird dann gesagt, sie enthalte wenigstens Wahrheit, sie habe die Idee des Polytheismus nicht verstanden, und eben so wenig den mythologischen Ausdruck erklärt, als den Verstand der Symbole getroffen. Es finde sich bey Creuzer keine Vertiefung in die symbolischen und mythologischen Ideen.

Es ist auffallend, daß gerade der Mann, der unter den bisherigen Erklärern verhältnißmäßig am meisten Geist, Tiefe und Allseitigkeit, so wie Fülle der Gelehrsamkeit in der Erklärung der alten Mythologie zeigte, der mehr gethan, als alle andern miteinander, der wenn auch nicht das richtige, doch ein in seiner Weise begründetes, tief eingehendes, in vielen Punkten aufschlußreiches System, ein geordnetes, innerlich zusammenhängendes Ganze das erstemal aufstellte, daß dieser Mann unter allen hier fast am schlechtesten wegkommt, daß ihm allein unter allen neueren Forschern der Text gelesen wird! Wenn der Verf. sich solches von Creuzer zu sagen getraute, was hätte er erst von andern sagen müssen, wenn Einsicht und Consequenz vorhanden wäre. Wäre er doch dafür im Stande gewesen, die Grundzüge und wichtigsten Unterscheidungspunkte der Creuzerischen Ansicht im Großen und Ganzen zu entwickeln und die Stelle, die das Creuzerische System in der Stufenfolge der neueren Erklärungsversuche einnimmt, objectiv hinzustellen. Das verlangt eine Einleitung zur Mythologie, die eine Charakterisirung der frühern Ansichten zu geben unternimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Creuzer, der Verdienste um die Erkenntniß des gesammten Alterthums hat, wie wenige, weil er den Mittelpunkt, aus dem das ganze Leben des Alterthums quoll, zuerst allseitig und tief auffaßte und hervorhob, dessen greises Haupt längst ein unverwelklicher, von den ersten Geistern Deutschlands gewundener Lorbeerkranz umschlingt, und der unseres Lobes nicht bedarf, hat zuerst ein umfassendes, tiefer eingehendes, alle Erscheinungen berücksichtigendes Princip aufzustellen gesucht, um alle Mythologien in eine Einheit, in ein Ganzes zusammen zu fassen und den verworrenen Massen einen Halt, einen Mittelpunkt zu geben. Creuzer hat eine Einheit vorausgesetzt, die Gott und alle Kräfte Gottes, aus denen der ganze Inhalt der Welt hervorgieng, in sich faßte, er hat ein ursprüngliches Bewußtseyn der Menschheit angenommen, das ein Alles umfassendes Ursystem von Lehren und Erkenntnissen in sich schloß; dieses Ursystem gieng aus einander, wurde getrübt, entstellt, verwirrt und die verschiedenen von einander abweichenden Mythologien sind das in verschiedenen Richtungen aus einander gegangene Ursystem, das seinen Mittelpunkt verlor und dann in Bruchstücke und Trümmer zerfiel, die sich gegenseitig ergänzen. Das ist der Grundcharakter dieser Ansicht, so weit sich dieß hier mit wenigen Worten angeben läßt. Ob sich die Sache wirklich so verhält, ob jene Voraussetzungen dieser Ansicht begründet sind, ob wirklich ein solcher Urzustand, ein solches Ursystem der Menschheit, ein solches Auseinandergehen dieses Systems von Erkenntnissen möglich war, das zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Derjenige — welcher das Innere dieser Wissenschaft wahrhaft erkannt hat — Schelling — wird auch darüber den allseitigsten und befriedigendsten Aufschluß geben. Ref. will hier nur andeuten, was nach der Aufgabe, die sich der Verfasser selbst stellte, zu untersuchen und vor allem hervorzuheben wäre, wenn man auf diesem Gebiete auch mitsprechen will. Eine äußerliche Aufzählung und Wiederholung von Sätzen, die ohne innern Zusammenhang an einander gereiht, keinen Aufschluß über die Hauptpunkte gewähren, läßt heut zu Tag Niemand mehr als eine wissenschaftliche Untersuchung oder Darstellung gelten. Es hätte aber nachgewiesen werden sollen, in welchem innern Unterschied und sich gewissermassen ergänzenden Verhältniß jene noch einseitigen, nach einer bestimmten Stufenfolge sich entwickelnden Erklärungsversuche der Mythologie zu einander stehen. Freylich gehört schon eine richtige Einsicht in das innere Wesen der Mythologie selbst dazu, um jene Hauptpunkte, worauf es eigentlich ankommt, auffinden und bezeichnen zu können, und wer dasjenige, was das Wesentlichste und Schwierigste bey der Erklärung einer wissenschaftlichen Aufgabe ist, richtig erkannt und genau bestimmt hat, der hat auch schon den ersten Schritt zur wirklichen Lösung derselben gethan. Die meisten Erklärungen sprechen hier, wie so häufig auf andern höchst wichtigen Gebieten, von Dingen, um die es sich an dieser Stelle noch gar nicht gehandelt oder die eigentlich zunächst mit der Hauptsache wenig zu

thun haben und später, wenn man den rechten Punkt im Angriff gewonnen und aufgehellt hat, leicht ihre Erledigung an der ihnen zukommenden, oft höchst untergeordneten Stelle erhalten. Wie schwer es ist, in der angegebenen Weise eine wissenschaftliche Untersuchung zu beginnen und weiter zu führen, sieht man am deutlichsten daraus, daß, wo die eigene Einsicht in das Innere fehlt, selbst die schon von Anderen aufgefundenen oder wenigstens theilweise nachgewiesenen richtigen Gesichtspunkte auf solchen Gebieten nicht einmal anerkannt und begriffen werden können. So gieng es dem Verf. mit Schellings Gottheiten von Samothraze; zwar ist das, was hier im Allgemeinen über diese Schrift zum Theil nicht unrichtig vorgebracht wird, ohne jedoch das Wesentliche erkannt oder bestimmt hervorgehoben zu habeu, besser als was sonst gegeben wird, aber wohl nur, weil es aus Stuhrs Schrift (das Verhältniß der christlichen Philosophie und Theologie 1822), wie aus der Citation zu schließen, entnommen ist. Uebrigens sieht man, daß der Verf. aus dieser Schrift Schellings für die wissenschaftliche Einsicht in die Mythologie nichts gelernt hat.

Nach der (ebenfalls aus O. Müller genommenen) Auseinandersetzung von Welkers Ansicht, stossen wir auf ein eigenes Urtheil des Verf.

Daß nämlich Welker und O. Müller das Altpelasgische wieder in seine Würde eingesetzt hätten, obgleich beyde das Hellenische vielleicht zu sehr pelasgisirten (sic). Da es sich hier um das, was der Verf. Pelasgisch oder Altpelasgisch nennt, handelt, so kann man erst dann wissen, was der Verf. dabey dachte, wenn er uns gesagt hat, was Pelasgisch ist. Wir werden es später sehen. Die übrigen neueren Versuche von Mythendeutungen werden darauf noch summarisch abgefertigt, die einen nämlich als solche kurz bezeichnet, welche Alles aus dem Orient ableiten, die andern als der astronomischen Erklärungsweise huldigend, andere und nicht gerade die unbedeutendsten werden gar nicht charakterisirt, sondern bloß genannt, oder mit dem Prädicate „willkommen“ hervorgehoben. Forchhammers bekannte Deutungen werden mit der Bezeichnung „nur zum Theil gelungen“ angeführt. Lobecks Ansicht wird also charakterisirt: er sehe den Homer als die Quelle der Poesie und des Glaubens an, eine Meinung, welche nicht bewiesen werden könne. Mysterien seyen ihm nichts als Umhüllungen von Geheimnissen. Alle dogmatische Mittheilung verwerfend stelle er die Symbolik als gehaltlos dar. Von Prellers Untersuchung (Demeter und Persephone), welche die Lobeck'sche Methode mit Müllers historischer auszugleichen versuche, wird gesagt, daß ihr ein sicheres Princip abgehe. Am Schlusse des Abschnittes wird den in Deutschland gangbaren Lehrbüchern der Mythologie sammt und sonders das Prädicat „gänzlich unbrauchbar“ ertheilt, ein Urtheil, das zum wenigsten von Moritz bekannter, nicht ohne Geist und antike Anschauung verfaßter Schrift höchst ungerecht ist.

In der darauf folgenden philosophischen Einleitung ist von wirklicher philosophischer Entwicklung der hieher gehörigen Begriffe wenig zu sehen. Man findet bloß einige hergebrachte Bemerkungen über Heidenthum, Religion im Allgemeinen, religiöses Bedürfniß des Menschen ꝛc., die heut zu Tage fast in den meisten Lehrbüchern, die mit der Religion der Christen oder der Heiden im Allgemeinen sich beschäftigen, stereotyp geworden sind. Da finden wir die oft gelesene Weisheit, daß das Heidenthum die Gottheit in der Natur suche, daß das Christenthum ethischen Charakters sey, daß auch die gefallene Menschheit immer noch ein Bedürfniß nach Errettung empfinde, daß die Religion die Richtung des menschlichen Verstandes und Gefühles auf eine höhere Welt sey, daß das religiöse Gemüth sich nicht mit Abstractionen des Verstandes, sondern mit concreten Vorstellungen beschäftige, daß die Religionen ihren Grund haben in dem religiösen Bedürfniß, daß die menschliche Seele schwach ist ohne Hülfe eines höhern Wesens, daß jedes Volk eine Religion hatte, daß sich die religiösen Formen nach den religiösen Bedürfnissen der einzelnen Völker gerichtet haben und was dergleichen wohlfeile Weisheit mehr ist. Die obigen Sätze sind so ziemlich die Hauptgedanken dieser Philosophie über die Natur der Mythologie und der Religion im Allgemeinen und in so fern von den Principien oder Grundsätzen, die an die Spitze einer wissenschaftlichen Entwicklung gestellt werden, alles übrige, so weit es Anspruch auf den Namen von Wissenschaft macht, abhängt,

wären diese Sätze eigentlich die Hauptsache des Buches, wenn man von der Anhäufung und Aufstapplung unzähliger aus Büchern von den verschiedensten Ansichten hergeholten Notizen und Bemerkungen absieht und bloß auf den eigentlich wissenschaftlichen Gehalt der Grundgedanken Rücksicht nimmt. Man sollte doch meinen, in einer philosophischen Einleitung zu einem, seinen Gegenstand ziemlich ausführlich behandelnden Werke müßte auch etwas von Philosophie, von einer philosophischen Behandlung der Grundbegriffe vorkommen. Allein dergleichen scheint man trotz der Ueberschrift des Abschnittes für sehr überflüssig gehalten zu haben. Wenn nur die Ueberschrift „philosophisch" darüber steht, dann muß es auch philosophisch seyn. Wer heut zu Tage über Wesen und Natur der Mythologie philosophische Einleitungen geben und wissenschaftliche Untersuchungen anstellen will, der kann sich einer gründlichen Behandlung der Hauptfrage, wie denn die Möglichkeit der Entstehung solcher Mythologien überhaupt zu denken und die wirkliche Entstehung der vorhandenen Mythologien thatsächlich zu erklären sey, durchaus nicht entziehen, weil sonst alles Folgende in der Luft schwebt. Daß mit den obigen Gemeinplätzen, in denen man gar keine Spur eines methodischen, wissenschaftlichen Denkens der Form nach, geschweige denn ein selbstständiges Eindringen und eigenthümliches Forschen in den Inhalt der Sache antrifft, gar nichts geschehen ist, braucht Ref., nachdem er oben bey Beurtheilung der verschiedenen früheren Standpunkte, die Entstehung der Mythologie nachzuweisen, schon die großen Schwierigkeiten bey der Erklärung ihrer Grundlagen hervorgehoben hat, nicht noch weitläuftiger aus einander zu setzen. Vollends aber sogleich fertige Resultate, fixe Sätze als unumstößliche Axiome vorne hinzustellen, ohne in einer für die Hauptpunkte noch der tiefsten Untersuchungen durchaus bedürftigen Wissenschaft auch nur die Grunddifferenzen der verschiedenen Ansichten wahrhaft aufgezeigt, geschweige sich an die Lösung der großen Probleme gemacht zu haben, ist ganz der Art und Weise angemessen, mit der man heut zu Tage nicht selten gerade unter der Firma philosophischer wissenschaftlicher Behandlung ein sehr äußerliches, von philosophischem Denken sich fern haltendes Geschäft mit dem empirischen Stoff einer Wissenschaft treibt. Der Verf. hätte doch wenigstens die schwierigen Untersuchungspunkte angeben und bezeichnen sollen, die hier nothwendig zu berücksichtigen sind, wenn man über Wesen der Mythologie heut zu Tage auch nur referirend sprechen will; so findet man fast bloß die Wiederholung einiger oftmals ausgesprochenen, jene Hauptpunkte gar nicht berührenden Behauptungen.

Hinter kein Wort versteckt sich bey mythologischen Untersuchungen die Begrifflosigkeit oder die Unfähigkeit, den innern Grund und Gehalt der wichtigsten religiösen Verhältnisse in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen und genau zu bestimmen, so oft und so gern, als hinter das Wort Natur. Bey der Erklärung der religiösen Culte und Vorgänge auf dem Gebiet der alten Welt vernimmt man von allen Seiten die Ausdrücke: natürliche Elemente, Natur-Proceß, personificirte Naturkräfte ꝛc. Wenn man aber diesen Erklärungen auf den Grund sieht und nachforscht, was denn eigentlich damit gemeint ist, so wird man nicht selten finden, daß hinter den hochklingenden Phrasen sich bloße Trivialitäten oder Fictionen ohne reellen Sinn und Gehalt verbergen. —

Die gewöhnlichste Ansicht ist, daß Naturkräfte, Eigenschaften physikalischer Elemente, Naturkörper aller Art und ihre Einflüsse u. s. w. zu persönlichen, geistigen Wesen erhoben und als Götter verehrt worden seyen. Dabey bedenkt man nicht, wie es gar nicht zu begreifen ist, daß alltägliche Naturerscheinungen oder überhaupt Naturkräfte so ohne weiters als Wesen höherer Art, als göttliche Persönlichkeiten, an die der Mensch sein ganzes Daseyn und Leben knüpft, denen er sich mit dem Liebsten, was er hat, hingiebt und opfert, als Gegenstände der aufrichtigsten Verehrung angesehen und geglaubt worden seyen. Dem unbefangenen Blick dringt sich auch ohne tiefere Forschung bey Betrachtung jenes das ganze Dichten und Trachten der antiken Menschheit beherrschenden Gewalten von selbst der Gedanke auf, daß hier geistige, schon ihrem Ursprunge nach göttliche Mächte mit reeller Bedeutung von jenen Völkern gemeint wären, und nicht durch frostige,

schale Allegorien ꝛc., theatermäßig verkleidete Alltäglichkeiten. Die Möglichkeit ist gar nicht zu denken, wie raffinirte Priester oder sogenannte Weise dergleichen hohle Fictionen den Völkern, die nur den allerrealsten, stärksten Einflüssen bey sich Raum geben, sollten als Götter, als Herren ihres ganzen Innern aufgezwungen haben.

Also nur die mächtigsten, geistigsten Gewalten, mit denen das innerste des menschlichen Geistes in der engsten Verbindung steht, konnten im Stande seyn, sich des ganzen Menschen so zu bemächtigen, daß er blindlings ihnen allerwege gehorchte, aber nicht die gewöhnlichsten Naturerscheinungen oder leere Abstractionen und Prädicate derselben. Wenn man nun auch jene Mächte, die einer ganz andern Ordnung der Dinge entstammen, natürliche nennt, ihnen eine besondere Kraft der Natürlichkeit, welche im gewissen Sinne die Basis ihrer Existenz ausmacht, zuschreibt, so ist darunter etwas total Anderes zu verstehen, als was diejenigen meinen, welche Elemente der Natur, Naturkräfte ꝛc. zu Göttern oder geistigen Persönlichkeiten erheben. Hier fingirt man etwas rein Unmögliches, woran kein altes Volk gedacht hat und diesen Mißbrauch mit dem Worte Natur und was damit zusammenhängt, dieses monströse Mißverständniß, diese alles verkehrende Verwechslung zweyer ganz divergirender Classen von Wesen oder Qualitäten, die angebetet werden sollen, geht fast durch alle neueren Behandlungen der Mythologie. Ref. wollte nur diesen einzigen Punkt unter vielem Andern, was über die philosophische Einleitung des Verfassers zu bemerken wäre, etwas bestimmter hervorheben, weil er der wichtigste ist und eine kurze Beurtheilung sich auf die Hauptpunkte beschränken muß, ohne auf die Einzelnheiten eingehen zu können.

Abgesehen von der Lösung jenes allgemeinen Problems, das vor allem bey der Erklärung der alten Mythologie seine Erledigung finden muß, hätte sich die Untersuchung auf diesem Gebiet hauptsächlich damit zu beschäftigen, daß der Grund der Eigenthümlichkeit der besondern Hauptmythologien erforscht und das Verhältniß jeder einzelnen Religionsentwicklung zu den früheren und späteren in ein vollständiges Licht gesetzt würde. Das wird aber ganz umgangen, wenn man bloß versichert, daß die religiösen Formen sich nach den religiösen Bedürfnissen der einzelnen Völker gestalten. Was ist denn aber der Grund von diesen bestimmten religiösen Bedürfnissen der Völker in jedem einzelnen Fall? Diese Frage kehrt ja immer wieder und wird durch den Ausdruck „religiöse Bedürfnisse“ nur versteckt.

Durch welches Verhältniß und durch welche Stellung der inneren geistigen Mächte, deren Zusammenwirken die Gestalt einer bestimmten Religion hervorbringt, die Eigenthümlichkeit einer jeden Mythologie bedingt ist, das ist der Hauptpunkt, um den es sich bey der Erklärung der einzelnen Religionen des Alterthums handelt. So lang man nicht auf eine Erforschung sowohl jener allgemeinen Grundlagen der gesammten Mythologie, als der besonderen für jede einzelne Religionsentwicklung eingeht und eine befriedigende Lösung dieser Hauptfragen findet, ist auf diesem Gebiete kein wirklicher Aufschluß zu erwarten.

Wenn der Verfasser bemerkt, daß weder Phantasie, noch Erfahrung, noch Philosophie die Mutter des Götterglaubens sey, noch Furcht, Entsetzen oder Erstaunen über die räthselhafte Sprache natürlicher Phänomene die Götter erzeugt habe, sondern die Religionen auf dem religiösen Bedürfniß beruhten, so hätte der Grund zu dieser Nothwendigkeit des religiösen Bedürfnisses im Menschen als die Hauptsache entwickelt und eben das Verhältniß des ursprünglichen Seyns und Zustandes des menschlichen Wesens zur Gottheit nachgewiesen werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Da der Verf. auch die Phantasie bey der Erzeugung des Götterglaubens nach Obigem ausgeschlossen hat, so muß es auffallen, daß er ihr an einer andern Stelle eine sehr hohe, ja fast die höchste Stelle zutheilt mit den Worten: „Dasjenige Vermögen der menschlichen Seele, welches die Gottheit schafft, ist die Phantasie. — Die Phantasie muß jeden menschlichen Begriff erst beleben und selbst der historische Christus muß erst durch den Pegasus des menschlichen Geistes verklärt und geläutert werden, ehe er zum einigen Sohn Gottes sich aufschwingen kann.“ Hier hat uns der Verfasser etwas deutlicher gezeigt, wie er sich den innern Entstehungsproceß der göttlichen Persönlichkeiten überhaupt sowohl auf heidnischem, wie auf christlichem Gebiete, welche ihm in dieser Beziehung wenigstens ziemlich gleich zu stehen scheinen, vorstellt. Wir staunen zu hören, daß sich die alten Völker zuerst nackte Begriffe von den Göttern machten, dann erst mittelst der Phantasie sie mit Leben, mit Fleisch und Blut überkleideten, wobey freylich die Ungenauigkeit oder eigentlich der Widerspruch auffällt, der in den obigen Worten (daß die Phantasie die Gottheit schaffe) verglichen mit diesen letztern (daß die Phantasie die Begriffe erst belebe) liegt. Wie die Phantasie die göttlichen Gestalten noch schaffen soll, wenn sie vorher durch den Begriff erzeugt schon vorhanden sind, läßt sich nicht einsehen. Ueberhaupt sieht man daraus, daß der Verf. noch ganz auf dem alten Standpunkt steht, auf dem man sich die Genesis der Götter durch die sich einander helfenden, successiv ablösenden einzelnen Functionen der menschlichen Seelenvermögen entstanden denkt, ohne von dem innern historischen Proceß und der wirklichen Natur der mythologischen Thatsachen, welche man sich Vorgängen, die sich eben so gut alle Tage wiederholen könnten, ähnlich vorstellt, etwas erkannt zu haben. Wenn aber der Verfasser nun gar noch den historischen Christus erst mittelst einer Verklärung und Läuterung durch den Pegasus des menschlichen Geistes zum einigen Sohn Gottes sich aufschwingen läßt (sic), so sieht man nirgends so deutlich den Charakter seiner Einsichten in die innern Vorgänge auf den wichtigsten Gebieten wissenschaftlicher Forschung. Es ist wohl unnöthig, den innern Gehalt solcher Einsichten in ein helleres Licht zu setzen.

In den Bemerkungen des Verf. über Pantheismus und Personalismus, in welche zwey Hauptklassen alle Religionen nach ihm zerfallen, finden wir nur alte, oft dagewesene, gutentheils nichts aufschließende Ansichten. So wird z. B. nach hergebrachter Weise der Anthropomorphismus der griechischen Götter aus dem Bestreben der Menschen erklärt, die Gottheit, die ihnen so unendlich fern stand, zu sich und in ihren Kreis herabzuziehen. Recht deutlich sieht man in dieser Schrift, wie unmöglich es ist, über die alten Religionen einen wahren Aufschluß zu geben, wenn man nicht das innere Wesen des Christenthums erkannt hat. Wie aber der Verfasser das Christenthum auffaßt, sieht man aus folgenden

Worten, mit denen er die Nothwendigkeit des Anthropomorphismus bey den Heiden beweisen will: „Selbst der Christ stellt sich die Gottheit als denkendes, handelndes und wollendes Wesen vor, ohne um das beweisende Moment bekümmert zu seyn, ob diese Begriffe auch passen oder nicht.“

Von dem, was die Griechen zur Darstellung ihrer Götter in menschlicher Gestalt getrieben hat, hat der Verfasser gar keine Ahnung. Das sieht man unter vielen andern z. B. aus diesen Worten: „Roher Anthropomorphismus ist die Schwäche des Alterthums. Man suchte den Göttern durch Bildungen in Stein und Holz leibliches Daseyn zu verschaffen. Aber vor der Periode des abstracten Denkens war solche Darstellung ein Bedürfniß der religiös erregten Völker.“ Als ob ein roher Anthropomorphismus geherrscht hätte, da Homers wundervoller Genius die Götter als die schönsten Ideale menschlicher Gestalten hervortreten ließ, und Griechenlands Künstler sie nach seinen Mustern plastisch darstellten. Als dagegen die Periode des abstracten Denkens kam, war es ja bey den alten Völkern vorbey mit allem innern productiven Leben und Schaffen auf dem Gebiete der Religionen.

Das Wesen der indischen Mythologie wird in dem Emanationssystem allein gesucht. Zu der Natur des indischen Charakters will aber die Behauptung wenig passen: daß nach der indischen Vorstellung „die Welt eine traurige Erstarrung des Urwesens sey.“ Man sieht ja eher das Gegentheil in dem weichen, zerfließenden, haltlosen Wesen der indischen religiösen Anschauung. Die Eigenthümlichkeit der indischen Mythologie mit ihrem Einfluß auf den Volkscharakter beruht auf ganz andern Gründen, als den hier angegebenen. Eben so wenig wird die innere Ursache des persischen Dualismus erkannt. Von den Babyloniern, Phöniciern, Assyriern, Phrygiern, Aegyptern wird nur in Bausch und Bogen versichert, daß sie Diener und anbetende Verehrer der Natur gewesen, was im Grunde auch bey dem Götterdienste der Griechen und Römer der Fall sey. Allen diesen Religionen liege der Hylozoismus zu Grunde, bey den Griechen nur mit Anthropomorphismus vereinigt. Auch der Sternendienst der Chaldäer und der Thierdienst der Aegypter sind nach dem Verfasser aus dem Hylozoismus geboren, der Thierdienst beruhe auf der Wahrnehmung des Instinkts der Thiere, als Beobachtung deutlicher Naturgesetzmäßigkeit.

Durch solche vage, nichts aufschließende Bemerkungen wird freylich die allgemeine Natur und das Wesen dieser Mythologien kaum berührt, geschweige denn in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt. Noch viel weniger erfahren wir etwas von den innern Ursachen, die bey jedem Volke diesen bestimmten Charakter seiner Religion geschaffen haben.

Wie der Verfasser die religiöse Welt der Griechen ansieht, kann man daraus ersehen, daß er versichert, die Griechen hätten Tugend, Keuschheit, Furcht, Hoffnung und eine Menge anderer edler und unedler Triebe darum zu göttlichen Wesen erhoben, weil die frommen Alten eine göttliche Kraft in diesen Trieben glaubten verehren zu müssen. Da sehen wir deutlich die ganze Philosophie dieser Mythologie, die Götter stellen menschliche Eigenschaften, Triebe, Tugenden ꝛc. dar. Diese alte Trivialität ist die neueste mythologische Weisheit.

Ueber Heroendienst — ein Gebiet, das, weil es so gar leicht erklärbar und verständlich zu seyn scheint, gerade noch am wenigsten erkannt und in seinem Ursprung erklärt ist — wird längst Gesagtes nur mit der neuen Bemerkung wiederholt, daß der Heroen- und Todtendienst eine ganz pantheistische Grundlage habe, obgleich er glücklicher Weise eine personalistische Richtung genommen. Es ist wirklich eine eigene Gabe, gerade in dem, was einer Sache am fernsten liegt, die Grundlage und das Wesen derselben zu sehen.

Nachdem der Verfasser über Theismus und Deismus Bekanntes vorgebracht und über Monotheismus — auf dessen richtiger Bestimmung eigentlich Alles ankommt — bloß geäußert, daß der eigentliche Theismus Monotheismus sey, weil ein Grund fehle, die Gottheit in mehrere Wesen zu zersplittern, erfahren wir den eigentlichen Ursprung des Polytheismus, indem derselbe als ein Produkt der Verschmelzung der Gottheit mit der Natur und dem Menschenleben bezeichnet wird, vorausgesetzt, daß sich damit das Bedürfniß des Personalismus

verbinde; wo nicht, so entstehe Pantheismus. Bey dem niederen Polytheismus, der die Vielheit der Gottheit ohne Einheit hinstelle, hätten die Menschen hin und wieder etwas Dämonisches wahrgenommen und Götter daraus gemacht. Gebildetere Völker hätten den höheren Polytheismus, der in der Vielheit der Götter eine Einheit statuire. Heidenthum sey also diejenige Art religiöser Vorstellungen, in welcher die Gottheit in solche Verbindung mit der Welt trete, daß dadurch das eigene Wesen der Gottheit aufs genaueste bestimmt und modificirt werde; daraus sey es klar, warum heidnische Religionen polytheistisch seyen.

Mit allen diesen allgemeinen Bezeichnungen sind die Schwierigkeiten, mit denen man bey der Erklärung des Ursprungs und der eigentlichen Natur der Mythologie zu kämpfen hat, nicht berührt, geschweige denn gelöst. Zuerst muß der ursprüngliche Zustand des Menschen in seinem Innern richtig begriffen seyn, dann die Möglichkeit, der Grund und die innere Natur der Verkehrung jenes reinen Seyns, und Alles, was damit nothwendig zusammenhängt, erkannt, und die Entstehung der einzelnen Religionen und Völker auf eine wahrhaft befriedigende Weise nachgewiesen seyn. Davon finden wir hier gar nichts, blos die alte, nichts erklärende Versicherung von einer Verschmelzung der Gottheit mit der Natur, wobey nicht angegeben wird, was man sich darunter denken soll. Das Heidenthum kann allerdings nur erklärt werden, wenn man das Innere des Christenthums, in seinen Grundzügen wenigstens, ihm gegenüber zu stellen im Stande ist. Wenn man aber von letzterem weiter nichts zu sagen vermag, als daß dadurch alle Menschen und Völker zu einer einzigen Gemeinde versammelt werden sollen, so ist das zwar richtig, und jedes Schulkind weiß, daß am Ende nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird, aber von dem, wovon es sich hier handelt, von dem innern Grundcharakter des neuen, durch die größte Thatsache der Geschichte in die Welt gebrachten Lebens, das eben zuletzt jene innerste Vereinigung Aller bewirken wird, erfährt man damit eben nichts.

Das einzige Besondere, was wir hier zu lesen bekommen, ist, daß der Islam ein, wenn auch entarteter Abkömmling des Christenthums sey, wovon so ziemlich das Gegentheil, wenn es recht verstanden wird, die Wahrheit seyn möchte. Eine richtige Bemerkung, die wir hier bey dem Verfasser finden, wollen wir jedoch nicht verschweigen, er sagt nämlich: wie die Nationen im Ganzen, so wurden auch die einzelnen Geschlechter und wiederum die einzelnen Individuen der Familien zu Culturgenossenschaften vereinigt. Die Sache verhält sich, größtentheils wenigstens, allerdings so und ihre Hervorhebung an dieser Stelle wäre wirklich wichtig, wenn dabey auch der innere Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, dessen Nachweisung allerdings ein bedeutendes Licht über die Völkerentwicklung werfen würde, hätte angegeben werden können. Es geht indeß dem Verf. hiemit wie mit seinem „namenlosen Etwas des Heidenthums," das, wie er sagt, mit dem ganzen Leben der alten Völker auf's engste verschwistert war, von dem er aber weder Ursprung noch Wesen anzugeben weiß. Eine andere sehr schwierige Frage macht hier der Verf. mit wenigen Worten ab, indem er behauptet, „das Christenthum vernichte die Nationalitäten." Hätte der Verf. über diesen Punkt den betreffenden Abschnitt in dem höchst geistreichen Werke des Engländers Maurice (the Kingdom of Jesus Christus etc. 1842), der hierüber tief, scharfsinnig und erschöpfend spricht, gelesen, so würde er sich über diese schwierige Materie wohl in anderer Weise ausgesprochen haben.

Warum die alten Völker gerade solche Mythen und religiöse Vorstellungen erzeugten, und an sie wirklich glaubten, darüber wird vom Verfasser kein Grund nachgewiesen, kein Aufschluß, keine Erklärung gegeben, wir finden bloß allgemeine Versicherungen, als da sind: „auch die Form des Mythus war lange Zeit Gegenstand des Glaubens. Der Periode der hellenischen Mythenerzeugung war die innere Nothwendigkeit auferlegt, die Mythen gerade so zu gestalten, wie sie sich in Wahrheit gestaltet haben, und nicht anders." Was aber diese innere Nothwendigkeit hervorgebracht, worin sie bestand, und warum es eine Nothwendigkeit war, so zu glauben und anzuschauen, darnach fragt die Wissenschaft. Unbewiesene Behauptungen, bloßes Aufzählen der

sich von selbst darbietenden, äussern Erscheinungen, Beobachtungen empirischer Fakta, so wichtig diese auch an und für sich seyn mögen, sind ohne Erklärung und Entwickelung der innern Natur und der wahren Verhältnisse eines Gebietes noch keine wissenschaftliche oder philosophische Behandlung zu nennen. Eine sehr bedenkliche Behauptung spricht der Verf. bey dieser Gelegenheit aus: daß die Sprachen älter seyen als die Religionen. Das würde also einen Zustand der Menschen oder der Völker voraussetzen, in welchem sie noch keine Religion gehabt, und dieselbe erst später durch irgend eine Entdeckung, Erkenntniß, Gefühl ꝛc. erhalten hätten, in welchem also die Menschen, da sie ohne Religion auch keine Götter werden gehabt haben, ohne Zweifel Atheisten gewesen wären. Da hätten wir also den so schwer zu findenden Urzustand der Menschen.

Indem der Ursprung der Mythen auf die Volkssage als ihren Quell zurückgeführt wird, sollte vor allem die Untersuchung sich mit dem Wesen der Volkssage selbst beschäftigen. Da hier der Haupt-Accent auf das Nationale der Sage, auf ihre Entstehung als gemeinschaftliches Produkt des ganzen Stammes oder Volkes gelegt wird, so wäre der Begriff des Volkes vor allem festzustellen, was nur durch eine eingehende Untersuchung über die Entstehung der Völker überhaupt möglich ist. Denn nur immer von einem unerklärten, dunkeln Begriffe auszugehen, und auf diesen Alles zurückzuführen, ohne doch ihn selbst ableiten, erklären und entwickeln zu können, beweist, daß hier von einer wissenschaftlichen oder philosophischen Behandlung nichts zu finden ist. Es verbreitet kein Licht über das Wesen der Mythen, wenn man ihren Ursprung auf einen unbewußten, zufälligen Instinkt einzelner Völker zurückführt, so wenig als absichtliche Erfindung einiger Weisen den Völkern den Glauben an ihre Götter beygebracht hat.

Der Verf. müht sich lange ab mit der Behauptung, nicht mit dem Beweise, daß, wie er sich ausdrückt, im Mythus der menschliche Geist genöthigt sey, auch die Einkleidung als die Wirksamkeit

(sic) der Gottheit anzunehmen. Wenn er einmal Form und Inhalt eines Mythus trennen will, so hätte er doch vorher erklären sollen, was ist denn Inhalt, was ist Form an einem Mythus, wie kann man beyde trennen, und wie verhalten sie sich zu einander. Dann wäre ja noch vor allem nachzuweisen gewesen, wie denn der Inhalt nach des Verfassers Ausdruck eine Wirksamkeit der Gottheit nach der Ansicht der alten Völker seyn könne, bevor er es von der Form behauptet. Was soll denn aber das überhaupt heißen, die Form oder den Inhalt eines Mythus als Wirksamkeit der Gottheit annehmen? Das sind ja höchst unbestimmte, nebelhafte Vorstellungen, wie man schon an den unbeholfenen, den unklaren Gedanken noch mehr verwirrenden Ausdruck sieht. Unklarheit, Mangel an sichern, festen Begriffen und Bestimmungen, wodurch sehr sprechend sich die innere, wenn auch unbewußte Verlegenheit, daß man eigentlich nicht weiß, was man mit seinem Gegenstand anfangen soll, kund gibt, Verwechslungen und Mißverständnisse bey der Durcheinandermischung der großen Menge fremder und der nicht häufigen eigenen Gedanken begegnen uns nicht selten selbst innerhalb des sehr beschränkten Gesichtskreises und des untergeordneten Standpunktes, von dem aus hier die mythologischen Vorgänge betrachtet werden. Die Klage der Demeter bedeutet z. B. die Erde, die ihrer Auflösung dahin gegeben ist, wobey die Mutter um die gewelkte Tochter trauert. Die Demeter soll zwar die Erde als gütige Mutter seyn, die Persephone dagegen ein dämonisches Wesen, das mit der Pflanzenwelt ein und dasselbe Schicksal hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese. From notes of Commander W. H. Hall, R. N., with personal observations, by W. D. Bernard Esq. Second edition. London 1845.

Keine Erfindung der neuesten Zeit wurde so schnell ausgebildet und verbreitet, keine hat so große Folgen für den Verkehr und die Cultur der Menschheit, als die Dampfmaschiene in ihrer Anwendung auf dem Lande und auf dem Meere. Noch sind keine vierzig Jahre verflossen, seitdem die Dampfkraft zum erstenmale als Mittel einer leichtern und sichern Verbindung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angewendet wurde. Fulton heißt der Mann, welcher die Ergebnisse der frühern Versuche auf dem Forth- und Clyde-Canal zu Grunde legend, in dem Jahre 1806 oder 1807 den ersten Dampfer baute, der auf dem Hudsonsflusse hin und herging, dann zwischen Neu-York und Albany, — eine Entfernung von ungefähr vierzig deutschen Meilen. Das erste Dampfboot Englands, der Komet geheißen, hatte dreyer Pferde Kraft und diente (1811) bloß zur Flußschifffahrt auf der Clyde. Im Jahre 1836 zählte der englische Handel allein, die Dampfschiffe der Regierung nicht mitgerechnet, im Mutterlande und in den Colonien bereits 600 solcher Fahrzeuge mit einem Gehalte von ungefähr 68,000 Tonnen*).

Ungefähr zu derselben Zeit, wo die Dampfschiffe aufkamen, wurde auch, und zwar zum erstenmal in England (1810), das Eisen zum Bau ganzer Schiffe verwendet, aber ebenfalls nur zu solchen Schiffen, welche die Kanäle und Flüsse befuhren. Zehn Jahre später (1820) erbaute man einen eisernen Dampfer, der zwischen London und Paris ging und so wenig Wasser zog, daß es nicht nöthig war irgend einen Theil seiner Ladung zu löschen**). Nach dem Verlaufe von noch zwölf Jahren (1832) fuhr ein eisernes Dampfboot regelmäßig zwischen der Westküste Afrikas und Liverpool, das zu der Zeit bereits zweymal den Niger eine Strecke weit hinaufgesegelt war.

Dieses glückliche Unternehmen des Herrn John Laird von Birkenhead bey Liverpool fand alsbald zahlreiche Nachahmungen; es wurden schnell nach einander mehrere eiserne Dampfschiffe aller Größen gebaut, sogar jetzt schon von einem Gehalte zwischen drey und viertausend Tonnen. Das Eisen bietet nämlich beym Schiffbau im Vergleich zum Holze mannigfache Vortheile dar. Der Rumpf reibt sich nicht ab und bekommt keine Risse; er braucht also nicht von neuem mit Kupfer beschlagen zu werden. Ein eisernes Schiff kostet weniger, ist leichter und kann — ein unberechenbarer Vortheil bey Küsten-

---

*) Porter, The Progress of the Nation. London 1838. II. 44.

**) Porter III. 88.

und Flußfahrten — da es flach ist und im strengen Sinne gar keinen Kiel hat*), mit der größten Sicherheit das seichteste Wasser befahren und ganz nahe am Ufer vor Anker gehen. Auch können eiserne Schiffe, die Schaden leiden, wie die Erfahrung lehrt**), außerordentlich leicht und dauerhaft ausgebessert werden. Solche Schiffe, dachte man mit Recht, müßten vorzüglich an den verhältnißmäßig noch wenig bekannten Küsten und auf den Flüssen Chinas große Dienste leisten.

Sobald nun der Krieg mit China unvermeidlich schien, hatte die Admiralität Vorsorge getroffen, daß einige eiserne Dampfer gebaut und so schnell als möglich nach dem östlichen Asien entsendet würden. Das erste eiserne Dampfschiff, welches das Vorgebirge der guten Hoffnung umfuhr, war die in dem kurzen Zeitraum von drey Monaten gezimmerte Nemesis von 630 Tonnen, mit einer Maschinerie von 120 Pferdekraft, welche bey voller Ladung bloß sechs Fuß Wasser zog, gewöhnlich aber nur etwas mehr als fünf. Ueberdieß war die Vorkehrung getroffen worden, daß, wenn es der Sicherheit wegen nothwendig schien, bewegliche Kiele angebracht werden konnten. Auf die Nemesis folgten bald ähnliche Fahrzeuge, wie der Phlegethon, die Ariadne und die Medusa — eiserne Dampfschiffe, die sich sämmtlich in Indien und China einen Namen erworben haben. Im Jahre 1843 besaß die ostindische Gesellschaft fünfundzwanzig solcher eisernen Dampfer, welche in dem großen anglo-asiatischen Reiche die vortrefflichsten Dienste leisten, und noch niemals einen bedeutenden Unfall erlitten. Auch sind jetzt die von Colonel Chesney während der Euphrat-Expedition bemerkten Störungen des Kompasses — sie werden durch den Einfluß der großen Eisenmasse hervorgerufen — vermittelst der sinnreichen Vorkehrungen des Professors Airy vollkommen beseitigt.

Nur Capitän Hall, ein Neffe des verstorbenen Nautikers und Schriftstellers Basil Hall, welchem die Leitung des Schiffes anvertraut war, wußte die Bestimmung der Nemesis. Vor dem Publicum und der Mannschaft hieß es, das Schiff gehe in das schwarze Meer, und zwar nach Odessa. Die Nemesis verließ England mit einem Kohlenvorrath auf zwölf Tage am 28. März 1840, und landete am 6. April auf Madeira. Hier wurde frische Feurung eingenommen. Man hielt zu diesem Endzwecke mehrmals an verschiedenen Stationen, wo vorher Kohlendepots errichtet waren. Der Dampfer hatte häufig, namentlich in der Nähe des Caps, mit furchtbaren Stürmen zu kämpfen, in denen er auch bedeutenden Schaden erlitt, welcher aber schnell beseitigt werden konnte. Die Nemesis dampfte endlich am 25. November 1840 durch den Typa-Ankerplatz ganz nahe zur Stadt Macao hinauf, wo das Wasser so seicht ist, daß kaum kleine Handelsfahrzeuge dahin gelangen können.

Das Erstaunen der Bevölkerung über das nie gesehene, anfangs unerklärbare Wunder, wie ein so großes Schiff bis unferne des Ufers gelangen könne, war hier nicht minder groß wie an allen andern Orten, welche die Nemesis auf ihrer Fahrt besuchte. Sie war, wie gesagt, das erste eiserne Dampfboot in diesen Gegenden und allenthalben östlich des Vorgebirges. Selbst kundige Seefahrer hatten keine Anhnung von dem eigentlichen Bau solcher Fahrzeuge.

(Fortsetzung folgt.).

---

*) Die Engländer nennen bloß die untere Eisenplatte, vermittelst welcher die beyden Seiten des Schiffes in der Mitte zusammengehalten werden, die Kielplatte (keel-plate).

**) Voyages of the Nemesis 349.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Schluß.)

Abgesehen von der Trivialität und Dürftigkeit dieser veralteten Erklärung, weiß man doch nicht, was eigentlich der Verfasser mit den Worten sagen will, und man zweifelt, ob er selbst einen

klaren Begriff damit verbindet, was nicht wahrscheinlich ist, sonst hätte er es so sagen können, daß auch Andere sich eine deutliche Vorstellung davon zu bilden im Stande wären. Es ist eine nichts aufschließende Ausflucht, wenn immer versichert wird, jeder Mythus konnte sich nur so gestalten, wie er sich wirklich gestaltet hat. Wir wollen eben wissen, warum er sich nur so gestalten konnte, und wir wären zufrieden, wenn dieß nur von den großen Grund- und Hauptzügen irgend einer Mythologie nachgewiesen würde. Ein Mythus wird überhaupt erst nach Entwicklung des Grundcharakters und des innern Zusammenhanges und Verhältnisses, in welchem eine Mythologie zu dem großen Ganzen sämmtlicher Mythologien steht, seine Lösung finden können, und der ganze Compler äußerer Umstände aller Art, die allerdings bey der Bildung seiner äußeren Einkleidung bestimmend mitwirkten, kann nicht den innersten Grund seines Wesens erklären, der in den tiefsten geistigen Vorgängen eines Volksbewußtseyns wurzelt, das nicht von Aeußerlichkeiten bestimmt wird, sondern vielmehr diese selbst bestimmt. Die Eigenthümlichkeit aber der geistigen Anschauungen, welche ein Volksbewußtseyn in seinem Innersten erfährt, hängt ab von der Stellung, die dasselbe im großen Verlauf der Gesammtbewegung der sich stufenweise entwickelnden, mythologischen Mächte einnimmt. Denn jede einzelne Mythologie hat ihre bestimmte, vom gegenseitigen Verhältnisse aller bedingte Aufgabe, deren Lösung ihr von einer höhern, alle gleichmäßig umfassenden Nothwendigkeit zugetheilt ist. Das bloße Zerlegen des Mythus in seine Elemente, wenn es auch wirklich möglich wäre, gibt noch keine wahre Einsicht in denselben, denn Form und Inhalt werden hier zugleich geboren, und müssen daher auch mit einander in ihrer untrennbaren Verbindung begriffen werden; auseinander gerissen ist jedes todt, und Geist und Leben ist entflohen, das nur aus dem lebendigen Ganzen, nicht aus den todten Gliedern erkannt wird. In der vollen Kraft seines ganzen Lebens im Bewußtseyn eines Volkes müssen wir uns einen Mythus denken und vergegenwärtigen, wenn wir hoffen wollen, ihn in seiner Totalität zu verstehen; die atomistische Zerlegung des getödteten Mythus in seine Elemente zeigt uns nicht seinen Geist, sondern nur die Stücke seines todten Leibes.

Gegen Ende dieser philosophischen Einleitung finden wir noch allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Symbols, des Cultus, der Opfer, des Bilderdienstes und der Mysterien. Wenn sich auch hier so manches Richtige und Wahre findet, so vermißt man doch häufig genaue Begriffsbestimmung und tiefere Einsicht in den Ursprung und Grund dieser Erscheinungen, so wie Entwicklung des innern Zusammenhanges und richtigen Blick in die wahre Natur derselben. Manche Einzelheiten leiden an auffallend schiefer Auffassung. So heißt es z. B. bey der Entwicklung des Symbols: „im Alterthum gibt es nur symbolische Ausdrücke für Ideen. So wird im Apollon das strafende und rächende Princip zur Person.“ Da müßte jede Gottheit, die sich strafend oder rächend äußert, d. h. so ziemlich alle, jenes Princip darstellen. Apollo's Natur möchte wohl etwas total Anderes, als eine solche Einseitigkeit darstellen. Gleichen Werth hat wohl die Bemerkung: wo einer Göttin segenwirkend gedacht wird, findet sich das Symbol der Kuh. Das Unwahre dieser Ansicht lehrt ein oberflächlicher Blick auf die Symbole und Attribute der meisten Göttinnen. Ganz mangelhaft und nichtssagend ist der Abschnitt über den Ursprung und Entwicklung des Bilderdienstes. Ohne nur den Versuch zu machen, den inneren Gründen der so bedeutenden Umänderungen und Fortschritte auf diesem Gebiete nachzuforschen, läßt der Verfasser die Völker von der Verehrung der Steine, Holzblöcke ꝛc. ohne weiteres zu der Anbetung der Götter in menschlicher Gestalt übergehen. Dann heißt es weiter: nachdem man den Göttern eine menschliche Gestalt gegeben hatte, behandelte man sie als vornehme Herren und Damen, und verehrte sie wie die Könige und Großen auf Erden. — Mit solchen Erklärungen glaubt man die schwierigsten Punkte der mythologischen Entwicklungen aufzuhellen! Nichts muß man so häufig wahrnehmen, als daß verhältnißmäßig untergeordnete Dinge höchst ausführlich und scheinbar gründlich behandelt werden, während diejenigen Punkte, auf deren Aufhellung am Meisten ankommt, weil in ihnen die Haupt-

schwierigkeiten verborgen liegen, so wenig in ihrer Wichtigkeit erkannt werden, daß man, als verstände sich die Sache von selbst, mit der leichtesten und oberflächlichsten Wendung über sie weggeht. Gerade die Begriffe in den Wissenschaften, welche nach der alltäglichen Betrachtungsweise sich ganz von selbst verstehen, sind es, auf deren Erklärung oft Alles ankommt, z. B. in unserer Wissenschaft der Begriff Volk, Personifikation, Monotheismus, Polytheismus, Anthropomorphismus, Kasteneintheilung ꝛc. Gerade die unbewiesenen Voraussetzungen und Einbildungen sind in den Wissenschaften das Gefährlichste, und wer solche Grundbegriffe in ihrem wahren Sinn und inneren Zusammenhang nicht zu erklären vermag, arbeitet fort auf Grundlagen, die ihm doch eigentlich lauter unbekannte Größen sind.

Eben jener Grundfehler, in der Erkenntniß der allernothwendigsten Begriffe ganz falsche Vorstellungen zu haben, zeigt sich bey der Bestimmung der religiösen Gemeinsamkeit. Hier heißt es: „Das Bedürfniß wechselseitiger, religiöser Gemüthserregung vereinigt die Menschen bald und leicht zu einer Gemeine.“ Hier wird vorausgesetzt, daß die einzelnen, vorher von einander gesonderten Menschen nach und nach sich zusammengefunden und so allmählich ein Ganzes gebildet hätten. Das ist aber eine rein atomistische Betrachtungsweise; der Begriff der Gesammtheit eines Volkes, eines Stammes, ist auch streng historisch genommen das frühere, weil die Menschheit im Anfange, auch nachdem sie sich vermehrt und verbreitet hatte, eine Einheit, im rechten Sinne verstanden, bildete, aus welcher sich erst die besondere Gesammtheit eines Volkes, eines Stammes abtrennte, so daß die zusammenhaltende Kraft der Gesammtheit das Frühere ist, in der die Einzelnen sich als ein Ganzes fühlen; jene ursprüngliche Isolirung der vereinzelten Menschen, die erst nach und nach mehr zufällig sich versammeln, und so Gemeinden und Völker bilden sollen, ist historisch sowohl als nach dem Begriffe der Sache betrachtet ein reines Unding. Wie mit derselben geht es mit vielen Grundbegriffen, mit denen man ganz im Reinen zu seyn glaubt.

Als Beweis, wie leicht es sich der Verfasser mit der Lösung der wichtigsten Untersuchungspunkte und Aufgaben seiner Wissenschaft macht, wollen wir aus dem allgemeinen Theil nur noch seine Ansicht über den Ursprung der Mysterien anführen. Hier heißt es: „diejenigen heiligen Gebräuche, welche sich mit dem öffentlichen Cultus nicht vereinigen ließen, weil sie sich auf die Unfaßlichkeit und Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens bezogen, traten von selbst in den Hintergrund, um im Stillen in Mysterien geübt zu werden. — Die Symbole der Mysterien bezogen sich auf Tod und Leben in der Natur. — Im Mystischen gab sich damals der Mensch den Vorstellungen und dunkeln Ahnungen vom Unendlichen und Ueberschwenglichen des göttlichen Wesens ganz und gar hin.“ Hier hat sich der Verfasser, so sehr er sich auch dagegen wehrt, von dem modernen Begriffe des Mystischen bestimmen lassen. Von einer Einsicht aber in das Wesen der Mysterien, welche doch die eine Hälfte des religiösen Lebens der Griechen bilden, ohne deren Erkenntniß die andere Hälfte auch nicht verstanden werden kann, ist hier wenig zu finden. Die Griechen rühmten ja gerade von dem Einfluß der Mysterien, daß die Seelen durch sie Erleuchtung, Klarheit, Einsicht und selige Beruhigung erhielten. Da hört man nichts von trübseligen, nebulosen Ahnungen und Geistesverdunklungen, die sich in keine bestimmte Form fassen ließen. Im Gegentheil feste, bestimmte Erkenntniß in den höchsten Dingen beseligende Anschauung, tiefe Einsicht in das bisherige Dunkel des Polytheismus wird als Folge der höhern Weihen von den Alten angegeben.

Ref. wollte hier nur so viel über die Behandlung dieser so wichtigen Seite der Religion anführen, um bemerklich zu machen, daß auch diese inhaltsschwere Region in dieser Schrift von ihrem bisherigen Dunkel nichts verloren hat.

C. Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Narrative of the Voyage and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese.

(Fortsetzung.)

Eine Masse Volkes, Portugiesen und Chinesen — die Stadt zählt jetzt 40,000 Einwohner, wovon ungefähr 5000 Portugiesen — liefen nach der Praya Grande, die große Esplanade längs des Hafens, um das wundervolle Schauspiel mit eigenen Augen zu sehen. Es ist ein Teufelsschiff, schrie der chinesische Pöbel, welcher, wie der europäische in frühern Zeiten das, was er aus Kurzsichtigkeit nicht versteht, dem Teufel zuschreibt, — ein Name, welcher der Nemesis wie allen andern Dampfbooten im Mittelreiche von nun an geblieben ist. Selbst der portugiesische Gouverneur zeigte seine gutmüthige Unkunde, indem er eigens ein Boot zum Dampfer entsandte; um den Kapitän über den Wasserstand des innern Hafens von Macao zu belehren. Die Nemesis machte von nun an alle Operationen mit, während des ganzen chinesischen Krieges. Sie war allenthalben voran und gewährte dem Heere wie der Flotte sehr große Vortheile, so daß der Bericht über die Reisen und Dienste der Nemesis in Wahrheit eine Geschichte des englisch-chinesischen Krieges enthält, und zwar von kundiger Hand geschrieben. Der Verfasser dieses Berichtes, Herr Bernard, hatte schon seit längerer Zeit seine Aufmerksamkeit dem chinesischen Reiche zugewendet; er ging dann (1842) nach China, verweilte daselbst längere Zeit und kehrte im Spätherbste des Jahres 1843 in der Nemesis nach Calcutta zurück. Hr. Bernard erfreute sich bey seinem Geschichtswerke nicht bloß der Hülfe des Kapitäns, jetzt Commandeur Hall, sondern auch der Unterstützung anderer tüchtiger Officiere. Es war ihm gestattet, ihre Plane und Documente einzusehen und nach Belieben zu benutzen. — Von allen diesen Vortheilen machte der Verfasser einen so einsichtsvollen Gebrauch, daß sein Werk, welches im April 1844 in zwey Bänden erschien, sich eines allgemeinen Beyfalls erfreute, und bereits gegen das Ende dieses Jahres eine neue Auflage nothwendig wurde, welche durch Beseitigung des Unwesentlichen in einen Band zusammengedrängt werden konnte. Der beschränkte Raum einer Anzeige gestattet es natürlich nicht, auch nur den Hauptinhalt dieser lehrreichen, von einem Augenzeugen herrührenden Denkwürdigkeiten des englisch-chinesischen Krieges mitzutheilen. Wir müssen uns hier auf die anziehenden lehrreichen Ereignisse in dem Jangtse Kiang und auf die Darstellung des Friedensschlusses von Nanking beschränken.

Die Einfahrt in den Kiang mußte des stürmischen Wetters wegen einige Wochen lang, die man zur sorgfältigen Ueberschau aller Oertlichkeiten benutzte, verschoben werden. Es liegen zwar mehrere Sandbänke und einige Felsen im Mündungsgebiet und oberhalb des herrlichen Flusses; sie sind aber für die Schifffahrt bey weitem nicht so gefährlich, wie der starke Fall des Wassers, nahe

an vier Meilen in der Stunde, welcher auch namentlich bey der Thalfahrt einige Schiffe in große Gefahr brachte, aus der sie aber durch die Dampfer alsbald errettet wurden. Im Beginne des Monats Juli 1842 trat günstiges Wetter ein und zu gleicher Zeit brachte der Phlegethon Nachricht, man habe ein klares tiefes Rinnsal, das von der Mündung bis zum großen Kanale hinaufführe, entdeckt und hier bereits Baken gelegt, um die Schifffahrt zu erleichtern. Die Flotte zwischen siebzig und achtzig Segel stark, verließ nun (am Morgen des 6. Juli) Wusong und segelte in fünf Abtheilungen, eine jede aus acht bis zwölf Transporten bestehend und von einem Kriegsschiffe begleitet, den Kiang aufwärts. Jeder Abtheilung war ein Dampfer beygegeben, um den Fahrzeugen in jeder Gefahr beyzustehen; überdieß befanden sich zu demselben Endzwecke noch fünf andere Dampfer bey der vordersten Schiffsabtheilung, so daß die Flotte im Ganzen von zehn Dampfern begleitet wurde als sie den mächtigen Strom hinauffuhr. Zwey Dampfer kamen noch später hinzu, als bereits die Feindseligkeiten aufgehört hatten. Der Krieg zwischen England und China zeigte zum erstenmale in der Weltgeschichte den großen Nutzen der Dampfschiffe bey Seeoperationen, namentlich aber auf den Flüssen im Binnenlande. Bey Wusang war ein Schiff zurückgelassen worden, um den Hafen zu blokiren und die hier versammelte zahlreiche Handelsflotte am Auslaufen zu verhindern. Einige große Dschonk, welche sich seinen Befehlen widersetzten, wurden durch einige Schüsse leicht und schnell zum Gehorsam zurückgebracht.

Die Chinesen hatten nicht die geringsten Maaßregeln getroffen, um das Einlaufen der Schiffe zu verhindern; es wurden sogar die wenigen Kanonen, welche auf den Wällen der beyden auf dem rechten Ufer des Kiang liegenden Städte Fuschan und Kiangjen aufgepflanzt waren, sobald die Engländer sich näherten, wieder weggenommen, damit diese Orte durch das Beschießen keinen Schaden erleiden möchten. Das Land besteht aus flachem angeschwemmten Boden und ist hier bey weitem nicht so sorgfältig angebaut als die Umgebung von Ningpo und Tschapu. Weiter aufwärts des Flusses nimmt es einen lieblichen gebirgigen Charakter an und Fuschan liegt bereits an dem Abhange einer mit mehreren halbverfallenen Forts versehenen Hügelreihe, unter welchen eine mit dem gewöhnlichen achteckigen buddhistischen Monumente verzierte Koppe hervorragt. Die bedeutende Stadt Kiangjen, in nordwestlicher Richtung fünf deutsche Meilen von Fuschan, erfreut sich einer herrlichen Lage in einem sehr malerischen Thale, nicht ganz eine halbe Stunde Weges vom Flusse entfernt, das hier plötzlich enge wird, aber jenseits des Hafens alsbald zu seiner früheren Ausdehnung sich erweitert. In Kiangjen so wenig, wie in Fuschan und auch sonst nirgendwo in dieser Gegend waren Truppen zu sehen. Städter und Landleute leisteten nicht den geringsten Widerstand, sondern betrugen sich im Gegentheile artig und zuvorkommend; es schienen alle andern Gefühle von der Neugier und dem Staunen über das nie gesehene Schauspiel zurückgedrängt.

Am 16. Juli segelten die Anführer der brittischen Land- und Seemacht stromaufwärts, um die Zugänge und die Lage von Tschinkiang, d. h. Stromeswarte oder Stromeshut, wegen der nördlichen Biegung des Flusses zu untersuchen, und hiernach ihre Angriffsplane zu entwerfen. Es ist diese wichtige Bezirksstadt zu Wasser sechzehn deutsche Meilen von Kiangjen entfernt, zu Land aber kaum die Hälfte des Weges. Sir William Parker und Sir Hugh Gough fuhren bis nahe zum Eingang in den Kaiserkanal, so daß man wähnen konnte, auch diese Stadt würde ohne Schwertstreich fallen, — eine Meinung, welche wohl absichtlich von den chinesischen Dolmetschern, damit die Engländer keine großen Vorbereitungen treffen und überrascht werden möchten, genährt wurde. Man hatte später durch die Armeelisten, die nach der Einnahme der Stadt in die Hände der Engländer fielen, erfahren, die ganze Besatzung dieses so wichtigen Ortes habe bloß aus 2400 Mann bestanden, von welchen 1200 Einheimische in Tschinkiang ansäßige Mandschutruppen und 400 aus den fernen Kreisen herbeygekommen waren. Warum hat man aber nicht 50 bis 60,000 Mann der acht Banner, welche ja nach amtlichen Angaben die Anzahl von 160,000 erreichen sollen, dahin beordert? Warum wurden über-

haupt während des ganzen zweyjährigen Kampfes den Engländern keine Heere von hundert bis zweymalhunderttausend Mann entgegengestellt, da ja nach dem Staatshandbuche nahe an einer Million Truppen vorhanden seyn sollen? Warum? Weil diese wie gewöhnlich die übrigen amtlichen Angaben despotischer Reiche der Wirklichkeit widersprechen und auf Lug und Trug beruhen. Die englischen Truppen in China waren niemals so zahlreich, als zur Zeit, wo sie vor Tschinkiang standen; und doch belief sich die ganze Macht nicht auf siebentausend Mann.

Mit diesem kleinen Heere haben die Britten der Regierung zu Peking die Friedensbedingungen vorgeschrieben und hiemit hätten sie auch, wenn es nothwendig gewesen, oder in ihrem Plane gelegen hätte, ohne Zweifel die Mandschu-Dynastie aus ihrer Hauptstadt jagen und das ganze chinesische Reich erobern können. Mit einer nicht größeren Truppenzahl wollte bereits in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunders ein spanischer Handelsagent zu Manilla das chinesische Reich der Ming für König Philipp **II**. erobern. Tschinkiang, so hatten die Anführer bestimmt, sollte bloß von der Landmacht erobert werden; die Schiffe nahmen deßhalb, einige Schüsse und Bomben abgerechnet, welche, um die Landung der Truppen zu decken, in die Stadt geworfen wurden, an dem ganzen denkwürdigen Kampfe nicht den geringsten Antheil. Es mögen die Chinesen und Mandschu dadurch erfahren, daß sie nicht wie häufig vorgegeben wurde, wegen der starken Schiffe der Barbaren den Kürzern zogen, sondern daß es ihnen in Wahrheit an Muth wie an Einsicht, an Waffenkünsten wie an Kriegsgeräthe gebricht, um im Kampfe gegen ihre Feinde nur mit einiger Ehre bestehen zu können. Der Angriff begann am 21. Juli in der Frühe. Die zahlreichen in Verschanzungen aufgestellten Truppen der Chinesen längs des Abhanges der Hügel sollten von der Hauptmacht abeschnitten werden; weßhalb die erste und dritte Brigade mit einem Theile der Artillerie in den westlichen Vorstädten, der Goldinsel gegenüber gelandet wurden. Lord Saltoun erhielt den Befehl an der Spitze der ersten Brigade die Verschanzungen anzugreifen, während Sir Hugh selbst

mit der dritten Brigade und dem Rest der Artillerie gegen das westliche Stadtthor und die westlichen Wälle anstürmen wollte. General Schödde an der Spitze der zweyten Brigade landete bey zwey kleinen Hügeln etwas nördlich der Stadt, welche die Wälle beherrschten, um eine Diversion zu machen und die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite zu lenken, während der Hauptangriff gegen die westlichen Thore, die mit Pulversäcken gesprengt werden sollten, gerichtet wurde. Sobald Schödde, der seinen Befehlen gemäß auch angriffsweise verfahren konnte, seine Truppen in der Nähe der Stadt versammelt sah, so ließ er stürmen und bemächtigte sich in kurzer Zeit, ungeachtet des tapfersten Widerstandes von Seite der Mandschu, dieses Theiles der Wälle, wo er dann gerade in dem Augenblicke mit der dritten Brigade zusammentraf, als sie von Sir Hugh und dem Admiral geleitet, ihren Weg durch das gesprengte westliche Thor erkämpft hatte. Das war gegen Mittag und die Hitze brannte so furchtbar, daß ein Major und sechszehn Mann, vom Sonnenstich getroffen, niederfielen und auf der Stelle todt blieben.

Man zog nun von verschiedenen Seiten gegen das Innere der Stadt, wo die Mandschu sich mit der größten Erbitterung gegen die Engländer schlugen, so daß es in manchen engen Straßen zu einem förmlichen Handgemenge gekommen war. Als diese ehemaligen Eroberer des Mittelreichs die Ueberzeugung erlangt hatten, der Tag sey verloren und Alles sey vergebens, so waren sie schnell entschlossen, die Schande nicht zu überleben. Zuerst opferten diese Mandschu, wie schon bey der Einnahme Tschapus geschehen, so weit dieß nämlich in der Schnelligkeit möglich war, Weib und Kind und rannen dann auf manichfache Weise selbst in den Tod. Ereignisse fielen hier vor, die nicht gräßlicher erdacht werden können. In einem Hause wurden vierzehn ermordete Weiber gefunden, und ringsum saßen die Männer, welche sich die Hälse abschnitten, sobald die Feinde eindrangen.

Auch der Verlust der Engländer war nicht unbedeutend. Sie verloren an Todten, zwey Offiziere drey Sergeanten und 39 der Linie. Verwundet wurden 15 Offiziere, 4 Sergeanten, 87 der Linie

und ein Mann des Lagergefolges. Drey Individuen wurden vermißt. Von den an das Land gesetzten Marinetruppen wurden ein Offizier und zwey Gemeine getödtet, zwey verwundet.

Ueberdieß wurden noch 4 Offiziere und 15 Matrosen der königlichen Marine verwundet. Die Engländer hatten also im Ganzen an Todten und Verwundeten 168 Mann. Die Beamten und angesehenen Einwohner waren theils entflohen, theils im Kampfe geblieben, oder sie hattten sich, wie der General der Mandschutruppen, selbst entleibt. Hailing zog sich, nachdem der Tag verloren war, in sein Haus zurück, zündete es an und stürzte sich sammt Frau und Enkel in die Flammen. Der gebietende Patriarch war über diese Hingebung sehr gerührt. Zur Verherrlichung der Manen sollte dem tapfern Patrioten an dem Orte, wo er sich für das Vaterland opferte, ein Tempel errichtet werden; man möge sorgfältig nach den Söhnen und Töchtern seiner ganzen Verwandschaft forschen, sie später nach der Hauptstadt bringen, wo sie dem Himmelssohne vorgestellt und seiner Gnade sich erfreuen werden. Die Engländer besetzten die öffentlichen Gebäude, wo aber bloß 50,000 Dollars in reinem Silber gefunden wurden. Das Privateigenthum ward von den Siegern geschont, nicht aber von Seite des chinesischen Gesindels, welches in Masse in die Stadt drang und selbst an einigen Orten Feuer anlegte, um in der Verwirrung leichter das Ziel des Raubens und Plünderns zu erreichen. Der Verlust der Bewohner von Tschinkiang muß außerordentlich bedeutend gewesen seyn; denn sie dachten nicht an die Möglichkeit, daß diese Stromeswarte erobert werden könnte und hatten deßhalb nicht das Geringste geflüchtet. Die kostbarsten Pelze, ganze Stücke Seidenzeug, Gold- und Silberschmuck, baares Geld und die größten Seltenheiten lagen in den Häusern, nicht selten sogar in den Straßen umher, und jeder nahm, was ihm beliebte.

Bey dem denkenden Theile der Britten erregte vorzüglich eine ganz aus Eisen gegossene Pagode ungemeine Aufmerksamkeit. Gützlaff, der sie zuerst entdeckte, nach dem sie deßhalb auch genannt wurde, behauptet, sie müsse den Inschriften zufolge, über zwölf Jahrhunderte alt seyn. Man sprach einmal davon, sie in Stücke zu theilen, diese dann von Tschinkiang Fu nach Großbritannien zu bringen und dort als ein Siegeszeichen der brittischen Waffen und der chinesischen Kunstfertigkeit aus so frühen Zeiten wieder aufzustellen. Dieser Plan, welcher sicherlich leicht ausführbar gewesen wäre, ward wohl später aus Furcht die nationalen und religiösen Gefühle der Chinesen zu beleidigen, wieder aufgegeben.

Ein panischer Schrecken ergriff jetzt alle Bewohner des Mittelreichs. Wer könnte es noch wagen, hieß es, dieser mächtigen Nation Widerstand zu leisten, nachdem sie die stärkste Festung, von den tapfersten Truppen des Reiches vertheidigt, in wenigen Stunden eingenommen hat? Allgemein sprach man in den mittlern und selbst in den westlichen Kreisen davon, daß die rothen Teufel den ganzen Süden erobert und den Norden ausgehungert hätten; über diesen wäre nach der Flucht des Taokuang ein einheimischer Fürst, Tschu geheißen — der Name des Gründers der Mingdynastie — gesetzt worden; den Süden hingegen hätten sie unter ihre unmittelbare Herrschaft genommen; alle Länder diesseits des Kiang würden jetzt wieder, wie so häufig während der früheren Jahrhunderte in selbstständiger Weise regiert werden. Die unwissende Menge glaubte sogar, es hielten sich allenthalben verkleidete Engländer auf, die sich heimlicher Weise in's Land eingeschlichen hätten und sie würden nächstens über das Volk der Mitte einbrechen. Man kann sich nun leicht denken, wie dieses Volk die flüchtigen chinesischen Truppen verhöhnte, die in den fernen Kreisen mit aufgepflanzten Fahnen herumzogen und Lieder sangen, deren Refrain lautete: Vor diesem Panier flohen die Barbaren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Kalidàsa's Ring-Çakuntalâ. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Otto Boehtlingk, Adjuncten der kaiserl. Academie der Wissenschaften in St. Petersburg. Bonn. 1842. XIV. 292 und 117. S. gr. 8vo.

2) Sakuntala Skuespil i syv Optrin af Kalidasas. Oversat og forklaret af Mag. M. Hammerich. Kopenhagen, Reitzel. 1845. XVI. und 139 S. gr. 8vo.

Die Herausgabe des vorliegenden Drama's ist für die Indianisten eine heilige Pflicht gewesen, da es durch seinen Inhalt nicht wenig zu dem Gedeihen beygetragen hat, dessen sich die indischen Studien jetzt unter uns erfreuen.

Der geistreiche W. Jones war es, welcher es zuerst durch eine englische Uebersetzung seinen Landsleuten zugänglich machte; eine deutsche, daraus geflossene Uebersetzung wurde von Herder eingeführt und Göthe sprach seine Begeisterung über den schönen Inhalt unverholen aus, beydes Umstände, welche den indischen Fremdling nicht wenig bey dem Publikum empfehlen mußten. Und doch, wie unvollkommen war noch diese erste Uebersetzung! Abgesehen von philologischen Ungenauigkeiten, die in jener Zeit nicht Wunder nehmen können, war die Arbeit von Jones nicht einmal unmittelbar aus dem Sanskrit in's Englische übersetzt worden, sondern ins Lateinische, sie war also schon durch das Medium einer fremden Sprache hindurchgegangen; sie litt ferner dadurch, daß Jones Verse und Prosa gar nicht unterschied, an vielfachen Wiederholungen. Gleichwohl war die Theilnahme, welche das schöne Drama hervorrief, allgemein. Die Herausgabe des Textes ließ verhältnißmäßig lange auf sich warten, denn erst im Jahre 1830 machte der verstorbene französische Orientalist Chezy denselben bekannt.

Bedenkt man, daß zu jener Zeit weder eines der in Indien gedruckten Schauspiele nach Europa gekommen noch etwas aus der dramatischen Literatur der Hindus in Europa selbst gedruckt worden war, daß ferner Chezy bloß eine einzige bengalische Handschrift benützen konnte, so wird man gerne zugeben, daß Chezy's Ausgabe alle Anerkennung verdient, wenn sie auch für den jetzigen Standpunkt der indischen Studien nicht mehr genügen kann. An sie schloß sich die Uebersetzung von Hirzel an, die zwar genauer ist als die frühere deutsche, aus der englischen geflossene, aber doch an vielen Mängeln leidet, welche seiner Zeit Fr. Rückert nachgewiesen hat.

Diesen seit länger vorhandenen Arbeiten schließen sich nun die beyden obengenannten an und sie sind, wie wir gleich sehen werden, nicht etwa bloße Verbesserungen und Fortbildungen der früheren, sondern sie stehen auf einem wesentlich verschiedenen Standpunkte. Was zuerst Hrn. Boehtlingk's Ausgabe betrifft, so beruht sie hauptsächlich auf Collationen der Londoner Manuscripte. Die Herren Brockhaus und Westergaard, welche die in London befindlichen Handschriften mit Chezy's Ausgabe verglichen hatten, waren zu der Ueberzeugung gelangt,

daß die Devanagari-Handschriften dieses Drama's nicht bloß in Rücksicht auf die Lesarten abweichen, sondern daß in ihnen eine ganz abweichende Recension vorhanden sey. Da beyde genannte Gelehrte — ersterer durch anderweitige Arbeiten, der zweyte durch seine Reise nach Indien gehindert wurden, das Drama selbst zu bearbeiten, so überließen sie ihre Collationen Herrn Dr. Boehtlingk, der als gründlicher und scharfsinniger Kenner des Sanskrit der gelehrten Welt zu bekannt ist, als daß er einer weiteren Lobpreisung bedürfte; von dessen gründlicher und umfassenden Gelehrsamkeit aber die vorliegende Arbeit ein neues Zeugniß ablegt. An diese Ausgabe schließt sich nun die obengenannte dänische Uebersetzung würdig an und bereichert die dänische Literatur mit einem Werke, das der deutschen noch fehlt, nämlich eine Uebersetzung der Sakuntala, welche auf ein gründliches Verständniß des Urtextes basirt, doch auch für das größere, des Sanskrit unkundige Publikum genießbar ist. Für das letztere ist die deutsche Uebersetzung des Hrn. Boehtlingk gar nicht bestimmt, sie soll bloß zum richtigen Verständniß des Grundtextes dienen.

Herr Boehtlingk hat kein Bedenken getragen, der in London neu aufgefundenen Recension den Vorzug zu geben und sie bey seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Er hält sie für die ältere und in dieser Ansicht mußte ihn noch bestärken, daß es auch vom Râmâyana zwey verschiedene Recensionen gibt, von denen die eine in den Devanagari-Handschriften, die andere in den bengalischen enthalten ist, ganz wie bey der Çakuntalâ, und daß der frühere Herausgeber A. W. v. Schlegel gleichfalls die bengalische Recension für die jüngere erklärt hat. Diese Ansicht ist auch ziemlich die allgemeine geworden und erst in neuester Zeit wurde sie bekämpft, und zwar Schlegels Ansicht über das Râmâyana durch den Herausgeber der bengalischen Recension, Gorresio, die böhtlingkʼsche Ansicht über die Çakuntalâ aber von Herrn Prof. Stenzler in Breslau. Daß Ref. diese Zweifel nicht theilt, hat er schon bey Gelegenheit seiner Anzeige über Gorresio's Ausgabe des Râmâyana ausgesprochen, noch unzweifelhafter scheint ihm der Fall bey der Çakuntalâ. Im Allgemeinen muß Ref. hier seine bey Gelegenheit der Arbeit von Gorresio schon ausgesprochene Frage wiederholen, wie es komme, daß gerade die ältere Recension bloß in bengalischen Handschriften enthalten ist, während doch die allgemeine und ziemlich beglaubigte Ansicht ist, die brahmanische Literatur sey in diesem Theile Indiens verhältnißmäßig jünger? Alle Devanagari-Handschriften, die bis jetzt bekannt geworden sind — Ref. hat noch eine von Herrn B. nicht benützte Handschrift aus der Chambersʼschen Sammlung (Nr. 272) verglichen — stimmen mit der Recension der Bonner Ausgabe überein. Es ist ein gewöhnliches Hülfsmittel bey der Kritik indischer Texte, sich bey Erforschung der Authenticität einzelner Stellen und Abschnitte der Handschriften aus verschiedenen Theilen Indiens zu bedienen und zu sehen, ob sie in allen Handschriften enthalten sind, da uns das Gewicht alter Manuscripte fast gänzlich abgeht.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese.

(Schluß.)

Es gehört wohl zu den eigenthümlichsten auffallendsten Erscheinungen des an sonderbaren Ereignissen so reichen Krieges, daß an demselben gräuelvollen Tage des Mordens und Plünderns vor und in Tschinkiang eine Anzahl Engländer und Chinesen kaum vier bis fünf Stunden davon entfernt, bey einem freundlichen Male zusammen saßen und es sich, während das Kanonenfeuer vom großen Kanale herüber tönte, trefflich schmecken ließen.

Als die Flotte vor Tschinkiang lag, wurde eine kleine Abtheilung weiter aufwärts des Flusses gesandt, um die vielen Zugänge und zahlreichen Seitenwindungen zur Centralwasserstraße des Rei-

ches zu sperren und allen Verkehr abzuschneiden. Die Dschonk, welche jährlich Getreide und andere Lebensmittel aus den südlichen und mittleren Kreisen nach den nördlichen Gegenden und der Hauptstadt führen, hatten zwar dieses Jahr aus Furcht vor den Feinden ihre Fahrten eher angetreten und waren längst vorüber gefahren, als die Engländer am großen Canale erschienen. Dessen ungeachtet, so unermeßlich ist hier unter der dichten Bevölkerung der Verkehr, wurden in wenigen Tagen über 700 Handelsschiffe angehalten. Bey Itschin allein, einer Stadt dritten Ranges auf dem nördlichen Ufer des Kiang gelegen, wurde eine ganze Flotte von dreyhundert Dschonk aufgefunden und unter gehöriger Bedeckung zur Flotte hinabgesandt. Das Erscheinen des Dampfers Nemesis vor Itschin erregte hier solchen Schrecken, daß ein angesehener Chinese, welcher, wie man später sah, einen großen Einfluß über die ganze innwohnende Bevölkerung ausübte, sich entschloß, an Bord des Schiffes zu kommen, um die Wünsche der fremden Gäste zu vernehmen. Man fühlte großen Mangel an frischen Lebensmitteln, welchem zum Theile die starke Kränklichkeit zugeschrieben wurde, woran die Engländer, Offiziere wie Soldaten, seit einiger Zeit litten. Der Chinese und seine Begleiter wurden sehr freundlich aufgenommen; man zeigte und erklärte ihnen, soweit dieß durch unwissende Dollmetscher*) möglich war, die ganze Einrichtung des Schiffes und verlangte dann die Herbeyschaffung einer Anzahl Ochsen und frischer Lebensmittel. In diesem Falle würde man nicht bloß die Stadt schonen, sondern auch allen Proviant mit baarem Gelde bezahlen. So geschah es auch. Die in solcher Weise erhaltenen Lebensmittel wurden dann hinab zur Flotte gesandt, wo sie den Schwächlichen und Kranken mannichfache Erleichterung gewährten. Der friedliche Verkehr hatte in wenigen Tagen solche Freundlichkeit, solches Vertrauen bey den Bewohnern von Itschin erweckt, daß sie gerade an dem Tage, wo Tschinkiang erstürmt wurde, alle Offiziere und Schiffsbehörden in dem Hause dieses angesehenen Mannes, welcher die ganze Verhandlung geleitet hatte, zu einem großen Male einluden, welches auch ohne alle Störung von Statten ging. Es wurden den Engländern die größten Ehren erwiesen, so daß selbst angesehene gut gekleidete Chinesen, um diesen gefürchteten Gästen in der drückenden Hitze einige Erleichterung zu verschaffen, sie, mit Fächern hin und her wehend, bis hinab zu ihrem Schiffe geleiteten.

Cholera und Sumpffieber wütheten furchtbar unter dem kleinen Heere der Britten, namentlich unter den vor Kurzem aus England gekommenen Truppen und richteten größere Verheerungen an als die Kanonen der Chinesen und die Tapferkeit der Mandschu. Auf manchen Transportschiffen hatte die Kränklichkeit in dem Grade um sich gegriffen, daß kaum Hände genug übrig blieben, um das Fahrzeug lenken zu können. Unter diesen mißlichen Umständen suchten die Anführer so schnell als möglich Tschinkiang zu räumen, wo die Masse der von der brennenden Sonne in schnelle Fäulniß zersetzten Leichen die Luft verpestete und den Aufenthalt unerträglich machte. Die Brigade des Generals Schödde besetzte, von einer Abtheilung Artillerie unterstützt, die benachbarten Anhöhen, welche die Stadt, sowie die Mündung des Transportflusses beherrschten. Ueberdieß wurde vermittelst des vielen erbeuteten chinesischen Pulvers auf dieser Seite ein Theil der Wälle gesprengt, damit immerdar eine unmittelbare Verbindung zwischen dem englischen Lager und der Stadt unterhalten werden könnte.

Die Expedition segelte nun am fünften stromaufwärts gegen Nanking, welches auf der Wasserstraße wegen der nördlichen Biegung des Flusses ungefähr 13 deutsche Meilen in südwestlicher Richtung von Tschinkiang entfernt ist — die Entfernung zu Land ist viel geringer — und gelangte sowohl deßhalb, wie wegen des starken Falles des Stromes erst am neunten vor die zweyte Hauptstadt des Reiches.

Gleich am folgenden Tage (10. August) wur-

*) Die besten Dienste leistete hier wie bey andern Gelegenheiten ein chinesischer Knabe von 10—12 Jahren, welcher seit einiger Zeit auf einem Schiffe diente und im Kurzen eine erstaunliche Fertigkeit im Englischen erlangt hatte. „Diesem unschuldigen Knaben," sagte der Bewohner von Itschin, „diesem glaube ich; die andern Kantoner Dollmetscher lügen, und wollen bloß Geld erpressen."

den den Schiffen ihre Posten angewiesen, von wo aus sie, wenn es nothwendig seyn sollte, die Stadt beschiessen könnten. Ein Theil der Wälle ist bloß 700 Yards vom Flusse entfernt, so daß sie leicht von hier aus erreicht werden können. Ueberdieß wurde eine Anzahl Truppen an's Land gesetzt, welche auf den benachbarten die Wälle beherrschenden Hügeln bestimmte Stellungen einnahmen, von wo aus sie in jedem Augenblicke zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten der Stadt den Angriff beginnen konnten. Unter dieser niederen Hügelreihe erhebt sich auf der östlichen Seite der Tschongschan, welcher einen herrlichen Anblick über die Wälle und die ganze Stadt gewährt, von wo aus auch, wäre es nothwendig gewesen, der Hauptangriff stattgefunden hätte. Es war dieß der Plan des Generals Gough, welchem der einsichtsvolle Pottinger, im Gegensatz zu den Diplomaten in Afghanistan, vollkommen freye Bewegung gestattete. Die amtlichen Berichte des Generals rühmen es ausdrücklich, daß sich der Bevollmächtigte nicht den mindesten Einfluß auf die militärischen Anordnungen der Anführer zu Wasser und zu Land gestattete. Die Landtruppen, über welche die Anführer verfügen konnten, beliefen sich aber damals, nach dem Abzuge der Besatzung von Tschinkiang und der Kranken, die Offiziere nicht mitgerechnet, auf nicht mehr als 4500 Mann; eine Macht, welche wohl mit Unterstützung der Marine hingereicht hätte, Nanking zu erobern, nicht aber es auf längere Zeit zu behaupten. In den Flüssen und Kanälen war Hochwasser und viele Strecken nahe an den Wällen litten bereits unter Ueberschwemmungen. Wären die Truppen lange vor oder in der Stadt geblieben, so hätten Cholera und Fieber sicherlich noch größere Verheerungen angerichtet und der gut berechnete mit großer Umsicht ausgeführte Zug gegen den großen Kanal möchte dadurch leicht ein unglückliches Ende genommen haben; deßhalb war es in jeder Beziehung ein Glück, daß sich die Chinesen so schnell entschlossen, Frieden zu machen und sich allen demüthigenden Bedingungen zu unterwerfen, die ihnen vom unerbittlichen Sieger aufgelegt wurden.

Es gingen in den letzten Tagen häufig Botschaften zwischen den chinesischen Behörden und Sir Henry, welche aber zu keinem Ziele führten. Der Statthalter der beyden Kiang ließ weiße Fahnen auf den Wällen wehen und bot ein bedeutendes Lösegeld für Nanking, das aber in entschiedener Sprache zurückgewiesen wurde. Erst, wenn alle anderen Forderungen der Engländer genehmigt wären, dann erst könne von einem Lösegelde die Rede seyn. Kiying und Ilipu, welche seit einigen Tagen in Nanking eingetroffen waren, zögerten aber immer noch, die Vollmachten des Himmelssohnes aufzuweisen, welche sie, gleich nachdem man den Fall von Tschinkiang in Peking erfahren hatte, zur Beylegung aller Zwiestigkeiten, zur Abhilfe aller Beschwerden des Feindes erhalten hatten. Demnach ward von Sir Henry beschlossen, am folgenden Tage (13. Aug.) in der Frühe solle von verschiedenen Punkten der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit der Angriff beginnen. Die kaiserlichen Bevollmächtigten wurden hiervon mit dem Zusatze unterrichtet, daß nur die Vorlegung der unbedingten Vollmachten ihres erhabenen Gebieters, aus welchen sie bis jetzt nur Einzelnes mitgetheilt hätten, die Stadt Nanking von dem sicheren Untergange retten könnte. Mitternacht war bereits vorüber und noch war keine Antwort erfolgt. Nur noch drey Stunden Zeit waren übrig bis zu Tagesanbruch, bis zum Beginne des Sturms, als auf den brittischen Schiffen die Botschaft anlangte, die kaiserlichen Abgeordneten wollen sich frühe am Morgen den Wünschen Pottingers fügen und ihre Vollmachten vorzeigen lassen. Der Glanz des Herrscherhauses des goldenen Gioro war erblichen; die Majestät des Mandschustaates war gefallen und die Auflösnng des großen vom Amurstrom bis zum südlichen Weltmeere, und den Gränzen von Birma und Siam, dann von den Gewässern Japans und Koreas bis nach Chokand und zu den Ländern der Sikh und Engländer sich dehnenden Reiches war unwiederruflich beschlossen. Für alle Völker des chinesischen Culturssystems, ja für das ganze östliche Asien, was die Chinesen und zum Theil selbst ihre Sieger nicht zu ahnen schienen, hatte eine neue Zeit begonnen.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Kalidâsa's Ring-Çakuntalâ.

2) Sakuntala Skuespil i syv Optrin af Kalidasas.

(Schluß.)

Hr. Hammerich sowohl als Ref. haben Gelegenheit gehabt, den Codex der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen einzusehen und wir sind beyde zu der Ueberzeugung gekommen, daß derselbe gleichfalls zur Recension der Devanagari-Handschriften gehöre. Es ist aber dieser Codex in Telingaschrift geschrieben, also in Südindien, und steht wahrscheinlich mit den Devanagari-Handschriften oder deren Quelle in gar keiner Verbindung. Vergleicht man endlich die beyden Recensionen des Textes selbst mit einander, so scheint dem Ref. auch hieraus dieß spätere Alter der bengalischen Recension deutlich genug hervorzugehen, besonders aus der Hauptstelle am Ende des dritten Aktes. Ich trage kein Bedenken, diesen Zusatz mit Hrn. B. geschmacklos zu nennen, wenn man die ungebührliche und zum Ganzen unverhältnißmäßige Ausdehnung bedenkt; sonst ist nicht zu läugnen, daß einzelne Schönheiten in diesen Zusätzen enthalten sind. Daß man die Aechtheit dieser Zusätze gar nicht bezweifelte, ehe man die Handschriften verglichen hatte, kann wohl kaum für die Aechtheit derselben sprechen. Im Uebrigen stimmt Ref. Hrn. Stenzler bey, daß auch die bengalische Recension zur Kritik des Textes gebraucht werden kann, so wie, daß über ihre Entstehung und ihr Verhältniß zur Devanagari-Recension noch genauere Nachforschungen angestellt werden müssen.

Das Material, das die HH. Brockhaus und Westergaard zusammengebracht und Hrn. Boehtlingk mitgetheilt haben, ist ein sehr reichhaltiges und noch gänzlich unbenütztes. Es sind dieß sechs in London befindliche Handschriften und drey Commentare. Außerdem wurde auch Chezy's Ausgabe nicht unbenützt gelassen und der Gefälligkeit des Hrn. Prof. Wilson in Oxford verdankte Hr. B. auch die Mittheilung eines Calcuttaer Druckes der bengalischen Recension, der wahrscheinlich nur in diesem einzigen Exemplare nach Europa gekommen ist. Dieses reichhaltige Material wird wohl das Wichtigste seyn, was in Europa vorhanden ist.

Ref. hat, wie bereits bemerkt, den größten Theil einer Berliner Handschrift verglichen, und kann versichern, daß sie etwas Wichtiges durchaus nicht enthält. Sie folgt getreu der Recension, die in unserer Ausgabe vorliegt, aber verunstaltet dieselbe durch zahlreiche Schreibfehler, der Abschreiber verstand offenbar nicht, was er schrieb, daher häufige Auslassungen von einzelnen Sylben und Worten so wie von ganzen Zeilen. Einzelne Lesarten daraus wird Ref. unten mittheilen, alle anzuführen würde die Gränzen einer Zeitschrift überschreiten und nicht von großem Nutzen seyn.

Ehe wir aber zu dem Drama selbst übergehen, müssen wir zuvor einige Worte über den Stoff sagen, den es behandelt. Çakuntalâ ist ein nâtaka und die erste Anforderung, welche die indischen Rhetoriker an ein so benanntes Drama machen, ist, daß der Stoff aus dem großen Sagenkreise der Indier genommen sey, wobey es jedoch dem Dichter frey steht, nach Belieben zu ändern. Der in un-

serem Drama behandelte Stoff ist bereits im Mahâbhârata erzählt, aber wie Hr. Hammerich richtig bemerkt, zeigt jene Erzählung deutlich, daß sich im Laufe der Jahrhunderte, welche zwischen dem epischen Gedichte und unserem Drama liegen, die Lebensanschauung der Inder bedeutend verfeinert hat. Die ganze Verwicklung durch den Ring ist Kalidâsa's Zuthat. Nach dem Mahâbhârata (Mhb. I. A. 68 — 74,) heirathet Pupuravas die Çakuntalâ auf dieselbe Weise wie im Drama, wird aber seinem gegebenen Versprechen sie in die Stadt zu holen wirklich untreu, und sie bleibt mit ihrem Sohne im Büßerhaine, bis derselbe acht Jahre alt ist. Dann erst macht sie sich mit ihm auf Geheiß ihres Pflegevaters, der denselben zum Yuvarâjâ gewählt haben will, auf den Weg in die Stadt. Der König stellt sich jedoch, wie ausdrücklich gesagt wird, absichtlich als wisse er von der ganzen Sache Nichts und erkennt auch Çakuntalâ nicht eher als seine Gemahlin an, als bis es ihm eine vom Himmel kommende Stimme ausdrücklich gebietet.

Das ganze macht auf den Leser einen peinlichen Eindruck, der auch durch die nachfolgende Entschuldigung des Königs, als habe er bloß eine solche himmlische Bestätigung erwartet, damit seine Unterthanen die Sache nicht bezweifeln möchten, nicht ganz verwischt wird. Im Drama würde die Fassung der Geschichte, wie sie im Mahâbhârata gegeben ist, noch viel peinlicher gewesen seyn.

Zuerst erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen über die Ausgabe des Textes selbst, welche mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt gearbeitet ist, daß sie nur zu wenigen Ausstellungen Veranlassung geben kann. Wir verbinden damit die Bemerkungen über Hrn. B.'s Anmerkungen. Der Hr. V. eröffnet dieselben mit folgender Note über das indische Titelblatt seiner Ausgabe: „die Bedeutung des am Eingange von Werken dem Titel derselben vorangesetzten Wörtchens atha finde ich nirgends angegeben" u. s. w. Er bemerkt hierauf, daß die Bedeutung des Wortes am besten mit: „So lautet" wieder gegeben werden könne. Ref. fügt hinzu, daß Hrn. B.'s Erklärung durch wichtige indische Autoritäten bestätigt wird, vor Allem nämlich durch Çankara-âchârya, dessen Erklärung man abgedruckt findet in Windischmanns

Sankara p. 92. Mit ihm stimmt der Scholiast zu Prabodha-Chandrodaya, Râmadâsa, überein, der atha immer durch anantaram wiedergiebt. Ein anderer indischer Gelehrter Vijnâna-bhikhsu in seinem Commentare zu den Sâñkhya-sûtrâni stimmt zwar nicht mit den beyden vorhergenannten überein, sondern will finden, daß atha als Anrufung der Gottheit (mañggâlyârthe) gesetzt worden sey. Es ist jedoch kein Zweifel, daß die böhtlingk'sche Ansicht die richtige, die zweyte aber bloß als ein Ausweg anzusehen sey, um den Segenswunsch in das Buch hineinzucommentiren, der nach der Ansicht der Indier durchaus nöthig ist, in den genannten Sûtras aber fehlt. p. 3. unsrer Ausgabe fehlt in der Berliner Handschrift das tad vor itah. — l. 9. derselben Seite liest die Berl. Handschr. ajjautta statt ajja. Mit Gewißheit läßt sich die ursprüngliche Lesart wohl kaum mehr ermitteln. In der Mrichchhakatî (p. 4. ed. Calc.), wo sich dieselben Worte wie in unserer Ausgabe finden, nur in etwas anderer Vertheilung, wird wie in unsrer Ausgabe gelesen. Auch Prab. p. 3. ed. Brockhaus liest fast auf dieselbe Weise. — p. 4. l. 4. liest die Berl. Handschr. tadidameva statt des auffälligen nanvamumeva; ibid. l. 15. paoe st. paoena. p. 6. l. 12. setzt die Handschr. noch âçramamrigo' yam hinzu, wie dieß auch mit anderen Handschriften der Fall ist. p. 7. l. 17. steht viditabhaktim mâm. p. 8. l. 12. sqq. liest unsere Handschrift folgendermassen: vinîtaveshena praveshtavyâni tapovanâni nâma | iha tâvadgrihyatâmiti | sûtâyâbharanâni etc. | yâvadâçramavâsinah pratyavekhsâhamupâvarte (sic). p. 13. l. 5. liest die Handschr. adihînam statt adidhînam, beyde Formen sind gleich richtig und kommen auch beyde abwechselnd in der Ausgabe vor (vgl. p. 44). p. 14. l. 8. bemerken wir zu Hrn. B.'s Anmerkung p. 166., daß auch im Pâli die Wurzel manta fast immer „sprechen" bedeute. ibid. l. 9. liest die Handschr. vaane statt vaanam und p. 16. l. 18. seane statt seanâni. Zu der letzte-

ren Stelle bemerkt Hr. B. (p. 171.): „Ich habe den Dual im Prâkrit, wenn er sich anders als an den Zahlwörtern dvi und ubha oder an den paarweise vorhandenen Gliedern des Körpers vorfand, überall ausgemerzt.“ Ref. stimmt dieser Operation Hrn. B.'s um so weniger bey, als dieselbe gegen die Autorität aller Handschriften vorgenommen werden muß. Ref. hält diese Formen auf e auch nicht für Duale, sondern für Accusative, und stützt sich dabey auf eine dem Prâkrit nahe verwandte Sprache, das Pâli, in welcher sich diese acc. pl. neut. auf e sowohl durch die Autorität einheimischer Grammatiker, als durch viele Stellen der Literatur belegen lassen. p. 12. l. 18. Die richtige Erklärung des Wortes atyâhita, welche von Hrn. B. zum erstenmale gegeben worden ist, wird jetzt noch bestätigt durch den Commentator Râmadâsa zu Prabodhachandrod. p. 25. ed. Brockhaus. p. 22. l. 20. steht in der Handschr. sugahîdo aam bahmano statt jano. Ref. gesteht, daß er am liebsten mit Kâtavema diesen Zusatz weglassen würde, um dann mit ihm vor lin. pen. den Zusatz gahîdo khano einzuschieben. Diese Worte sind übrigens nach den ohne Zweifel richtigen Bemerkungen des Commentators nicht zu übersetzen: J'attends cet heureux moment avec impatience, wie dieß Chezy thut, sondern: „Nun ist die Zeit der Ruhe gekommen.“ p. 26. l. 5. fehlt das unentbehrliche nam auch in der Berliner Handschrift. p. 31. l. 2. fügt die genannte Handschr. nach yatra vor pravishta hinzu; die Copenhagener Handschr. liest yatpravishtamâtra. — ibid. lin. 5. huñgkâreneva wie unser Text. Ich halte diese Lesart, welche Hr. B. in den Anmerkungen zu verwerfen scheint, für die einzig richtige. huñgkâra ist nicht bloß Summen, wie es Hr. B. übersetzt, sondern der Ton, den der Büsser hören läßt, wenn Jemand in seine Nähe kommt, um ihn zu stören (vergl. Râmây. I. 25. 11. ed. Schl.). Man übersetze also: durch das bloße Geräusch der Sehne von fern, das gleichsam das huñgkâra des Bogens ist, entfernt er die Hindernisse. Dieß ist gewiß die Meinung des Commentators, wie man aus den Noten sieht, und Herr Hammerich hat auch so übersetzt. p. 47. ist noch die Stelle Mâlav. p. 6. nachzutragen, wo padam kri gleichfalls vorkommt und zwar, wie es scheint, in der Bedeutung: „festen Fuß fassen.“ Eine der größten Verschiedenheiten zwischen den beyden Recensionen findet sich am Anfange des fünften Actes, auf welche aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen dürfen. Während in der Bonner Recension die Scene damit beginnt, daß der König mit dem Vidushaka zur Seite den Gesang einer seiner Frauen anhört und hierauf der Kämmerer eintritt und die Abgesandten des Kanva anmeldet, so beginnt in der bengalischen Recension der Act damit, daß der Kämmerer über die Beschwerlichkeit seines Amtes klagt und über die Bürde seines Alters (es gehört zu dem guten Ton der indischen Könige, in den Dramas recht alte Kämmerer zu haben) und wie er dem Könige, der kaum aus dem Gerichtssaale sich entfernt habe, nicht wage, schon wieder zu melden, daß er die eben angekommenen Schüler Kanva's anhören müsse. Beyde Recensionen haben ihre eigenthümlichen Vorzüge. In der älteren Ausgabe steht die Erinnerung an eine frühere Liebe passend voraus, weil es gerade dieser Act ist, in welchem der König sein früheres Verhältniß zur Çakuntalâ verläugnet. Dagegen ist von der bengalischen Recension, wo der König als aus dem Gerichtssaale kommend dargestellt wird, seine Klage über die Beschwerlichkeit der Königswürde besser angebracht. Sowohl die Copenhagener als die Berliner Handschrift stimmen mit der Böthlingk'schen Ausgabe überein, und es scheint mir keinem Zweifel unterliegen zu können, daß auch hier diese Anordnung die bessere sey. Besonders stören den Ref. die, wie ihm scheint, tactlosen Erweiterungen, welche die Rolle des Mâthavya erhalten hat.

Wir schließen hier die Bemerkungen über den Text und die Anmerkungen Herrn Böhtlingk's und wenden uns zu seiner Uebersetzung. Auch hier läßt Hrn. B.'s Genauigkeit nur wenig zu wünschen übrig. p. 3. l. 14. nimmt Hr. B. die Worte suvihitaprayogah in der Bedeutung: „Einer, wel-

cher Schauspiele gut hat aufführen lassen“ und hat seine Bedenklichkeiten über diese Worte p. 147. 148. ausführlich dargelegt. Ref. scheint es, daß die Uebersetzung: „Einer, der die Aufführung gut angeordnet hat“ ganz den Worten gemäß und ohne Schwierigkeit wäre. So auch Herr Hammerich: „Du hast die Aufführung so gut geordnet, daß Nichts fehlen wird.“ Eben daselbst möchte Ref. das Wort çikhsitânâm nicht mit „die Geübtern“ übersetzen, sondern: „diejenigen, die ihre Rolle gut gelernt haben.“ Dieß scheint auch Hrn. Hammerich's Meinung zu seyn, wenn er übersetzt: „ist er (der Schauspieler) auch noch so gut geübt“ ꝛc. p. 20. l. 9. wird vanaggahanam von dem Scholiasten Kâtavema durch sîmâgrahanam erklärt, und Ref. bezweifelt, ob Hrn. B.'s Conjectur nâmagrahanam statt sîmâgrahanam zu lesen zuläßig sey; die nach Vögeln jagenden Jäger brechen frühe auf, um in den ihnen zugetheilten Waldgegenden sich auf den Anstand zu stellen, und wecken durch ihr Geschrey beym Aufbruche den Mâthavya auf. Hr. B. wird wahrscheinlich einwenden, daß nicht vom Aufbruche die Rede sey. Uebersetzt man aber vanaggahana-kolâhalena padibodhitomhi mit: „Ich bin aufgeweckt worden durch ihr Geschrey, als sie in den Wald gingen“ so geschieht sowohl der Grammatik als dem Scholiasten Genüge. Auch p. 21. l. 1. kann ich mit den beyden Uebersetzungen nicht einverstanden seyn. Die von Hrn. B. angeführten Stellen beweisen nicht, weil dort bloß api steht, nicht api nâma wie an unsrer Stelle; api nâma aber drückt immer einen Wunsch aus, man vergl. die beyden Beyspiele p. 11. und solche würden sich mit leichter Mühe noch viele beybringen lassen. Ueber p. 22. l. 20. haben wir bereits oben gesprochen.

Noch ist zu bemerken, daß der gelehrte Hr. Herausgeber unseres Dramas selbst mehrere kleinere Verbesserungen, welche ihm bey einer neueren genauen Durchlesung seiner Ausgabe nothwendig schienen, in dem Bulletin der Petersburger Akademie

niedergelegt hat. Bey dieser Gelegenheit kommt er auch auf Stenzlers Ansicht über Vopadeva zu sprechen, der er eine ausführliche Besprechung in seiner demnächst erscheinenden Ausgabe dieses Grammatikers zu widmen gedenkt. Sie ist wichtig für das Verhältniß der Recensionen zu einander und auch von Gorresio in seinen Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Râmâyana berührt worden. Lassen hat die willkührlichen Veränderungen der Terminologie Pâ-nini's, welche Vopadeva vorgenommen hat, als einen Beweis vorgebracht, daß es eine Sucht der Bengalen gewesen sey, Veränderungen an den alten Texten vorzunehmen, was von Stenzler bestritten wurde, weil er meint, das veränderte System des Vopadeva habe diese Veränderungen nothwendig gemacht. Die neue Ausgabe dieses Schriftstellers wird uns darüber belehren, ob diese Ansicht zuläßig sey oder nicht. Ueber die Meinung Gorresio's, daß es ein großer Unterschied sey, eine grammatische Terminologie und ein Epos oder Drama umzuändern, und deren Unzuläßigkeit nach indischen Ansichten hat Ref. schon an einem andern Orte Gelegenheit gehabt sich zu äußern. — Noch machen wir auf die schönen Zugaben aufmerksam, mit denen Hr. Hammerich seine Uebersetzung der Çakuntalâ ausgestattet hat und die darauf berechnet sind, dem größeren Leserkreis in gedrängter Kürze die nöthigen Vorkenntnisse zu geben, die zum Verständniß der Çakuntalâ nöthig sind. Und so schließen wir mit dem Wunsche, daß diese Bekanntmachung der ursprünglichen Çakuntalâ dazu beytragen möge, dem Drama seinen gerechten Ruf zu erhalten, dessen es sich bereits unter uns erfreut.

Dr. Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihres technischen und analytischen Theiles. Dargestellt von A. Schrötter, Professor der spec. technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Zwey Theile mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. Wien 1845. Verlag von J. G. Heubner.

Der Verf., welcher eine Reihe von Jahren als Professor am Johanneum zu Grätz die Chemie zu lehren hatte, wurde vor Kurzem nach Wien berufen, um am k. k. polytechnischen Institute die Lehrstelle des in Ruhestand versetzten Professor Meisner zu übernehmen. Kaum hat er diese neue Bahn betreten, so gibt er uns von seiner Thätigkeit Kunde durch ein größeres Werk in 2 Bänden über technisch-analytische Chemie, dessen erstes Heft in 10 Bogen bestehend uns vorliegt. Er hat sich vorgenommen, in diesem Werke die gesammte Chemie sowohl die unorganische als organische in ihrer Beziehung zu den wichtigsten technischen Processen zu behandeln.

In der Einleitung macht der Verf. auf den Unterschied aufmerksam, welcher besteht zwischen Naturprodukten und zwischen denjenigen Gegenständen, welche nur durch unsere geistige Thätigkeit hervorgebracht werden können, nämlich den Kunstprodukten; dann folgen Definitionen von allgemeiner und besonderer Naturgeschichte, so wie von allgemeiner und besonderer Naturlehre, der Physik und Chemie der Mineralien, der Pflanzen und Thiere.

Allgemeine Vorstellungen von den Kräften, der Materie und den Imponderabilien. Das Vorhandenseyn von Kräften ist das Erste, wovon man bey jeder Naturforschung auszugehen hat. Da wir uns nämlich keine Veränderung ohne entsprechende Ursache denken können und endlich zu Erscheinungen gelangen, die wir nicht mehr aus andern Erscheinungen abzuleiten vermögen, so bezeichnen wir die letztere Ursache derselben mit dem Worte Kraft. Ueber die Art, wie diese Grundkräfte wirken, kann der menschliche Geist nie befriedigende Auskunft erwarten, denn sie heißen eben deßhalb Grundkräfte, weil sie von keinem anderen abgeleitet, d. h. gar nicht begriffen werden können. Ihre Existenz ist keine Hypothese, obwohl es in einzelnen Fällen hypothetisch bleibt, ob die Ursache einer Erscheinung auf keine andere Weise erklärt werden kann, als durch Annahme einer Kraft. Durch die uns bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen werden wir veranlaßt, anziehend und abstoßend wirkende Kräfte in der Natur anzunehmen und sind sogar genöthigt, verschiedene derselben zu unterscheiden.

Es ist erwiesen, daß zwischen den Theilen der Materie eine anziehende Kraft thätig ist, welche nicht von der specifischen Beschaffenheit derselben abhängt und in dem Verhältnisse abnimmt, in welchem die Quadrate der Entfernungen zunehmen, also auf die größten Distanzen wirkt, während die Phänomene

der Adhäsion, der Krystallisation, Haaröhrchenwirkung und Absorption mit Sicherheit schließen lassen, daß es noch andere anziehende Kräfte geben müsse, welche zwischen den Molecülen thätig sind und daher Molecularkräfte genannt werden. Sie haben das charakteristische Merkmal, daß ihre Stärke außerordentlich schnell abnimmt, wenn die Entfernungen der Theile wachsen, so daß sie nur in unendlich kleinen Distanzen, nämlich bey der Berührung zu wirken beginnen. Bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse ist es am zweckmäßigsten, zur Erklärung der chemischen Erscheinungen eine besondere Molecularkraft anzunehmen, welche man chemische Anziehung oder Affinität genannt hat, und welche allein fähig ist, chemische Erscheinungen hervorzubringen. Der Verf. stellt hier verschiedene Ansichten über die Zwischenräume der Molecülen auf, welche er mit feinem Stoffe ausgefüllt glaubt. Durch diesen feinen Stoff sollen die Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität und des Magnetismus bedingt seyn. So wichtig und anziehend die Darstellung dieser Hypothesen ist, so möchte sie unserer Meinung nach in dem vorliegenden Werke, welches zunächst für Zöglinge eines polytechnischen Institutes bestimmt ist, keiner so großen Ausführlichkeit bedurft haben.

Von den chemischen Erscheinungen im Allgemeinen. Wenn sich zusammengesetzte Körper durch verschiedene Operationen in andere Körper zerlegen lassen, deren physikalische und chemische Eigenschaften weder unter sich, noch mit denen der Körper, aus welchen sie hervorgegangen, übereinstimmen, so bezeichnen wir diese Thatsache, welche durch chemische Forschung erzielt wird, mit dem Ausdruck chemische Scheidung oder Analyse. Von diesem Gesichtspunkt geht der Verf. aus, um zu den entfernten Bestandtheilen einer Verbindung zu gelangen, welche entfernte Bestandtheile durch die uns bis jetzt bekannten Hülfsmittel nicht weiter zerlegbar sind, und die man deßhalb auch einfache Stoffe, Elemente oder Grundstoffe nennt. In dem Verzeichniß dieser einfachen Stoffe (58 an der Zahl) führt der Verf. vier vor noch nicht langer Zeit entdeckte Metalle an, nämlich Didim, Erbium, Lanthan und Terbium.

Eine der Scheidung entgegengesetzte Operation ist die Vereinigung mehrerer Stoffe zu einer Verbindung, die man auch chemische Mischung nennt. Durch Zusammentreten von 2 Elementen entsteht eine Verbindung der ersten Ordnung, so wie 2 Verbindungen der ersten Ordnung eine Verbindung der zweyten Ordnung geben und aus der Vereinigung von Verbindungen der zweyten Ordnung entstehen endlich diejenigen höherer Ordnung. Man hat bisher noch keine Verbindung von mehr als 8 Elementen beobachtet. Auch kann man noch nicht mit Sicherheit die Art angeben, wie die Elemente in den höheren Verbindungen geordnet sind. Alles, was auch darüber gesagt worden, ist hypothetisch. Die Zahl der Verbindungen, welche aus den 58 Elementen entstehen können, ist natürlich sehr groß; denn wenn man diejenigen, welche mehr als 4 Elemente enthalten, nicht berücksichtigt und annimmt, daß bey den binären nur zwey, bey den ternären und quaternären aber nur drey Verbindungsstufen statt finden, so ergibt sich, daß hieraus 1,368,759 zusammengesetzte Körper hervorgehen. Schwer würde es gelingen, sich eine umfassende Kenntniß von jedem derselben zu verschaffen. Der Verfasser macht hier zwar einige Vorschläge, wie das Studium der vielen Verbindungen nach einer von Mohs für die Mineralogie angewendeten Methode zu behandeln sey; die Einführung dieser Methode in die Chemie hätte indeß jedenfalls mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Gruppirung der einfachen Stoffe und ihrer Verbindungen ist ebenfalls eine schwere Aufgabe, da man naturhistorische und chemische Merkmale zusammengestellt hat.

Als Kriterien, welche am sichersten schließen lassen, ob ein Körper eine chemische Verbindung oder nur ein Gemenge sey, gibt der Verfasser folgende an:

1) Die Verbindung kann nur allein durch chemisch wirkende Mittel getrennt werden.

2) Wenn die Verbindung krystallisirt ist, so kann man, außer in den Fällen, wo die Bestandtheile selbst eine mit der Verbindung gleiche

Krystallform besitzen, schließen, daß eine chemische Verbindung statt findet. Hiebey ist noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Quantitäten der Stoffe mit den Gesetzen übereinstimmen.

Der Verf. leitet die Aufmerksamkeit auf die Körper, die dem Anschein nach durch ihren bloßen Contact mit anderen eine Verbindung derselben herbeyführen, ohne selbst an dieser Theil zu nehmen; auf gleiche Weise können Zerlegungen hervorgebracht werden durch Körper, welche man Contactsubstanzen nennt und denen man eine eigenthümliche Kraft, die katalytische Kraft, zuschreibt. Der Verf. ist der Meinung, daß wir zur Erklärung obiger Erscheinungen kaum nöthig haben, die Existenz einer neuen und besonderen Kraft anzunehmen, weil dadurch jeder Grund zu weiterer Forschung abgeschnitten und eigentlich doch nichts damit erklärt wird. Will man aber mit dem Worte katalytisch nichts anderes, als eine Reihe eigenthümlicher Zerlegungsarten bezeichnen, und es nur in diesem Sinne als Benennung einer gewissen Wirkung, Zerlegung oder Erscheinung gebrauchen, so läßt sich gegen die Anwendung desselben nichts einwenden.

Es geht aus vielen Thatsachen hervor, daß Körper, die sich im Zustande einer chemischen Veränderung befinden, im Stande sind, anderen Körpern denselben Zustand mitzutheilen, ganz so wie ein in Bewegung sich befindender Körper einem anderen Bewegung mitzutheilen vermag. Demnach ist mit jeder chemischen Action eine Bewegung der Atome verknüpft, ohne welche keine Aenderung der Lage, Gruppirung ꝛc. gedacht werden kann, woraus sich ergibt, daß jede Bewegung eines Atomes, wenn keine Hindernisse obwalten, sich im ganzen Systeme fortpflanzen muß. In Folge dessen wird eine an wenigen Punkten eingeleitete chemische Action sich der ganzen Masse mittheilen und ein Körper, dessen Theile sich in einer durch chemische Action bedingten Bewegung befinden, wird in anderen, welche noch in Ruhe sind, eine Bewegung hervorrufen, woraus eine chemische Veränderung entstehen kann.

Der Verf. geht nun zu den Gesetzen über, nach welchen sich die Körper dem Gewichte nach verbinden und berührt bey dieser Gelegenheit die für die Geschichte der Entwicklung der Chemie sehr bezeichnende Thatsache, daß Jahrhunderte vergingen und unzählige Versuche angestellt werden mußten, ehe man auf die Gewichtsverhältnisse, unter welchen die Stoffe chemische Verbindungen eingehen, Rücksicht zu nehmen anfing. Seitdem Lavoisier den Gebrauch der Wage eingeführt hatte, waren die Chemiker unausgesetzt bemüht, ihre Forschungen auf der neu eröffneten Bahn zu verfolgen und dieß geschah mit so viel Glück, daß im Anfange unseres Jahrhunderts dieser Theil der Wissenschaft eine sichere Grundlage erhalten hatte. Es werden hierauf die Gesetze entwickelt, deren Inbegriff man mit dem Namen Stöchiometrie bezeichnet. Der Verf. hat nach L. Gmelin das Aequivalent des Sauerstoffs $O = 8$ gesetzt, obgleich die Mehrzahl der Chemiker nach Berzelius das Aequivalent des Sauerstoffs $= 100$ annehmen. Diese letztere Annahme ist beym Gebrauch der stöchiometrischen Zahlen zu Rechnungen sehr zeitraubend, da die den übrigen Körpern zukommenden Zahlen sehr groß werden, ohne einen merklichen Vortheil größerer Genauigkeit zu gewähren. Der Verf. hat daher sehr wohl gethan, die niedrigern stöchiometrischen Zahlen zu wählen. Es folgt nun in kurzen Umrissen die Volumtheorie, d. h. die Gesetze, nach welchen sich die gasförmigen Körper ihrem Volumen nach verbinden.

Ueber den Zusammenhang der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Körper. In diesem Abschnitte behandelt der Verf. zuerst die Lehre von den geometrischen Verhältnissen der Krystallgestalten und ihrer Beziehung zu einander, nämlich die Krystallographie. Die krystallographischen Bestimmungen sind alle nach der von Mohs eingeführten Bezeichnung angegeben. Hierauf folgen: die Amorphie, Dimorphie und Polymorphie, die Isomorphie, Isomerie, Polymerie und Metamerie. In allen diesen Zweigen sind die neuesten Versuche von Rose, Graham, Wöhler, Fuchs, Berzelius, Mitscherlich ꝛc. sorgfältig benutzt worden.

Zum Verständnisse des Verhaltens der chemischen Anziehung zur Wärme führt der Verf. aus

den Lehren der Physik die Ausdehnung der Gasarten an, wobey die von Regnault und Magnus gemachten Beobachtungen vorzüglich berücksichtigt sind, so wie die Condensation der Gase nach Faraday, Thilorier, Natterer. Letzterer comprimirt nämlich die Gase mittelst einer ganz gewöhnlichen Druckpumpe. Der Apparat ist durch einen beygefügten Holzschnitt anschaulich gemacht.

Viele bekannte Thatsachen führen zu dem Schlusse, daß die Körper, je niedriger ihre Temperatur ist, desto weniger geeignet sind, chemisch auf einander zu wirken. Durch eine Abkühlung bis zu — 80°, eine Temperatur, welche vermittelst eines Gemenges aus fester Kohlensäure und Aether zu erreichen ist, werden nach den vom Verf. angestellten Versuchen die kräftigsten chemischen Actionen völlig aufgehoben; denn das Chlor, welches bey gewöhnlicher Temperatur auf Phosphor, Antimon, Arsenik, Ammoniak ꝛc. mit größter Heftigkeit unter Feuererscheinung einwirkt, ist bey der angegebenen niederen Temperatur gegen die genannten ebenfalls hinreichend abgekühlten Substanzen ganz indifferent. Ebenso wird die gegenseitige Einwirkung von Alkohol auf Chromsäure, welche bey gewöhnlicher Temperatur mit Explosion erfolgt, bey jener niederen Temperatur aufgehoben. Der Verf. spricht bey dieser Gelegenheit die Meinung aus, daß es wohl für alle Körper eine Temperatur geben möchte, die niedrig genug wäre, um jede gegenseitige chemische Einwirkung derselben aufzuheben und glaubt, daß es nach den vorliegenden Thatsachen nicht zu gewagt seyn dürfte, zu vermuthen, daß diese Temperatur eine vielleicht nicht unter — 200° liegende sey. Wir können auf diese Hypothese keinen besonderen Werth legen, da der Versuch nicht angestellt werden kann.

Das vorliegende Heft schließt mit der Abhandlung des Verhältnisses der chemischen Anziehung zum Lichte und zur Electricität. Aus vielen Thatsachen geht hervor, daß das Licht die chemische Anziehung zu modificiren im Stande ist und daß durch die Einwirkung des Lichtes nicht nur chemische Verbindungen, sondern auch Scheidungen eingeleitet werden. Die chemische Wirksamkeit des Lichtes wird

beym Durchgang durch einige Körper, welche nicht gefärbt sind, wesentlich geändert. Das mit Chlorsilber überzogene Papier wird z. B. von Lichtstrahlen, welche durch eine Platte von Thierleim gegangen sind, weit weniger afficirt, als wenn sie durch weißes Glas oder Bergkrystall, am wenigsten aber, wenn sie durch Gyps gegangen sind. Ganz besonders wichtig ist der Einfluß des Lichtes auf die chemischen Veränderungen, welche im lebenden Körper der Pflanzen und Thiere statt finden und gerade hier läßt sich die Wirkung der Beleuchtung nicht durch Erwärmung ersetzen. Die Erscheinungen des Lichtes und der Wärme lassen sich nach der Ansicht des Verf. auf gleiche Weise erklären; er glaubt, daß dazu die Annahme eines und desselben Medium's, des Aether's, ausreiche, nur daß die Aetherwellen, welche die Wärmeerscheinungen bedingen, länger seyn sollen, folglich auch eine andere Fortpflanzungsgeschwindigkeit haben, als die, welche die Lichtphänomene bewirken ꝛc.

Wir verweilen nicht länger bey diesen Vibrationen eines hypothetischen Aethers und können überhaupt nicht wohl einsehen, warum der Verf. in einem chemisch-technischen für nicht ganz wissenschaftlich durchgebildete Zöglinge bestimmten Werke den Hypothesen eine so beharrliche Aufmerksamkeit zuzuwenden sich bewogen fand. Uebrigens versparen wir unser Urtheil über den Werth dieses mehr dem praktischen Leben gewidmeten Werkes bis zu dessen gänzlicher Vollendung.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

HPOΔOTOΣ. Herodoti Historiarum Libri IX. Recognovit Et Commentationem de Dialecto Herodoti Praemisit Guilielmus Dindorfius. Ctesiae Cnidii Et Chronographorum, Castoris, Eratosthenis, etc. Fragmenta Dissertatione Et Notis Illustrata A Carolo Müllero. Graece Et Latine Cum Indicibus. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Regii Franciae Typographo. MDCCCXLIV. Lexiconformat, S. III und 512 und nochmals S. IV und 214.

Auch diesen mir erst neulich zugekommenen Band der Didot'schen Ausgaben griechischer Classiker wird ein jeder wegen seiner gleich trefflichen Ausstattung willkommen heißen, wie ich denn selbst die Leistungen dieser Officin mehrmals belobt habe. Aber wenn man auch auf diesem Titelblatte zwey deutsche Namen erblickt, so möchte man sagen: auch dießmal hat Deutschland den Mann gestellt, Frankreich die Rüstung geliefert; und wenn man sich einerseits auch über solche literarische Genossenschaft beyder Nationen freut, andrerseits doch auch fragen, warum diese so schöne, ja glänzende Ausstaffirung immer so knapp ausfallen müsse? — oder, ohne Allegorie zu sprechen, warum den mehrentheils trefflichen Bearbeitern dieser Ausgaben zwar Vorreden, Einleitungen u. dergl., aber keine eigentlichen Anmerkungen gestattet werden, nicht einmal so kurze und gedrängte, wie sie schweizerische Verleger in neuester Zeit ihren Herausgebern erlauben; ingleichen ob nicht diese so schönen Didot'schen Ausgaben, je mehr sie ihre wohl verdiente Anerkennung finden und Ausbreitung gewinnen, es nachgerade deutschen Philologen immer schwerer machen werden, für ihre mit Commentaren ausgestattete Ausgaben sich Verleger zu erwerben. Wer möchte z. B. in vorliegendem Falle von einem so sprachgelehrten Kritiker, wie Herr W. Dindorf (gleich seinem Bruder Ludwig) ist, nicht gern auch einige Worte vernehmen, warum er dieser Lesart vor andern den Vorzug gegeben? — Niemand soll ihn, oder einen der andern Editoren dieser Classiker jedoch deßwegen einen Sigonius nennen, d. h. einen qui a venali silentio nomen habet, wie einmal Muretus mit dem Namen seines großen Nebenbuhlers sich die Etymologie erlaubte; denn es ist mir wohl bekannt, daß einige dieser Herausgeber keinen Ehrensold empfangen, sondern sich mit der Ehre vollkommen genügen lassen; womit jedoch dem Hrn. Didot nicht im Geringsten zu nahe getreten werden soll, den wir als einen Ehrenmann kennen, und der des Ministeriums reichlichere Unterstützung verdiente, um nicht allein seine Ausgaben glänzend auszustatten, sondern auch deren Herausgeber wo nicht glänzend, so doch nach Verdienst zu belohnen.

Dießmal aber, denn es ist Zeit, daß ich zur Sache komme, hat Hr. W. Dindorf die Schweigsamkeit über Gebot und Gebühr ausgedehnt; denn er hat nicht einmal eine Vorrede und somit einen Bericht über sein Verfahren gegeben.

Doch hat er eine sehr schätzbare Abhandlung vorausgeschickt: Dialectus Jonica Herodoti

cum dialecto Attica veteri comparata; worüber ich mich ganz kurz fassen zu dürfen glaube, weil ich bey den kritischen Proben des gelieferten Textes mehrmals darauf zurückblicken werde. — Aber im Allgemeinen bemerke ich voraus, daß ich mich hier über diesen ganzen gehaltreichen Band der größesten Kürze befleißigen, Alles übergehen werde, was den Autor und sein Werk betrifft, worüber ich ohnehin erst neulich wieder zu sprechen Gelegenheit hatte, und mich bloß auf das Kritische zu beschränken gedenke; wozu auch diese Ausgabe einzig und allein Stoff und Anlaß an die Hand giebt.

Bey der Abhandlung über den jonischen Dialekt des Herodot mit dem alt-Attischen verglichen erinnert man sich, daß schon vor Jahrhunderten die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt worden, indem der hiesige Professor Aemilius Portus, der Sohn des Kandioten Franziskus P. im Jahr 1608 sein Dictionarium Jonicum zu Frankfurt a. M. drucken ließ, und noch sehen wir mit unserm Kritiker (pag. III) dem Werke des gelehrten H. L. Ahrens mit Verlangen entgegen, hoffend, daß er diesen schwierigen Gegenstand dem Abschlusse beträchtlich näher bringen werde, nachdem neuerlich C. L. Struve (Königsberg 1828 — 1830) sich bereits in drey Abhandlungen um die Sprache des Herodot verdient gemacht hatte, denen, so beschränkt ihr Umfang war, unser Verf. (pag. III) dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er selbst verhehlt sich die Schwierigkeit der Aufgabe keineswegs, glaubt aber, daß sie sich durch wiederholte Bemühungen nach einer richtigern Methode endlich größtentheils überwinden lasse. Ueber die Ursachen der bisherigen Hindernisse und die Mittel, wodurch sie sich gehörig beseitigen lassen, enthält nun der Eingang dieser Abhandlung mit den einzelnen Abschnitten derselben die belehrendsten Winke und die befriedigendsten Belege.

Der Verfasser geht selbst von der Stelle Herodots (I. 142.) über die vier Arten des jonischen Dialekts aus, weiset die Verwirrungen nach, welche die Grammatiker angerichtet, die weiteren Verderbnisse, welche die Abschreiber der griechischen Schriftsteller verschuldet, und zeigt in 22 Paragraphen praktisch, mit Benutzung der besten Texte des Herodotus, des Hippokrates, des Aretäus und mit Anwendung aller zu Gebot stehenden Hülfsmittel, wozu denn auch die jonischen Nachbildungen des Lucianus gehören, wie wir uns die möglichst richtige Erkenntniß der Sprache des Herodotus verschaffen können, welche ein griechischer Kunstrichter (Dionys. Halic. Vol. VI. p. 775) die beste Regel des Jonismus (*τῆς Ἰάδος*) nennt.

Ueber Herodots Person und Werk, worüber der Herausgeber, wie gesagt, gänzlich schweigt, kann ich jetzt auf Baehr, Commentatio de vita et scriptis Herodoti (in unserer Ausgabe dieses Geschichtschreibers Vol. IV. p. 378 sqq.), auf desselben Artikel Herodotus in Pauly's Real-Encyclopädie III. S. 1242 — 1253 und auf meine Schrift, die historische Kunst der Griechen S. 75 ff. und 155 ff. zweyte Ausgabe, verweisen. Hier begnüge ich mich, an den Namen des Mannes einige Bemerkungen nachträglich anzuknüpfen.

Nicht nur sein eigener Name *Ἡρόδοτος*, d. i. der von der Hera Geschenkte (Etymolog. Gud. p. 248) ist zum öftern von den Abschreibern entstellt worden (s. C. Frid. Hermann ad Lucian. de conscr. Histor. p. 184), sondern auch seiner Aeltern Namen kommen in verschiedenen Gestalten vor. Tzetzes in den Chiliaden führt den Vater in folgendem versus politicus so auf: *Ὁ συγγραφεὺς Ἡρόδοτος, ὁ παῖς ὁ τοῦ Ὀξύλου*, und zwar nicht Einmal (wie Larcher I. p. 65 und die eben angeführte Commentatio p. 378 sagen, sondern, welches für die Lesart von Gewicht ist, zweymal, nämlich I. 19 und III. 388. — Aber derselbe Tzetzes soll, nach seinem eignen Scholion zur ersten Stelle, im Lucianus de domo 20, p. 201 Wetsten., wo jetzt *Ἡρόδοτον τοῦ Λύξου* steht, *τοῦ Ξύλου* gelesen haben (s. Cramer, Anecdott. grr. III. p. 350) und dieses Letztere haben Einige vorziehen wollen (s. E. Miller im Journal des Savants 1838. p. 703 sq. vgl. Steph. Thesaur. Didot. Tom. V. p. 435 und daselbst Ludov. Dindf. und über *λυξ, λύκη* ibid. p. 423); auch hat wirklich noch eine andere Handschrift, die des Suidas in *Ἡσύχασις* bey Gaisford p. 2838 ebenfalls so. Auch im Namen der Mutter zeigt

sich Verschiedenheit bey demselben Lexikographen. In jenem Artikel heißt sie Ῥοίω, im andern (unter Ἡρόδοτος p. 1697 Gaisf.) Δρυώ. Letzter Name erinnert an den Dryas (Δρύας), des Lykurgos Vater und Sohn im thracischen Mythus (Apollodor. III.); ersterer an ῥοιά, den Granatbaum; beyde aber an die Hera (Juno); welcher Göttin die natürliche Religion der Griechen die Weide, den wilden Birnbaum, die Granate nicht bloß zueignete, sondern solche Mythen nacherzählte, daß sich in ihrem Wesen so zu sagen eine Dryade darstellte. — Sonderbar nun, daß die Mutter des Herodotos (des Geschenks der Hera) solche Namen führt; noch sonderbarer, wenn nun auch der Vater, der Gemahl der Baum- oder Granatbaum-Frau, den Namen Xylas oder Xyles, d. i. Holzmann führen sollte. Wirklich scheint dieser letzte Name gar nicht vorzukommen (s. Pape Wörterbuch der griechischen Eigennamen S. 287). — Da wäre es denn dem Grammatiker Tzetzes nicht zu verdenken, daß er sich nach einem ächt griechischen Namen umgesehen, und den Vater des Herodot Drylos nannte. Darum wollen wir aber diesen letztern Namen nicht sofort annehmen, da der Name des Vaters Lyras oder Lyres nicht nur durch mehrere Handschriften des Lucian und des Suidas (a. a. O.), sondern auch durch die Grabschrift [1]) des Herodotus wohl bezeugt ist. Sie lautet:

Ἡρόδοτον Λύξεω κρύπτει κόνις ἥδε θανόντα κτλ.

— Nachdem nämlich Herodotus sich durch große Reisen in den drey Theilen der alten Welt [2]) zu seinem geographisch-historischen Werke vorbereitet hatte, fand er bey seiner Rückkehr in seine Vaterstadt (die karische Halikarnassos) dieselbe durch einen Tyrannen Lygdamis unterdrückt, der den Dichter Panyasis, Herodot's Blutsverwandten, umgebracht hatte; welches letzteren bewog, sich nach Samos zu flüchten. Von hier mit seinen Verbündeten zurückgekehrt hatte er zwar das Glück, den Tyrannen zu vertreiben; allein zwischen die Factionen der Aristokraten und Demokraten geworfen mußte er bald den Haß und die Schmähungen der Unzufriedenen erfahren. Darauf bezieht sich der Sarkasmus (μῶμος), dessen die angeführte Grabschrift gedenkt. Dieser wird wohl auch seine Herkunft nicht verschont haben; und da möchte es geschehen seyn, daß die bösen Zungen seiner Widersacher den von der stolzen Hera geschenkten Herodotos dadurch zu demüthigen suchten, daß sie den Namen seiner nach dem junonischen Baume (ῥοιά) genannten Mutter Rhoeo [3]) in eine Dryo (Δρυώ) d. h. in eine Frau der rauhen Wintereiche (δρῦς), den seines Vaters Lyras (Λύξας) aber in den eines Xylas (Ξύλας), d. h. aus dem eines Lichtmannes in den eines Holzmannes verkehrten.

Dieser Haß scheint auch noch in der Entfernung ihn verfolgt zu haben; denn als er sein Vaterland auf immer verlassen, um nach einem wiederholten Aufenthalt in mehrern Städten Griechenlands sich endlich der im Jahr 444 vor Chr. nach Thurion in Lucanien abgehenden Athener-Colonie anzuschließen [4]), trat er vorher zu Olympia auf

---

1) Beym Steph. Byz. in Θούριος p. 311 Berkel. und beym Scholiast. Aristoph. Nubb. v. 331. Die Lesart ἄπλητον haben G. Hermann p. 265 ed. alter., Jacobs ad Anthol. Palat. IV. p. 934 und Chardon de la Rochette Melanges III. p. 91 wohl vertheidigt. Wegen des Folgenden will ich die ganze Grabschrift nach der Uebersetzung des Letztern hier beyfügen. „Cette terre recèle dans son sein Herodote, fils de Lyxus (Lyxes) le plus célèbre des historiens de l'ancienne Jonie. Il étoit nait parmi les Doriens; mais obligé de se dérober à leurs sarcasmes continuels (ἄπλητον μῶμον) il choisit Thurium (Θούριον) pour patrie."

2) In dieser Hinsicht kann man ihn den Marco Polo unter den Alten nennen; wie man ihn in anderem Betracht mit dem halb mittelalterlichen Froissart vergleichen kann.

3) Dieser Name Ῥοιώ ist nämlich wohlbezeugt durch Parthenius I. (p. 153 Mythograph. ed. Westermann) und konnte in dem dort verbreiteten Zeus- wie in dem Samischen Hera-Cultus öfter vorkommen.

4) Wo er auch aller Wahrscheinlichkeit nach, obwohl nach mehreren Zwischenreisen nach Griechenland, sein Werk beendigt und sein Leben beschlossen hat;

und las der hier versammelten Panegyris einen Theil seiner Geschichte vor [5]). Von dieser Vorlesung war nun eine Sage verbreitet, die alle Spuren der Verläumdungssucht seiner Feinde an sich trägt, aber gleichwohl nach solcher Menschen, die gerne das Höchste heruntersetzen, Art und Weise, sich als Sprichwort geltend erhielt; Herodot habe nämlich seine Vorlesung von einem Tag auf den andern verschoben unter der Entschuldigung, er könne in dem heiligen Raume nicht den gehörigen Schatten finden, bis endlich gar nichts daraus geworden, da die Festversammlung sich früher aufgelöst [6]). — Es bedarf wohl nicht vieler Worte, um einer Seits zu

---

weßwegen er auch von Mehrern, und selbst im Eingang seines Buchs, statt Halikarnasser, Thurier genannt wurde. S. Plutarch. de exilio III. cap. 13. p. 427 Wyttenb. Vergl. die histor. Kunst der Griechen S. 75 zweyte Ausg. Baehr de vita et script. Herodoti p. 387 sqq. und daselbst C. Fr. Hermann und Th. Vömel. — Wozu ich jetzt noch bemerke, daß Herodotus dorten unter den Gesetzen des Protagoras gelebt hat; denn daß dieser Philosoph sich der Athener-Colonie, so wie der Redner Lysias, angeschlossen und den Thuriern Gesetze gegeben habe, hätte neuerdings nicht bezweifelt werden sollen, denn es beruht auf dem unverwerflichen Zeugniß des Heraklides Ponticus (Diog. IX. 50; vergl. Frei Quaestiones Protagorae und C. Ludov. Kayser zum Philostrat. de vit. Sophist. p. 200).

5) Wahrscheinlich Olymp. 81. 1; vor Chr. 456; welcher Vorlesung andere in andern griechischen Städten folgten. Wenn die neuere Hyperkritik jene olympische Vorlesung für eine Fabel erklären wollte, so haben sich dagegen Heyse, Krüger, K. Fr. Hermann mit Recht widersetzt; siehe die Bähr'sche Comment. p. 383 sqq., die hist. K. der Gr. S. 75 zw. Ausg. und C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 258.

6) Bibl. Coisl. ed. Montfauc. p. 609. Paroemiograph. gr. Append. II. 35. ed. Leutsch et Schneidew. p. 401, unter dem Sprichwort *Εἰς τὴν Ἡροδότου σκιάν*. Wenn diese Herausgeber sich dadurch bewogen finden, sich den Läugnern jener Vorlesung überhaupt anzuschließen, so ziehe ich aus dieser Sage geradezu den entgegengesetzten Schluß, und behaupte, eben darum, weil Herodot durch diese Vorlesung die Augen von ganz Grie-

zeigen, wie ein Mann von edler Geburt und Erziehung unmöglich eine ganze Festversammlung auf solche Weise zu täuschen fähig gewesen, andrer Seits, wie lächerlich es sey, ein so leicht zu beseitigendes Hinderniß als Grund eines solchen Aufschubs anzufügen.

Daß man neuerlich gar so weit gegangen, nicht allein jene Vorlesung zu läugnen, sondern dem Thucydides auch alle Kenntniß des herodoteischen Geschichtsbuchs abzusprechen, verdient kaum erwähnt zu werden. Herodot's genaue Bekanntschaft mit Sophokles ist durch mehrere Zeugnisse beurkundet. Wenn man ersteren aber, wegen Uebereinstimmung einiger Aussprüche in den Schriften Beyder, des am letzteren begangenen Plagiats bezüchtigte [7]), so gehört dieß vermuthlich zu demselben Lügengewebe der Feinde des Geschichtschreibers, wovon wir so eben eine auffallende Probe gegeben, und wovon sich auch bey andern Schriftstellern mehrere Spuren finden (von Ktesias an bis zum Josephus und später herab; s. Herodot. Tom. IV. p. 426 sq. ed. Baehr et Cr.). Auffallend hat man das gänzliche Stillschweigen Platon's über Herodot gefunden, so manchen Anlaß er gehabt hätte seiner zu gedenken (Groen van Prinsterer Prosopogr. Platonica p. 33 sq.) — Sollte nicht in den ganz verschiedenen politischen Grundsätzen, denen diese Männer folgten, der Hauptgrund davon zu suchen seyn?

(Fortsetzung folgt.)

---

chenland auf sich gezogen, suchte der Neid seiner Gegner durch eine komische Fiction sie in ein Nichts zu verwandeln, und somit hätten wir einen entschiedenen Beleg für die Schmähungen der Landsleute, deren obige Grabschrift gedenkt.

7) Clem. Alex. Strom. p. VI. p. 625. vergl. Heyse Quaest. Herodoti p. 67.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. Herodoti Historiarum Libri IX.

(Fortsetzung.)

Was nun das Werk Herodot's selbst betrifft, so ward es früh nicht nur als ein Besitzthum der Nation betrachtet, schon im nächsten Zeitalter von einem der größten Historiker, Theopompus, in einen Auszug gebracht, und wenn auch nicht öffentlich, gleich den Gedichten des Homer und Anderer auf Theatern declamirt, so doch von den alexandrinischen Kritikern gleich jenen verbessert, aber hinwieder schon in römischer und später in byzantinischer Zeit nach Form und Inhalt mannigfach verändert, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn selbst die besten auf uns gekommenen Handschriften nicht wenige Spuren dieser Einwirkungen an sich tragen [8]). — Wenn aber ein neuerer Gelehrter sogar hat behaupten wollen, Herodot's Geschichte sey ursprünglich in Jamben geschrieben gewesen, so daß wir also annehmen müßten, sie sey gleich den Mythjamben des Babrias oder denen des Aesopos in Prosa umgesetzt worden, so hat wenigstens Aristoteles kein Wort davon gewußt, der nur von der Möglichkeit einer solchen metrischen Umgestaltung redet, um zu zeigen, daß sie auch so nicht aufhören würde, Historie zu seyn [9]).

In Betreff größerer Veränderungen, die der Herodoteische Text erfahren, hatte ich selbst früher mir meine Hypothesen gebildet (z. B. in der Beschreibung der Satrapien, bey III. 117, wo später A. W. Schlegel, Indische Biblioth. II. 3. f., die Erzählung vom Fluß Akes gar in's Reich der Fabeln verweisen wollte) — womit ich aber anjetzo meine Leser billig verschone. — Später jedoch, als mir der Gebrauch einer der ältesten und besten Handschriften gestattet war, welche noch nicht verglichen worden, überzeugte ich mich, daß noch in mittelalterlichen Codd. dergleichen Confusionen Statt gefunden [10]). Von Ausfällen, Einschiebseln und

---

8) Wenn wir nämlich bey Athenaeus XIV. 620, d, p. 246 Schwgh. (vergl. die hist. K. der Gr. S. 160 zw. Ausgabe) lesen, Hegesias habe auf dem großen Theater in Alexandria die Bücher Herodot's dramatisch recitirt (ὑποκρίνασθαι τὰ Ἡροδότου), so muß es wohl heißen τὰ Ἡσιόδου, weil sofort von Homers Gedichten die Rede ist. — Ueber der Alexandrinischen Kritiker Bemühungen s. Wolf Prolegg. ad Homer p. CCLVI. und über früh eingerissene Corruptionen Philemon Grammaticus ap. Porphyrium in Quaest. Homericis VIII.

9) Aristotel. Poet. IX. 1. p. 24 Herm. — Εἴη γὰρ ἂν τὰ Ἡροδότου εἰς μέτρα τεθῆναι. κ. τ. λ.

10) Nämlich in der Florentiner Handschrift im Besitz des Baron von Schellersheim, welche Schweighäuser, dem sie von mir zum Gebrauch bey seiner Ausgabe überlassen war (s. Herodot. ed. Schwgh. I. 1. p. VI. et XXXVI) ins zehnte Jahrhundert

andern Unbilden, die der herodoteiſche Text im Einzelnen erlitten, werden ſich aus den Proben der Lesarten Beyſpiele ergeben. Ich gehe nämlich ſofort zur Vergleichung dieſer Dindorfiſchen Ausgabe mit den Schweighäuſer'ſchen und Gaisford'ſchen Texten über, wobey ich mich aber der äußerſten Kürze befleißigen muß. Ich beginne mit dem Anfang und einzelnen Stellen des erſten Buchs, denen ich Proben aus den übrigen Büchern anreihen werde.

I. 1. *Ἁλικαρνεσέος* Dindorf. *Ἁλικαρνησσῆος* Schweigh. et Gaisf. Unſer cod. 129: *Ἁλικαρνασσῆος*. Im Namen der Stadt hat unſere Anthologia Palatina *Ἁλικαρνησσοῦ*, welches Jacobs IV. p. 32 daraus dem Chriſtodorus wieder gegeben hat, vergl. Schäfer und Tafel im Didot'ſchen Steph. Thesaur. I. p. 1472. Der treffliche Codex Leid. Suidae giebt *Ἁλικαρνασσοῦ*. Im Genitiv Plural haben die Münzen durchaus *Ἁλικαρνασσέων*, denn die Eine mit *Ἁλικαρναίων* iſt wohl falſch, wie Rasche Suppl. I. p. 1331 a. glaubt. — Auch VII. 99 hat Dindorf gegeben: *Ἁλικαρνησσοῦ* und *Ἁλικαρνησσέων*.

— lin. 3. *Θωμαστὰ* Dindf. *Θωυμαστὰ* Schwgh. et Gaisf. S. Dindf. Comment. de Dialecto Herodoti VIII, beſonders p. XXXVII, wo Struve einer Inconſequenz überwieſen wird, und p. XLIV.

— lin. 9. *καλευμένης* Ddf. *καλεομένης* S. et G. und ſo auch lin. 15. S. Dindorf. de Dialect. Herodot. p. IX.

— lin. 13. Dindf. *τῇ τε ἀλλῃ ἐσαπικνέεσϑαι* ohne *χώρῃ*, welches Schwgh. und Gaisf. haben.

— lin. 17. *ἀπίκατο* Dindf. *ἀπίκοντο* S. et G.

— lin. 19. *βασιλέος* Ddf. et G. *βασιλῆος* Schwgh., der auch gleich darauf *λέγουσιν* hat; dagegen G. et Ddf. *λέγουσι*.

— lin. 22. *τῆς νεὸς* Dindf. *τ. νηὸς* S. et G.

— lin. 26. *ἀποπλώοντας* Ddf. *ἀποπλέοντας* S. et G. Vergl. Comment. de dialect. Herodot. p. XLII.

Cap. II. lin. 39. hat Ddf., wie man denken kann, auch die wahre Lesart *τὸν Κόλχον* mit S. u. G. der andern *τὸν Κόλχων βασιλέα* vorgezogen.

Cap. XXVII. lin. 50. In dieſer viel beſprochenen Stelle hat Dindf. meines Bedünkens mit Recht Toup's ſchöne Emendation *αἰωρευμένους* aufgenommen, Schwgh. *ἀειράμενοι*. Gaisf. *ἀρώμενοι*.

Lib. II. Cap. L. extr. *νομίζουσι — οὐδέν* hat auch Ddf. beybehalten, und die Stelle iſt nicht verderbt (ſ. Symbolik III. S. 774 dritte A.); wie er auch

— II. 81. die von Valkenaer vertheidigte volle Lesart beybehalten hat: *καὶ Βακχικοῖσι, ἰοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι.*

— II. 128. lin. 12. *ποιμένος Φιλίτιος*, mit Jmm. Bekker, Ddf. (ſtatt *Φιλιτίωνος* bey S. und G.), wozu jetzt Bunſen, Aegyptens Stelle in der Weltgeſchichte III. S. 49 ſeine Zuſtimmung giebt.

ſetzt und als Cod. F. bezeichnet, findet ſich bey IV. 124. nach den Worten *ὁ Δαρεῖος* ein Scholion (II. 2. p. 164. Schwgh., wo der Inhalt angegeben, das ich aber im Original hier beyfügen will): *Τοῦτον ἀνάγνωσιν ὑποστρέψας εἰς τὸν τόπον ὅϑεν τοῦτο ἔλειπε μέτρης φύλλα ὄκτω καὶ εὑρήσεις ἅπερ ὀφείλουσι μετὰ τοῦτο ἀναγινώσκεσϑαι, ὧν ἡ ἀρχή· τείχεα μὲν ἐκεῖνα ἡμίεργα μετῆκε· αὐτὸς δὲ ὑποστρέψας ἦιε πρὸς ἑσπέρην.* — Im Contexte der Handſchrift iſt jedoch alles in Ordnung. Man hatte alſo die in Unordnung gerathenen Quaternionen dieſes Codex wieder geordnet, oder, was wahrſcheinlicher iſt, die Verwirrung befand ſich im älteren Codex, wovon dieſer F. abgeſchrieben worden. In jedem Fall ein Beleg für noch ſpät eingeriſſene Verwirrungen. — Eine Sammlung von Summarien, Scholien und Varianten, von Bähr aus unſerm Heidelberger Codex, Nr. 129. ausgezogen, bildet einen Anhang zu meinen Commentationes Herodoteae, Lips. 1819. pag. 425 — 446.

— II. Cap. 144. lin. 37. *οἰκέοντας ἅμα τοῖσι ἀνθρώποισι*. So auch Dind. mit Schwgh., Gaisf. und Huſchke, mit Recht, ſ. Symbolik I. S. 6 dritte A.

— III. 20. lin. 45 sq. Obſchon Dindf. die kürzere Lesart: *καὶ χρύσεον στρεπτὸν περιαυχένιον καὶ ψέλια καὶ μύρου ἀλάβαστρον* beybehalten hat, ſo zweifle ich doch keinen Augenblick, daß nach dem deutlichen Fingerzeig des platoniſchen Scholiaſten p. 334 Bekk. die Stelle verſtümmelt iſt, und man ergänzen müſſe: *καὶ ψέλια καὶ χρύσεον μύρου ἀλάβαστρον* (S. zur Gemmenkunde S. 151). Jetzt ſehe ich, daß Hr. Tafel im Steph. Thesaur. Didot. I. p. 1386 mir beyſtimmt. Zu dem, was ich dorten bemerkt habe, füge ich bey: 1) die Belege von Wiederholungen bey Seiler ad Longi Pastor. I. 32 und im Index unter Repetitio. 2) Daß wegen des Nachdrucks, den die Sprache auf das Wort golden legte, dasſelbe zum öftern wiederholt wird. Xenoph. Cyrop. VI. 1. 51: *ἡ γυνὴ αὐτοῦ ἐκ τῶν ἑαυτῆς χρυμάτων χρυσοῦν τε αὐτῷ θώρακα ἐποιήσατο καὶ χρυσοῦν κράνος*. Aber Herr Dindf. ſcheint jenen Scholiaſten nicht berückſichtigt zu haben; wie wir dann überhaupt die Benützung neuer Hülfsmittel zum öftern vermiſſen. So mußte, um zum Schluſſe noch ein Beyſpiel anzuführen, VII. 98. lin. 35. unter den dort angeführten phöniciſchen Namen nicht mit Schwgh. und Gaisf. die falſche Schreibung *Μάπην* beybehalten, ſondern aus dem trefflichen Schellersheimiſchen Codex (F.) und zwey andern *Μάττην* aufgenommen werden. S. Gesenii Scripturae Phoenic. Monumm. p. 410. — Aber damit ſoll unſrer vollen Anerkennung, daß der Herodoteiſche Text durch Herrn W. Dindorf unendlich viel gewonnen, nicht der geringſte Abbruch geſchehen.

An den Herodotus von W. Dindorf ſchließen ſich an die Fragmente des Kteſias, Kaſtor und Eratoſthenes mit einer Abhandlung und mit Anmerkungen von Karl Müller.

Dieſen deutſchen Philologen, ſo wie ſeinen Bruder Theodor, haben wir neulich als Bearbeiter

einer andern anſehnlichen Sammlung, der Fragmenta Historicorum Graecorum, Parisiis ap. Didot 1841 von einer ſehr rühmlichen Seite kennen gelernt, und im 105. und 106. Bande der Wiener Jahrbücher der Liter. nach Gebühr ausführlich gewürdigt. Wenn ich nun hier mich auf eine bloße und noch dazu ganz kurze Anzeige dieſer neuen Leiſtung des erſteren beſchränken muß, ſo bitte ich, dieß ja nicht ſo zu deuten, als ob ich dieſe letztere für weniger verdienſtlich und weniger gelungen hielte; vielmehr erkläre ich im Voraus und im Allgemeinen, daß Kteſias in dieſer neuen Ausgabe nicht nur durch Verbeſſerungen des Textes, durch Erläuterungen und Hinzufügung neuer Bruchſtücke um Vieles vervollkommnet worden, die chronographiſchen Sammlungen und Abhandlungen aber ſich an das, was in neuerer Zeit Angelo Mai, Zohrab, Leopardi, Niebuhr, Böckh, Clinton, Letronne, und K. Müller ſelbſt (in der erſten Sammlung, über die Pariſche Chronik) auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, ſich würdig anſchließen. Dagegen kann ich nicht unbemerkt laſſen, und dieß iſt ein neuer Grund, warum ich mich jetzt ſo kurz faſſe, daß meines Bedünkens über dieſe neuen Arbeiten K. Müllers ſich erſt befriedigende Urtheile werden bilden laſſen, wenn die Ergebniſſe der gelehrten Arbeiten über Botta's Entdeckungen in Aſien, die Forſchungen Bunſen's und ſeines Mitarbeiters Lepſius über die Geſchichte und Chronologie des alten Aegyptens mehr verarbeitet, und wenn endlich erſt das in Ausſicht geſtellte Werk Bertheau's über das chronologiſche Syſtem des alten Teſtaments an das Licht getreten ſeyn wird.

In der Vorrede wird nun zuerſt als der Hauptzweck dieſer neuen Ausgabe des Kteſias die Verbeſſerung des Textes angegeben, und dabey werden die Dienſte gerühmt, die ihm die neueſten kritiſch verbeſſerten Editionen des Photius, Aelian, Athenäus, Diodorus und Stephanus von Byzanz (als in welchen Autoren die meiſten Fragmente der aſſyriſchen, mediſchen, perſiſchen und der indiſchen Geſchichten und Merkwürdigkeiten dieſes Hiſtorikers aufbehalten ſind) geleiſtet haben. Sodann wird von den Grundſätzen geſprochen, nach denen der Herausgeber die

Fragmente der Chronographen, des Kastor und Eratosthenes geordnet und behandelt habe. Dieser zwey Schriftsteller Bruchstücke hat er nämlich, so weit möglich, vollständig gesammelt; die der übrigen aber in der ausführlichen und gehaltreichen Einleitung zu den chronographischen Bruchstücken benützt und kritisch untereinander verglichen (S. Introductio ad Fragmenta Chronologica p. 111 — 149).

Was den Ktesias selbst betrifft, so folgen unmittelbar nach der Praefatio von pag. II. — IV. Addenda et Corrigenda. Daran schließt sich die Abhandlung an: De vita et scriptis Ctesiae; wobey natürlich die Untersuchungen der Vorgänger, welche pag. 10 sq. aufgezählt sind, zu Grunde liegen. Hier und in den Anmerkungen zu den Fragmenten selbst ist besonders die Sammlung von Bähr (Ctesiae Cnidii Operum Reliquiae. — Francof. ad Moen. 1824) benützt, dessen eigene Worte zum Oefteren angeführt werden. — Da uns aber der Inhalt der Geschichtswerke des Ktesias fast ganz nur in Auszügen des Photius und anderer Schriftsteller überliefert ist, und zwar in die gewöhnliche griechische Sprache mit wenigen Ausnahmen umgesetzt, so müssen wir uns hinsichtlich seines Dialekts, des jonischen, seines Ausdrucks und des Charakters seiner Darstellung fast ganz auf die Zeugnisse seiner Epitomatoren und der griechischen Kunstrichter verlassen. [11])

Wenn K. Müller (p. 9) nachträglich zu seinen Fragmenten der Historiker mit Recht auf das von L. Roß zuerst bekannt gemachte, merkwürdige Psephisma aufmerksam macht, worin Hekatäos von Milet als Kleruchos der Colonie Leros erscheint, [12]) so ist ihm dagegen ein Zweifel unbekannt geblieben, der mir jedoch selbst nicht erheblich scheint. Wenn ferner zum vierten Fragment der assyrischen Geschichten, wo von Ninus (Ninive) als einer Stadt am Euphrat die Rede ist, die Frage besprochen wird, ob es noch ein am Tigris gelegenes Ninive gegeben habe, und wo dessen Lage zu suchen sey (p. 15 sq.), so wird man seine Zurückhaltung nur loben können, daß von den neuesten Verhandlungen über Chorsabad (s. z. B. allg. Augsb. Zeit. 1845 Nr. 350. Beylage, obschon davon schon damals viel die Rede gewesen) noch kein Wort gesagt wird.

In der den Fragmenta Chronologica vorausgeschickten Einleitung sind mit großer Belesenheit, Umsicht und Scharfsinn die großen Schwierigkeiten erörtert, womit die Chronologie der alten Geschichte, namentlich auch die griechische, behaftet ist; wobey mit Clinton von dem Satz ausgegangen ist, daß erst mit Einführung der Prosa und mit Entstehung der Historiograghie an eine einigermaßen sichere Chronologie auch hier zu denken sey.

(Schluß folgt.)

---

11) Zusammenstellungen gibt Bähr de Ctesiae scriptis §. 7. p. 20 — 24. vergl. ad Herodot. Vol. IV. p. 416. und unser Herausgeber selbst p. 7. Von den Jonismen der Sprache des Ktesias haben sich auch bey den Epitomatoren manche Spuren erhalten, ingleichen manche bey Schriftstellern, die, ohne ihn zu nennen, in ihren Erzählungen aus seinen Historien geschöpft haben; wie denn im ersten Buche des Philostratus de vita Apollonii seine Jonismen durchschimmern. Vergl. meine historische Kunst der Griechen S. 303 zweyte Ausgabe, in welchem Buche ich an mehreren Orten mich über die Schreibart der drey jonischen Historiker Hekatäos, Herodotos und Ktesias ausführlich erklärt, weßwegen ich hier nur noch auf unsern Herausgeber a. a. O. verweise.

12) Worauf ich selbst aufmerksam gemacht, aber auch einen neuen Zweifel berührt habe, in der Histor. K. d. Gr. S. 281. zw. Ausg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

Swensk Bibliographi för år 1845. Stockh. 1845.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres inprimés, en cartes, estampes et manuscrits. P. 6. Bruxelles 1845.

Lor. Ilari, Indice per materie della biblioteca communale di Siena. Tom. 1 — 3. Siena 1844 — 45.

Ad. Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Th. 4 und letzter. Leipzig 1845.

Michala Wiszniewskiego, History a literatury Polskiej Vol. 5. 6. W Krakowie 1845.

Dr. C. B. Hundeshagen, Epistolae aliquot ineditae Mart. Buceri, Jo. Calvini, Th. Bezae aliorumque ad historiam ecclesiasticam Magnae Britanniae pertinentes. Bernae 1840. 4.

Bibliothèque de l'école des chartes. 2. Série. Vol. I. Paris 1844.

Dr. Jos. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart. Th. 2. Hamburg 1845.

R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Th. 1. Hannover 1845.

M. Saphary, L'école éclectique et l'école française. Paris 1844.

Tom. Vallauri, Delle società letterarie del Piemonte. Torino 1844.

Carl Jul. Lénström, Sveriges litteratur-och konsthistoria. Upsala 1841.

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section. Th. 39. Nachträge. Eccard-Exeter und F-Fabricius. II. Section. Th. 23 Jonium Mare-Irkutzk. Leipz. 1844.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 18 — 20. Vratislaviae 1841 — 44.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus den Jahren 1841 und 1842. Berlin 1843 — 44.

Annuaire historique pour l'année 1846, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1845.

Actes de la société Linnéenne de Bordeaux. Vol. 4 — 13. Bordeaux 1840 — 43.

Aelfric Society. Publication N. 8. Anglo-Saxon dialogues of Salomon and Saturn. Part. I. Lond. 1845.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1844. Paris 1845.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. 10. année. Brux. 1844.

Bulletin de la classe physico-mathématique de l'académie imperiale des sciences de Saint-Pétersbourg. Vol. II. Pétersb. 1844.

Bulletin de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Vol. 8 — 10. Bruxelles 1841 — 44.

Neue Denkschrifen der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 6. Neuchatel 1842.

Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för år 1842. Stockh. 1843.

Journal of the royal geographical society of London. Vol. 10 — 14. London 1842 — 44.

Journal of the royal asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. 14. 15. Lond. 1842—44.

Dr. C. Daub, Philosophische und theologische Vorlesungen, herausg. v. Marheineke und Dittenberger. Bd. 2 — 7. Berlin 1841 — 44.

Joh. Gottlieb Fichte's sämmtliche Werke. herausg. von H. Fichte. I. Abtheilnng. Zur theoretischen Philosophie. Berlin 1845.

M. Alb. Montément, Grammaire générale ou philosophie des langues. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Dr. Th. Mommsen, Oskische Studien. Berlin 1845.

Vocabolario dei dialetti della cittá e diocesi de Como cet. di Pietro Monti. Disp. I. Milano 1845.

Rud. von Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die alt-hochdeutsche Sprache. Stuttg. 1845.

Ad. Holtzmann, Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften. Heft 1. Carlsruhe 1845.

Fr. Pavesi, La filologia o lo studio universale de la classica erudizione. Milano 1845.

A. Westermann, Vitarum scriptores graeci minores. Brunsvigae 1845.

Vita Aesopi. Ex codicibus nunc primum ed. A. Westermann. Brunsvigae 1845.

J. Richter, Aristophanisches. Berlin 1845.

Oratores Attici. Recognoverunt ... J. G. Baiterus et H. Sauppius. Fasc. VII. Scholia in Aeschinem et Demosthenem etc. Turici 1845.

Fragmenta Historicorum Graecorum Hecataei, Charonis ... — Apollodori bibliotheca cum fragmentis ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Accedunt Marmora Parium et Rosettanum hoc cum Letronnii, illud cum C. Mulleri commentariis. Paris 1844.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit F. Ritschelius. Lips. 1845.

J. G. Baiterus, Varietas lectionis ad rhetoricorum ad Herennium libros IV e sex codicibus enotata. Turici 1845.

Ibn Khallikan biographical dictionary, translated from the arabic by B. Mac Guckin de Slane. Vol. VIII. p. 1. Paris 1845.

Dr. H. Berghaus, Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft ꝛc. Bd. 1. Brüssel 1845.

Dr. E. Kapp, Philosophie der Erdkunde. Lief. 2 — 4. oder Bd. 1. Braunschweig 1845.

A. Schaubach, Die deutschen Alpen. Th. 2. Jena 1845.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Oceanie cet. Atlas historique. Livr. 25 — 34. Atlas d'histoire naturelle. Zoologie. Livr. 5 — 15. Botanique. Livr. 5 — 9. Text. Histoire du voyage. Vol. 7. Hydrographie par M. Vicendon-Dumoulin. Paris 1844 — 45.

A. Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Physique par U. de Tessan. T. 4. 5. Atlas d'histoire naturelle Zoologie. Livr. 3 — 5. Paris 1844 — 45.

P. Gaimard, Voyage de la commission scientifique du Nord en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feröe pendant les années 1838, 1839 et 1840. Partie historique. Atlas, livr. 5 — 30. Relation du voyage par X. Marmier. T. I. Géologie, Minéralogie et Métallurgie par Eug. Robert. P. I. Géographie physique, botanique et physiologie. T. I. p. 1. Météorologie. T. I. p. 1. Paris 1844 — 45.

V. Jacquemont, Voyage dans l'Jnde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 44 — 51. Par. 1844 — 45.

H. Swinburne, The Courts of Europe at the close of the last Century. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Vict. Tixier, Voyage aux prairies Osages, Louisiane et Missouri, 1839 — 1840. Clermont-Ferrand 1844.

C. Wilkes, Narrative of the united states exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Vol. 1 — 5. Lond. 1845.

Dr. J. Ph. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient. Bd. 1. 2. Stuttgart 1845.

Ant. Math. Murillo, Clave de Ferias ó prontuario manual para la inteligencia de las fechas de los monumentos de España. Madrid 1760.

Fr. M. Oertel, Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert. Leipzig 1845.

Dr. C. Fr. Strantz, Geschichte des deutschen Adels. Th. 1. Breslau 1845.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 15. p. 1. 2. Roma 1843.

Cav. Giov. Labus, Antica Romana via del Sempione. Roma 1840.

Ed. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder haupt-

sächlich etruskischen Fundorts. Heft 21 — 30. Berlin 1844.

Lettre à M. Schorn; supplément au catalogue des artistes de l'antiquité grecque et romaine par M. Raoul-Rochette. Paris 1845.

G. B. Spotorno, Trattato dell' arte epigrafica per interpretare ed imitare le antiche iscrizioni. Vol. 1. 2. Savona 1813.

v. Schultheß-Rechberg, Thalerkabinet. Fortgesetzt von Madai. Bd. II. 1. Wien 1845.

Ces. Balbo, Meditazioni storiche. Meditaz. 12. 13. Torino 1844.

Dr. Chr. C. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. 1 — 3. Buch. 1. und 2. Abschnitt. Hamburg 1845.

Dr. A. Kiene, Der römische Bundesgenossenkrieg. Leipzig 1845.

Sempere y Guarinas, Historia del Luxo y de las leyes suntuarias de España. T. 1. 2. Madr. 1778.

M. Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Paris 1845.

Archivio storico italiano. Vol. VII. p. 2. Annali Veneti dal 1457 al 1500 del Senatore Domenico Malipiero, ordinati da Fr. Longo. Vol. VIII. La cronaca Veneta detta altinate di autore anonimo in latino preceduta da un commentario del Prof. Ant. Rossi et la cronaca dei Veneziani del Maestro Mart. de Canale. Firenze 1845.

Mich. Gius. Canale, Storia civile, commerciale e letteraria dei Genovesi, dalle origini all' anno 1797. Vol. II. Fasc. 4 — 6. Schluß. Genova 1844.

Fr. Inghirami, Storia della Toscana. T. 11—16. Schluß. Fiesol. 1844.

Pietr. Giannone, Storia civile del Regno di Napoli. Vol. 1. 2. 3. Milano 1844.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France.

Mignet, Negociations relative à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Vol. 3. 4. Paris 1842.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault, publiés par Général Pelet. Vol. 4. 5. Atlas T. 4. 5. Paris 1842.

Beugnot, Les Olim, ou registres des arrêts, rendus par la cour du roi sous les régnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis de Hutin et de Philippe le Long. T. II. 1274 — 1318. III. p. 1. 1299 — 1311. Paris 1842 — 44.

Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le régne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, précédée d'une introduction par M. de Barante. Tom. 4. 5. Paris 1842 — 44.

Papiers d'état du Cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon, publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Vol. 4. 5. Paris 1844.

Berger de Xivrey, Recueil des lettres missives de Henri IV. T. 1. 2. Paris 1843.

Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de Francois II., tirées du Portefeuille de Sébastian de l'Aubespine, Evêque de Limoges. Par Louis Paris. Paris 1841.

Aug. Bernard (de Montbrison) Procès-verbaux des états généraux de 1593. Paris 1842.

Benoit, Chronique des Ducs de Normandie, trouvère Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. 3. Paris 1844.

Champollion Figeac, Documents historiques inédits tirès des collections manuscrites de la bibliothèque royale. T. 1. 2. Par. 1841 — 43.

Les quatre livres des Rois, traduits en français du 12. siècle cet. par le Roux de Lincy. Paris 1841.

A. J. Ferrand et J. de Lamarque, 1789—1830. Histoire de révolution française etc. T. 1 — 3. Paris 1845.

Arist. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 61 — 154. Paris 1845.

Girardot de Noseroy, Histoire de dix ans de la Franche-Comté de Bourgogne (1631 — 1642). Bésançon 1843.

Dr. Fuster, Des changements dans le climat de la France, histoire de ses révolutions météorologiques. Paris 1845.

F. C. Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig 1845.

de Barante, Lettres et instructions de Louis XVIII. à M. le comte de Saint Priest. Paris 1845.

Gayler, Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freyen Reichsstadt Reutlingen. Reutlingen 1845.

Dr. J. Bader, Badenia. Jahrg. 2. u. 3. Karlsruhe 1843 — 44.

Beyträge zur Nordischen Alterthumskunde. Heft. 1. K. Klug, Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen.

J. F. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. Bd. 2. Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13. Jahrhundert. Stuttg. 1845.

Die deutschen Kaiser. Nach den Bildern des Kaiser-Saales im Römer zu Frankfurt a/M. Mit den Lebensbeschreibungen von A. Schott. Lief. 1 — 7. Frankf. 1844 — 45.

J. F. Kratzsch, Vollständiges topographisch-justitiarisches Handbuch der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten. Bd. 1. 2. Naumburg 1844 — 45.

Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. Bd. 1. 2. Solingen 1837 — 39.

H. Meidinger, Frankfurt's gemeinnützige Anstalten. Frankf. 1845.

J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Bd. I. König Rudolph und seine Zeit. Abth. 1. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Leipzig 1845.

Ph. Jaffé, Geschichte des deutschen Reichs unter Conrad III. Hannover 1845.

K. A. Schimmer, Wiens Belagerungen durch die Türken und ihre Einfälle in Ungarn und Oesterreich. Wien 1845.

B. de Jonghe, Gendsche geschiedenissen ofte kronijke van de beroerten en ketterye binnen en ontrent de Stad van Gend sedert het jaer 1566 tot het jaer 1585. Bock 1. 2. Gend s. a.

J. Nic. Despars, Cronijke van den lande ende graefscepe van Vlaenderen, van de jaeren 405 tot 1492, door J. de Jonghe. 2. Uytgaef. Deel 1 — 4. Brugge 1839 — 1842.

J. Ed. Lee, Delineations of roman antiquities found at Caerleon (the ancient Isca Silurum) and the neighbourghood. Lond. 1845.

The archaeological Journal. Vol. I. Lond. 1845.

Léon Faucher, Etudes sur l'Angleterre. T. 1. 2. Paris 1845.

Fred. Bastiat, Cobden et la ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté du commerce. Par. 1845.

Léouzon Le Duc, La Finlande, son histoire primitive, sa mythologie, sa poesie épique avec la traduction complète de sa grande epopée. Vol. 1. 2. Paris 1845.

Generalbericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1845. Petersburg 1845.

Système de législation, d'administration et de politique de la Russie en 1844 par un homme d'état Russe. Paris 1845.

E. Kunik, Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slaven. St. Petersburg 1845.

J. H. Dabrowski, Feldzug nach Großpolen. Als Beytrag zur Geschichte der polnischen Revolution im J. 1794. Aus dem Poln. des Gr. Ed. Raczynski ins Deutsche übers. von Eckert. Berl. 1845.

G. v. Eckenbrecher, Die Insel Chios. Berl. 1845.

American Facts. Notes and statistics relative to the government, resources . . . of the united states of America. By G. P. Putnam. Lond. 1845.

A. Bianchi-Giovini, Storia degli Ebrei e delle lore sette e dottrine religiose dal ritorno di Babilonia sino al presente. T. I. Disp. 1. 2. Milano 1844.

Gius. Tramontini, Elogio di Giacombo Barozzi da Vignola. Modena 1825.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 76. 77. Ob-Poz. Paris 1845.

D. P. Henry, Das Leben Johann Calvins des großen Reformators. Bd. 3. Abth. 2. u. letzte. Hamburg 1845.

H. C. Andersen, Bertel Thorwaldsen. A. d. Dänischen von J. Reuscher. Berlin 1845.

La insigne e pontificia accademia romana delle belle arti denominata di San Luca ad onorevole memoria di Alb. Thorwaldsen. Roma 1844.

J. N. Forkel, Ueber Joh. Seb. Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke. Leipzig 1802.

Ch. Eynard, Le chevalier de Guisan, sa vie et ses travaux à la Guyane. Paris 1844.

Dr. W. Dorow, Fürst Kosloffsky, kais. russ. wirkl. Staatsrath. Leipzig 1845.

Luigi Cuccetti, Della vita e delle opere di Vitt. Alfieri. Treviso 1843.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 10. Publication. Joh. Chmel, Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Stuttg. 1845. 11. Publication. Dr. K. Lanz, Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V. Stuttg. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1845.

Perry, German university education. Lond. 1845. — Dublin Review 1845. Sept. p. 275.

Lessing's Werke. 10 Bde. Lpzg. 1841. — Edinburgh Review 1845. Oct. p. 451.

Histoire littéraire de Fénélon, ou Revue hist. et analytique de ses oeuvres. Lyon et Paris 1843. — Correspondant. T. XII. p. 154.

Ancient Irish dominican schools: Wyse, Speech on the extension and improvement of academical, collegiate and university education in Ireland. Lond. 1845. — Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 145.

Pitman, The phonotypic Journal; Manual of phonography; Ellis, The alphabet of nature; a plea for phonotypy and phonography. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. 278.

The East India College, Haileybury. The East India Register for 1845. — Calcutta Review 1845. Sept. p. 1.

J. Mohl, Fr. Fresnel etc., Pièces relatives aux inscriptions Himyarites decouvertes par Arnaud. Suite. — Journal asiatique 1845. Sept. Oct. p. 169.

Roth, Extrait du Vikrama-Charitram, et quelques remarques sur cette collection de contes. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 278.

Cherbonneau, XXXe Séance de Hariri, traduite en français, commentée et annotée. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 238.

Noël des Vergers, Lettre à Caussin de Perceval sur les diplômes arabes conservés dans les archives de la Sicile. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 313.

O'Donovan, Grammar of the irish language. Dubl. 1845. — Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 271.

Westwood, Palaeographia sacra pictoria, being a series of illustrations of the ancient versions of the Bible, copied from illustrated Mss. etc. Lond. 1845. 4. — Ebendaſ. Sept. p. 265.

Branche, Blason (armoiries des corporations de metiers). — Annales archéol. T. III. p. 217.

Henaux, Considérations sur l'histoire monétaire du pays de Liége. — Rev. de la numismatique belge. T. II. p. 259.

Chalon, Catalogue des monnaies des comtes de Hainaut, Suppl. I. — Ebendaſ. T. II. p. 215.

Everaerts, Monnaies de la duchesse Jeanne (de Bourgogne). — Ebendaſ. T. II. p. 285.

Lalanne, Des pèlerinages en terre sainte avant les Croisades. — Bibl. de l'éc. d. ch. T. 2. p. 1.

The Spanish People: 1) Revelations of Spain in 1845. By an English Resident. Lond. 1845. 2) Poco Mas, Scenes and Adventures in Spain from 1835 to 1840. Lond. 1845. 3) Tanski, L'Espagne en 1843 et 1844. Paris 1844. 4) Spain, Tangier etc. Visited in 1840 and 1841. By X. Y. Z. Lond. 1845. 5) Ford, A Handbook for Travellers in Spain. Lond. 1845. — Foreign quarterly Review 1845. Oct. p. 74.

Meynaerts, Siffrid, prince de Benevent. Rev. de la num. belge. T. II. p. 254.

Guizot, Essais sur l'histoire de France. Cours d'hist. moderne. — Edinb. Rev. Oct. p. 381.

Fayet, Statistique intellectuelle et morale de la France. — Corresp. T. XII. p. 130.

Caumont, Bulletin monumental, ou collection de mémoires et de renseignements pour servir à la confection d'une statistique des monuments

de la France. T. 9. 10. Par. 1843. 1844. — Archaeological Journal. Vol. II. p. 286.

Wordsworth, Diary in France. Lond. 1845. — English Review 1845. Oct. p. 121.

Carné, Saint Louis. P. 1. 2. — Corresp. T. XII. p. 1. 237.

Bourquelot, Correspondance entre le corps municipal de Paris et celui de Noyon, en 1413. — Bibl. de l'école des chartes. T. II. p. 52.

Michelant, Un grand monastère au XVI. siècle. (Description de l'abbaye de Clairvaux en 1517, publiée d'après un ms. trouvé au village de Lorry-lez-Metz). — Ann. arch. T. III. p. 223.

Deux chartes inédites des années 769 et 789 (des archives de l'abbaye de Saint-Germain des Prés.) — Bibl. de l'éc. d. ch. T. II. p. 70.

Thiers et Bodin, Hist. de la rév. franç. Paris 1823 — 1827. — Quarterly Review 1845. Sept. 521. Thiers, Hist. de la rév. de France. Par. 1828. — Ebendaſ. Thiers, Hist. du Consulat etc. T. 1 — 4. Par. 1845. — Ebendaſ.

Napoleon in the year 1813: 1) Bade, Napoleon im J. 1813. 4 Bde. Altona 1839 — 41. 2) Richter, Geſchichte des deutſchen Freyheitskrieges. 4 Bde. Berl. 1838 — 40. 3) Fain, Manuscrit de 1813. 2 Vols. Par. 1825. 4) Norvins, Portfeuille de 1813. Par. 1825. 5) Alison, Hist. of Europe. Vol. 9. Edinb. 1841. 6) Mitchell, The fall of Napoleon. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 1.

Gleig, A sketch of the milit. hist. of Great Britain. Lond. 1844. — Quart. Rev. 1845. Sept. p. 387.

Jehungeer Nowrajee and Hirjeebhoy Merwanjee, of Bombay, Journal of a residence in Great Britain. Lond. 1841. — Calc. Rev. 1845. Sept. p. 241.

Klose, Memoirs of Prince Charles Stuart. 2 vols. Lond. — Engl. Rev. 1845. Oct. p. 210.

Mary, Queen of Scots: 1) Lettres de Marie Stuart. Par A. Labanoff. 7 vols. Lond. 1844. 2) Letters of Mary, Qu. of S. Edited by Agnes Strickland. London 1844. 3) Letters etc. By W. Turnbull. 4) P. Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 6. 7. 8. 1842. — Dubl. Rev. Sept. p. 195.

Chesterfield's letters, edited by Lord Mahon. 4 vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. Oct. p. 421. Quart. Rev. Sept. p. 459.

Stanhope (Lady Hester), Memoirs. Lond. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. 430.

Blackhal, A briefe narration etc. (Autobiography.) Aberdeen 1844. — Engl. Rev. 1845. Oct. p. 1.

Todd, A history of the ancient church in Ireland. Lond. — Ebendaſ. Oct. p. 24.

Beck (Th. Alcock), Annales Furnesienses. Lond. 1844. 4. — Arch. Journ. Vol. II. p. 284.

Publications of the Cambridge antiquarian Society. No. I — XI. Cambr. 1840 — 45. — Engl. Rev. Oct. p. 155.

Proceedings of the central committee of the archaeological Institut etc. of Great Britain and Ireland. 1845 June 23. — Arch. Journ. Vol. II. 267.

General Report of the proceedings at the annual meeting of the Archaeological nstitute of Great Britain and Ireland, held at Winchester Sept. 9. 1845. — Ebendaſ. Vol. II. p. 299.

Turner, Usages of domestic life in the middle age. The dining-table. Part. II. — Ebendaſ. Vol. II. p. 258.

Birch, Notice of an anglo-roman sarcophagus, discovered in Hertfordshire. — Ebendaſ. Vol. II. p. 251.

Drake, Sepulchral brasses. Notice of interesting memorials in Norfolk and other counties. — Ebendaſ. V. II. p. 243.

Snorro Sturleson, The Heimskringla etc. Translated by S. Laing. 3 Vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. Oct. p. 267.

Fryxell, History of Sweden, transl. etc. Edited by M. Howitt. 2 vols. Lond. 1844. — Dubl. Rev. Sept. p. 229.

Worsaae, Denmark's olden times. Copenh. 1844. — Arch. Journ. Vol. II. p. 291.

Paton, Servia. Lond. 1845. — Dubl. Rev. Sept. p. 278.

Lester Richardson, The anglo-indian passage. — Calc. Rev. Sept. p. LVI.

The Dorjeeling guide. Calc. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. XLVIII.

Hügel, Travels in Kashmir ad the Panjab; with notes by Jervis. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 196.

Works on the Himalaya: 1) Indian Atlas; 2) Fraser's Journal; 3) Forbes Royle, Illustrations of the botany etc. 4) Moorcroft's travels; 5) Traill's statist. sketches of Kumaon etc.; Batten's Settlement report on Gurhwal; 6) Mac Clelands geologie of Kumaon; 7) Gerrard, Account of Kunawur; Lloyd, Narrative of a jour-

ney etc.; 8) Bengal and Agra Gazeteer; Pilgrim, Notes of wanderings in the Him. — Calc. Rev. Sept. p. 162.

Alison, Hist. of Europ. Edinb. 1843. Chapter 51 — 52 „the British Empire in India.“ — Ebendaſ. Sept. p. 128.

The Mahratta history and empire. Recent operations in the Kolapoor and Sawuntwaree countries: 1) Tone, Illustrations; 2) Elphinstone's Report etc.; 3) Jenkin's Report; 4) Grant Duff, Hist. of the Mahr.; 5) The Bengal and Agra Gazetteer. — Ebendaſ. Sept. p. 178.

Spencer, Journal of a visitation in the provinces of Travancore and Tinnevelly, 1840 — 41. — Ebendaſ. Sept. p. XLVI.

Selkirk, Recollections of Ceylon. 1844. — Ebendaſ. Sept. p. XLIII.

Erdmann, Lettre à M. Reinaud. Quelques remarques nouvelles qui ont rapport au peuple nommé Bèdè. — Journ. as. Oct. p. 268.

Bremon, Islas Canarias, Art. IV. V. — Revista literaria de el Español 1845. No. 20. 21.

Lyell, Travels in North America. Lond. 1845. — Engl. Rev. Oct. p. 72.

Lyell, Travels in North America in the years 1841 — 42, with geological observations. 2 vols. New. York 1845. — Am. Journ. of scienc. and arts 1845. Oct. Vol. 49. p. 368. North. Am. Rev. 1845. Oct. p. 498.

Borden. A topogr. Map of Massachusets. Bost. 1844. — Ebendaſ. Oct. p. 455.

Borden, An account of the trigonom. survey of Massachusets. (Publ. in the transactions of the Am. Phil. Soc. of Philadelphia. Vol. IX. P. I. 4.) — Ebendaſ. Oct. p. 455.

State and Prospects of Mexico: 1) Mühlenbruch, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico. Bd. 1. 2. Hannover 1844. 2) Brantz Mayer, Mexico as it was and as it is. New York and Lond. 1844. 3) Calderon de la Barca (Mdm.), Life in Mexico. Lond. 1843. 4) Houston (Mrs.), Texas and the Gulf of Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1844. 5) Ward, Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1829. 6) Lyon, Journal of a Residence and Tour in Mexico in the year 1826. 7) Bullock, Six months Residence and Travels in Mexico. Lond. 1824. 8) Davis Robinson, Memoirs of the Mexican Revolution. Philad. 1820. 9) Wilkins Kendall, Narrative of the Texan Santa Fé Expedition. Lond. 1844. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 40.

Duflot de Mofras, Exploration du territoire de l'Orégon, des Californies et de la mer vermeille. 4 vols. in 8., avec Atlas etc. Par. 1844 — 45. Dunn, History of the Oregon territory. Lond. 1844. Falconer, On the discovery of the Missisippi and on the south-western, Oregon, and north-western boundary of the United States. Lond. 1844. Smet, Voyages aux montagnes rocheuses. Malines 1844. — Corresp. T. XII. p. 22.

Strzelecki, Physical description of New South Wales etc. Lond. 1845. — Qu. Rev. Sept. p. 488.

The trigonometrical survey: 1) Puissant, Traité de geodésie. Par. 1819. 2) Delambre, Méthodes anal. pour la determination d'un arc du meridien. Par. an. VII. 3) Everest, An account of the measurement of an arc of the meridian etc. Lond. 1830. 4) Wallace Geometr. theorems etc. Edinb. 1839. — Calc. Rev. Sept. p. 62.

Conant, Description of the solar index, a new magnetical instrument. — Am. Journ. 1845. Oct. p. 301.

Cockle, Supplementary remarks on eliminations and on the theory of equation. — The London, Edinb. and Dublin Philosophical Magazine 1845. Oct. p. 292.

Petrie, The eccles. Architecture (Round Towers) of Ireland etc. Dubl. 1845. — Quart. Rev. Sept. p. 354. Dubl. Rev. Sept. p. 1.

Willis, The architect. history of Canterbury cathedral. — Arch. Journ. Vol. II. p. 274.

Haslam, Ancient oratories of Cornwall. — Ebendaſ. Vol. II. p. 225.

Turner, Observations on the crypt of Hexham church, Northumberland. — Ebendaſ. Vol. II. p. 239.

Speculators and speculations: 1) Moore, Vox stellarum. Lond. 1844. 2) Combination of the zodiacal and cometical systems. Lond. 1843. 3) The triumphal Chariot of friction. Lond. 1829. 4) The sublime science of Heliography, or the sun no other than a body of ice. Lond. 1798. — Dubl. Rev. Sept. p. 99.

Loomis, Astronomical observations made at Hudson, Ohio, during the years 1841 — 44 with a summary for seven years. — Americ. Journ. Oct. Vol. 49. p. 266.

Carlini, Sulla determinazione delle costanti arbitrarie dell' orbita lunare. — Giornale dell' Istituto Lombardo etc. T. XI. p. 305.

Mather, On the physical geology of the United States. Contin. — Am. Journ. Oct. p. 284.

Sur une exploration du cratère du Rucu-Pichincha (république de l'Equateur). — Corresp. T. XII. p. 311.

Sullivan, On currents of electricity produced by the vibration of wires and metallic rods. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 261.

Lawson, Observations on the temperature of the atmosphere of the Northern Atlantic. — Edinb. new phil. Journ. 1835. Oct. p. 347.

Hennesy, On the application of photography to registering the thermometer and barometer. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 273.

Studer, Memoria sui massi erratici dell' epoca secondaria. Tradotto da Crivelli. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 288.

Synopsis of the fall of rain in the Lake district of Cumberland. By J. F. Miller. — Edinb. n. phil. Journ. Oct. p. 345.

Observations météorologiques. Août 1845. — Annales de chimie et de physique 1845. Oct. p. 256.

Meteorological observations for Aug. 1845. — Annals of natural history 1845. Oct. p. 287.

Estratto delle osservazioni meteorologiche fatte alla nuova torre astronomica dell' osservatorio di Brera. Nov. 1844 — Febbr. 1845. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 398.

Hare, Letter to Berzelius on chemical nomenclature. — Am. Journ. Oct. p. 249.

Draper, On the allotropism of chlorine etc. — Ebendaſ. Oct. p. 316.

Faraday, On the liquefaction and solidification of bodies generally existing as gases. (Phil. Transact. 1845. p. 155.) — Ebendaſ. Oct. p. 373.

Wright, Treatise on mortars. Boston 1845. — Ebendaſ. Oct. p. 379.

Gibbs, Diss. on a natural system of chemical classification. New York. 1845. — Ebendaſ. Oct. p. 384.

Armstrong, On the spheroidal condition of liquids. — Phil. Mag. Oct. p. 257.

Yorke, On brown iron ore. — Ebendaſ. Oct. p. 264.

Warington, Observations on the action of animal charcoal. — Ebendaſ. Oct. p. 269.

Hunt, Contributions to actino-chemistry. The chemical changes produced by the solar rays on some photographic preparations examined. — Ebendaſ. Oct. p. 276.

Maclagan and Tilley, On the constitution of Bebeerine. — Ebendaſ. Oct. p. 253.

Stenhouse, On an oeconomical method of procuring phosphate of lime and magnesia from urine for agricultural purposes. — Ebendaſ. Oct. p. 289.

Crum, On the action of pleaching powder on the salts of copper and lead. — Ebendaſ. Oct. p. 294.

Regnault, Etudes sur l'hygrométrie. — Ann. de chim. T. XV. Oct. p. 129.

Gerhardt, Pour servir à l'histoire de la cire des abeilles. — Ebendaſ. Oct. p. 236.

Composition du lait. — Corresp. T. XII. p. 317.

Gray, On the howling monkeys. — Annals of nat. hist. 1845. Oct. p. 217.

Walton, Notes on the genera of insekts Oxystoma and Magdalis. — Ebendaſ. p. 221.

Eyton, Descriptions of some apparently new species of birds from Malacca. — Ebend. p. 227.

Moore, On the Glyceria fluitans and G. plicata. — Ebendaſ. p. 230.

Doubleday, Descriptions of new . . . Diurnal Lepidoptera. Contin. — Ebendaſ. p. 232.

Hooker, Note on some marine animals, brought up by deep sea dredging during the Antartic voyage of C. Ross. — Ebendaſ. p. 238.

Alder and Hancock, A Monograph of the british nudibranchiate mollusca. Lond. 1845. 4. — Ebendaſ. p. 252.

Contarini, Trattato delle attinie. Venez. 1844. 4. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 300.

Dahlbom, Hymenoptera europaea praecipue borealia etc. fasc. II. — Ebendaſ. p. 396.

Lafresnaye, Description de quelques nouveaux oiseaux de l'Inde. — Revue zoologique 1845. Oct. p. 367.

Pucheran, Observations sur le Rollier d'Angole. (Coracias caudata, L.) — Ebendaſ. p. 369.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia dissertationes cum Eleaticorum philosophorum fragmentis et Ocelli Lucani, qui fertur, de universi natura libello coniunctim edidit, recensuit, interpretatus est Frid. Guil. Aug. Mullachius. Berol. sumptibus Guil. Besseri MDCCCXLV. XXX. 210.

Der Gedanke der Eleatischen Philosophie, das Seyn als das Ewige und Unveränderliche festzuhalten und zum Bewußtseyn zu bringen, zeugt von einem eigenen geistigen Blicke und tiefer Anschauung, während der jonische Satz, alles sey der Veränderung unterworfen und nichts bleibend, den Augen der Menschen sich selbst darbietet und alltäglich genannt werden kann. Die Eleaten scheinen ihr Axiom selbst nicht überall deutlich entwickelt zu haben (so muß man wenigstens glauben, da die spätern, denen ihre Schriften zur Einsicht standen, in manchem sich zweifelhaft ausdrücken), überall aber setzten sie eine Tiefe des Gemüths und inneren Ernst an dem Gegenstande voraus, wo dieser fehlte, war Wortspielerey und dialectische Spitzfindigkeit bey den Nachfolgern, wie bey den Gegnern unausbleibliche Folge. Aus der falsch verstandenen Eleatischen Lehre ist die Sophistik vorzüglich aufgetaucht, wie diese selbst wieder durch ihren Unfug die Veranlassung gegeben, die Logik zu bearbeiten. Wir haben nur ungenügende Fragmente von Melissus, Xenophanes, Parmenides, welche unsere Aufmerksamkeit mehr reizen als befriedigen, und müssen uns zumeist an das halten, was die Späteren berichten. Plato allein hat unter den Alten die Eleatische Lehre hoch angeschlagen; nicht so Aristoteles, er würde, sollte er auf die eine oder andere Seite treten, entschieden der jonischen Häresie folgen und die Eleaten von sich werfen. Bey der ungenügenden Kunde, die wir von dieser Lehre haben, kann es nicht ganz gleichgültig seyn, daß unter den kleinern aristotelischen Schriften drey Abhandlungen sich vorfinden, welche damit in nähere Verbindung treten. Es sind die in den Handschriften *περὶ Ζήνωνος, Ξενοφάνους, Γοργίου* bezeichneten, in welchen nach einer übersichtlichen Darstellung der Lehre die Widerlegung der daselbst aufgestellten Grundsätze folgt; Abhandlungen, die so klein sie sind, eben so viele Schwierigkeiten darbieten, da der Text so unleserlich ist und eine nicht gewöhnliche Kritik gefordert wird, um sich den Weg nur einigermassen zu ebnen. Zwar wenn der Herausgeber seine Vorrede mit den Worten beginnt: ex omnibus Aristoteleae philosophiae monumentis nullum librariorum culpa foedius depravatum est, quam disputationes illae quae de Xenophane, Zenone et Gorgia vulgo inscribuntur, so möchten wir ihn auf das Ende der Eudemischen Ethik, oder die Schrift de spiritu verweisen, die in noch trostloserem Zustande sind, immerhin erfordern aber jene eine sehr umsichtige Behandlung, um nicht falsche Gedanken unterzulegen, und eine besondere Bearbeitung, wenn sie mit der nöthigen Sorgfalt verbunden ist, kann nur erwünscht seyn.

Von den Frühern ist die lateinische Uebersetzung des Felicianus zu nennen, welcher nach der Sitte jener Zeit theils handschriftliche Mittel benutzte,

theils aber durch eigenes Urtheil die verwischten Gedanken des Autors aufzufinden suchte; man kennt das Verfahren der Uebersetzer jener Zeit wenig oder gar nicht, wenn man glaubt, sie drückten überall nur das aus, was sie in ihren Büchern gefunden haben; vielmehr ist es überall ihr eigenes Urtheil, das sie darstellen, wie sie sich den Gedanken des Autors angeeignet haben, und vertreten deßwegen oft mehr als die Stelle einer Handschrift, einen förmlichen Commentar. Nicht mit demselben Erfolge arbeitete ein anderer Ungenannter, dessen Uebersetzung Basel 1563. fol. gedruckt ist, doch hat auch er gar manches richtig gesehen und am Rande seine Verbesserungen bemerkt, an ganz corrupten Stellen aber die griechischen Worte aufgenommen. Hrn. M. ist diese Quelle, aus welcher er vieles Gute für seine Arbeit hätte schöpfen können, unbekannt geblieben. Sylburg hat die Sache nicht viel gefördert und das Verdienst, hier etwas geleistet zu haben, gebührt Spalding, der in einer Schrift 1793 manches verbesserte und zuerst nachgewiesen hat, daß die erste Abhandlung nicht den Zeno oder Xenophanes, wie die Handschriften geben, berühre, sondern die Lehre des Melissos enthalte und bestreite. Besonders der Eleatischen Lehre ist Brandis Schrift: Commentationum Eleaticarum pars prima. Altonae 1813 gewidmet, worin auch unser Buch vielfach erläutert und berichtigt wird. Foß hatte den Artikel über Gorgias in seiner Schrift: de Gorgia Leontino kritisch behandelt, Karsten den über Xenophanes in den Fragmenten dieses Philosophen fleißig zu Rathe gezogen, am meisten aber hat Theodor Bergk in seinem Programm zur Jubiläumsfeyer der Universität Erlangen, Marburg 1843 angeregt. Dort ist eine große Zahl von Stellen zuerst richtig emendirt, und Bergk hat zugleich auf eine höchst sorgfältige Collation der Leipziger Handschrift von D. Beck 1793 aufmerksam gemacht, welche bis dahin zwar als die beste, aber nur aus einer ungenauen Vergleichung des Olearius bey Fabricius bekannt war. Bekkers drey verglichene Codices stehen in keinem Verhältnisse zu der Trefflichkeit der Leipziger Handschrift, welche die Grundlage aller Herstellung des Textes bildet.

Ungeachtet dieser Vorarbeiten, die zerstreut liegen, hat ein Herausgeber immer noch das meiste und beste zu leisten; denn leichter ist es, einzelne Stellen, die man richtig erkannt zu haben glaubt, auszuheben, als die ganze verdorbene Schrift in ihrem Zusammenhange nach allen Seiten zu erläutern; auch ist keineswegs das bis jetzt Vorgebrachte alles richtig und selbst von Bergk's Versuchen gar manches zurückzuweisen. H. Mullach hat zwar die beste Quelle, den Lipsiensis, gebührend hervorgehoben, aber er hat mit Unrecht die andern übergangen, und da er immer satzweise Bekkers Revision in den Noten anführt, so erfährt man gar nicht, was die Handschriften haben, wenn Bekker geändert hat, wie z. B. pag. 54 ἂν ἀπόφασιν δέξαιτο Bekkers Vermuthung ist, welche auch H. M. aufgenommen hat, für οὖν ἀπόφασιν δέξονται, was nicht angegeben ist. Der Herausgeber mußte alles zusammenstellen und durfte bey dem schlimmen Zustande keine Variante übergehen, denn das ist die Aufgabe solcher einzelner Bearbeitungen, daß sie alles Vorhandene angeben, den Ueberblick erleichtern und dadurch zum Richtigen führen.

Ob unsere Schrift ein Werk des Aristoteles sey oder nicht, galt der neuern Zeit ziemlich ausgemacht, sie wurde ihm abgesprochen, und da eine Handschrift bey Bekker den Titel trägt Θεοφράστου, so hat Brandis sie diesem zugeschrieben. H. M. hält wieder den Aristoteles für den Verfasser und es ist ein ähnlicher Streit, wie bey des Plutarchus decem vitae oratorum. Die Kataloge bey Diogenes und dem Anonymus sprechen von solchen Abhandlungen, als πρὸς τὰ Μελίσσου, πρὸς τὰ Ἀλκμαίωνος, πρὸς τὰ Ξενοφάνους, πρὸς τὰ Ζήνωνος, πρὸς τὰ Γοργίου, u. dergl. und die vorhandenen seyen solche Excerpte, ὑπομνηματικά, die Aristot. sich aus der Lectüre fremder Schriften zum weitern Gebrauche und Verarbeitung für seine eigenen Werke gemacht, wie aus der Republik und den Leges des Plato, wie Karsten meint, oder sie seyen, wie unser Herausgeber glaubt, Auszüge aus diesen verloren gegangenen Büchern. Daß so vieles Falsche und des Arist. Unwürdige darin enthalten sey, wäre noch kein Beweis dagegen, da man dergleichen auch in andern unbezweifelten Schriften unsers Philosophen mehr und öfter, als man wün-

sche, begegne [1]). Mit dieser allgemeinen Behauptung glaubt H. M. diese wichtige Frage abmachen zu können; er mußte die einzelnen Sätze prüfen und aus ihnen beweisen, ob Aristoteles in dieser Art Instanzen vorbringen konnte oder nicht; ihm, der die Aechtheit behauptet, lag überdieß ob, die Aehnlichkeit, so wie die Abweichung in Sache und Sprache aus den ächten Schriften des Philosophen nachzuweisen, und man muß sich wundern, daß der wahre Aristoteles in dieser Beziehung so wenig beachtet ist. Bey Melissus z. B. war die Vergleichung mit Physic. I, 3 ganz unumgänglich; dort findet man Uebereinstimmendes und Abweichendes, ἀμφότεροι γὰρ ἐριστικῶς συλλογίζονται καὶ Μέλισσος καὶ Παρμενίδης· καὶ γὰρ ψευδῆ λαμβάνουσι καὶ ἀσυλλόγιστοί εἰσι· auf dieses Princip ist die Widerlegung des Melissus gebaut; denn zuerst wird gezeigt, daß die Prämisse, von der er ausgeht, keineswegs allgemein anerkannt und sicher sey, sodann aber, daß jene Prämisse auch zugegeben, noch nicht das folge, was Melissus daraus schließe. Wenn Arist. dort. fortfährt, μᾶλλον δὲ ὁ Μελίσσου φορτικὸς λόγος καὶ οὐκ ἔχων ἀπορίαν, ἀλλ' ἑνὸς ἀτόπου δοθέντος τἆλλα συμβαίνει· so ist damit unsere Schrift schwer zu vereinigen; weit entfernt, zuzugeben, daß aus einer unbegründeten Annahme alles andere nothwendig folge, beweist sie vielmehr, daß aus keiner das folge, was Melissus annehme; dieser hatte aus dem ἀΐδιον das ἄπειρον, aus diesem das ἕν, daraus das ὅμοιον πάντῃ, aus diesem das ἀκίνητον, und daraus gefolgert das ἀνώδυνον, ἀνάλγητον, ὑγιὲς, οὔτε μετακοσμούμενον θέσει, οὔτε ἑτεροιούμενον εἶδει, οὔτε μιγνύμενον ἄλλῳ, alles in einer ununterbrochenen und scheinbar strenge zusammenhängenden Reihe von Schlüssen. Die Widerlegung aber unsers Buches ist, daß auch Melissus Grundsatz zugegeben, aus dem ἀΐδιον nicht das ἄπειρον folge, aus dem ἄπειρον nicht das ἕν, aus dem ἕν nicht das ὅμοιον πάντῃ, daraus nicht das ἀκίνητον u. s. w., kurz also gar nichts aus keinem von Melissus angenommenen Vordersatze, und so wird hier weit mehr gegeben, als der ächte Aristoteles erwarten läßt. Dieser bringt im nachfolgenden selbst fünf Einwürfe als unsyllogistisch vor, deren strenge Prüfung, wenn man anders diese Sachen ordentlich untersuchen will, unumgänglich ist. So ist es auffallend, daß gleich der erste Satz in unserem Buche nicht steht: ὅτι μὲν οὖν παραλογίζεται Μέλισσος, δῆλον· οἴεται γὰρ εἰληφέναι, εἰ τὸ γενόμενον ἀρχὴν ἔχει πᾶν, ὅτι καὶ τὸ μὴ γενόμενον οὐκ ἔχει· zumal auch sonst Aristoteles dieses hervorhebt [2]). Wir wollen Hrn. M. damit nur andeuten, das Versäumte nachzuholen.

Unser Werk ist nicht raptim ac negligenter compositum, auch nicht ein ὑπομνηματικόν, das lehrt die sorgfältige in sich streng zusammenhängende

1) Die falsche Aufschrift περὶ Ζήνωνος erklärt H. M. ganz einleuchtend daraus, daß auch die Lehre dieses Philosophen hier enthalten gewesen, wie schon die Verweisung darauf bezeuge.

2) Wir verdanken dem Simplicius theilweise Auszüge aus dem Buche des Melissus, wie denn sein Commentar für die ersten Bücher der Physik durch die Angabe der Quellen unschätzbar ist, in den spätern wurde er müde und er schweigt oft, wo wir ihn gerne hören würden. Die treffenden Worte des Melissos sind bey M. p. 80 ἀλλ' ἐπειδὴ τὸ γενόμενον ἀρχὴν ἔχει, τὸ μὴ γενόμενον ἀρχὴν οὐκ ἔχει, τὸ δ' ἐὸν οὐ γέγονε, οὐκ ἂν ἔχοι ἀρχήν. H. M. macht keine Bemerkung, obschon der Satz alles Zusammenhangs entbehrt, und Brandis I, 399 um diesen herzustellen, τὸ δ' ἐὸν εἰ οὐ γέγονεν, vermuthet hat, doch ist dieses sprachwidrig; das Richtige war leicht zu finden τὸ δ' ἐὸν οὐ γέγονε, οὐκ ἄρ' ἔχει ἀρχήν, da in diesen Sätzen der Schluß mit ἄρα und dem Indicativ gegeben ist. Gleich nachher in den Worten des Melissus εἰ δὲ ἄπειρον, ἕν· εἰ γὰρ δύο εἴη, οὐκ ἂν δύναιτο ἄπειρα εἶναι, ἀλλ' ἔχοι ἂν πέρατα πρὸς ἄλληλα, ist der offene Fehler ἄπειρα für ἄπειρον unbemerkt geblieben, gerade so p. 63 εἰ γὰρ εἴη τι, τούτων ἂν θάτερα εἴη; wo ebenfalls die Grammatik θάτερον fordert.

Ausführung des Einzelnen, aber der Verfasser steht auf einem ganz andern Standpunkte, nicht dem des Abstracten und Ideellen, sondern des Concreten. Daß Aristoteles der Verfasser sey, ist mir unwahrscheinlich; wir würden gewiß die Anwendung der Kategorien häufig finden nach seiner Sitte, jetzt wird nur einmal nebenbey das ποσόν erwähnt, auch kann ich, abgesehen von dem sonderbaren *Ἀθηναγόρας* p. 28, wo die Aenderung *Ἀναξαγόρας* schwerlich das Richtige trifft, Ausdrücke wie *ὡς καὶ τὸν Ἀναξαγόραν φασί τινες λέγειν*, von einer sichern und bekannten Sache nicht dem Aristoteles zuschreiben, gleich auffallend sind mir *φάμενος*, oder *ὡς ἐν τοῖς ἄνω εἴπομεν*, was, wenn ich nicht irre, in den ächten Schriften nur einmal Phys. pag. 191, 15 und hier mit Variante vorkommt, oder *αἱ ἀπὸ τοῦ α ἀποφάσεις* u. a. m., immer aber haben wir die Arbeit eines alten, wenn auch spätern, jener Zeit vielleicht nicht gar zu ferne stehenden Autors.

(Fortsetzung folgt.)

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. Herodoti Historiarum Libri IX.

(Schluß.)

Darauf folgen Castoris Reliquiae mit vorausgeschickten Erörterungen über dieses Schriftstellers Personalien und Werke, p. 153 — 181; wobey mit großer Sorgfalt, was seit Heyne aus dem armenischnn Eusebius, J. Laurentius Lydus u. A. an neuen Angaben gewonnen und von den Geschichtsforschern erörtert worden, zusammengestellt ist. Daran schließen sich an p. 182 — 204 Eratosthenis Fragmenta Chronologica; wobey die Eratosthenica von Bernhardy zu Grunde gelegt sind, aber zu wünschen gewesen wäre, daß auch Bunsens wichtiges Werk Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, worin Eratosthenes einen großen Abschnitt einnimmt, hätte benutzt werden können [13]).

Den Beschluß machen, wie auch beym Dindorf'schen Herodotus, Namen- und Sach-Register.

Nachdem wir von diesen neuen Leistungen des Herrn Karl Müller kurzen Bericht gegeben, freut es uns, daß wir dem gelehrten Publikum zu weiteren Arbeiten desselben Hoffnung machen dürfen.

Friedr. Creuzer.

13) Ich gebe zum Schluß nur ein Beyspiel, auch um die noch obwaltenden großen Widersprüche in der vorweltlichen Zeitrechnung zu berühren. Bey Bernhardy p. 259, bey C. Müller p. 183 kommt in den Registern des Eratosthenes ein Pharao vor, Namens *Μοσχερῆς*, bey Manetho *Μενχέρης*, beym Diodor *Μεχερῖνος*, oder wahrscheinlicher *Μενχερῖνος*, bey Herodot (II. 129, wo er eine seltsame hieratische Legende hat, vergl. Symbolik II. S. 263 ff. dritte Ausg.) *Μυκερῖνος*. Dieser erscheint in der hieroglyphischen Aufschrift seines Sargs unter dem Namen Menkaré. Dieser Pharao, der vierten Dynastie, wovon jetzt Bunsen im angeführten Werk II. S. 170 ff. ausführlich handelt, wird nun von Einigen 4000 Jahre vor Chr., von Andern ins Jahr 2328, oder später 2043, kurz vor Abraham's Ankunft in Aegypten versetzt; wogegen ein Anderer ihn in die 22. Dynastie, ins Zeitalter des jüdischen Königs Rehabeam, d. i. 975 Jahre v. Chr., herunterrückt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia disputationes etc.

(Fortsetzung.)

Die kritische Behandlung des Textes ist das wichtigste, von ihr hängt das ganze Verständniß des Buches ab, und Inhalt und Form dieser Schrift hat wohl schon manchen Philologen gereizt, das Ganze sich verständlich zu machen. Ich wenigstens muß gestehen, diesen Blättern mehr Zeit, als mir lieb ist, geopfert zu haben, zuerst vor vielen Jahren, als ich mit den andern aristotelischen Werken auch diese durcharbeitete, später durch Bergk's Programm aufmerksam gemacht, veranlaßte mich Beck's genaue Collation der Leipziger Handschrift, das Ganze von neuem durchzugehen, Hrn. M. Ausgabe hat die δευτέρας φροντίδας zu τρίτας gesteigert; und sicher bin ich nicht der einzige unter den jetzigen Philologen, welcher im Stillen diese merkwürdigen Bruchstücke einer besondern Aufmerksamkeit würdigte. Unser Herausgeber hat die griechische Sprache auch in ihrer spätern Bildung bis auf die neuere Zeit verfolgt und davon manche schöne Anwendung gemacht, auch scheint er diese im eigenen und seltenen Grade zu handhaben; zu den Worten über Xenophanes p. 43, wo die Einheit Gottes aus dem Begriffe der Allmächtigkeit demonstrirt wird: ὥστε εἴπερ εἴη τε καὶ τοιοῦτος εἴη, ἕνα μόνον εἶναι τὸν θεόν· οὐδὲ γὰρ οὐδὲ πάντα δύνασθαι ἂν ἃ βούλοιτο· οὐ γὰρ ἂν δύνασθαι πλειόνων ὄντων· ἕνα ἄρα εἶναι μόνον· vermuthet er, daß die nicht prosaische Form οὐδὲ γὰρ οὐδὲ noch ein Rest der ursprünglichen poetischen Diction und die Fassung des Gedankens etwa gewesen sey:

οὐδὲ γὰρ οὐδὲ δύναιτό κε πᾶν πελέειν (?)
θεὸς οἷος·
οὐ γὰρ ἔχοι δύναμιν ταύτην πλεόνων
ἐν ὁμίλῳ·
οὕτω μοῦνος ἐὼν πάντων κρατέει φρεσὶν ἦσιν.

Mit derselben Leichtigkeit könnte H. M. wohl die ganze Abhandlung περὶ Ξενοφάνους in das poetische Gewand hüllen, ein Vorzug, von dem man glauben sollte, daß er unserm Buche sehr zu gut komme. Ich muß jedoch gestehen, daß meine Erwartungen keineswegs befriedigt wurden, und die Kritik nicht mit der Umsicht ausgeübt ist, wie sie der Zustand des Buches nothwendig fordert. Vieles, was die Grammatik und die einfache Composition der Rede als unrichtig erweist, ist unbemerkt geblieben, aber auch manches durch Aenderung in den Text aufgenommen, was der Herausgeber durch keinen Sprachgebrauch wird begründen können, anderes endlich erscheint, weil Sinn und Bedeutung nicht richtig aufgefaßt worden ist, auf schlimme Art interpolirt. Auch ist die Methode der Anwendung der Kritik nicht zu billigen, nirgends werden die Gründe der Aenderungen nachgewiesen, und die Sache ist geradezu ganz kurz mit einem corrige oder emenda abgemacht. Man wird ihm an Stellen, die nicht nach dem Vorgange der Uebersetzung des Felicianus hergestellt sind, selten beystimmen können; die Corruptionen sind großentheils zufällig und hat man das Richtige gefunden, so ergibt es sich gewöhnlich von selbst; gewaltsame Aenderungen dagegen, wie

sie Hr. M. gewöhnlich vorbringt, erregen großes Mißtrauen. Ich will mein Urtheil durch mehrere Stellen belegen.

Schon der Anfang gibt das Beyspiel einer παραδιόρθωσις. Melissus sagt, wenn man den Satz, aus nichts wird nichts, zugibt, so folge, daß alles, was sey, ewig sey: ἀΐδιον εἶναί φησιν, εἴ τι ἔστιν, εἴπερ μὴ ἐνδέχεται [3]) γίνεσθαι μηδὲν ἐκ μηδενός· εἴτε γὰρ ἅπαντα γέγονε εἴτε μὴ πάντα ἀΐδια ἀμφοτέρως· ἐξ οὐδενὸς γὰρ γενέσθαι αὐτῶν ἂν γιγνόμενα. So der cod. Lips., die andern geben πάντα δι' ἀμφοτέρων; den Gedanken hat Felicianus richtig gegeben, sive enim omnia facta sint, sive non omnia, utroque modo efficietur ut ex nihilo fieri ipsa concedendum sit. H. M. verbessert πάντα, δεῖν ἀμφοτέρως ἐξ οὐδενὸς γενέσθαι ἂν αὐτῶν γιγνόμενα, aber der Begriff der Nothwendigkeit, δεῖν, kann nicht mit subjectivem Ausdruck γενέσθαι ἄν verbunden werden, das ist eine Unmöglichkeit; zudem enthält der Infinitiv mit ἄν immer das Hauptverbum; eben so wenig ist αὐτῶν γιγνόμενα griechisch.

Pag. 5 ἀΐδιον δὲ ὂν ἄμετρον τε καὶ ὅμοιον πάντῃ ἀκίνητον εἶναι τὸ ἕν. Für ἄμετρον haben die Ausgaben μέτριον, schon Bergk hat gesehen, daß in dieser Recapitulation ἄπειρον gefordert wird, aber H. M. sagt nihilominus ἄμετρον praestat; wie das bey den strengen technischen Ausdrücken möglich ist, hat er zu zeigen vergessen. Alles Vorhergehende muß wiederholt werden, und von dem ὄν, nicht von dem ἕν ist die Rede; die Verbesserung ἀΐδιον δὲ ὂν καὶ ἄπειρον. ἕν τε καὶ ὅμοιον πάντῃ ἀκίνητον εἶναι τὸ ὄν· ergibt sich von selbst.

Pag. 6 καὶ γὰρ εἰ τὸ μεμῖχθαί τι ἓν ἐκ πλειόνων λέγοιτο καὶ εἴη πολλά τε καὶ κινούμενα εἰς ἄλληλα τὰ πράγματα, καὶ ἡ μῖξις ἢ ὡς ἐν ἑνὶ σύνθεσις εἴη τῶν πλειόνων ἢ τῇ ἀπαλλάξει οἷον ἐπιπρόσθησις γίνοιτο τῶν μιχθέντων, ἐκείνως μὲν ἂν δι' ἀλλήλων χωριζόντων [χωρίζοντα Lips.] εἶναι τὰ μιχθέντα, ἐπιπροσθήσεως δ' οὔσης ἐν τῇ τρίψει γίνεσθαι ἂν ἕκαστον φανερόν, ἀφαιρουμένων τῶν πρώτων τὰ ὑπ' ἄλληλα τεθέντα τῶν μιχθέντων, ὧν οὐδέτερον συμβαίνειν. An dieser Stelle, deren Bedeutung an sich und aus dem Schluße deutlich ist, sind nicht weniger als fünf Aenderungen gemacht, die ich für gänzlich verfehlt halte und welche den Gedanken für mich unverständlich machen. Ueber χωριζόντων und χωρίζοντα wird bemerkt: neutra scriptura commodum habet sensum, qua propter τῶν ἀπ' ἀλλήλων χωριζομένων scripsi, warum und was das heißen soll, erfahren wir, wie sonst, auch hier nicht; denique inter τῶν πρώτων et τὰ ὑπ' ἄλληλα inserui κατὰ praepositionem quam sententia flagitat, das gestattet schwerlich die griechische Sprache. Ob ἐπαλλάξει zu schreiben, kann noch sehr bezweifelt werden. Melissus sagt: wäre das ἓν aus vielen durch Mischung, und diese entweder eine ὡς ἐν ἑνὶ σύνθεσις, oder nur ein Aufeinandergelegtseyn der Theile, so wäre im ersten Falle ein Durchdringen der Dinge, δι' ἀλλήλων χωρίζοντα, im zweyten Falle aber, wo nur ein Aufeinanderlegen statt fände, ὑπ' ἄλληλα, würden, wenn die ersten Dinge abgerieben wären, die folgenden sichtbar werden; keines von beyden aber trete ein. Um die Structur herzustellen, ist nur ἕκαστον φανερόν in ἕκαστα φανερὰ zu ändern; am Anfange aber ist τὸ μεμῖχθαί τι ἓν verschrieben aus τῷ μεμῖχθαι τὸ ἕν.

Pag. 9 — 13. H. M. hat den Gedanken des Autors nicht richtig aufgefaßt, und ist dadurch zu vielen unnöthigen Aenderungen verleitet worden, ohne die eigentlichen Fehler des Textes zu erkennen. Wenn, sagt der Autor, nicht alle Meinungen, φαινόμενα, falsch sind, sondern es auch wahre Ansichten gibt, ὀρθαὶ ὑπολήψεις, so muß man entweder beweisen, daß die Prämissen, von denen man ausgeht, solche ὀρθαὶ sind, oder man muß als solche schon allgemein gültige nehmen; immer aber müssen, wie die Analytik lehrt, die Prämissen sicherer und anerkannter als die Schlußsätze seyn. ἢ ἐπι-

3) ἐνδέχεσθαι hat Lips., nicht aber εἰσδέχεσθαι, wie H. M. angibt, dieses ist nur Schreib- oder Druckfehler bey Bergk; der Infinitiv aber ist der einfachen Sprache unsers Autors fremd, und nichts als ein Versehen des Abschreibers, veranlaßt durch das folgende γίνεσθαι.

δείξαντα τοιαύτη ποία, ἢ τὰς μάλιστα δοκούσας ὀρθὰς ταύτης ληπτέον. Hr. M. schreibt τοιαύτην ποία ἐστὶν ἢ, was, wenn es einen Sinn gäbe, nur den hätte, man müßte nachweisen, wie eine solche Prämisse beschaffen wäre, woraus ja noch nicht folgte, daß sie eine richtige wäre. Vielmehr ist zu schreiben ἐπιδείξαντα ὅτι αὗται τοιαῦται, nämlich daß sie ὀρθαὶ ὑπολήψεις, im Gegensatze von denen, welche als solche schon anerkannt sind und darum keines Beweises mehr bedürfen. — Gäbe es nun auch, fährt der Verf. fort, zwey einander entgegengesetzte und widersprechende Ansichten und Gedanken (wie z. B. Melissus sagt, aus nichts werde nichts, und daraus folge [4]), daß alles eins ἕν sey), so würde, wenn beyde Sätze und Prämissen gleich glaublich sind [5]), nicht mehr das ἕν als das πολλὰ bewiesen werden; ist aber die eine Prämisse gewisser und sicherer, so ist auch das, was aus ihr geschlossen worden, sicherer und mehr bewiesen [6]). Nun liegen in der Seele des Menschen allerdings beyde Gedanken, sowohl — Melissus Satz — daß aus nichts nichts wird, als daß die Dinge viel und in Bewegung seyen [7]); aber letzterer ist mehr anerkannt und findet mehr Beyfall als ersterer, so daß alle Schlußsätze des Melissus durch diesen paralysirt werden, zumal er nicht bewiesen hat, daß sein Satz, von dem er ausgeht, richtig ist, und seine Thesis nicht sicherer steht, als die entgegengesetzte [8]); eher läßt man sich gefallen, daß, wie Hesiodus und andere annehmen, aus nichts etwas entstehen könnte, als daß man sich die Vielheit der Dinge ohne weiters entreißen läßt. — Hier könnte gezeigt werden, wie Aristoteles in seiner Physik die Lösung dieser Fragen versucht hat.

Dieses sind Beyspiele aus dem ersten Kapitel, die nicht von besonderer Fähigkeit zeugen, ein solch corruptes, aber noch immer verständliches Buch kritisch zu bearbeiten; nicht viel erfreulicher sind die noch übrigen fünf Kapitel. Man sieht, daß es dem Herausgeber nicht gelungen, sich den Gedanken des Autors klar und deutlich zu machen, und daß er auch der Sprache nicht immer so mächtig ist, um den Fehler sogleich zu erkennen und das Richtige an dessen Stelle zu setzen. Weit weniger fällt es auf, wenn das Verdorbene mit einer gewissen Scheu unberührt bleibt, als wenn allzugroße Künheit leichthin ändert, aber fast überall irre geht; ich wenigstens konnte bey der Durchsicht dieser Arbeit des Hrn. M. des Gedankens nicht los werden, daß diese Bruchstücke unter der Hand eines Boniz oder H. Sauppe eine ganz andere Gestalt gewonnen hätten und von den ihnen jetzt aufgebürdeten Irrthümern sicher ganz frey geblieben wären. Ich will

---

4) εἰ μὴ πολλὰ γενέσθαι φησὶν, ἀνάγκην εἶναι ἐκ μὴ ὄντων. H. M. schreibt statt μὴ ganz falsch τις, das richtige εἰ μὲν πολλά, γενέσθαι hat schon die Edit. Basiliensis, und später Spalding angemerkt.

5) Dieser Gedanke liegt in den verstümmelten Worten: ὁμοίως μὲν δεῖ ἡμῖν ὁ . . . ἀμφοτέρων π . . . οὐδὲν· für δεῖ haben andere δὴ, aber μὲν δὴ kann hier nicht stehen, und in δεῖ ist wohl etwas anderes enthalten. Dem Sinne nach lassen sich die Worte leicht ergänzen ὁμοίως μὲν ἡμῖν οὐσῶν ἀμφοτέρων πιστῶν, οὐδὲν μᾶλλον ὅτι ἓν ἢ ὅτι πολλὰ δείκνυται· das μᾶλλον ὅτι für τι hat schon der unbekannte lat. Uebersetzer, und dann unabhängig von ihm Spaldig gefunden, H. M. aber dieses wie manches nicht gewürdigt; seine Ergänzung ἡμῖν δι' ἀμφοτέρων ὑποθέσεων ist ganz verfehlt.

6) εἰ δὲ βέβαιος μᾶλλον ἡ ἑτέρα, ἀπὸ ταύτης ξυμπερανθέντα μᾶλλον δέδεικται. Der Artikel τὰ vor ἀπὸ kann nicht entbehrt werden.

7) Hier hat H. M. richtig die Nothwendigkeit der Wiederholung von καὶ ὡς erkannt, dem Satze aber, weil er den Zusammenhang nicht beachtete, ganz falsch eine hypothetische Form gegeben, und deßwegen vieles geändert. Alles ist richtig, nur μὲν nach κινούμενα ist überflüßig.

8) οὔτε γὰρ δείξας ὅτι ὀρθὴ δόξα ἀφ' ἧς ἄρχεται, οὔτε μᾶλλον βέβαιον, ἢ περὶ ἧς δείκνυσι λαβὼν διελέχθη. Das ganze ist Beziehung auf die oben behandelte Stelle; wahrscheinlich war ὀρθὴ ἡ δόξα, die Worte ἢ περὶ ἧς δείκνυσι scheinen, wenn sie anders richtig sind, auszusagen, daß die Prämisse nicht gewisser und ausgemachter als der Schlußsatz sey, was oben als nothwendig hervorgehoben worden ist, aber man erwartet vielmehr, die δόξα, worüber er demonstrire, sey nicht sicherer, als die entgegengesetzte, so daß vielleicht ἢ zu tilgen, oder ὑπὲρ für ἢ περὶ zu setzen ist.

noch einige Beyspiele aus den nächsten Kapiteln zur Rechtfertigung dieser Urtheile beyfügen.

Pag. 34. εἰ δὲ καὶ ἔστιν ἀγένητόν ἐστιν, καὶ διὰ τοῦτο δοθείη ἄπειρον εἶναι καὶ μὴ ἐνδέχεσθαι ἄλλο καὶ ἄλλο ἄπειρον εἶναι, διὰ τί καὶ ἓν τοῦτο ἤδη προσαγορευτέον καὶ ἀδύνατον; πῶς γὰρ ἢ τὸ ἄπειρον ὅσον ἢ τὸ μὴ ὅλον ἂν οἴονται εἶναι; ἀκίνητον δ' εἶναί φησιν, εἰ κενὸν μή ἐστιν. Diese Worte, deren Bedeutung H. M. nicht verstanden hat, sind auf eigene Art entstellt worden; zuerst ist εἰ δὲ καὶ ἀγέννητόν ἐστιν, πῶς ἂν διὰ geändert, dann ἀδύνατον in ἄπειρον verwandelt, zuletzt aber geschrieben πῶς γὰρ ἂν τὸ ἄπειρον εἴη ὅσον τὸ ὅλον ἂν οἴονται εἶναι, und dieses soll mit Berufung auf Hermanns Lehre über die Partikel ἄν griechisch seyn! Dadurch ist die Frage über das ἄπειρον, das oben längst abgemacht war, unbegreiflicher Weise wieder neu aufgenommen, aber auch sogleich aufgegeben. Das Verfahren unsers Autors, in strenger Consequenz von einem Punkte zum andern zu gehen, und den Uebergang überall genau zu bezeichnen, tritt in der ganzen Schrift so fühlbar hervor, daß man nicht glauben sollte, es könne von Jemanden verkannt werden. Der dritte und vierte Schluß des Melissus, das ἓν und πάντῃ ὅμοιον ist im Vorhergehenden abgemacht, und es folgt nun der Uebergang zum fünften Argumente, dem ἀκίνητον. Beachtet man dieses, was vor Augen liegt, so ergibt sich die Restitution der allerdings verdorbenen Worte von selbst; es werden nach der Sitte unsers Autors die frühern Punkte kurz berührt:

> εἰ δὲ καὶ (εἴ τι ἔστιν) ἀγέννητόν ἐστιν, καὶ διὰ τοῦτο ἄπειρον δοθείη εἶναι, καὶ μὴ ἐνδέχεσθαι ἄλλο καὶ ἄλλο [ἄπειρον] εἶναι; διὰ τί καὶ ἓν τοῦτο ἤδη προσαγορευτέον καὶ ἀκίνητον; πῶς γὰρ ἢ τὸ ἄπειρον ὂν ἢ τὸ μὴ ἄλλο καὶ ἄλλο ὂν οἷόν τε εἶναι ἀκίνητον; ἀκίνητον δ' εἶναί φησιν, εἰ κενὸν μή ἐστιν.

Ob das erste ἔστιν vom Autor herrühre, ist zweifelhaft, besser wird es wohl getilgt; ist es aber von ihm, so bleibt nur εἴ τι ἔστιν. Mit ἄλλο καὶ ἄλλο wird das ἓν und ὅμοιον bezeichnet, darum ist ἄπειρον eine falsche Wiederholung; ἀδύνατον ist unhaltbar, aber nicht ἄπειρον, sondern ἀκίνητον das Richtige.

Pag. 37 bey der Angabe dessen, was bis jetzt aus dem Gesagten hervorgehe: ὥστε οὔτε ἅπαντα ἀΐδια οὔθ' ἓν οὔτ' ἄπειρον ἀνάγκη εἶναι, ἀλλ' ἄπειρα πολλά, οὔτε ἕν θ' ὅμοιον οὔτ' ἀκίνητον, οὔτ' εἰ ἓν οὔτ' εἰ πόλλ' ἄττα. Auffallend sind die Worte ἀλλ' ἄπειρα πολλά, denn das ist nicht bewiesen worden, Felicianus übersetzt sie sed neque infinita multa, wornach H. M. ἀλλ' οὔτε geschrieben, dieses müßte doch οὐδὲ seyn. Mir ist überhaupt nicht deutlich, warum es nicht einfach heißt, was man erwartet ὥστε οὔτε ἅπαντα ἀΐδιον οὔτ' ἄπειρον ἀνάγκη εἶναι οὔτε ἓν οὔθ' ὅμοιον, οὔτ' ἀκίνητον. Was M. gibt ἓν ὅμοιον, ist unrichtig, da das ὅμοιον einen besondern Punkt bildet, und θ' noch die Spur von οὔθ' ist.

Pag. 54. οὐ γὰρ πᾶν εἰ μὴ ἔχει πέρας, ἄπειρον λέγομεν, ὥσπερ οὐδ' ἄνισον οὐκ ἂν φαῖμεν τὸ μὴ ὄν. Unser Verfasser macht auf den großen Unterschied aufmerksam, der zwischen reiner Negation und einer solchen, die selbst eine Position ist, statt findet; nicht alles, was kein πέρας hat, ist schon ἄπειρον, eben so ἄνισον; daraus folgt, daß τὸ μὴ ὄν nicht richtig seyn könne, und τὸ μὴ ἴσον gefordert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia disputationes etc.

(Schluß.)

In der Abhandlung über Gorgias, welche noch lückenhafter als die andern ist, war außer Felicianus noch Foß als Vorgänger, der manches mir einst unverständliche Räthsel mit glänzendem Scharfsinn gelöst hat. Ihm folgt H. M. auch an Stellen, wo ich ihn selbständig gewünscht hätte, z. B. p. 65 *οὗτος μὲν οὖν ὁ αὐτὸς λόγος ἐκείνου*, wo beyde *αὐτὸς ὁ λόγος* geben; man sieht nicht, warum hier gerade die eigenen Worte des Gorgias hervorgehoben werden sollen; es ist dieses nur der eine Theil, dem die beyden andern folgen, und so wird es wohl *ὁ αὐτοῦ λόγος* geheißen haben.

P. 68. *εἰ δὲ ταὐτόν ἐστι καὶ τὸ εἶναι καὶ τὸ μὴ εἶναι, οὐδ' οὕτως μᾶλλον οὐκ εἴη ἄν τι εἴη.* An Stelle des letzten *εἴη* ist in der Handschrift eine Lücke; Bekker hat das erstere in Klammern gesetzt und auch Foß läßt es aus, M. aber schreibt *οὐδ' οὕτως μᾶλλον εἴη ἄν τι ἢ οὐκ εἴη.* Dadurch erscheint gerade der entgegengesetzte Gedanke von dem, welchen der Autor sagen will und muß. Es wird nämlich wie bey Gorgias überall das Nichtseyn, so hier mit denselben Gründen das Seyn bewiesen, folglich darf er nicht sagen: auch nicht einmal so wäre mehr das Seyn als Nichtseyn, sondern muß sagen, auch so würde mehr das Seyn als das Nichtseyn erfolgen. Und doch meint H. M.: concinit fere Felicianus sic vertens: neque ita magis ut non sit quam ut sit conficitur. Dieser hat richtig gelesen *οὐδ' οὕτως μᾶλλον οὐκ εἴη ἂν ἢ εἴη.*

Die gegebenen Beyspiele mögen mein Urtheil rechtfertigen, ich will nur noch auf einige grammatische Sachen aufmerksam machen, die nicht beachtet worden sind, und die von einem solchen Kenner der griechischen Sprache, wie H. M. ist, wenn er den erforderlichen Fleiß auf diese Arbeit gewendet hätte, gewiß nicht wären übersehen worden. Pag. 21. *καὶ εἶναι τῇ μὲν μίξει πολλά τε καὶ τῇ διακρίσει·* hier kann *τε* nicht stehen, weil *πολλὰ* dazwischen tritt; die Handschrift hat, was ich bey M. nicht angegeben finde, keineswegs *τε*, sondern *ποτε*. Ebendaselbst *ἀλλὰ καὶ γιγνόμενα ἄττα καὶ γενόμενά τ' ἐξ ὄντων καὶ φθειρόμενα εἰς οὐσίας τινὰς ἄλλας.* Daß *τ'* unerträglich ist, sieht Jeder und schon Bergk hat *καὶ γενόμενά τ'* als eine Dittographie von *καὶ γιγνόμενα ἄττα* erklärt. p. 28 *οὐκ ἂν ἐν οὐδ' ἄπειρον εἶναι* statt *οὔτ' . . οὔτ'*. p. 35 *ἀλλὰ δὴ καὶ εἰ μή ἐστι κενόν, μηδέ τι ἧσσον ἂν κινοῖτο*, auch Bergk hat diese Worte ohne ein Bedenken angeführt; daß dieses nicht griechisch ist, braucht man bloß anzudeuten, es war wohl *εἰ μή ἐστι κενὸν μηδέν, οὐδέν τι ἧσσον.* Die Worte p. 74 *εἰ μὲν οὖν οὐδὲν τὰς ἀποδείξεις* sind, wie der Zusammenhang lehrt, lückenhaft, und wenn gleich nachher H. M. *ὥσπερ οὐδὲν* in *εἴπερ οὐδὲν* ändert, so wird das Niemand billigen. Pag. 52 *ἔτι μήτε ἄπειρον εἶναι*

μήτε πεπεράνθαι· σῶμά γε ὂν καὶ ἔχον μέγεθος πῶς οἰόν τε; Es ist von θεὸς die Rede, und die Handschrift hat ὢν καὶ ἔχων. Da aber der Nominativ gegen die Grammatik und οἱός τε nicht in der Sprachweise unsers Autors, so wird man ὄντα καὶ ἔχοντα setzen müssen. Derselbe Fehler ist im Nachfolgenden, ἔτι δὲ σφειροειδῆ ὄντα ἀνάγκη πέρας ἔχειν· ἔσχατα γὰρ ἔχει, εἴπερ μέσον ἔχει, αὐτοῦ τοῦ πλεῖστον ἀπέχει· μέσον δ' ἔχει σφαιροειδὲς ὄν· wo die Grammatik nothwendig σφαιροειδὴς ὢν fordert. Die Worte αὐτοῦ τοῦ πλεῖστον ἀπέχει könnten füglich entbehrt werden, Bergk verbessert ὃ αὐτοῦ τοῦ κύκλου, H. M. πέρατος, ich hatte ἃ αὐτοῦ τοῦ μέσου vermuthet, später aber gefunden, daß die dritte Basler Ausgabe dasselbe am Rande bemerkt. Um nicht dasselbe, was andere längst gegeben haben, als neue Entdeckung vorzutragen, ist eine genaue Zusammenstellung dessen, was bis jetzt geleistet worden, unentbehrlich, und darum zu bedauern, daß der Herausgeber auf seine Vorgänger so wenig Rücksicht genommen hat. P. 56 haben die Handschriften πάλιν περὶ τοῦ ἀκίνητον εἶναι τὸ ἓν. H. M. schreibt περὶ τοῦ μὴ ἀκίνητον εἶναι καὶ μὴ κινεῖσθαι, dafür aber erfordert die griechische Sprache περὶ τοῦ μήτε ἀκίνητον εἶναι μήτε κινεῖσθαι. Pag. 57 καὶ δεῖ ἄρα γε οὐ ταὐτὸ . . εἶναι. Dieses ist nicht griechisch, und an der Vulgata nichts zu ändern . . ἴσως ὁμοίως τοῖς ἔμπροσθεν ἄτοπον, καὶ ἔτι, ἆρά γε οὐ ταὐτὸ ἄν τις ὑπολάβοι, jenes und noch folgendes, vielleicht ist μὴ κινεῖσθαι und ἀκίνητον εἶναι nicht dasselbe. P. 64 οὐκ ἄν οὕτως für οὐδ'. P. 66 τὸ μὲν μὴ ὄν am Ende des Satzes, wo μὲν nicht stehen kann und aus μὴ entstanden zu tilgen ist. P. 75 τ' ἀληθῆ für τἀληθῆ wohl nur Druckversehen. Manches kann wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht werden, wenn es auch nicht dringend nothwendig ist, z. B. p. 15 καὶ πρῶτον τεθέντος ὃ πρῶτον λαμβάνει scheint das Richtige πρώτου zu seyn, eine Verwechslung, die häufig ist und wovon Bonitz in seinen Bemerkungen zur Metaphysik Beyspiele genug vorgebracht hat.

Nach so vielen mißlungenen Versuchen will ich auf das hinweisen, was der Herausgeber richtig erkannt hat, und ich hebe dieses um so lieber hervor, als es den Beweis gibt, daß H. M., wenn er den nöthigen Fleiß und die erforderliche Sorgfalt anzuwenden nicht verschmäht, in der philologischen Literatur Bedeutendes zu leisten im Stande ist; die zu große Kühnheit aber und das tumultuarische Verfahren, wodurch die Kritik in eine unförmliche Interpolation verwandelt wird, mußte durch einige Beyspiele anschaulich gemacht werden, und sollte es gelungen seyn, Hrn. M. selbst davon überzeugt zu haben, daß diese Anwendung von Kritik, wie sie hier im Ganzen geübt ist, eine verfehlte ist, so bin ich auch gewiß, daß er in Zukunft sie zu meiden sich möglichst bestreben und das Gegebene durch Besseres ersetzen werde. Pag. 13 in der Anführung der Verse des Hesiodus ist richtig αὐτίκα δή für δὲ geschrieben, so wie die Bemerkung richtig ist, daß die Worte nicht, wie sie in unsern Exemplaren des Hesiodus stehen, sondern wie sie Aristoteles in der Physik und Metaphysik anführt, lauten. Pag. 24 ist ἀναλυόμενα mit Recht in διαλυόμενα umgestellt worden; eben so p. 50 πάντῃ für πάντα, p. 51 ὅτι gestrichen. p. 58 ist μεταβαίνειν für μεταλαμβάνειν [9]). p. 60 ist richtig erkannt, daß mit εἴτε ein neuer Beweisgrund anfängt, aber nicht εἶτα, was H. M. gibt, sondern ἔτι fordert die Redeweise unsers Autors. p. 63 wird, um die Construction herzustellen, nicht unpassend τοῦτο δὲ eingesetzt, wiewohl auch auf andere Art geholfen werden kann.

Eine angenehme Zugabe wegen Aehnlichkeit des Inhalts sind die Fragmente des Melissus, Xenophanes und Parmenides, noch glücklicher war der Gedanke, das wenig beachtete oder vielmehr verachtete Buch des sogenannten Ocellus Lucanus περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως in besserer Gestalt beyzulegen. Eine besondere Ausgabe des Buches hatte der verstorbene Professor Meilinger in München beabsichtigt und

9) Dieselbe Aenderung hat der unbekannte Uebersetzer in der Basler Ausgabe am Rande angegeben.

aus Florenz, Venedig und Paris Hülfsmittel gesammelt; drey Pariser Handschriften liegen dem Abdrucke bey Hrn. M. zu Grunde; die lateinische Uebersetzung, die der Herausgeber selbst verfertigte, konnte leicht entbehrt werden, weit erwünschter wäre es gewesen, wenn den obigen Abhandlungen die des Felicianus, welche nicht geringern Werth hat als die platonische Uebersetzung des Ficinus, nach der ältesten Ausgabe nicht fehlte. Ungerne aber vermißt man die Angabe der Stellen, welche im zweyten Kapitel mit Aristoteles oft wörtlich übereinstimmen, und wovon schon Rudolphi's Ausgabe mehrere nachweist. Es war ursprünglich im dorischen Dialekte geschrieben, wie einzelne Auszüge bey Stobäus [10]) beweisen; wir haben nur die Vulgarversion. Daß das Werk, das schon Philo, der Jude, kennt und anführt, untergeschoben ist, bedarf heut zu Tage wohl keines Beweises [11]), obschon Hegel es für eine Hyperkritik hielt, an der Aechtheit solcher dorischen Schriften zu zweifeln. Alle diese wurden meiner Ueberzeugung nach gefälscht, um den Ruhm dessen, was Plato und Aristoteles entdeckt haben, älteren Philosophen der pythagorischen Schule zuzuweisen, und es ist gelungen, damit große Verwirrung zu verbreiten, wenigstens hat von den Alten kaum der eine oder andere, wie etwa Themistius bey den Kategorien des Archytas, einen frommen Betrug geahndet. Für uns haben sie den Werth, daß eine Vergleichung lehrt, wie man damals diese Lehren aufgefaßt hat, und können selbst zur Berichtigung des Textes nicht ohne Vortheil angewendet werden. Darum wird der verbesserte Abdruck des Ocellus, den H. M. gibt, hoffentlich mehrere Leser finden; vielleicht daß auch nachstehende Bemerkung — ich erinnere mich nicht, daß sie von Jemanden schon gemacht worden — vermöge, die Aufmerksamkeit auf dieses unscheinbare Büchlein zu richten. Der Verfasser dieser Schrift hat das Buch des Philolaus *περὶ ψυχᾶς*, aus welchem Stobäus Ecl. phys. p. 420 (vergl. Böckhs Philolaus p. 164 — 176) ein längeres Fragment anführt, vor Augen gehabt und oft wörtlich herübergenommen. Von den sieben Beweisen über die Unvergänglichkeit des Weltalls ist der fünfte bey Ocellus I, 11 in der Sache und den Hauptausdrücken gleichlautend mit dem bey Philolaus; von diesem ist der Gegensatz des Ewigen und Unvergänglichen, des Vergänglichen und Wechselnden eigens benannt *ἀεικίνατον* und *ἀειπαθὲς*, wiederholt finden wir beyde Worte von derselben Sache bey Ocellus II, 2. III, 3. Fragm. *περὶ*

---

10) H. M. scheint Heerens Ausgabe des Stobäus nicht zu kennen, überall beziehen sich seine Angaben nur auf Canter. Heerens Handschriften geben manches besser, z. B. am Anfange des zweyten Kapitels: *ἐπεὶ δὲ ἐν τῷ παντὶ τὸ μέν τοι γένεσις, τὸ δὲ αἰτία γενέσεως, καὶ γένεσις μὲν ὅπου μεταβολὴ καὶ ἔκβασις τῶν ὑποκειμένων, αἰτία δὲ γενεσέως, ὅπου ταὐτότης τοῦ ὑποκειμένου, φανερὸν ὅτι περὶ* fehlen bey Canter die Worte *τῶν ὑποκειμένων — ταὐτότης*, Heerens Handschriften haben sie und in richtiger Form, nämlich den Singularis *τῷ ὑποκειμένῳ*, ferner nach *ταὐτότης* die Worte *καὶ ὑπόστασις*, entsprechend den obigen *καὶ ἔκβασις*, endlich statt *περὶ* die Präposition *ποτὶ* d. h. *πρὸς*. Oben ist *τὸ μέν τοι* ungriechisch für *τι*, bey Stobäus fehlt dieses Wort ganz; und so könnte gar manches aus Stobäus angeführt werden, wovon bey M. nichts zu lesen ist. Daß an *μεταβολίας* p. 176 H. M. ohne Anstoß vorübergegangen, wundert mich sehr, ein Codex bey Heeren hat sehr gut *μεταβαλλοίσας*.

11) Auch Böckh hat in einem seiner frühesten Programme, so viel ich mich erinnere, darüber gesprochen, H. M. scheint es nicht zu kennen.

νόμου, und wenn von diesen Philolaus sagt pag. 422 καὶ μὲν πρᾶτον τᾷ [12]) δυνάμει καὶ ὑπερέχον, τὸ δ' ὕστερον καὶ καθυπερεχόμενον, τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων τούτων, τοῦ μὲν ἀεὶ θέοντος θείου, τοῦ δ' ἀεὶ μεταβάλλοντος γενναταῦ κόσμος [13]), so finden wir dasselbe bey Ocellus II, 23 καθόλου δὲ ἡ τοῦ παντὸς διακόσμησις (αἰτία τῆς γενέσεως), ὥστε εἶναι ἐν αὐτῇ [scrib. αὐτῷ] τὸ μὲν ποιοῦν τὸ δὲ πάσχον, τὸ μὲν οὖν ἐν ἑτέρῳ γεννῶν τὸ ὑπεράνω σελήνης ἐστι, τὸ δ' ἐν ἑαυτῷ τὸ ὑποκάτις σελήνης· τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων αὐτῶν τοῦ μὲν ἀεὶ θέοντος θείου, τοῦ δ' ἀεὶ μεταβάλλοντος γεννητοῦ κόσμος ἄρα ἐστίν· und im Fragmente περὶ νόμου pag. 176 τὸ δὲ ἀεικίνατον κυβερνεῖ, τὸ δ' ἀειπαθὲς κυβερνεῖται, καὶ τὸ μὲν πρᾶτον τᾷ δυνάμει, τὸ δ' ὕστερον, καὶ τὸ μὲν θεῖον καὶ λόγον ἔχον καὶ ἔμφρον, τὸ δὲ γενατὸν καὶ ἄλογον καὶ μεταβάλλον.

Der Schluß liegt nahe, und wie ich glaube, er trügt nicht. Jenes eine Argument von der Ewigkeit der Welt ist nicht das einzige das unser Verfasser aus des Philolaus Buch περὶ ψυχᾶς geschöpft hat; es war noch manches andere, wie wir gesehen haben und noch weiter ausführen könnten, gemeinsam, und der wesentliche Inhalt beyder Werke mag wohl nicht sehr verschieden gewesen seyn. Der Gewinn wäre für die älteste vorplatonische Philosophie nicht ohne Bedeutung, könnte man mit Böckh in jenem Fragment bey Stobäus ein wirkliches Bruchstück aus der Schrift des Philolaus erkennen. Leider aber muß ich selbst gestehen, daß ich hierin nichts als ein mit unserm Ocellus auf gleicher Linie stehendes Machwerk eines spätern vielleicht von demselben Verfasser erblicken kann.

Der Text des Ocellus ist verständlich und hat durch die Recension des Herausgebers an manchen Stellen eine bessere Gestalt gewonnen; doch sind hier noch viele Stellen, welche in ihrem jetzigen Zustande schwerlich richtig sind, wie z. B. p. 160, wo von der Materie in Ausdrücken, wie sie Platon gebraucht, gesprochen wird: τοῦτο δ' ἂν εἴη πανδεχὲς καὶ ἐκμαγεῖον αὐτῆς τῆς γενέσεως, οὕτως ἔχον πρὸς τὰ ἐξ αὐτοῦ γενόμενα, ὡς ὕδωρ πρὸς χυλόν, καὶ σιγὴ πρὸς ψόφον, καὶ σκότος πρὸς φῶς καὶ ὕλη πρὸς τεχνητόν. Hier fällt σιγὴ als der Stoff von ψόφος auf; die Handschriften haben, wie es scheint, καὶ ψόφος πρὸς σιγήν, in der Ausführung ist richtig ἀήρ. Wenn gleich nachher steht: δυνάμει οὖν πάντα ἐν τούτοις πρὸ τῆς γενέσεως, συντελείᾳ δὲ γενόμενα καὶ λαβόντα φύσιν, so ist dieses wohl die einzige Stelle, in welcher συντέλεια die Verwirklichung bedeuten soll. Hat sich der Verfasser vor dem aristotelischen Ausdruck δυνάμει nicht gescheut, so wird er auch dessen Gegensatz nicht gemieden und ἐντελεχείᾳ geschrieben haben.

---

12) τᾷ für τε hat Böckh p. 169 richtig geschrieben und steht bey Ocellus, wo H. M. πρότερον als dem ὕστερον entsprechend gesetzt hat, ich glaube mit Recht; die spätern Exegeten gebrauchen ohne Unterschied πρῶτον für πρότερον. Auch καθυπερεχόμενον für ὑπερεχόμενον stammt schwerlich vom Verfasser.

13) So hat Böckh verbessert, die Handschriften haben κόσμου. Heeren hat wie gewöhnlich fehl gegriffen; Ocellus bestätigt Böckhs Aenderung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Regesta imperii inde ab anno MCCXLVI. usque ad annum MCCCXIII. Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Neu bearbeitet von J. Friedr. Böhmer. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1844. 350. S. 4.

Schon bey einer anderen Gelegenheit erwähnten wir dieser neuen Bearbeitung der Kaiserregesten und rühmten den darauf gewandten Fleiß, die außerordentliche Sorgsamkeit und Genauigkeit, die Vollständigkeit und Treue, womit das aufgezeichnete Material dem Forscher zugänglich gemacht wurde. Die Kunst des Excerpirens ist schwerer als man gewöhnlich glaubt und das mit Treue kurz wiederzugeben, was je nach dem seltsamen Verfahren eines Jahrhunderts weitläufig in Urkunden niedergelegt ist, setzt einen in der Eigenthümlichkeit verschiedener Zeiten sattsam bewanderten Mann voraus. Die Kluft, welche die Denkungsart der Gegenwart von den vergangenen Zeiten trennt, wird, je mehr die rein negativen Tendenzen unserer Zeit sich entwickeln, desto unausfüllbarer. So sehr man sich auch jetzt bemüht, was von den Schöpfungen früherer Zeiten der Uebermuth niederriß, auf wissenschaftlichem Wege wieder aufzubauen, so schwer wird es Jedem, der außerhalb ihres Ideenkreises sich bewegt, sich in demselben zurecht zu finden. Es braucht zum Belege dieser Behauptung nicht das naive Geständniß anzuführen, welches uns unlängst Hr. Stuhr in Schmidts Zeitschrift S. 283. abgab. Wenn schon die Worte katholischer Schriftsteller in gewissen Kreisen das Gefühl der Unbegreiflichkeit erregen, welche Unverständlichkeit müssen erst etwa die Briefe der Päpste über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche zur Folge haben und welch' comische Dinge müßten denn auch nicht zum Vorschein kommen, wenn Männer dieses Schlages, befangen in der einseitigsten Bewunderung moderner Zustände, sich dem schwierigen Unternehmen hingeben wollten, Regesten der Päpste zusammenzustellen. Es muß deßhalb von vorneher an Hrn. Böhmer mit besonderem Lobe anerkannt werden, daß er selbst dem Mechanischen eine geistige Seite abzugewinnen wußte und in der Verschiedenartigkeit der Gegenstände und Zeiten gleich sehr als Meister des Stoffes sich darstellt. Auch bey ihm hat gerade der bunte Wechsel historischer Persönlichkeiten, Zustände und Interessen die natürliche Gegenwirkung hervorgerufen, mit einer gewissen Vorliebe dasjenige zu erfassen, was bey dem ewigen Schwanken das Bleibende ist, bey den Stürmen der Geschichte einen Ruhepunkt gewährt, bey dem Kampfe der Interessen das über allen menschlichen Interessen Stehende ist und diesen selbst erst den wahren Werth verleiht. Daß ihm dieses ebensosehr von Denjenigen verübelt wird, welche meinen, die Aufgabe des Menschen bestehe im Suchen der Wahrheit allein, ist ebenso begreiflich, als der Beyfall Derjenigen, welche glauben, daß dem Menschen die Erkenntniß und der Genuß des nothwendigen Maßes der Wahrheit bereits hienieden beschieden sey. Eben deßhalb findet auch, wo Böhmer sich über das Einzelne ausspricht, eine gerechte Würdigung eigenthümlicher Größe statt, die nicht im Spiegel ber Gegenwart, sondern nach dem besonderen Bedürfnisse der Vergangenheit angesehen

wird und ohne laudator temporis acti zu werden, wird manche Scheingröße unserer Tage durch Vergleichung mit früheren Verhältnissen auf ein Maaß heruntergebracht, das zwischen enthusiastischer Vergötterung und kleinlicher Herabsetzung in wohlgewählter Mitte steht.

Es ist begreiflich, daß so ausgedehnte und zur Benutzung so sorgfältig zugerichtete Urkundensammlungen wie die Kaiserregesten einen wesentlichen Einfluß auf die Geschichtschreibung ausüben und dieser eine ganz veränderte Behandlungsweise aufdrücken müssen. So lange nur Geschichtschreiber der einzelnen Perioden die Quellen für die Geschichte derselben waren, oder die Urkunden zerstreut und ungesichtet sich zu Bergen aufhäuften, war die Geschichtschreibung von dem größeren oder geringeren Grade von Wahrheitsliebe oder Kenntniß der Thatsachen abhängig, welche sich bey den Scriptoren der betreffenden Zeiten ermitteln läßt. Jetzt vermag man mit Hülfe der Regesten vielfach selbst tiefer zu schöpfen, als es einzelnen Autoren in ihrer Zeit möglich war. Man vermag nicht nur sie zu ergänzen, sondern auch zu berichtigen und das Leben einer Persönlichkeit liegt, in wie ferne es aus Correspondenzen und Documenten besteht, in manchen Fällen klarer vor uns, als vor den Zeitgenossen. Es ist dieß ein wesentlicher Fortschritt der Wissenschaft und die veränderten Resultate neuerer Forschungen, wie über Friedrich II., fußen sich ganz besonders auf diesen veränderten Grundlagen des historischen Studiums. Hat man die vollständigen Regesten der Päpste, so kann man sich ihrer Biographien beynahe völlig entschlagen.

Dieses neue Verhältniß zu den früher die Geschichte beherrschenden Quellenschriftstellern hat den Verfasser der Regesten veranlaßt, der Regierung jedes einschlägigen Königs oder Kaisers eine kurze Darlegung der hauptsächlichsten Quellen, ihrer bemerkenswerthen Aeußerungen über Charakter oder ein besonders auffallendes Factum der einzelnen Regierungen (wie z. B. die vermuthliche Vergiftung K. Heinrichs VII.) hinzuzufügen, ja es werden selbst kurze, meist sehr treffende Vergleichungen mit modernen Zuständen oder Bemerkungen über die Folgen eines Ereignisses damit verbunden. Wer wie Böhmer so ungemein Vieles gesammelt und so reiche Gelegenheit gehabt hat, die genuinste Anschauung vergangener Zeiten sich zu erwerben, hat nicht nur ein Recht, sondern selbst den Beruf, was die Geschichte früherer Tage den späteren lehrt, frey und offen zu sagen. So schlecht es einen minder erfahrenen Forscher kleiden würde, Bemerkungen, die aller Gravität entbehren würden, in die strenge Form der Regesten mit einzustreuen, so sehr ist dieses dem Manne erlaubt, der in mehr als einer Beziehung Anerkennung seiner Ansichten als der Resultate der ernstesten Studien fordern kann. Quod licet Jovi non licet bovi. Zwar wird, wer den Muth hat, alterthümlich ausstaffirte Ceremonien, deren hohe innere Bedeutung längst aufgegeben ist, als Carricaturen des Früheren zu behandeln, vielfachen Ingrimm wider sich erregen. Man konnte jedoch erwarten, daß Böhmers anerkanntes Verdienst ihn wenigstens vor persönlichen Schmähungen sichern werde.

Es charakterisirt aber die Art, wie in manchen Kreisen der Gegenwart Geschichte getrieben wird, daß man glaubt, es könne das Verdienst einer solchen Sammlung durch hämische Anklagen und einen boshaften Tendenzprozeß umgeworfen werden. Das Verfahren, welches sich eine kleine, aber mit den gehässigsten Insinuationen angefüllte Schrift (die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten. Eine deutsche Kritik von Adolph Freimund. Berlin. Verlag von Hermann Schultze 1845) gegen Hrn. Böhmer erlaubte, ist deßhalb so unwürdig, daß es eine allgemeine Aechtung verdiente und gewiß auch erlangte, würde es nicht in dem gegenwärtigen Zustande der Literatur zu sehr begründet seyn, anstatt sich um die Gründe einer mißfälligen Ansicht zu bekümmern, über diese von vorneher den Stab zu brechen', wie man vermuthet, daß ihre Anwendung auf das politische Gebiet unangenehme, wenn auch noch so richtige Consequenzen herbeyführen könne. Die Verweigerung einer anständigen Preßfreyheit für politische Besprechungen hat die für die Litteratur in vielfacher Beziehung nachtheilige Richtung erzeugt, daß politische Fragen in das Gebiet der Litteratur hinübergezogen wurden und die Wissenschaft selbst, welche sich über die Politik stellen sollte, zur Par-

teysache wurde. So lange man sich darauf beschränkte, die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit sehen zu lassen, war dagegen nichts einzuwenden, ja es ist unstreitig ein großer Vortheil, die Erfahrungen früherer Tage der Gegenwart zukommen zu lassen. Auch steht demjenigen, welcher sich gewöhnt hat, die Gründe der Dinge zu erforschen, unstreitig mehr ein Urtheil über diese zu, als dem, welcher an ihrer Aeußerlichkeit kleben bleibt. Allein ein übles Beyspiel war es, als Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern, Wien, Berlin und München geradezu in die Acht und für mundtodt erklärte, und, als wenn dieses nicht genügte ihn selbst zu ächten, der dritte Band seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts das Maaß der Leidenschaft übervoll machte. Seitdem ist auf dem Gebiete der Litteratur jeder Pöbelunfug, jeder litterarische Straßenraub, das Faustrecht der früheren Periode und das Anathematisiren des Einen wie die blinde Vergötterung des Andern nicht blos erlaubt, sondern preiswürdig geworden. Erscheint ein urkundliches Werk, so wird nicht nach dem Gewinn mehr gefragt, den durch neue Aufhellungen Wahrheit und Wissenschaft daraus zu ziehen vermögen, sondern es ist schon durch den Druckort geächtet. Erst wird der Verfasser verdächtigt, dann das Resultat der Forschungen durch einen gewandten Fechterstreich so schnell als möglich beseitigt und damit er selbst um den geistigen Lohn seiner Mühe gebracht. Unter gewöhnlichen Verhältnissen verdiente ein Mann wie Böhmer nicht bloß Achtung und Anerkennung überhaupt, sondern wo er in jener menschlichen Schwäche, der wir alle unterworfen sind, irrte, Schonung und Nachsicht. Allein da der Unselige zu erkennen gab, er glaube nicht, daß Berlin die Heimath der deutschen Historiographie sey, dann auch der Heidelberger Dictatur sich entzog, ist seitdem Alles gegen ihn erlaubt und wird im Namen des Vaterlandes gegen ihn gewüthet. Es wäre jedoch auch kein schwieriges Unternehmen, nachzuweisen, daß die Schwächen, welcher ihn der Verfasser jener Schmähschrift zu zeihen sich bemühte, nur dessen eigene geistige Leere verriethen. Schaleres hätte derselbe wahrlich nichts thun können, als den längst zu Grabe getragenen Streit um die Todesart K. Heinrichs VII. wieder zu er-

neuen. Ferne sey es von uns, was für Vernünftige bereits Barthold zu Ende brachte, obwohl dieß der Verfasser überspringen zu dürfen wähnt, nach Abderitenart auf's Neue in Frage zu ziehen. Weil aber der Verf. sich hiebey gegen Böhmer auf den gleichzeitigen Ritter Johann v. Schönfeld beruft, so möge ihm zur Wissenschaft dienen, daß Würdtwein (nova subsidia diplomatica T. III.) nur einen Auszug aus der Chronik dieses österreichischen Geschichtschreibers mittheilte. Nach der (S. 216) mit commendavit endigenden Erzählung, die nur berichtet, daß Heinrichs plötzliches Erkranken von den Aerzten Gift zugeschrieben worden sey, kommt im Ms. erst noch Folgendes: De cujus morte fuit varia relatio. Quidam dicunt religiosum qui eum communicaverat adamantis lapidis triti pulverem poculo calicis clam et leniter immisisse, cujus virtutis est (die bekannte Fabel über den Tod Alexanders d. G.) etiam ferrum attrahere et ob hoc viscera tam celeriter constricta fuisse et hoc a florentinis procuratum fuisse. Fertur etiam quod sentiens interius letaliter se percussum, ipsi ministro, ut repentine aufugeret persuasisse, qui illaesus veniens Florentiam tum maximis laudibus est exceptus, eo quod patriam ut ajebant a tyrannide imperatoris liberasset. Quae qualiter se habeant fateor me nescire. Tam enim nepharium facinus per religiosum tam famosum et imperatori carissimum fieri difficile vel nullatenus est credendum. Audivi autem ego a quam pluribus fidedignis quod nimii doloris acerbitas sic eum pervaserit, ut mortis evadere periculum non valeret, eo quod vindictam in adversarios habere non potuit. Unde corpore aperto et eviscerato cor ejus scissum in duas partes est inventum, ut quidam eum habuisse duo corda ex hac experientia testaretur etc. (Ex Cod. Bibl. Reg. Suez.)

Ein anderes gleichzeitiges Ms. der vatic. Bibl., von welchem Ref. als gegenwärtig diesen Studien entfremdet, nicht zu sagen vermag, ob dasselbe nicht bereits gedruckt ist, berichtet noch Folgendes: In die assumtionis Beatae Mariae Virginis sumpta eucharistia de

calice bibere (voluit Imperator) confessor suus ordinis praedicatorum venenum calici immixtum dedit sibi bibere ut fertur a quibusdam. Quod tamen falsum esse asseruit Illustrissimus Rex Bohemiae Heinricus praefati Imperatori filius plenissime praedicatorem habens excusatum. Similiter illustrissima domina Beatrix praefati Imperatoris genitrix vivae vocis oraculo excusat publice coram civibus metensibus intra missarum solemnia praedictum confessorem cum multis aliis, quod Imperatori erat cordalissimus; omnes, Imperatorem affirmans sine omni suspicione toxici naturali morte quiete vitam finivisse. Quae omnia publice praedicari praecepit Episcopus Johannes Argentinensis in eadem diocesi, de quibus litterae sunt sane sigillatae in conventu ordinis praedicatorum in Nürenberga. Wer wohl eine genauere Kunde von dem traurigen Ereignisse hatte, die zunächst Betheiligten im J. 1313 oder Hr. Adolph Freimund in Berlin i. J. 1845? Ref. will es bedünken, Hr. Böhmer könne sich über die gegen ihn gerichteten Angriffe trösten. Diejenigen ausgenommen, welche sich an jedem Skandal ergötzen und für die ein kecker Versuch der Ehrabschneidung ein Lieblingsschauspiel ist, werden nicht viele Personen sich auf die Seite eines literarischen Freybeuters stellen, der zwar ein über das andere Mal das „sanctus amor patriae dat animum" als Devise ausposaunt, aber besser gethan hätte, in stillschweigender Ruhe der ächten deutschen Sitte zu fröhnen, die wenigstens einstmals darin bestand, fremdes Verdienst ohne Neid anzuerkennen.

Höfler.

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern. Bamberg 1845. gr. 8.

Seit dem Jahre 1841 ist Hr. Curatus Thiem dahier regelmäßig alljährlicher Berichterstatter über die Zustände des hist. Vereines zu Bamberg. Seinem Berichte folgen die zu selbem gehörigen Belege und diesen wiederum die Beylagen, bestehend in mehr oder minder umfangsreichen historischen Aufsätzen. Dieß ist für gewöhnlich die Einrichtung der Bamberger histor. Vereins-Berichte, wiewohl auch, — und dieß ist im vorliegenden ächten Berichte der Fall, — einige kleinere historische Mittheilungen unter den Belegen mit aufgeführt erscheinen; z. B. VI. vom Hrn. Heller die kurze Beschreibung der in der Münchner k. Centralbibliothek befindlichen Manuscripte Hartmann Schedel's, namentlich seines im Jahre 1504 geschriebenen Werkes: Liber antiquitatum etc., in welches er alle auf seinen Reisen in Italien, Deutschland und den Niederlanden gesammelten Inschriften auf Denkmälern, Grabmälern ꝛc. eingetragen. Da findet sich Blatt 204 eine Erwähnung von Meister Freydank's Grabmal zu Treviso: Epitaphium Friderici sepulti in Taruisio. „Hye leit Freydanck Gar on all sein dank Der alweg sprach vnd nie sanck." — Auch Schweppermann's Grabschrift theilt Schedel Bl. 298 mit; sie ist aber von allen bey Popp vorkommenden abweichend und lautet:

„Hie ligt begraben Seufrid Swepferman
Alles wandelt(s) an
Ein Ritter kech und fest
Der zu Gamelstorff am streit in furt tet das pest
Ist tod dem Got genad Anno do. MCCCxxxvij (1337)." —

Ueber das andere Schedel'sche Manuscript, geschrieben 1497 folgg. und betitelt: „Cronica Babenbergensis: Et de Episcopis: ac antiquis familijs" berichtet kurz Hr. Curatus Schweitzer, dessen Urtheil dahin geht, daß diese Chronik ein Auszug aus der Chronik des Michelsberger Abtes Andreas, und das Meiste derselben bereits durch den Druck bekannt sey.

Im siebenten Belege theilt Hr. Mooyer in Minden unter Nro. I. aus dem Nekrolog des hildesheimischen Domstiftes die Sterbetage zahlreicher Bamberger Geistlichen (Domherrn) mit, woraus sich auf eine sehr enge Confraternität zwischen beyden Domstiftern, Bamberg und Hildesheim nämlich, schließen läßt. Nro. II. führt derselbe verdiente Gelehrte, gleichfalls wieder Bambergische Geistliche auf, die im Nekrologium des Klosters Pegau (Menken scrptt. rer. germ. II, 217 seq.) vorkommen und welche fast sämmtlich in den verschiedenen Bambergischen Necrologien entweder fehlen, oder nicht an denselben Tagen aufgezeichnet stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke, Dr. Berolini, Posnaniae et Bydgostiae. Typis ac sumptibus Ernest. Sigfr. Mittleri. MDCCCXLIIII. 8. p. VIII. 279.

Daß die Wissenschaft in ihrem Gebiete ein Recht des Besitzes in Folge von Verjährung nicht anerkennt, beweist das Schicksal der anspruchslosen Biographien, an deren Namen sich in der Regel bey einem Jeden, der Latein gelernt hat, die Erinnerung an eine früh durchlebte Schulzeit sammt deren Leiden und Freuden unwillkührlich anknüpft. Nahezu drey Jahrhunderte sind verflossen, seit der in den alten Drucken so wie in sämmtlichen bis jetzt eingesehenen Handschriften als Verfasser der zweyundzwanzig ersten vitae des oben genannten Büchleins bezeichnete Aemilius Probus erst seinen Platz auf dem Titelblatte mit dem berühmteren Namen des Cornelius Nepos theilen und bald darauf gänzlich vor letzterem das Feld räumen mußte. Obwohl Lambin, der zuerst in seiner Ausgabe (Paris 1569) sich der Ueberschrift bediente: Aemilii Probi seu Corn. Nepotis excell. imp. vitae, sich in der Vorrede keineswegs unbedingt für die Autorschaft des Nepos ausspricht, vielmehr die Sache dem Urtheile des Lesers anheimgibt; auch soviel feststeht, daß jene Vindicirung des Nepos in keiner Art durch handschriftliche Beweise hervorgerufen und unterstützt wurde, so fand doch diese Neuerung bald in weiterem Kreise Nachahmer; man fing an, den Namen Probus ganz wegzulassen, oder erwähnte ihn etwa vorübergehend in der Vorrede und Nepos galt nunmehr eine lange Reihe von Jahren fast unangefochten als der Verfasser der vielgelesenen und vielbearbeiteten Biographien. Erst im Jahre 1818 brachte Wilhelm Friedr. Rinck durch seine in Venedig erschienene Schrift: Saggio di un Esame critico, per restituire ad Emilio Probo il libro de vita excellentium Imperatorum creduto comunemente di Cornelio Nepote (nun in lateinischer Sprache unter dem besondern Titel: Prolegomena ad Aemilium Probum der Ausgabe von C. L. Roth Basel 1841 vorgedruckt) die Frage aufs Neue in Anregung, in Folge dessen die Untersuchung über den Verfasser unsrer vitae, über deren Quellen, über Nepos, seine Schriften, seinen Schriftstellerwerth u. s. w. von verschiedenen Gelehrten wieder aufgenommen wurde und den Gegenstand mehrerer kleiner Schriften bildete, von denen wir hier der Kürze wegen nur die Preisschrift von Lieberkühn (De auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. Lipsiae 1837; vergl. Gelehrte Anzeigen Jahrg. 1837 Nr. 101 — 103) hervorheben, weil sie gewissermassen die Replik bildet zu der Rinck'schen Abhandlung und eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Acten des Streites gewährt.

Es ist nicht ersichtlich, in wie weit Hr. Benecke auf die Resultate dieser bis jetzt gepflogenen Untersuchungen Rücksicht genommen hat, da er praef. p. 10 — 13 nur die Ansichten von Caspar Barth,

Titze und Bardili namentlich aufführt und die neuesten Forschungen in diesem Gebiete (vgl. Neue Jahrbücher von Jahn und Klotz 1840, 28. Bd. S. 445 — 474) mit Stillschweigen übergeht; gleichwohl hat er selbst die Frage nach dem Verfasser der Biographien berührt und in Kürze seine Ansicht darüber mitgetheilt, wodurch zugleich der neue Zusatz auf dem Titel „quae vulgo feruntur“ seine Rechtfertigung erhält.

Hrn. B's Ansicht geht nun im Wesentlichen dahin: „Unsre Biographien, sey es, daß sie Nepos oder sonst Jemand geschrieben hat, sind von einem Andern in einen Auszug gebracht worden. Daß Aemilius Probus diesen Auszug angefertigt, haben die Gelehrten mit Recht verneint. Das Epigramm *) (welches beyläufig bemerkt nicht, wie Hr. B. sagt, „in fronte nonnullorum codd.,“ sondern am Schlusse der vita Hannibalis sich findet) ist lediglich das Machwerk eines Abschreibers, der bey einer für den Kaiser Theodosius angefertigten Sammlung verschiedener Schriften den noch übrigen Raum benützen wollte, um seinem Namen ein Denkmal zu setzen. Dagegen deuten Sprache und Inhalt unserer vitae schon nach den von Lambin geltend gemachten Gründen offenbar auf ciceronianische Zeitalter; auch läßt sich nicht nachweisen, daß bey Abfassung derselben eine Quelle aus einer späteren Periode benützt ist. Wer der wirkliche Verfasser dieser vitae sey, ist bey dem gänzlichen Stillschweigen der Alten darüber nicht wohl zu ermitteln. Vielleicht verhielt sich die Sache so: Jemand wollte sich eine Sammlung von Lebensbeschreibungen machen und fertigte zu diesem Zwecke aus einem und dem anderen größeren Werke für seinen Gebrauch und ganz nach eigener Willkühr Auszüge an. Hieraus erklärt sich, warum die Alten Nichts von diesen Biographien wissen, warum sie vielleicht erst nach langer Zeit und ohne Namen ihres Verfassers an das Licht gebracht, warum sie endlich, theils kürzer, theils länger und ohne alle Ordnung, welche Titze vergeblich sich bemühte herzustellen, auf die Nachwelt gekommen sind. Daß jener Unbekannte für seine Excerpte auch die Schriften des Nepos benützt hat, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Uebrigens muß die vita Attici (über die des Cato läßt sich der abgerissenen Kürze wegen nicht sicher urtheilen) von den übrigen ganz geschieden werden; diese ist, gleichwie die beyden besten Mss. sie dem Nepos zuschreiben, sicher als ein Werk desselben zu betrachten; und es ist auffallend, wie man für diese Biographie einen und denselben Verfasser, wie für die zweyundzwanzig ersteren hat annehmen können. Aehnlichkeit der Schreibart ist zwar vorhanden; diese kommt aber mehr auf Rechnung des Zeitalters, als daß sie zur Annahme eines und desselben Verfassers berechtigt. Im Atticus ist die Sprache breit, einförmig und entbehrt aller Frische, während dem Verfasser der übrigen vitae weder Schmuck noch Farbe (nec pigmentorum vis, nec flos, nec color) abgeht.“

Aus dieser kurzen Darlegung der Ansicht Hrn. B.s erhellt zunächst, daß derselbe, weit entfernt, die Untersuchung über den streitigen Verfasser einem bestimmten Ziele näher zu führen, im Gegentheil die Gränzen derselben ganz in's Unbestimmte hinausrückt und uns anstatt zweyer Verfasser-Namen, um die sich bis jetzt der Streit drehte, gar keinen mehr übrig läßt; da jener unsichere von ihm substituirte Jemand den Knoten, der sich um jene beyden Namen geschürzt hat, vielmehr zerreißt, als zu dessen Lösung beyträgt. Allein auch abgesehen hievon, ist nicht zu verkennen, daß selbst nach Annahme einer solchen Hypothese noch Schwierigkeiten übrig bleiben, welche gänzlich zu beseitigen Hrn. B. schwer fallen dürfte. Der Prologus deutet z. B. ganz deutlich darauf hin, daß das Buch von seinem Verfasser keineswegs bloß „in suum usum“ geschrieben, sondern für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen ist; wozu sonst jene Bezugnahme auf die des Griechischen Unkundigen, gegen deren schiefe Urtheile er sich hier und anderwärts zu verwahren sucht? wozu die Anrede an Atticus? wozu überhaupt nur ein derartiges Vorwort? oder die z. B. Pel. c. 1, 1. Lys. c. 2, 1 ausgesprochene Rücksicht auf die Leser? — Herr B. hat sich über alle diese Fragen nicht näher erklärt. Sind aber ferner, wie Hr. B. annimmt, unsre Biographien in der Zeit geschrieben, wo Cäsar

*) Abgedruckt in den Ausgaben von Bardili II. pag. 389, von Roth p. 146, von Cellarius in der Bip. p. X u. A.

die Freyheit des römischen Volkes ihrem Untergange zuführte, so kann jener Atticus nicht wohl eine andre Person seyn, als der vertraute Freund des Cicero und des Nepos, derselbe, nach dessen Wunsche Nepos eine ausführliche Biographie des Cato geschrieben; und so finden wir uns denn ganz unvermerkt wieder auf dem Wege, der uns einem bestimmten Verfasser für diese vitas zuführt, nämlich dem Nepos, von dem ja bekannt ist, daß er ein großes Werk verwandten Inhalts verfaßt hat.

Gegen die Annahme Hrn. B.s, daß unsre vitae bloß Auszüge aus einem oder dem andern größeren Werke, vielleicht aus denen des Nepos seyen, streitet der Umstand, daß wir stellenweise ziemlich wortgetreue Uebersetzungen griechischer Originale aus Thucydides, Theopompus, Ephorus, Xenophon, Satyrus finden, Stellen, für deren unmittelbare Entlehnung aus den griech. Werken selbst die hin und wieder dem Uebersetzer zu Schulden kommenden Verstöße gegen den griech. Text einen Beweis liefern. Man darf auch recht wohl zugeben, daß die Art, wie man ein größeres Werk excerpirt, je nach Absicht und Zweck dessen, der solches unternimmt, eine sehr verschiedene seyn kann; anders excerpirt der, dem es um einen gleichmäßigen, summarischen Ueberblick über ein Ganzes zu thun ist; anders der, der gewisse Haupt- und Schlagstellen z. B. einer Rede im Auge hat, die er wortgetreu zu besitzen wünscht, während er das Dazwischenliegende nur in so weit es für seinen Zweck unerläßlich ist, berücksichtigt. Inzwischen müßte man bey unsern vitis wirklich ein kaum zu erklärendes Spiel des Zufalls annehmen, durch welches jene ziemlich ausgedehnten Stellen von der Hand des Epitomators unverkümmert und unzerschnitten belassen wurden, oder man müßte bey diesem selbst Kenntniß der griech. Originale voraussetzen, eine Vermuthung, die deßhalb sehr unwahrscheinlich ist, weil Jemand, dem Griechenlands bedeutendste Historiker geläufig waren, wohl etwas Besseres zu thun wußte, als einen Auszug aus einem lat. Werke anzufertigen, dessen Inhalt eben jenen trefflichen griech. Meistern abgeborgt war. Auch beruft sich der Verfasser hie und da so bestimmt auf seine Gewährsmänner, erklärt so ausdrücklich, daß ihm abweichende Meldungen bekannt gewesen,

daß ein Epitomator nur in dem Falle so schreiben konnte, wenn er täuschen und als selbstständiger Auctor erscheinen wollte, ein Betrug, der bey der allgemeinen Verbreitung bedeutender Werke, wie z. B. die des Nepos gewesen seyn müssen, sich von selbst entlarvt haben würde.

Wenn endlich Hr. B. gewissermassen als Beleg für seine Ansicht die Behauptung hinstellt, daß diese Biographien „sine ullo ordine“ auf unsre Zeit gekommen seyen, so geht er darin offenbar zu weit. Der Versuch Titze's, unsre vitas in eine andre Reihenfolge zu bringen, ist, wie Ref. mit Hrn. B. vollkommen einverstanden ist, ein vergeblicher und nichtiger gewesen, da er mit den im Buche selbst gegebenen Andeutungen in geradem Widerspruche steht. Dagegen hat Lieberkühn mit Grund darauf aufmerksam gemacht, daß die einzelnen Feldherrn nach verschiedenen sich gleichsam von selbst ergebenden Epochen der Geschichte zusammengruppirt sind. So stehen die Feldherrn, die sich in den Perserkriegen auszeichneten, bey einander, ihnen reihen sich die des peloponnesischen Krieges an, hierauf folgen die Zeitgenossen der spart. Hegemonie und des kurzen Glanzes von Theben und nach der macedonischen Epoche kommen ganz chronologisch richtig zum Schlusse die beyden Carthager. Daß unter diesen Feldherrn nicht lauter Griechen, sondern auch ein Datames und Eumenes eingereiht sind, wird nur denjenigen befremden, der vergißt, daß im Prologus ganz allgemein ein liber de vita excellentium imperatorum versprochen wird, ferner, daß in dem sogenannten Abschnitt de regibus (in allen Mss. schließen sich diese drey Cap. unmittelbar und ohne Ueberschrift an die vita Timol. an), ja gleichfalls von den Königen der Barbaren die Rede ist und somit auch am Schlusse des Hannibal die röm. Feldherrn denen aller auswärtigen Völker, nicht geradezu ausschließlich den griechischen entgegengestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Unter Nro. III. bringt derselbe Hr. Mocyer Auszüge aus einem auf der Wirzburger Universitätsbibliothek befindlichen Nekrologium des Bamberger St. Jakobstiftes vor. „Da diese Auszüge," sagt Hr. M., „manche Nachrichten erhalten, welche im siebenten Berichte nicht angetroffen werden, so theile ich diese hier mit." —

Jetzt erst kommen die Beylagen, deren dieser achte Bericht 2, eigentlich 3 enthält. Die Beylage I. führt den Titel: Fortsetzung der Auszüge aus Urkunden und gleichzeitigen Chronisten zur Geschichte Bamberg's, verfaßt von Hrn. Heinrich Joachim Jäck, k. Bibliothekar zu Bamberg. — Der Kürze halber will Ref. diese Auszüge fortan „Bamberger Regesten" nennen.

Dreymal hat der Hr. Vereinssekretär Jäck angesetzt, Bamberger Regesten zu liefern. Das erstemal im sechsten Jahresbericht, mit dem J. 803 beginnend und mit 1006 30. Oct. aufhörend; das anderemal im siebenten Jahresbericht, anhebend mit 751 und abschließend mit 1102 Dezemb., das drittemal endlich im vorliegenden achten Jahresbericht, anfangend mit Nachträgen von urkundlich vorkommenden Ortschaften aus dem 9 — 12. Jahrhunderte und mit dem Tode Bischofs Otto des Heiligen 1139, 30. Juni endigend.

Seine deutlich ausgesprochene Absicht bey Fertigung dieser Regesten war: „die Hoffnung, besonders den auf dem Lande wohnenden Mitgliedern (des hist. Vereins) einen Genuß zu verschaffen." — Bis Dr. Pertz die wichtigsten und ganz unverfälschten Diplome Deutschlands herausgeben kann, — was noch lange dauern dürfte, — theilt Hr. J. „hier noch einige Auszüge aus anderen Chronisten und den Urkunden der bewährtesten Diplomaten nach dem Wunsche anderer Vaterlandsfreunde einstweilen mit." — Dronke's Ausgabe der Fuldaer Alterthümer und die beyden letzten Pertzischen Monumenten Bände (VII. und VIII.) enthalten mehrere Neuigkeiten und Berichtigungen für Hrn. J's Auszüge, welche Berichtigungen er kurz angiebt und mit den Worten schließt: „Sollte ich manche Urkunde noch übersehen, oder irrig nach der Zeit bezeichnet haben, so werde ich jeden belehrenden Wink mit Dank erkennen, und den Fehler bey der ersten Gelegenheit eben so offen anzeigen, wie ich es hier bey dem 8. May 1017 gethan habe."

Auf eine solche Aeußerung hin will es der Unterzeichnete unternehmen, die einzelnen Angaben in diesen Regesten näher zu prüfen.

Was an diesen Bamberger Regesten gleich beym ersten Blick auffallen muß, das sind die wiederkehrenden Berichtigungen in der 2. und 3. Abtheilung (VII. und VIII. Jahresbericht). Waren wir bereits beym 30. Okt. 1006 angelangt, so müssen wir uns in der 2. Abth. zur Rückkehr auf das J. 751 bequemen und sofort die Jahre 788, 795, 821, 844, 889, 900 u. s. w. bis zum J. 1002, 1005 durchlaufen. Und doch war, genau besehen, alles Materielle, woraus diese Regesten genommen, schon lange vor dem J. 1843 vorhanden. Weßhalb wurden sie nicht schon dort, als an der geeigneten Stelle mitgetheilt? So kennen wir z. B. aus der Serrarischen Sammlung der Bonifacischen Briefe (1605 4.) das Schreiben des Papstes Zacharias vom 4. Nov. 751 in Bezug auf den Tribut, welchen die auf christlichem Boden angesiedelten Slawen auf des Papstes Rath ihren Herren fortan zu entrichten hatten. Nicht auf Eckart Fr. Or., der ja keine Urkunde und überhaupt keine Quelle ist, sondern auf eben dieses päpstliche Schreiben hätte verwiesen werden sollen; dann erst hätten Eckart und die übrigen Neueren folgen mögen.

Nicht besser ergeht es uns in der vorliegenden 3. Abtheilung (8. Jahresbericht). Vom J. 1102, Dez., mit welchem im 7. Jahresbericht die Regesten schließen, müssen wir uns das Zurückgehen bis 1009 gefallen lassen. Allerdings sind seit dem Erscheinen dieser letzten Abtheilung in diesem Jahre die 2 neuesten Bände der Mon. Germ. hist. und mit ihnen mehrere Neuigkeiten zum Vorschein gekommen, allein es sind in eben dieser 3. Abtheilung Auszüge aus Schriften gegeben, die seit vielen Jahren bekannt sind, wie z. B. Goldast constit. imp., Spieß Aufklärungen, Oesterreichers und Schultes Schriften, Ussermann, die Fürther Deduction, Ludewig Scrpt. rer. Bbgs., Oefele, Hontheim hist. Trevir.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Ehe wir daher mit Hrn. B. auf die Ermittelung des Verfassers gleich von vornherein verzichten und wegen mangelnder Uebereinstimmung der gegebenen Anhaltspunkte diese selbst ohne Weiteres bey Seite legen, lohnt es doch wohl der Mühe, die ganze Sachlage etwas näher in's Auge zu fassen und den Gang der bisherigen Untersuchungen in den Hauptmomenten zu verfolgen. Um daher zunächst auf Aemilius Probus zurückzukommen, so scheint, es muß vor Allem die Frage beantwortet werden, unter welchen Prämissen dieser Name mit dem des Cornelius Nepos vertauscht worden ist. Hier ergibt sich nun, wie bereits bemerkt wurde, daß diese Aenderung in keiner Weise durch die Handschriften veranlaßt worden ist; der offenbar älteste cod. unsrer Biographien, der Danielinus, von welchem uns freylich nur eine theilweise lückenhafte Collation überliefert worden ist, gab als Inder: „Incipiunt capitula in librum Aemilii Probi de excellentibus ducibus exterarum gentium“ und als Titel: „Liber Aemilii Probi de laudibus (?) exterarum gentium. Prologus.“ Aber auch alle neuerdings verglichenen Mss. nennen den Aemilius Probus und nicht den Nepos. Allein vielleicht ist von irgend einem der älteren Gelehrten durch schlagende innere Gründe unser Werkchen dem Nepos zugesprochen worden und auf dessen Urtheil hin der handschriftliche Name des Verfassers abgeändert worden? — Allerdings hatte der gelehrte Gifanius eine solche Darlegung versprochen und es ist nicht unmöglich, daß der handschriftliche Nachlaß dieses Kritikers, welcher namentlich einen Apparat zu Nepos enthalten haben soll, noch irgendwo unter den Schätzen einer Bibliothek verborgen liegt. Allein da Gifanius, wie Roth nachgewiesen hat, keinen andern cod., als eben den Danielinus zur Hand hatte, so steht wenigstens so viel fest, daß die „certissimae rationes,“ mit welchen er die vitas dem Nepos zu vindiciren versprach, keine diplomatischen gewesen sind, sondern sich wahrscheinlich gleich den von Lambin angeführten Argumenten auf Inhalt und Sprache der Biographien mögen bezogen haben. Des Letzteren Bemerkungen aber (in der Vorrede zur Pariser Ausgabe 1569) haben vorzugsweise den Zweck, denjenigen gegenüber, welche gestützt auf das berüchtigte, zuerst von Magius veröffentlichte Epigramm, den Verfasser unsrer vitae in das Zeitalter des Theodosius versetzten, den Satz zu erhärten, daß das Werkchen ein Product nicht dieser späteren Zeit, sondern vielmehr der ciceronianischen Periode sey. Faßt man bloß den negativen Theil der Behauptung ins Auge, so wird sich wenig Erhebliches gegen seine Beweisführung einwenden lassen; insbesondere sind die von der Einfachheit und Ungeschminktheit der Diction des Autors hergenommenen Gründe von Lambin so geschickt hervorgehoben, daß dieselben bey allen späteren Untersuchungen unsres Gegenstandes Grundlage geblieben sind; und auch Hr. B. hat für gut gefunden, p. 11 theilweise dessen eigene Worte abdrucken zu las-

sen. Sollen aber diese Gründe weiterhin beweisen, daß diese vitae gerade nur in der Zeit vor dem Untergange der röm. Freyheit, und nicht etwa auch im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung geschrieben worden seyen, so muß die Beweisführung als ungenügend und mangelhaft gelten. Auch Vellejus Paterculus und Seneca haben freymüthige Aeußerungen und Urtheile über römische Zustände, auch sie sprechen von Tyrannen und von Freyheit, auch sie beklagen jene unheilvolle Zeit, wo das siegreiche Römervolk in seinem Innern durch die unersättlichen Leidenschaften seiner Imperatoren zerfleischt wurde; man vgl. z. B. zu Milt. c. 8, 3 u. Dion. c. 9, 5 Stellen wie Vell. II, 29 extr., Sen. de benef. II, 21 p. 162 Bip., zu Eum. 8, 2 Vell. II, 81, ferner zu Epam. c. 10, 3, Ages. c. 4, 2, wo man Anspielungen auf Cäsar und den Bürgerkrieg zu finden glaubt, mit Sen. de benef. V, 15 p. 258. Daher können die wenigen Stellen, mit deren Hülfe Lambin auch immer nur zunächst gegen die Verlegung der Schrift in das vierte Jahrhundert ankämpft, unmöglich auch den Beweis liefern, daß dieselbe in den letzten Zeiten der Republik verabfaßt sey. In der That sind die spärlichen und wirklich sehr unschuldigen Aeußerungen unsres Autors, von welchen aus man einiges Licht über sein Zeitalter zu erhalten gehofft hat, von der Art, daß sie unter allen Verhältnissen konnten geschrieben werden.

Ein weiterer Theil der Bemerkungen Lambins geht dahin, den Namen Aemilius Probus zu verdächtigen, indem angeführt wird, Probus sey ein Familienname, der erst in den späteren Zeiten der röm. Geschichte häufiger werde, und von allen uns bekannt gewordenen Männern, die den Namen Probus geführt, könne erweislich keiner der Verfasser unsres Büchleins gewesen seyn. Man sieht sehr leicht, wie mangelhaft und unstichhaltig eine Deduction ist, die auf solche Weise Folgerungen zieht: „Uns ist aus jener Zeit kein Aem. Probus bekannt, folglich ist auch ein Aem. Probus nicht der Verfasser der Schrift.“ Daß übrigens der Name Probus nicht ausschließlich nur in den späteren Jahrhunderten gesucht werden dürfe, aus welchen uns Lambin eine Reihe Männer dieses Namens aufzählt, beweist der berühmte Grammatiker aus Berythus, Valerius Probus, der doch schon unter Nero lebte. Lambin hat seiner nicht erwähnt; überhaupt, scheint es, hat er die Blöße seiner Argumentation selbst gefühlt, indem er sie mit dem Machtspruche zu decken sich bestrebt: „Si quis alius Probus, mihi ignotus, auctor fuisse dicatur: vereor, ne nunquam in natura rerum fuerit, sed inani cogitatione duntaxat depictus sit atque informatus.“ Der zufällige Umstand, daß uns für einen überlieferten Schriftsteller-Namen nicht zugleich eine sonst geschichtlich bekannte Person zu Gebote steht, unter welche wir jenen zu subsumiren vermögen, kann durchaus nicht ermächtigen, jenen selbst ohne Weiteres in Frage zu stellen.

Noch mißlicher wird begreiflicherweise die Sache, wenn es darauf ankommt, nun vollends den Cornelius Nepos anstatt des Probus hereinzuziehen; ein Unternehmen, für welches bey den geringen und selbst noch zweifelhaften Fragmenten, die wirklich mit dem Namen des Nepos auf unsre Zeit gekommen sind, und bey dem gänzlichen Stillschweigen der Alten in Betreff der vitae excellent. imp. sich wohl nie Gründe werden aufrecht machen lassen, welche eine wenn auch noch so gelehrt eingefädelte Vermuthung zur unumstößlichen Wahrheit zu erheben vermöchten. Lambin verwahrt sich hier auch ausdrücklich gegen jeden Schein von Rechthaberey und Arroganz und erklärt, daß er bey seiner Ansicht über den Verfasser Andersdenkende keineswegs verdammen wolle; der Gegenstand sey schwierig und nicht ohne Gefahr; daher möge ein Jeder nach eigenem Ermessen entscheiden.

Nun steht aber die Sache so, daß wir, wenn diese Biographien selbst unter dem Namen des Nepos auf uns gekommen wären, triftigere und beweiskräftigere Argumente gegen die Aechtheit des Schriftchens aufzubringen im Stande wären, als diejenigen sind, vermittelst welcher erst jener Verfasser-Name gewonnen werden soll. Oder muß es nicht befremden, daß unter den von den Alten selbst ziemlich häufig angeführten Werken des Nepos nirgend eines Buches de vita exc. imp. Erwähnung geschieht, nirgend von den Grammatikern einer Stelle oder eines Wortes gedacht wird, welches unsern

vitis entnommen wäre? — Gellius kannte des Nepos Schriften genau (cf. N. A. XV, 28), und nach seiner Weise, Schriftsteller zu lesen, darf man voraussetzen, daß er grobe Verstöße gegen Geschichte und Chronologie, wie sie sich in unsern vitis vorfinden (Milt. 1, 1. Paus. 1, 2. Cim. 2, 2. Dat. 2, 2. Dion. 2, 2 und 3. Phoc. 1, 3. Timol. 8, 4. u. s. w.), zuverläßig gerügt und verbessert hätte, wenn ihm dieselben irgendwo bey Nepos aufgestoßen wären, dem er an der genannten Stelle selbst das Zeugniß eines „memoriae rerum non indiligens“ gibt. Auf der andern Seite führt der Verfasser unsrer Biographien wohl einige eigene Werke z. B. de regibus, de historicis graecis an, von denen uns sonst nichts bekannt ist; erwähnt aber der notorisch von Nepos verfaßten Werke, de illustribus viris, Chronica, exempla, mit keiner Sylbe. Die Vermuthung neuerer Gelehrten, daß unser Büchlein de vita excell. imp., so wie die oben erwähnten de regibus, de hist. gr. einzelne Theile eines größern Werkes des Nepos, nämlich de illustribus viris gewesen seyen, und die hierauf begründeten Versuche, aus diesen muthmaßlichen Bestandtheilen durch Combination jenes Werk des Nepos förmlich zu construiren, ein Verfahren, wie es noch jüngst in Jahns neuen Jahrbüchern (X. Supplementbd. S. 73 — 98) von Hermann Peck ist eingeschlagen worden, kann wenigstens vor der Hand nur als eine Hypothese betrachtet werden, welche übrigens das, um was es sich zunächst handelt, nämlich die Autorschaft des Nepos bereits als erwiesen voraussetzt und deßhalb hier nicht weiter in Erwägung kommt.

Anders verhält es sich mit der von Rinck aufgestellten Ansicht, welche durch das bekannte Epigramm wenigstens scheinbar eine gewissere Grundlage erhält. Rinck nimmt nämlich an, daß der in den Distichen sich selbst nennende Probus im Zeitalter des Theodosius ohne die Absicht zu täuschen unter dem Namen des Cornelius Nepos das Büchlein de vita exc. imp. geschrieben und damit eine schon damals vorhandene Lücke in dem Werke des Nepos de viris illustr. ergänzen wollte, gleichwie Hirtius die Commentarien Cäsars, Freinsheim den Curtius vervollständigt habe. Zu diesem Zwecke habe er sich nun besonders bemüht, die Diction des Nepos und

seines Zeitalters nachzuahmen; dieß sey ihm inzwischen doch nicht so gelungen, daß nicht hie und da Spuren und Merkmale seines eigenen Zeitalters übrig geblieben; gleichwie auch nicht zu verkennen sey, daß er in Bezug auf den Inhalt die übernommene Rolle des Nepos großentheils richtig gespielt, anderwärts dagegen wieder aus derselben herausgefallen sey u. s. w. Dieser Reihe von Vermuthungen hat zwar Rinck durch einen großen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit Eingang zu verschaffen versucht; allein auch hier sind der Voraussetzungen wieder so viele nothwendig, daß man nirgends rechtsicheren Boden gewinnt. Was zuvörderst das Epigramm anlangt, so ist dasselbe nach Form und Inhalt ein so schlechtes Machwerk, daß, man mag den Inhalt unsrer Biographien auch noch so niedrig ansetzen, man sich dennoch versündigen wird, wenn man den Verfasser derselben mit der Person jenes Versemachers identificirte. Abgesehen von der schlechten Nachahmung von Ovid's Trist. I, 1. (vergl. auch Mart. ep. I, 71), abgesehen von der holprichten, mitunter sogar unverständlichen Sprache und den innerhalb weniger Zeilen sich häufenden metrischen Schnitzern, welche Rinck vergeblich durch vereinzelt vorkommende Licenzen andrer Dichter zu beschönigen versucht, enthält das Epigramm selbst genau besehen Nichts, was für Rincks Vermuthung spräche. Sollte Theodosius von Anfang an das Buch für ein Werk des Nepos halten und erst durch die am Schlusse folgenden Verse enttäuscht werden, so muß Rinck, der doch sonst dem Zeugniß der Mss. ein so bedeutendes Gewicht beylegt, voraussetzen, daß der Titel, wie ihn die uns bekannten Handschriften darbieten, unächt sey und ehemals auf Cornelius Nepos gelautet habe; sonst begreift man nicht wohl, wie er dazu kommt, anzunehmen, Probus sey mit des Cornelius Maske aufgetreten, von welchem letzteren doch weder im Epigramm, noch in dem ganzen Büchlein die geringste Spur vorhanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Muß sich uns bey Erwägung solcher Verhältnisse der Gedanke nicht aufdringen, Hr. J. hätte nicht eher seine Regesten dem Drucke übergeben sollen, als bis Alles oder das Meiste des bereits vorhandenen und zur Sache gehörigen Materiales durchgesehen, zusammengetragen und geordnet gewesen wäre, weil ja bey dem gegentheiligen Verfahren der Berichtigungen und Nachträge kein Ende wird? — Wer sich aus den vorliegenden 3 Abtheilungen (6. 7. und 8. Jahresbericht) einen klaren, von Jahr zu Jahr fortgehenden Ueberblick der Ereignisse verschaffen will, der muß ein eigenes chronologisches Verzeichniß in der Art anlegen, daß er für die Berichtigungen und Nachträge der 2 ersten Regesten-Abschnitte die Jahreszahlen und Monatstage mit gehörigem Raum offen hält und sie aus ihnen heraus in Ein Corpus zusammenschreibt. Es ist möglich, daß Manchem auf dem Lande eine solche Arbeit als ein angenehmes, genußreiches Geschäft erscheinen mag; Andern wieder, denen es um Belehrung über Ereignisse der vaterländischen Geschichte in ungehemmt fortschreitender Darstellung zu thun ist, werden weder die 3 Abtheilungen mit ihren Ergänzungen, noch die dadurch nothwendig werdende Arbeit sonderlich zusagen und ich fürchte fast, die Zahl dieser Letzteren dürfte die überwiegende seyn! —

Die Brauchbarkeit von Regesten wird gar sehr durch die möglichst genaue und pünktliche Angabe der Quellenstellen erleichtert. Bey den vorliegenden hingegen hat man über das Weniggenaue der Citate zu klagen; ganz besonders ist dies bey dem letzten Pertz'schen Monumenten-Band (VIII.) der Fall. An 25 Stellen ist jedesmal derjenige Band, in welchem sich Eckard und der Annalista Saxo befinden, — bekanntlich der VIII. der ganzen Folge oder der VI. der Scriptores — irrig aufgeführt, man mag nun die ganze Folge der Bände oder blos die der Scriptores nehmen.

Auch eine gewisse Nachläßigkeit in Bezug auf die Ordnung der J'schen Auszüge läßt sich gewahren. Kommen in Einem Jahre mehrere Ereignisse zu verzeichnen, so geschieht dieß in der Regel nach der Folge der Monate, d. i. vom Jänner bis Dezember; weiß man aber nur das Jahr, so werden solche Ereignisse eines Jahres zuletzt angesetzt. In den vorliegenden Regesten ist das Jahr 1106 reich an Denkwürdigkeiten. Hr. J. beginnt, diese je nach den betreffenden Monaten einzutragen. Also 1106 Februar; allein gleich darauf folgt der 21. November (richtiger October: hebdomata quarta mensis Octobris) desselben Jahres, hierauf kommt das Jahr 1106 ohne Tagesangabe, dann aber der 23. August, dem der 3. May und diesem der 25. Dezember auf die Ferse tritt. Die Mühe, hier Ordnung zu halten, wäre für Hr. J. in der That eine sehr geringe gewesen.

Den Inhalt der Regesten selbst angehend, bemerken wir, daß es die Natur des Gegenstandes erheische, dann und wann auch einen Blick auf die früheren J'schen Regesten im 6. und 7. Jahresbericht zu werfen.

Regesten, welche laut Ueberschrift: „Beyträge zur Urgeschichte Bambergs" seyn sollten, dürften jedenfalls mit einem früheren Jahre beginnen, als im Sommer 803, wie die 1. Abtheilung oder mit dem J. 751, wie die 2. Abtheilung gethan. Was das J. 803 angeht, so sagt der hier citirte Eckart zwar nichts von Bamberg, sondern er spricht von den Slawen-Kirchen zwischen Mayn und Rednitz, die Karl d. Gr. dem Bischof Wolfger bestätigt haben soll. Auch das J. 751 ruft uns (so wie die folgenden Jahre 788—900 und 923), eine Bevölkerung in das Gedächtniß, die gerade in unserer Gegend so dicht angesessen war, daß neuere Forscher hierdurch zu dem Schlusse verleitet werden konnten, diese ganze Bevölkerung sey nicht eine deutsche, sondern eine slawische gewesen. Alle in der Erde verborgenen Waffen, Urnen, Schmucksachen u. s. w., welche in unseren Tagen an das Licht gezogen worden, schreiben jene Forscher sofort diesen slawischen Stämmen zu, ohne zu bedenken, daß Grund und Boden um unsere Stadt und jener des vormaligen Fürstbisthumes Bmbg. in der That nicht blos diese eine slawische Population, sondern, bevor diese hier sich niedergelassen, eine nicht unbedeutende Zahl aus anderen Volksstämmen, als den slawischen, nothwendiger Weise genährt haben müsse. Und soll ein Beytrag zur Urgeschichte Bmbg's. von diesem Wechsel der Bevölkerung Umgang nehmen dürfen? Wir glauben nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir aber einstweilen diese Voraussetzung als wahr; — wie konnte dann Probus erwarten, Theodosius werde nach dem Verfasser fragen („si rogat auctorem"); als solcher war ihm ja schon Nepos von vorn herein bezeichnet und im Verlaufe der einzelnen Biographien nirgendwie Veranlassung gegeben, daran irre zu werden! — Ist es denn aber überdieß als ausgemacht anzunehmen, daß der als Autor der Biographien genannte Aemilius Probus mit dem Epigrammatisten, der sich kurzweg Probus nennt, ein und dieselbe Person sey? — Läßt sich überhaupt nur nachweisen, daß jene Verse zu unsern vitis gehören und nicht etwa ursprünglich an einer andern Stelle gestanden haben? — Magius betrachtete das Epigramm als Vorrede zu dem am Schlusse des Hannibal angekündigten, jetzt nicht mehr vorhandenen Buche de Romanis imperatoribus und wurde hierin offenbar durch die richtige Wahrnehmung geleitet, daß die Dedication an Theodosius dem zu überreichenden Buche vorangehen mußte, keinesfalls an einer Stelle eingeschaltet werden durfte, wo so bestimmt der Uebergang zu einem neuen Buche und integrirenden Theile des ganzen Werks eingeleitet wird. Inzwischen ist der Inhalt der Verse so allgemein und ohne alle bestimmte Beziehung auf das dazu ursprünglich gehörige Buch, daß mit denselben jede beliebige Schrift dem Theodosius überreicht werden konnte.

Unter diesen Umständen stimmt Ref. Herrn B. vollkommen bey, welcher das erwähnte Epigramm als das Product des librarius, der ja selbst in seinen Versen kein andres Verdienst als das seiner Hände geltend zu machen sucht, bey der Untersuchung über den Verfasser unsrer Biographien bey Seite legen zu dürfen glaubt und sich wundert, daß manche Gelehrte demselben ein so großes Gewicht haben einräumen mögen.

Sieht man demnach ab von Allem, was gelehrte Vermuthungen und Combinationen bey unsrer Frage suggerirt haben; so steht vor Allem so viel fest, daß für die zweyundzwanzig vitas, Miltiades bis Hannibal, einschlüssig des prologus, die Autorschaft des Cornelius Nepos keineswegs erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich gemacht ist, indem dieselbe aller äußeren und inneren Zeugnisse entbehrt. Nur Gewohnheit und gleichgültiges Hinnehmen ohne erneute Prüfung konnte einer Ansicht Jahrhunderte hindurch Glauben und Verbreitung verschaffen, die der Gelehrte selbst, welcher sie nicht sowohl erfunden, als nur erst weitläuftiger besprochen hat (cf. Rinck proleg. p. XXV), nämlich Lambin, mit sichtbarer Mäßigung und Behutsamkeit aufzustellen für gut befunden hat. Der Name Aemilus Probus ist durch alle bis jetzt verglichenen Mss. constatirt, und sobald man ihn und den Probus des Epigramms nicht als eine Person betrachtet, auch kein Hinderniß vorhanden, denselben für den wirklichen Verfasser des Buches zu halten. Denn wenn hier etwa mit Bezug

auf die Anrede an Atticus im Prolog eingewendet werden wollte, daß unter den Zeitgenossen jenes vielbekannten Mannes nirgends etwas von einem Aemilius Probus verlaute; so muß dagegen bemerkt werden, daß durchaus gar Nichts nöthigt, den Atticus des Prologs gerade nur für den bekannten Tit. Pomp. Atticus, den Freund des Cicero, zu halten. Im Gegentheil scheint aus Hannib. c. 13 in. ziemlich deutlich hervorzugehen, daß wir in dem Prolog an einen andern Mann desselben Namens zu denken haben, denn schon Magius bemerkte mit Recht zu dieser Stelle: „si Attici amicus fuisset Probus illudque ipsi opus dicasset, id non sine aliqua honoris mentione fecisset, aut saltem Atticum suum appellasset.“ Welcher Attikus nun in der Vorrede gemeint sey, bleibt in Frage gestellt und untersuchen zu wollen, ob vielleicht der von Quinctilian III, 1, 18 erwähnte, oder Atticus Vestinus (Tac. Ann. XV, 48. Suet. Nero c. 35), oder der Atticus, an welchen Martialis (VII, 32. IX, 100) einige Epigramme gerichtet hat, der unsrige sey, wäre ein sehr vergebliches Unternehmen, da uns alle Notizen abgehen, die auch nur auf eine Spur leiten könnten. So viel scheint gewiß, daß der Prolog mit seinem verschrobenen Inhalte, so wie dessen zweymalige Wiederholung bey Epam. c. 1 u. c. 2 im Munde des Historikers Corn. Nepos gegenüber dem mit griechischer Sitte so vertrauten T. Pomponius Atticus eine pure Lächerlichkeit ist.

Während auf diese Weise die Bestimmung über das Zeitalter, welchem unsere vitae angehören mögen, jene Stützen verliert, die derselben durch Adoptirung des Verfasser-Namens Cornelius Nepos früherhin künstlich unterbaut wurden; so läßt sich doch von zwey Seiten aus wenigstens bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ein Urtheil darüber fällen. Die Quellen-Schriftsteller, deren sich Aemil. Probus laut eigener Angaben bedient hat, reichen nicht über August herab. Die jüngsten, deren er erwähnt, sind T. Pomp. Atticus und Sulpicius (Hannib. c. 13- 1). Letzteren hat man sonst mit Vossius für den Großvater des Kaisers Galba gehalten, da die Alten eines umfassenden Geschichtswerkes von seiner Hand gedenken (cf. Plut. Rom. c. 17. Suet. Galba c. 3. Oros. V. 23). Mit mehr Recht hat wohl Rinck auf jenen Sulpicius (Flavus) hingewiesen, der von Sueton (Claud. c. 41.) als Lehrer des Kaisers Claudius und als dessen Gehülfe bey seinen historischen Arbeiten genannt wird; Ref. glaubt wenigstens, daß der nicht gar ehrenvolle Beyname Blito (*βλίτων*), welcher in den meisten und besten mss. des Probus dem Sulpicius sich beygegeben findet, zusammengestellt mit einer Aeußerung des Kaisers Augustus bey Sueton. Claud. c. 4. med., uns mit weit mehr Grund auf Sulpicius Flavus, als auf Sulpicius Galba rathen läßt. Wie dem indessen auch sey — denn chronologisch ist der Unterschied nicht sehr bedeutend — eine Quelle, die einer Nachaugusteischen Periode angehörte, wird weder von Probus irgendwo angeführt, noch kann erwiesen werden, daß derselbe stillschweigend eine solche benützt habe. Rinck hat sich zwar bemüht, Letzteres in Betreff des Plutarch darzuthun; allein erstlich läßt sich die Sache nirgends zu solcher Evidenz bringen, wie an jenen Stellen, wo Probus den Thucydides, Ephorus, Theopompus u. a. ausgeschrieben hat, indem namentlich die Möglichkeit sehr nahe liegt, daß Probus und Plutarch aus einer und derselben Quelle geschöpft haben; zweytens aber sieht man, wenn man nicht von der Rinck'schen Hypothese befangen ist, gar nicht ab, wozu Probus einen jüngeren Gewährsmann verschweigen sollte, wenn er ihn wirklich benützt hat.

An sich betrachtet wird nun freylich durch die Wahrnehmung, nach welchen Quellen Probus gearbeitet, für eine apodiktische Feststellung der Jahresreihe, welcher derselbe zuzuweisen wäre, Nichts gewonnen. Aber die Folgerung ist begründet, daß die Abfassung dieser Biographien jedenfalls einem Zeitalter angehört, in welchem das Studium jener bedeutenden Historiker der Griechen, auf welche sich Probus hie und da bezieht, wenigstens bey einem Theil der röm. Nation noch lebendig und im Gange war, wo man sich also auf jene Männer, als bekannte Autoritäten berufen konnte und wollte, um für die eigenen Angaben Vertrauen zu erwecken. Dieses Stadium römischer Bildung erreicht aber bekanntlich gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung sein Ende, nachdem bereits

das Bedürfniß gründlicher Studien in dem oberflächlichen Treiben eines geistesarmen und erschlafften Zeitalters verschwunden war. Die römischen Schriftsteller späterer Zeit begnügen sich größtentheils, ihre Vorgänger encyclopädistisch auszubeuten, da der großen Masse des Volkes das ausgedehnte Gebiet vaterländischer Litteratur mit wenig Ausnahmen in solchem Grade ein unbekanntes Land geworden war, daß z. B. ein Macrobius sich erlauben konnte, ganze Seiten aus Seneca und Gellius wörtlich auszuschreiben, ohne auch nur deren Namen zu nennen*).

Wenn man demnach von diesem Gesichtspunkte aus geneigt seyn dürfte, für Probus etwa die letzten Jahrzehende des ersten Jahrhunderts oder die erste Hälfte des zweyten in Ansatz zu bringen, so wird einer solchen Vermuthung weiterhin auch durch die Rücksicht auf den inneren Gehalt seines Schriftchens, auf seine Sprache und Darstellung keineswegs Eintrag gethan. Literarische Erscheinungen der nachaugusteischen Zeit, wie Vellejus oder vollends Seneca und Tacitus, darf man hier freylich nicht in Vergleich bringen wollen. Bey diesen Männern ist Styl und Ausdruck der Reflex ihrer ganzen Bildung, Gesinnung und Anschauungsweise, und zeigt mithin auch ein scharfgezeichnetes, charakteristisches Profil. Probus hat weder für die Kunstform der Biographie noch als Historiker Etwas von Bedeutung geleistet; sein einziges Verdienst ist die schlichte, einfache Art seiner Erzählung. Allein auch hierin hängt er ganz von seinen Quellen ab; je getreuer er sich seinem Originale anschließt, desto mehr belebt und erhebt sich seine Darstellung, wogegen sie an einzelnen Stellen bis zu der Nüchternheit und Farblosigkeit herabsinkt, wie sie uns etwa bey Aurelius Victor de vir. ill. begegnet. Um sich von dieser

*) Neben den in der Vorrede zu den Saturn. für dieses Verfahren angegebenen Gründen, mochte Macrobius wohl auch für sich die Absicht in Anspruch nehmen, „ne omnino memoria veterum deleretur, quos sicut praesens sensus ostendit, non solum neglectui, verum etiam risui habere jam coepimus.“ (Sat. VI., 1. p. 152. ed. Bip).

Ungleichheit des Styls zu überzeugen, vergleiche man Conon. c. 1. mit c. 3. und 4. derselben Biographie, oder den sogenannten Abschnitt de regibus (Timol. c. 6—8.) mit Dat. c. 3. und 4., Dion c. 8., oder auch Hann. c. 3. mit c. 2. Es ist überhaupt merkwürdig, daß diejenigen Stellen in unseren vitis, in welchen Probus das schriftstellerische Geschäft, so zu sagen, auf eigene Rechnung treibt, nach Form und Inhalt große Mittelmäßigkeit verrathen. Hieher gehört, um nur Einzelnes anzuführen der merkwürdige Uebergang vom Prologus (§. 8.) auf die vit. Milt., der sich, selbst abgesehen von den schwer zu enträthselnden Ausdrücken „Festinatio“ und „magnitudo voluminis,“ mit Hann. c. 13. 4., und Epam. c. 4. 6. durch keinerley Interpretation in Einklang wird bringen lassen. Hieher gehört die mit einer gewissen Selbstgefälligkeit eingeschaltete Aeußerung Epam. c. 4. 6., durch welche Probus selbst seinen schriftstellerischen Standpunkt und wohl auch das Bedürfniß seines Zeitalters hinlänglich bezeichnet. Man wird unwillkührlich an eine Stelle des Plinius in der Vorrede zur nat. hist. erinnert, der dort, aber allerdings mit weit mehr Grund, von sich sagt: „Viginti milia rerum dignarum cura ex lectione voluminum circiter duum milium ex exquisitis autoribus centum, inclusimus triginta sex voluminibus etc.“ Hieher gehört endlich die gravitätische Einleitung zur Lebensbeschreibung des Pelopidas, wo Probus erklärt, er sey in Verlegenheit, daß seine Biographie wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht zu einem Geschichtswerk erwachse, wozu alsdann die folgenden fünf schmächtigen Kapitel einen wahrhaft komischen Contrast machen. Auch der Eingang zu dem Abschnitt de regibus ist confus und das weiter Folgende so geringfügig und armselig, daß, je zuverläßiger wir hier die eigne Arbeit des Probus erkennen, desto geringer sein Rang als Schriftsteller angesetzt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Die erste Frage, die Jeder, der Laie, wie der in die Geschichte Eingeweihte, beym Anhören, Lesen oder Studieren seiner Landesgeschichte thun muß, ist ohne Widerrede die: „Wer hat zuerst den Boden eingenommen und bebaut?“ Diese Frage stellen wir vergeblich an unsere Regesten. Nur die Slawen drängen sich unabweislich aus den Urkunden herbey. Da aber die diesen vorhergehende mannigfache Bevölkerung keine Urkunden in eigentlichem Sinne des Wortes aufzuweisen vermag, sondern nur aus Stellen der Alten, wie Julius Cäsar, Vellej. Paterculus, Tacitus, Dio Cassius u. a. uns bekannt geworden; oder auch aus den fränkischen Annalisten; so hat sie Hr. J. ohne Weiteres auch übergangen. Ich werde hier nicht wiederholen, wie in frühester Zeit auf dem Boden Groß-Germaniens die Kelten sich niedergelassen, bis sie vor dem Andrang der Deutschen gewichen, wie eine Zeitlang in den Maingegenden des Dio Cassius Markomannis bestanden, in welche Domitius Ahenobarbus die Hermunduren eingewiesen. Ich will nicht anführen, ob und wie weit der Römer Macht in unsern Gegenden vorgedrungen (Sent. Saturninus), wie bey allmähliger Umgestaltung der deutschen Stämme selbst Burgunden eine Zeitlang sich hier aufgehalten, bis das Land nach Attilas verderblichem Zuge in den festen Besitz der Thüringer gekommen, deren König den Ostgothen vielfach verbunden war. Ich schweige vom Sturze des Thüringer Reiches durch die Franken und von den allmählig aus dem Osten herzuziehenden Slawen-Stämmen, die zwar unter Herzog Rudolf eine Heimath und Schutz in derselben gefunden, aber auch frühzeitig germanisirt worden sind. Ich sage nichts von der Thüringer Herzoge Bemühen um die Einführung des Christenthums, von Kilians Wirken und Martyrthum, vom Aussterben der Herzogsfamilie, und dem Nichtwiederbesetzen ihrer Würde, als dem Interesse der Hausmayer zuwider, die fortan an dieser Herzoge Stelle traten, und das Land als eine terra fiscalina betrachten und behandeln.

Alle diese Momente übergangen zu haben, halten wir für einen Fehler des Hrn. Verfassers der Beyträge zu Bamberg's Urgeschichte. Daß er aber auch die Gründung des Bisthums Würzburg (Oktober 741) ganz und gar nicht erwähnt, da doch das ganze Bamberger Land bis zur Errichtung des Bamberger Bisthums dieser Diöcese angehörte, daß er die Stiftung des Klosters Fulda (März 744) zu erzählen unterlassen, welches Kloster doch so zahlreiche Besitzungen in unsern Gegenden erworben hatte, wie Hr. J. nach Dronke nun selbst bekennen muß; dies scheint uns den eben gerügten Fehler noch um Vieles zu überbieten! Wirzburg's und Fulda's Anfänge durften in einem Beytrage zur Urgeschichte, in den Regesten für diese, auf keine Weise übergangen werden. Wem ein solcher Vorwurf zu hart erscheint, der erwäge die Wichtigkeit dieser beyden Momente für Geistes- und Bodenkultur unserer Gegenden. Mit der Gründung dieser beyden Institute begann für unsere Bezirke eine neue Aera; denn unsere Ahnen wurden nur durch das Christenthum einer höheren Bildung entgegengeführt. Sollte dieses der Aufnahme in die Bamberger Regesten nicht würdig seyn?

Mit der Bisthums-Gründung von Wirzburg schon traten aus unserem Bamberger Lande die ersten Orte urkundlich (Rudhart p. 413) hervor, nach denen wir uns in den Regesten wieder vergeblich umsehen. Wir meinen Halazesstat (741 Okt.) im Ratenzgoue und Chungeshofe (741 Okt.) ebendaselbst. Das 1. das benachbarte Hallstadt, das andere Königsfeld bey Holfeld. Beydes Königshöfe*). — Die Mönche des heil. Bonifacius erzeigten sich in unseren Maingegenden gleichfalls sehr thätig. Rudolfsdorf 783. 800, 3. Febr., Eibingon 783. 800, 3. Febr., 804, 4. July, Duristodta 783. 800, 3. Febr., Zaphendorf, Leiterbach, Brahtingon, Eblisfelt, Hengesfelt, Wazcerlosa, loca circa Mogum, Wizmovne, Rothmovne, sind alles Orte, die in Fuldaer Urkunden um's J. 800 erscheinen. Wir übergehen die in späteren Jahren urkundlich vorkommenden Ortschaften, in denen Fulda begütert war. Die oben angeführten fehlen in der 1. und 2. Regesten-Abtheilung; erst in der 3. werden sie, nach Dronke, im Eingange zur Fortsetzung ziemlich durch einander und in allgemeiner Fassung, nicht zu den betreffenden Jahren, sondern nach Jahrhunderten, — und auch hier nicht immer richtig, indem Hallstadt und Königsfeld, Rattelsdorf, Eibing und Döringstadt schon dem 8. Jahrhundert angehören — als Berichtigung aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Beweis bey Rudhart S. 412, 413 u. 566. Gel. Anz. 1844. S. 704. Gel. Anz. 1840. S. 944. Siehe ferner: Gel. Anz. 1840. 943, 944. Gel. Anz. 1842. S. 403. not.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Während daher Probus sich nirgends über seinen Stoff erhebt, ja sogar auf alle Eigenthümlichkeit stylistischer Einkleidung und Eleganz Verzicht leistet, hat er eben dadurch andrerseits einen gewissen Grad von Correctheit erreicht, welche, wenn auch rein negativer Natur und mehr das Ergebniß einer gewissen geistigen Beschränktheit, dennoch den Schein von Classicität um sich verbreitet. Und dieses Verdienst ist es allein, welches ihm die günstigen Urtheile eines Muret, Ruhnken u. A. erwirkt hat, wobey man überdieß nicht übersehen darf, daß dergleichen gelegentliche, oft durch specielle Umstände hervorgerufene Aeußerungen gelehrter Männer nicht in dem Sinne von unumstößlichen Glaubenssätzen ausgebeutet werden wollen. Denn um für des Probus Diction den Nachweis classischer Gültigkeit zu liefern, genügt es nicht, darzuthun, daß diese oder jene Phrase, oder Construction auch von Cicero, Cäsar u. A. gebraucht werde, ebensowenig, als wenn man, wie dieß geschehen, ein Verzeichniß von Barbarismen aus Eutrop anfertigt und nun aus dem Nichtvorkommen derselben in unsern vitis den Beweis für ihre Abfassung in früherer Zeit geführt zu haben glaubt. Bey den römischen Classikern ist die ihre Sprache charakterisirende Concinnität und Bestimmtheit Resultat der geistigen Durcharbeitung und der Beherrschung ihres Stoffes; ihre Meisterschaft in der Form ist nichts Aeußeres, für sich Bestehendes, sondern durch und durch mit dem innersten Wesen ihrer Bildung verwachsen. Auf solchem Boden steht Probus nicht. Seine Erzählung schreitet, ohne durch ein leitendes Prinzip getragen zu werden, Wesentliches und Unwesentliches bunt an einander reihend vorwärts, berührt oft Hauptmomente nur oberflächlich, während sie bey unbedeutenden Histörchen*) mit Vorliebe verweilt und vermag selbst da, wo sie sich den Schein prämeditirter Planmäßigkeit gibt (Ep. c. 1. 4.) sich nicht über ihre gewohnte Sphäre zu erheben. Damit hängt nun genau zusammen, daß auch seine Satzverbindung häufig lose und zufällig ist, zuweilen der logischen Nothwendigkeit entbehrt und sich innerhalb stereotyper, handwerksmäßig gebrauchter Wendungen bewegt. So kommt die nichtssagende Formel „neque vero hoc ille solus (semel) fecit“ in geringen Zwischenräumen auf ähnliche Weise fünfmal hinter einander (Ep. c. 7, 3. Ag. c. 4, 7. Eum. 2, 4. Chabr. c. 3, 4. Hann. c. 11, 7.); ebenso der Uebergang durch neque vero (tamen) non (Thras. c. 2, 2. Con. c. 2, 3; c. 5, 2. Eum. c. 1, 3; an erstgenannter Stelle überdieß ganz unpassend;) durch „neque magis (minus) — quam, neque eo secius, ex quo intelligi (judicari) potest“ und das

*) Man vergleiche Iphicr. c. 3, 4. mit Seneca de const. sap. c. 18 extr.; u. Hann. c. 9—11. mit Justin. XXXII. 4.

bis zum Ueberdruße abgenutzte „quo (fiebat) factum est.“ Zuweilen tritt die logische Bedeutung einer Uebergangspartikel ganz und gar in den Hintergrund und diese selbst dient daher als reiner Lückenbüßer; dieß ist namentlich bey interim öfter der Fall, z. B. Ag. c. 6, 1. (die Schlacht bey Leuctra ist 23 Jahre später, als der Sieg bey Corinth); Dion. c. 2, 4; Chabr. 2, 3; bey itaque Arist. c. 1, 1. Dazu kommt nun noch eine gewisse Sterilität des Ausdrucks, welche den Probus bey Schilderung ähnlicher Vorgänge häufig in ein und denselben Passus verfallen läßt, was um so mehr stört, je trivialer in der Regel der Inhalt der Bemerkung selbst ist; man vergleiche z. B. Them. c. 1, 4. „quo factum est, ut brevi tempore illustraretur“ mit Iph. c. 2, 3. Chabr. c. 2, 2; die geistreiche Glosse über die Böotier Alc. c. 11, 3. Ep. c. 5, 2; ferner Dion. c. 5, 3. „quod omnibus gentibus admirabile est visum“ mit Eum. c. 5, 6; Epam. c. 7, 3. „maxime fuit illustre mit Paus. c. 1, 2; Tim. c. 6, 3; Iph. c. 2, 3. „quod maxime tota celebratum est Graecia“ mit Chabr. 1, 3; endlich Timol. c. 1, 1. mit Thras. c. 1, 1. und 2. und Timol. c. 1, 2. mit Con. c. 5, 1.

Eine gewisse Unbeholfenheit des Ausdrucks verräth auch der gehäufte Gebrauch der Pronomina hic und ille, welche theils in so unbestimmtem Wechsel wiederkehren, daß man sich genöthigt sieht, die darunter zu verstehenden Subjecte beym Uebersetzen zu substituiren; theils mit ganz abgeschwächter Bedeutung als müssige Personalpronomina fungiren z. B. Ag. c. 8, 6. Eum. c. 3, 2. c. 8, 4. Hann. c. 3, 3; anderwärts dagegen sogar für das Reflexiv eintreten z. B. Them. c. 8, 3. (vgl. Bremi zu c. 7, 2.) Paus. c. 4, 6; Dion. c. 8, 2 und 5; Dat. c. 5, 3; Hann. c. 7, 2. c. 9, 4; während das Pronomen hic in seiner gewöhnlichen Bedeutung sehr häufig in dichterischer Weise durch talis ersetzt wird. Ueberhaupt darf man wohl darin ein Kennzeichen des Zeitalters erblicken, daß mitten in der sonst so nüchternen und ungeschmückten Darstellung zuweilen eine Floskel erscheint, welche einem anderen Style angehört, z. B. Dion. c. 10, 3. „ab Acherunte redimere (cf. Justin. V. 4. extr.) Hann. c. 13, 1. acquiescere (cf. Val. Max. IX. 12, extr. 1.), Tim. c. 6, 5. naturae debitum reddere (cf. Vell. Pat. II., 35), Hann. c. 8, 2. vela ventis dare (wo die ganze Stelle Beachtung verdient), Them. c. 5, 3. Marathonium tropaeum, Paus. c. 5, 5. vitam ponere, Dion. c. 9, 4. limen intrare (cf. Phaedr. III, 1, 16); dahin gehört auch der gespreizte Ausdruck Graeca lingua loquentes (Milt. c. 3, 2. Alc. c. 2, 1. Dion. I., 5.), das affectirte Graji, Attici, oder gar Actaei (Thras. c. 2, 1.), acta (Ag. c. 8, 2. vgl. Virg. Aen. V, 613.), rex Perses, wie nach den besten mss. Them. c. 8, 2. Alc. c. 4, 7. Chabr. c. 3, 1. Timol. c. 6, 4. gelesen werden muß (vgl. Quinctil. III., 7, 21. Fronto de bello Parth. p. 326. ed. Maj.), Graecia civitas Alc. c. 7, 4. und Graecia gens Timol. c. 6, 4. (vgl. Gell. N. A. XVII., 21, 23. Fronto p. 68. Apul. Met. I. p. 157. ed. Frob. Thessaliae regionis), Delphicus für Apollo Paus. c. 5, 5. (vgl. Ovid. fast. III. 856) und das alterthümliche donicum Ham. c. 1, 4. (vgl. Fronto p. 305 in margine) u. a. m.

Es ist noch übrig, von den beyden vitis des Cato und Atticus zu sprechen. Hr. B. findet wie bereits angedeutet wurde, zwischen der zuletzt genannten und den zwey und zwanzig ersten Biographien in Bezug auf Diction und Ausdruck einen wesentlichen Unterschied; ja er ist nicht abgeneigt, dem von ihm statuirten Anonymus den Vorzug einzuräumen, indem er die Sprache im Atticus breit und leblos findet und in der ganzen Biographie nur den Abdruck eines matten und geschminkten Bildes („languidam et fucatam imaginem expressam videmus“) erkennt. Ref. gesteht, daß es ihm nach einer sehr gewissenhaften Prüfung nicht hat gelingen wollen, eine wesentliche Differenz der vita Attici von den übrigen, außer insofern dieselbe durch die gänzliche Verschiedenheit des Stoffes bedingt wird, wahrzunehmen. Im Gegentheil der ganze Zuschnitt der Biographie, der Charakter der Erzählung, die Wiederkehr gewisser Lieblingswendungen und Schlagwörter läßt ziemlich sicher auf dieselbe Feder zurückschließen, aus welcher die übrigen vitae geflossen sind. , Diese schwer abzuleugnende Uebereinstimmung ist nun gemeinhin benutzt worden, von der Biogra-

phie des Atticus aus rückwärts per analogiam auch für die übrigen vitas die Autorschaft des Nepos zu beweisen, indem die Erwähnung dieses Schriftstellers in der Ueberschrift des Cato und Atticus zu genügen schien, um für diese beyden Biographien an keinen andern Verfasser weiter zu denken. Nun lautet aber die Ueberschrift des Cato in dem besten ms. (Guelf.): „Excerptum e libro Cornelii Nepotis de Latinis historicis," die des Atticus einfach: „Ex libro Cornelii Nepotis de Latinis historicis," was, wie Ref. glaubt, keineswegs ausreicht, um die Verfasserschaft des Nepos für diese beyden vitas in der Gestalt, wie wir sie besitzen, ohne alles Weitere für constatirt zu erachten; so wenig als bey Justin die Ueberschrift „ex Trogo Pompejo," falls wir von dem Epitomator selbst Nichts wüßten, berechtigte, den Trogus für den Verfasser der auf uns gekommenen Histor. Philipp. zu halten. Die vita Catonis stellt sich auf den ersten Blick als ein bloßer Auszug dar; und daß sowohl hier, als im Atticus Nepos redend eingeführt wird, hindert nicht, an eine Ueberarbeitung von dritter Hand zu denken, weil ja des Letztern Name auf dem Titel genannt war. Im Mittelalter scheint auch eine derartige Beziehung zwischen Probus und Nepos hie und da offenbar angenommen worden zu seyn; dieß beweist wenigstens der Umstand, daß in einer ziemlich großen Anzahl von Handschriften Atticus und Cato mitten unter den vitis des Probus und ohne besondere Ueberschrift aufgeführt werden. Besonders merkwürdig ist, daß der cod. coll. Rom. (vgl. Roth S. 217), dessen Text von geübter Hand redigirt ist, nach Aufführung der Feldherrn in der gewöhnlichen Ordnung und des Cato und Atticus mit den oben erwähnten Ueberschriften, nach der vita Attici die Worte enthält: „Emylius probus de Illustribus ducibus exterarum gentium explicit" und ganz am Schlusse nach dem Fragment aus dem Briefe der Cornelia: „Hi sunt quorum vita ab emylio probo descripta hoc codice continentur. Milciades, Them. u. s. w., und der Letzte ist Pomponius Atticus romanus. Es ist daher wohl nicht zu zweifeln, daß uns die beyden genannten Biographien nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern als Bearbeitungen des Probus vorliegen; und durch diese Annahme finden die anstößigen Zusätze (Att. c. 3, 1. und c. 4, 5. „ut opinor") vielleicht am besten ihre Erledigung.

Gewiß ist, daß auch in sprachlicher Beziehung einzelne Stellen in beyden Biographien erst aus dem späteren Gebrauch erklärt werden müssen. So wird Att. c. 1, 2. indulgens gewöhnlich von den Erklärern für „nachsichtsvoll in bonam partem" genommen (Bremi: „ein Vater, der mit den jugendlichen Fehlern seiner Kinder liebreiche Nachsicht hat"). Jedermann sieht, daß sich diese dem Vater des Atticus beygelegte Eigenschaft zwischen den beyden andern Prädicaten diligens und dives höchst seltsam ausnimmt. Was hier indulgens bedeute, lehrt Seneca de benef. III., 21. p. 190. „At indulsit, liberalius educavit, artes, quibus eruiuntur ingenui tradidit: beneficium est." Indulgens ist also der Vater, der etwas an seine Kinder wendet, der kein pecuniäres Opfer für ihre Erziehung scheut (cf. Apul. Flor. IV. extr. cygno cantum indulsit [Apollo]). Aehnliche Bewandtniß hat es mit dem Adject. temporarius (Att. c. 11, 3.). Bremi erläutert: „tempor. ist der, welcher sich nach den Umständen richtet und nur darum etwas thut, weil er nach der gegenwärtigen Lage der Dinge urtheilen kann, es sey ihm nützlich. Allein abgesehen davon, daß durch diese Erklärung das folgende callidam ganz müßig dasteht, während neque-neque doch einen neuen Begriff fordert, hat das Wort bey den Schriftstellern, bey welchen es vorkommt, (in der classischen Latinität findet sich dasselbe, wie es scheint, gar nicht) nur den Sinn: „vorübergehend, momentan, dem Zeitwechsel unterworfen," vergl. Quinct. V., 10, 28. „His adjiciunt quidam commotionem, hunc accipi volunt temporarium animi motum, sicut iram, pavorem" (cf. Apul. Flor. II. p. 572., „ut natura quibusdam avibus brevem et temporarium cantum commodavit; Met. VII. p. 282. temporarium sedem; ibid. XI. p. 426. larem temporarium.). Somit ist also hier nur diejenige Art von Freygebigkeit gemeint, von welcher Cicero de off. I., 15, 49. spricht, die ohne Urtheil, Maaß und Ueberlegung ihren Grund

in einer momentanen Erregung des Gemüthes hat und deshalb eben so schnell vorschwindet, als sie entstanden ist. Wie sich von selbst versteht, können bey der temporaria liberalitas Rücksichten auf Gewinn und Vortheil mitwirken, allein in dem Worte temporarius liegt der Begriff der Berechnung nicht. Dieß zeigt auch eine der unsrigen ganz ähnliche Stelle bey Seneca ep. IX. p. 23. „Hae sunt amicitiae, quas temporarias populus appellat. Qui causa utilitatis assumtus est, tamdiu placebit, quamdiu utilis fuerit," wo die Worte tamdiu, quamdiu genau auf den Begriff von temporarius zurückweisen. — Um nur noch einiges hieher Gehörige anzudeuten, vergleiche man zu Att. c. 13, 4. „domi natum domique factum" Senec. de clement. I., 9. p. 16. „Ego te Cinna, cum in hostium castris invenissem, non factum tantum mihi inimicum, sed natum servavi; zu c. 21, 2. nactus est morbum Suet. Tib. c. 10; zu Cato, c. 3, 5. „studiosos Catonis" Gell. N. A. XV., 28, 6.

Es darf aber, um noch einen Schritt weiter zu thun, mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Probus überhaupt den am Schlusse des Hannibal versprochenen, nun nicht mehr vorhandenen, zweyten Theil de Romanis imperatoribus aus Nepos compilirt habe. Es ist nämlich Probus unter den späteren Schriftstellern von C. Ampelius und Aurelius Victor (wenn dieser anders der Verfasser des Büchleins de viris illustribus ist) benützt worden. In Beziehung auf ersteren hat dieß bereits Rinck (Proleg. ad Probum p. XIII.) nachgewiesen. Da nun Ampelius bey Aufzählung berühmter römischer Feldherrn und Staatsmänner zweifelsohne aus der nämlichen Quelle geschöpft hat, welche er bey den griechischen benutzte, Aurelius Victor aber mit demselben sehr häufig wörtlich übereinstimmt*), so ist man zu der Vermuthung berechtigt, daß beyde einerley Gewährsmann, nämlich den Probus vor Augen gehabt haben. Diese Vermuthung bestätigt sich vollkommen, wenn man Victor. V. J. c. 47. mit dem ersten Capitel unsrer vita Catonis vergleicht; denn selbst die Ungereimtheiten, welche Victor an jener Stelle berichtet, tragen dazu bey, daß man das Original mit Sicherheit erkennt. Damit wäre nun freylich noch nicht dargethan, daß Probus auch in seinen übrigen Lebensbeschreibungen großer Römer vorzugsweise dem Nepos gefolgt sey; indessen führt uns hierauf doch mit ziemlicher Bestimmtheit die Vergleichung zweyer Plutarchischer Stellen, an welchen Nepos ausdrücklich als Autorität genannt wird, mit den ganz übereinstimmenden, aber abgekürzten Angaben bey Aurelius Victor. Die eine betrifft das Lebensende des Marcellus bey Plut. Marc. c. 30, Victor V. J. 45, 8.; die andre, welche wir der Kürze wegen ausschreiben, den Lucullus: Plut. Luc. c. 43, 3. „*Νέπως Κορνήλιος - φησὶν - ἐκστῆσαι δὲ καὶ καταλῦσαι τὸν λογισμὸν, ὥστ' ἔτι ζῶντος αὐτοῦ τὴν οὐσίαν διοικεῖν τὸν ἀδελφόν.*" Victor 74, 8. „Post cum alienata mente desipere coepit, tutela ejus M. Lucullo fratri permissa est." Bey Aurelius Victor aber an ein Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen-Schriftsteller zu denken, verbietet ebenso die ganze Verfassung des planlosen und von Fehlern vollgestopften Büchleins, wie das literarische Treiben des Zeitalters überhaupt, dem es seine Entstehung zu verdanken hat.

(Schluß folgt.)

*) Vergl. zu Ampel. XVIII. Aur. Vict. V. J. 43, 1. 31, 1. 33, 7. 45, 3. 56, 3. 61, 4. 62. 63. 74, 7. — Zu Ampel. XIX. Vict. 57, 1. 82, 5. 48, 7. 80, 3. 72, 10. 44, 2—5 u. a. m.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Schluß.)

Da die Untersuchung über Cornelius Nepos und die Aechtheit der ihm zugeschriebenen Biographien in neuester Zeit wieder lebendiges Interesse gewonnen hat, so glaubte Ref. denselben Gegenstand etwas umständlicher besprechen zu müssen; um so kürzer wird sich nun das zusammenfassen lassen, was von dem kritischen Theil der Leistungen des Hrn. B. zu sagen ist. Eine genaue Durchsicht des Textes unsrer vitae, wie derselbe in den gewöhnlichen Ausgaben geboten wird, überzeugte Hrn. B., daß eine sehr bedeutende Anzahl von Stellen jeder kritisch gesicherten Unterlage ermangelten, indem die ältern Herausgeber wohl im Einzelnen glückliche Verbesserungen gemacht, eine durchgreifende, zuverlässige Recension des Textes aber theils wegen Geringfügigkeit oder Ueberschätzung ihrer handschriftlichen Mittel nicht hätten geben können, theils, wie Heusinger und Bardili, bey sehr großen Verdiensten um den Schriftsteller nicht hätten vollenden wollen; während auf der anderen Seite ein großer Theil der neueren Bearbeiter, bloß grammatische Zwecke verfolgend, den überlieferten ziemlich bunten Text in der Regel mit geringfügigen Abänderungen beybehalten habe. Hr. B. unternahm es daher zuvörderst, den ganzen kritischen Apparat, welcher sich allerdings zerstreut genug in den einzelnen Ausgaben vorfindet, zu sammeln und zu sichten, um hierauf eine richtige Würdigung der einzelnen mss. begründen zu können und nachdem dieß geschehen, den Text selbst von allen eingeschlichenen, schlecht oder gar nicht beglaubigten Lesearten zu säubern. Dieser von ihm zusammengetragene und dem Text der Ausgabe untergedruckte Apparat beruht aber nun freylich zunächst nur auf den in den Ausgaben von Bardili, Heusinger, Fischer und Dähne enthaltenen Angaben; denn außer den genannten hat Hr. B., wie er selbst praef. p. 9. versichert, keine andre Bearbeitung zur Hand gehabt und nachgesehen. Durch welche Umstände Hr. B. verhindert worden ist, von der doch schon im Jahre 1841 erschienenen Ausgabe von Roth Notiz zu nehmen, ist Ref. unbekannt; jedenfalls würde die Benützung dieser Arbeit Herrn B. die Mühe vielfach erleichtert und ihn zu bestimmteren Resultaten geführt haben. Roth hat nämlich nicht nur das in den früheren Ausgaben befindliche kritische Material bereits sorgfältig und gewissenhaft zusammengestellt und geordnet, sondern auch eine große Anzahl von Handschriften, deren Lesearten bis jetzt unbekannt waren, theils selbst verglichen, theils durch gelehrte Freunde vergleichen lassen, die berühmte Wolfenbütteler Handschrift abermals mit der größten Sorgfalt durchgesehen und ebenso sämmtliche für die Kritik wichtigen älteren Ausgaben zu Rathe gezogen, so daß nun ohne allen Zweifel durch die umsichtigen Bemühungen dieses Gelehrten für die Texteskritik unserer vitae ein Apparat hergestellt ist, wie ihn Hr. B. bey der Beschränktheit seiner Mittel auch mit dem besten Willen nicht liefern konnte. Unter diesen Umständen

ist daher bey aller Anerkenntniß, welche man dem Fleiße des Hrn. B. schuldig ist, dennoch dieser Theil seiner Arbeit bereits für antiquirt zu erachten; weil für jeden künftigen Bearbeiter der vitae in kritischer Beziehung die Ausgabe von Roth vor der Hand die sicherste Basis bleiben wird. Und wenn in dieser Rücksicht noch Etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist dieß eine erneute Vergleichung der vier Leidener Handschriften. Staveren hat dieselben bekanntlich sehr nachläßig durchgesehen und durch den Uebelstand, daß er bey der Vergleichung drey ganz verschiedene Ausgaben benützte und nachher seine Excerpte dem Bosianischen Texte anpaßte, eine solche Verwirrung in die Sache gebracht, daß man an sehr vielen Stellen über die wahre Lesart dieser codd. im Unsicheren gelassen wird und eben deßhalb auch außer Stand ist, den eigentlichen Werth dieser Handschriften richtig zu würdigen.

Fragt es sich hiernächst, wie Hr. B. die ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Berichtigung des Textes benützt hat, so muß Ref. dem Verfahren desselben im Allgemeinen vollkommen seine Beystimmung ertheilen. Hr. B. ist vor Allem bemüht gewesen, die maßlosen, willkührlichen Interpolationen Lambins, welche auf eine merkwürdige Weise über zwey Jahrhunderte lang mehr oder weniger sich von einer Ausgabe auf die andre verpflanzt haben, vollends auszurotten und die handschriftliche Lesart wieder in ihre Rechte einzusetzen. Es ist nicht zu verkennen, daß der Text schon durch diese Ausscheidung fremder, von Außen hinzugekommener Elemente eine andre Gestalt erhalten hat; so daß derjenige, der sich ein unbefangenes Urtheil über die Sprache und Darstellungsweise, welche in unsren vitis herrscht, bilden will, durchaus keinen früheren Text, sondern entweder die Ausgabe des Hrn. B., oder noch füglicher die Rothische zur Hand nehmen muß, um nicht irregeleitet zu werden. Natürlich befinden sich unter den zahlreichen Aendrungen Lambins und andrer Kritiker einzelne, welche sich trotz des Widerspruchs der mss. wohl schwerlich werden von der Hand weisen lassen, z. B. Dat. c. 1, 2. quo factum est, ut; Ages. c. 7, 4. sic enim erat instructa; Phoc. c. 2, 1. idem cum; c. 3, 3. huc eodem; Ham. c. 1, 4. aut virtute vicissent; Hann. c. 12, 1. Flaminium; Cat. c. 2, 2. senatu consulatu peracto; Att. c. 9, 4. hic sponsor u. A.; und hier hat Hr. B. mit Recht kein Bedenken getragen, von den Handschriften abzugehen; nur vermißt man hie und da in solchen Fällen in der adnotatio critica die ausdrückliche Bemerkung, daß eine dergleichen aufgenommene Lesart handschriftlich nicht beglaubigt, sondern die Verbesserung dieses oder jenes Gelehrten sey; z. B. Ar. c. 3, 2. ist quam quod cum aufgenommen, obwohl quod in allen mss. fehlt und nur von Lambin beygesetzt ist, ohne daß dabey des Letztern Erwähnung gethan wird. Auch Ref. würde quod beybehalten, da es nicht wohl entbehrt werden und vor dem folgenden quum leicht ausgefallen seyn kann; doch dürfte aus gleichen Gründen quum in dem prol. §. 8. nach persequi und Phoc. c. 2, 2. primo quod cum zu lesen seyn, da überdieß an letzter Stelle quod durch Leid. 1. bestätigt wird.

Auch Alc. c. 6, 3. ist prosequebantur, eine Verbesserung Murets, stillschweigend in den Text genommen, da doch alle mss. persequebantur geben; ebendaselbst c. 10, 4. mußte bemerkt werden, daß circa casam eam Conjectur des Schoppius oder eigentlich des Gifanius ist. Paus. c. 5, 5 ist im Widerspruch mit dem sonstigen Verfahren des Hrn. B. infoderunt, in quo aufgenommen, obgleich in bloßer Zusatz Lambins ist und in keiner Handschrift steht. Doch ist hier die Präposition vielleicht durch ein Versehen beym Drucke in den Text gekommen: denn von Druckfehlern ist leider das Buch nicht hinreichend gereinigt. Neben einer großen Zahl gewöhnlicher Verstöße muß man nicht selten erst aus den Anmerkungen errathen, wie der Text lauten sollte; z. B. Att. c. 2, 4. eos debere (wo eos getilgt werden muß), Ages. c. 2, 1. classem statt classes; prol. §. 4. ejus cives statt cives ejus; Them. c. 6, 5. sive sacer esset sive privatus statt s. sac. s. priv. esset; Ep. c. 1, 1. Polymnis statt Polymni u. A. — Ein offenbarer Irrthum aber ist es, daß Hr. B. prol. §. 3. mores eorum etiam secutus in den Text aufnimmt, angeblich nach dem Dan., aus welchem jedoch etiam nirgends notirt wird. Ohne Zweifel

hat sich Hr. B. durch die Angabe Fischers: „mores eorum etiam Dan.“ irre führen lassen, wiewohl dort etiam schon durch den Druck von der eigentlichen Lesart unterschieden wird.

Während Hr. B. in den oben bezeichneten Fällen den Text meist nur mit einer kurzen Andeutung in der Varietas lectionis geändert hat, wird eine Reihe von Stellen in der Einleitung p. 14 — 48 etwas ausführlicher besprochen. Diese Bemerkungen scheinen jedoch erst geschrieben zu seyn, nachdem der Text bereits in den Druck gegeben war; und daher sind hie und da nachträglich Berichtigungen beygebracht, welche man lieber bereits dem Texte einverleibt sehen möchte, z. B. Milt. c. 5, 3 acie e regione instructa non apertissuma (oder besser mit Roth ohne die Präp. e); Alc. c. 10, 2 societatem huic ergo renuntiat, quae — esset; Dion. c. 9, 2 ut haberet, qua fugeret; Att. c. 6, 2 in tam effusi ambitus largitionibus u. A. m. — Uebrigens entwickelt Hr. B. bey der Behandlung dieser Stellen eine feine und umfassende Kenntniß des lat. Sprachgebrauchs, welche ihn allerwärts vor unzeitigen Aenderungsversuchen bewahrt und ihn häufig bey sehr angestrittenen Lesearten das Richtige mit Sicherheit erkennen läßt. So ist Alc. c. 2, 1 das vielfach angefochtene reminisci sehr glücklich durch Apul. apol. p. 514 ed. Oud. finge quidvis, reminiscere, excogita und p. 601 saltem fingite aliquid, reminiscimini, quod respondeatis (bey Fronto de test. transm. p. 278 findet sich: fingo haec ac comminiscor) gerechtfertigt; Them. c. 2, 4 neque ante neque postea durch Plin. N. H. XXVI, 8, 38; ebenso Chabr. c. 3, 4 die Ablative Lesbo, Sigeo; Dat. c. 8, 5 pacem amicitiamque hortatus est (ohne die Präp. ad); Ep. c. 6, 2 Thebis Oedipum natum, qui cum patrem suum interfecisset, ex matre liberos procreasse u. A. — Bey Them. c. 10, 1, wo Hr. B. mit Berufung auf Gudf. (hii) quam ii poterant schreibt, wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie auffällig in unsern vitis der häufige Gebrauch des Pron. hic als eines Correlativums zu qui ist, besonders in den Fällen, wo die gleichlautenden Formen von is, nämlich ii und iis (hii und hiis) in den mss. sehr leicht Verwechselung herbeyführen konnten. Es ist bekannt, wie wenig rücksichtlich der Beyfügung oder Weglassung der Aspiration selbst auf die besten Handschriften zu geben ist; inzwischen hat die Erfahrung gelehrt, daß ziemlich regelmäßig in den Fällen, wo die ältesten mss. ii darboten, die jüngeren vom 10. Jahrhundert an hii, noch spätere aus dem 13. Jahrhundert geradezu hi schrieben. Da nun von sämmtlichen codd. des Probus keiner über das 11. Jahrhundert hinaufgeht, so ist klar, daß man von daher über diesen Punkt keine Aufschlüsse erwarten darf; vielmehr wird hier nur eine genaue Beobachtung des Sprachgebrauches, namentlich in den Fällen, wo die Formen der beyden Pron. is und qui keine Verwechselung zulassen, zum Ziele führen. Und hier vermag vielleicht schon das rein numerische Verhältniß, welches sich in dem Vorkommen der beyden Pron. herausstellt, die Nothwendigkeit manchfacher Aenderungen erweisen. Denn während z. B. innerhalb der 26 Capitel, Thras. bis Chabr. incl., id 17mal, hoc nur 6mal, ejus 20mal, hujus 3mal, eum 19mal, hunc 3mal vorkommt, verkehrt sich bezüglich des Dat. pl. dieser beyden Pron. das Verhältniß dergestalt, daß auf demselben Raume his 13mal, iis dagegen nur 2mal gefunden wird. Es ist daher durchaus zu billigen, daß Hr. B. hinwieder die anstößigen hi und his, durch welche sich nicht selten bey dem jugendlichen Leser ein ganz falscher Begriff von dem Gebrauch des Demonstrativ-Pronomens festsetzt, aus dem Texte vertrieben hat; nur hätte Ref. hierin eine größere Consequenz gewünscht; denn nachdem Them. c. 10, 1 und anderwärts die Formen von is in den Text aufgenommen wurden, ist nicht abzusehen, warum nicht auch Paus. c. 5, 5 hi und Pel. c. 2, 3. Chabr. c. 1, 3. Dat. c. 6, 6. c. 9, 4 his auf gleiche Weise abgeändert worden ist. Auch Milt. c. 3, 4 würde Ref. ohne Bedenken cum iis copiis schreiben, anstatt his durch eine erkünstelte Erklärung halten zu wollen.

Bey dem vorherrschenden Bestreben des Hrn. B., sich möglichst getreu an die mss. anzuschließen und deren Angaben, wo es thunlich war, durch Nachweis aus dem Sprachgebrauch zu rechtfertigen,

hat derselbe wie vollkommen gebilligt werden muß, von der Conjectural-Kritik nur einen sehr beschränkten Gebrauch gemacht. Denn neben den Gründen, welche er praef. p. 3 für sein Verfahren in dieser Beziehung geltend gemacht hat, bedarf es für den Kritiker bey der Behandlung unsrer Biographien einer besonderen Vorsicht, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß viele Stellen, welche frühere Gelehrte mit dem Maßstabe ciceronianischer Latinität in der Hand unabwendbar ändern zu müssen glaubten, nunmehr von einem weniger engherzigen Standpunkte aus untersucht, sich als vollkommen ächt erweisen; und während man früher z. B. Thras. c. 1, 4 ad vires vimque auf jegliche Weise zu bessern suchte und bey Dion. c. 3, 2 non magis tyranno quam tyrannis ohne Weiteres letzteres seit Ascensius in tyrannidi umänderte, darf man jetzt wohl kaum mehr an eine Aendrung dieser Stelle denken, wenn man erwägt, wie sich die spätere Latinität bey Fronto und Apulejus in dergleichen Spielereyen gefiel. Uebrigens wäre es lächerlich, läugnen zu wollen, wie viel selbst in diesem Zweige der Kritik für Probus noch zu thun übrig ist. Auf Einzelnes hat bereits Roth aufmerksam gemacht, von dessen Verbesserungs-Versuchen hier der Kürze wegen nur die wohl begründete Herstellung von Milt. c. 5, 3 acie regione instructa non apertissuma und die eben so unzweifelhafte Conjectur (Lys. c. 3, 2) Delphicum (vgl. Paus. c. 5, 5) erwähnt werden soll.

Es liegt außer dem Zwecke dieser Anzeige, durch Eingehen auf Einzelnheiten die anerkennungswerthen Leistungen des Hrn. B. noch weiter zu beleuchten; Ref. unterläßt es daher auch über jene Punkte zu sprechen, über welche er mit dem Hrn. Verfasser nicht einverstanden seyn konnte. Nur eine einzige Bemerkung möge hier noch Platz finden, durch welche Ref. ein von Hrn. B. ausgesprochenes Bedenken zu beseitigen hofft. Derselbe hat nämlich Milt. c. 5, 1 die Worte: „quo factum est, ut plus quam collegae Miltiades valuerit“ beanstandet, dieselben als alles logischen Zusammenhangs mit dem Vorangehenden entbehrend bezeichnet und daran die Bemerkung geknüpft, hier habe der (von ihm supponirte) Epitomator allzuviel weggeschnitten und dadurch den Faden verloren. „Equidem, sagt er, profecto non intelligo, quemadmodum, cum manus Atheniensium mirabili flagraret pugnandi cupiditate, eo sit factum, ut Miltiades plus valeret quam collegae.“ Gleichwohl findet dieser Zweifel unschwer seine Erledigung; Miltiades war (c. 4, 5) der einzige unter den zehn Feldherrn, der darauf drang, dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenzugehen; da nun auch die bewaffnete Mannschaft der Athener von Kampfbegierde entflammt war, so entsprach des Miltiades Gesinnung dem Willen des Heeres und folglich galt er dem Heere mehr, als seine Collegen. Weit eher hätte Ref. eine dergleichen Bemerkung erwartet zu Iph. c. 3, 3. placatis in se suorum civium animis. Kein Erklärer außer Cellarius, so viel wir wissen, hat sich die Mühe gegeben, davon zu sprechen, worauf sich diese Worte beziehen; sie müssen aber durch eine Art von historischer Prolepsis aus dem Nachfolgenden erläutert werden: „caussam capitis semel dixit“ etc.; vgl. auch Dion. c. 10, 1 ab insciis conciduntur, wo mit dem Worte inscii keine andern Personen gemeint sind, als die später genannten, „quibus tale facinus displicebat.“

Schlüßlich bekennt Ref. mit Dank, durch die Bemerkungen des Hrn. B. vielfach belehrt und unterrichtet worden zu seyn und wünscht, daß, da derselbe ursprünglich nicht bloß eine kritische Ausgabe, sondern auch einen vollständigen Commentar zu unsern vitis zugleich mit Hinweisung auf die griech. Quellen zu geben beabsichtigte und nach eigener Versicherung bereits ein Drittel dieser Arbeit vollendet hatte, er nunmehr, nachdem sich ihm ein reicherer, vollständigerer Stoff zu einer kritischen Behandlung darbietet, das bereits angefangene Werk wieder aufnehmen und nach dem vorgehabten Plane zu Ende führen möge.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München, verfaßt von Dr. Constantin Höfler, öffentlichem ordentlichen Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, ordentlichem Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt. 1844. XVI. 434 S.

Erster Artikel.

Von dem Rechte Gebrauch machend, welches die k. Akademie der Wissenschaften jedem ihrer Mitglieder einräumt, seine Werke selbst in den gelehrten Anzeigen zu besprechen, erlaubt sich der Verfasser, ehe er den Inhalt dieser geschichtlichen Forschungen darlegt, auf einige Anzeigen Rücksicht zu nehmen, welche mehrere Journale über diese seine vorliegende Schrift bekannt machten. Es wird mir hiebey vergönnt seyn, bey einem Werke, dessen Absicht war, so viel wie möglich nur Neues zu geben, Beurtheilungen mit verachtendem Stillschweigen zu übergehen, welche, wie das Leipziger Repertorium, nach langen Declamationen über Ultramontanismus, Pfaffenherrschaft und dieser huldigende Tendenzen den Leser versicherten, das Buch enthalte nichts Neues. Es wäre dem Repertorium freylich schwerer geworden, zu sagen, in welchen Theilen der Geschichte Friedrichs II. das Buch nicht die bisherige Kenntniß erweiterte, als sich im vagen Umherreden darüber zu ergehen, daß in der Vorrede nicht deutlich ausgesprochen worden, welche Probleme ich mir vorzüglich zur Behandlung vorgestellt. Hätte der unbekannte Recensent des Horatius ars poetica studirt, so würde er wissen, daß kein geistiges Werk, das auf künstlerische Behandlung Anspruch macht, sicut scriptor cyclicus olim mit der Thüre in das Haus fallen darf. Und hätte er, anstatt über das von ihm, wie es scheint, nicht gelesene Buch eine Recension zu schreiben, dasselbe wirklich gelesen und etwa mit früheren Bearbeitungen verglichen, so würde er von selbst gefunden haben, welche Probleme darin behandelt worden seyen. Zugleich hätte er sich überzeugen können, daß nicht bloß der Kampf Friedrichs II. mit den Päpsten Inhalt des Buches sey, sondern in einem hohen Grade die Stellung Friedrichs II. zu Deutschland, wobey es sich um Vindicirung zweyer deutscher Könige, Heinrichs VII. uud Heinrich Raspe's handelt, wie um die wirklichen Pläne des Sicilianers, Deutschland um den natürlichen Fortschritt in seiner Verfassung zu bringen. Das möge sich der Leipziger Recensent merken, daß mit einer Fabrikarbeit kein Buch abgethan wird, welches auf selbstständigen Forschungen beruht und von welchem ganz andere Leute als er öffentlich bekannten, sie hätten ihre bisherigen Kenntnisse dadurch mannigfach bereichert. So viel für ihn, und nun zu dem neuesten Recesenten in den Heidelberger Jahrbüchern (1846 Nr. 3 u. 4.) Hrn. Prof. Kortüm.

Da Hr. Prof. Kortüm ziemlich klar zu verstehen giebt, er erlasse mir den Text meines Buches, indem er mir erst denselben zu lesen gedenkt, so ist

es nicht mehr als billig, daß ich ihm meinerseits auch die ganze lange und langweilige Exposition erlasse, welche er, ehe er auf den factischen Theil einging, demselben vorauszuschicken für gut fand. Habe ich etwa nicht auch für die Hohenstaufen geschwärmt, so sehr wie irgend einer derjenigen, die wider mich auftreten, weil die nackten Thatsachen mich belehrten, die wirkliche Geschichte sey eine andere als die, welche wir uns wünschen oder in poetischer Stimmung zu machen pflegen? Mir persönlich liegt in der That sehr wenig daran, ob Friedrich II. oder Gregor IX. Recht hatte. Fände ich das Erstere, sprächen die Thatsachen für Friedrich II., so wäre mir selbst am meisten gedient, indem ich, den Frieden liebend und des Friedens bedürftig, nicht der einfachsten Thatsachen wegen mich mit Personen herumschlagen müßte, die unter jedem neuen Factum eine unbeliebige Consequenz wittern und also die Thatsachen schon der Consequenzen wegen nicht annehmen werden. Aber Eines hätte Hrn. Kortüm die Wahrheitsliebe doch lehren können. Es ist dieses nichts Anderes, als daß, was immer für Quellen für Friedrich II. sprechen und sprechen können, längst veröffentlicht wurde, also die durch die bisherigen Bearbeitungen gebildete Meinung nothwendig schon deßhalb für Friedrich seyn muß, weil die Akten bisher nur für ihn lauteten. Ein so gründlicher Forscher wie Hr. Kortüm zu seyn sich den Anschein giebt, durfte aber nicht übersehen, daß, wenn die Sache so ist und sie ist so, nothwendig jede neue Aufhellung eher zu Gunsten von Friedrichs Gegnern seyn wird, als zu ihrem Nachtheile, indem ja dasjenige, was für sie zeugen kann, ihre Briefe, die Regesten der Päpste u. dgl. bisher noch nicht bekannt war. Mein Buch fügt nun zu den bisher bekannten ghibellinischen Quellen auch bisher unbekannte guelfische hinzu und schon aus diesem Umstande geht schlagend hervor, daß nach der Natur der Quellen die Resultate auch eher gegen als für Friedrich seyn werden und spätere Bearbeitungen werden in dem Maaße, als die Regesten sich aufschließen, wohl noch mehr gegen als für Friedrich zeugen. Ist es nun Hn. Kortüms Fehler, dieß verschwiegen zu haben, was zu sagen ihm als Professor der Geschichte — und nicht Dilettant — am ehesten ziemte, so ist es der meinige gewesen, auf die Unparteylichkeit des Urtheils, auf jene Rücksichten des Forschers gegen den Forscher gerechnet zu haben, auf welche man, wie die Erfahrung lehrt, nun einmal in Deutschland nicht rechnen darf. Jetzt wollen wir zu dem Einzelnen übergehen, was Hr. Kortüm an meinem Buche auszusetzen hat. Seinem Beyspiele folgend, wollen wir nur die drey hauptsächlichsten Parthien hervorheben, die er sich zum Opfer ausersah.

Der bitterste Tadel gilt den mitgetheilten Urkunden aus der k. k. Bibliothek zu Wien, an welchen ein Exempel statuirt werden sollte. Zum Unglücke für den Recensenten war ich aber gar nie in Wien, sondern habe die mitgetheilten Urkunden in der Gestalt, wie ich sie publicirte, durch einen Scriptor oder anderen Beamten der kaiserlichen Bibliothek durch seine Exc. den Grafen von Dietrichstein erhalten, welcher zwar auf meine Bitten, die fraglichen codices nach München zu schicken, nicht eingieng, wohl aber die Abschriften besorgte, von deren Genauigkeit ich wie natürlich überzeugt seyn mußte. Da sie aber vielfach einen nicht hinreichenden Sinn gaben, so habe ich nur von den Stellen Gebrauch gemacht, über deren Sinn kein Zweifel ist, und das hätte H. Kortum, der nur zu tadeln weiß, bemerken können und sollen. Ob es nun in der Urkunde fieri oder fiere heißt u. dgl., ich bin nicht dafür verantwortlich und der höhnische Tadel, ich hätte Friedrich II. uncorrectes Latein untergeschoben, war mindestens eine müssige Bemerkung. Mehrere von diesen Urkunden sind von Kortüm in seiner Geschichte des Mittelalters benützt worden; ich habe mir aber um so mehr erlaubt, nur einen mäßigen Gebrauch von ihnen zu machen, da ich Grund habe zu vermuthen, daß sie nur sogenannten dictamina angehören und ihre Authenticität beanstandet werden kann. Auch H. Kortüm hat diese letztere nicht außer Zweifel gesetzt, sondern sich begnügt, sie als vorgefunden zu erwähnen und dann unbedingt, selbst in den Fällen gebraucht, wo ihr Inhalt aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Somit fällt das gegen mich gebrauchte Hauptargument auf den rücksichtslosen Tadler zurück, der gewohnt, schwarz in schwarz zu malen, jene ruhige Umsicht leidenschaftlich bey Seite setzte, die nicht nur dem Forscher, sondern auch dem Beurtheiler geschichtlicher Werke anzurathen ist.

Ein zweyter nicht minder heftiger Vorwurf ist gegen meine Darstellung Konrads von Marburg gerichtet. Ich habe mich hierüber erst unlängst bey Gelegenheit der Anzeige von Böhmers fontes Bd. II. ausgesprochen, in dem Buche aber selbst erklärt, daß das Auftreten Konrads zu seiner rechten Würdigung erst noch der Veröffentlichung der Wormser Annalen bedarf. Unbegreiflicher Weise macht aber H. Kortüm dennoch die Meinung geltend, ich hätte diese benützt! Was diese Annalen uns in Betreff Konrads für Aufschlüsse geben, ist in der angeführten Anzeige hinreichend dargethan. Irrig aber ist es, daß dieselben „fast überall das Gegentheil der von mir gelieferten Darstellung lehren". Ich habe ja mit Absicht nicht einmal die in meinem Besitze befindlichen Regesten zur Geschichte Konrads benützt, weil ich die Veröffentlichung der Wormser Annalen erwartete. Eben deßhalb ging ich aber auch über Konrads Auftreten so schnell hin, als es nur immer zum Verständnisse des Ganzen geschehen durfte. Daß ich den Marburger Konrad als unschuldig gefallenes Opfer bedauerte, wie mir Hr. Kortüm imputirt, ist, wie so viele andere Behauptungen Hrn. Kortüms, eine grobe Unwahrheit. Ich habe den an ihm verübten Mord nicht gebilligt und ihn in Verbindung gebracht mit ähnlichen Ermordungen und Mißhandlungen von Geistlichen durch Laien, um den Zwiespalt zwischen beyden Ständen und dessen Höhe zu erweisen. Was ist nun hieran Unwahres und wie kann H. Kortüm es verantworten, die Heidelberger Jahrbücher mit solchen willkührlichen Erfindungen auf meine Kosten anzufüllen? Wo ist hier die historische Treue, wo Wahrheitsliebe? Auf welcher Seite ruht da der Vorwurf des blinden Partheyhasses? Unwahr ist es ferner, daß ich den Hauptgegner Conrads einen wilden und grausamen Mann nannte: ausdrücklich erwähnt dieß Golscher vom Grafen von Sayn: qui magnae crudelitatis esse dicebatur. Von den Einzelheiten der Geschichte habe ich, wie gesagt, aus den angeführten Gründen nichts mitgetheilt, wohl aber ausdrücklich gesagt, Konrad habe seine Gewalt mißbraucht und in blindem Eifer ohne weiteres Verhör das Todesurtheil verhängt. Das erwähnt Hr. Kortüm freylich nicht. Dafür sagt er, ich lasse den Ketzermeister außerordentliche Vollmachten gewinnen, während der Wormser Annalist erwähne, nullum mandatum a sede apostolica habebant! Allein dieser Plural bezieht sich doch unzweydeutig auf die beyden Ketzerrichter Konrad Dorso und Johannes, die, eben weil sie keine mandata hatten, sich an Konrad von Marburg anschlossen, ut fortiores fierent. Daß aber Konrad von Marburg mandata hatte, geht unwiderleglich aus den Regesten P. Gregor's IX. Jahr I. n. 199 hervor, wo es ihm ausdrücklich auch erlaubt wird, ut sibi comites adsciscat. Was das Chronicon Alberici erzählt: quid ad hoc Dominus Papa rescripserit nondum scimus, nisi quod poenitet eum satis quod tantam dicto M. Conrado potestatem permiserit, unde talis confusio emerserit, scheint, wie was das Chron. Hirsaug. ad a. 1214 et seq. erzählt, Hrn. Kortüm unbekannt gewesen zu seyn, oder er hat es, weil es für mich spricht, absichtlich übergangen. Wenn man sich das Recht herausnimmt, Andere zu tadeln, soll man doch in seinem Tadel nicht so arg gegen die Wahrheit sich verfehlen; man macht sich dadurch nicht bloß lächerlich! Was aber mein Urtheil über Konrad von Marburg motivirte — dessen Tod ich, obwohl es Hr. Kortüm zweymal behauptet, in Wahrheit nicht ein einzigesmal bejammerte — ist, was Golscher und insbesondere Berthold von dem Ansehen erzählten, in welchem Konrad in Deutschland stand. Habe ich in Bezug auf den Grafen von Sayn den von Golscher angeführten Tadel ausgesprochen, so verschwieg ich auch nicht, was derselbe zu seinem Lobe erzählte, daß er als ein Beschützer des Rechtes und der Unschuld angesehen wurde (Friedrich II. S. 65). Ich kann es dem Leser überlassen zu beurtheilen, auf welcher Seite der Vorwurf der ungenauen Benutzung der Quellen sitzen bleiben werde. Aengstliche Gewissenhaftigkeit in Bezug auf verwerfendes Urtheil hat nie die schwache Seite meines Gegners ausgemacht. — Der dritte Vorwurf, den H. Kortüm gegen mich neben unerheblichen anderen vorbringt, betrifft die Ermordung H. Ludwig's von Bayern auf Befehl Friedrich's II. Hr. Kortüm glaubt ohne Weiters diese Beschuldigung mit einigen bannalen Phrasen abfertigen zu können. Allein wenn er Böhmers fontes wider mich citirte, warum citirt er die daselbst befindlichen Quellen nicht, wo sie für mich sprechen? Nicht

bloß, wie H. Kortüm zugesteht, zeugt der gleichzeitige anonymus Saxo bey Menken für den Mord, sondern der wohl unterrichtete Gottfried schreibt sie geradezu (Friedrich II. S. 77 fg.) dem Kaiser zu. Da ich im Text nur ausgesprochen habe, daß die blutige That „Zeitgenossen mit dem Kaiser in Verbindung zu setzen kein Bedenken trugen," frage ich Hrn. Kortüm auf das Zeugniß Gottfrieds hin, ist hieran nur eine Sylbe unwahr? Wenn es aber sich wirklich so verhält, was ermächtigt ihn, meine Darstellung der Unwahrheit zu beschuldigen. Er spricht so vieles von deutschem Charakter, deutscher Redlichkeit, und häuft, wo er kann, hämische Seitenhiebe auf meinen Glauben. Ich spreche von dem seinigen gar nicht, wo bleibt aber seine fides historica? Um diese hat er sich durch diese Anzeige gebracht, die wohl der Insinuationen genug, aber der Beweise sehr wenige enthält. Warum erwähnt er wohl das abgeschmackte Mährchen von dem Morio, das auf einem allen bayerischen Historikern bekannten Irrthum Aventins beruht, nicht aber, daß Friedrich den Herzog Ludwig, den Vormund seines Sohnes, paullo ante diffidaverat (s. über dessen Bedeutung unter anderem die neu edirte cronaca veneta aus dem dreyzehnten Jahrhunderte im archivio storico ital. T. VIII. S. 388) in rebus et persona, misso ad hoc nuntio speciali. Darf man diese wichtige Stelle, die ich ausdrücklich in der Note abdrucken ließ, so geradezu mit Stillschweigen übergehen und thun, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre? Da ist es freylich leicht, Geschichte zu schreiben, wenn man alles Unbeliebige über die Schultern zu werfen sich gestattet. Daß aber Albert von Beham, den die Urkunden ganz anders zeichnen als Aventin gethan hat, welcher neben allen trefflichen Eigenschaften dem Hasse und der Vorliebe nur zu sehr offen stand, in einem Briefe, wo jede Unwahrheit die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hätte, als die, um welche es ihm zu thun war, daß Albrecht, der Gevatter des H. Otto von Bayern, Sohn des ermordeten Ludwigs, in einer geheimen Depesche an diesen, Friedrich II. parricida vester nannte, ist unter verständigen Männern jedenfalls ein bedeutendes Moment, das bey so vielen Zeugnissen den Ausschlag zu geben vermöchte. Weiter, daß Innocenz IV. es vor dem Angesichte von Europa auf dem Concil von Lyon aussprach, gilt zwar für Hrn. Kortüm nicht als einen Beweis; denn bey ihm kann wie natürlich ein Papst in seinen öffentlichen Erklärungen vor den Deputirten aller christlichen Staaten des Abendlandes nichts anderes als Mährchen sagen. Aber jedenfalls hätte er anführen sollen, daß Hermannus Altahensis bey Böhmer fontes II., ein trefflich unterrichteter Zeitgenosse, über dessen Glaubwürdigkeit sich H. Kortüm bey Böhmer belehren kann, ausdrücklich erwähnt: Ludovicus obiit apud Kelheim insidiis domini Friderici Imperatoris. Sieh Böhmer II. S. 502. Wird H. Kortüm noch die Dreistigkeit haben, so viele Zeugnisse durch petulante Bemerkungen abfertigen zu wollen? — Die weitern Beschuldigungen des H. Kortum kann ich mit Stillschweigen übergehen. Sie beziehen sich meist darauf, daß Dieß und Jenes noch in dem Buche hätte erwähnt werden sollen. Daß ein hauptsächlicher Grund, warum mein Friedrich II. viele Widersprüche findet, in dem Umstande beruht, daß nur 323 Seiten, nicht aber 3 oder 4 Bände dem hohenstaufischen Kaiser gewidmet sind, habe ich mir selbst schon oft gesagt. Daß in Bezug auf die Auswahl des Stoffes ein Anderer anders zu Werke gegangen wäre, liegt in der Verschiedenheit der Persönlichkeit. Ich habe nur, wo ich Neues geben konnte, ausführlich zu seyn gesucht und mich dadurch von dem Materiale abhängig gemacht; ja es war Anfangs selbst meine Absicht, nach Weise Conde's wirkliche Berichte aus handschriftlichen Quellen ohne alle Zuthat von meiner Seite zusammenzustellen. Diesen Gedanken gab ich auf, um statt dessen jenen Stein des Anstosses zu schaffen, welcher mein Friedrich geworden ist und der einen Theil seines Endzweckes bereits erreichte, durch Hervorhebung aller widerspruchsvollen Parthien der Geschichte des letzten hohenstaufischen Kaisers die Forschung über diese Periode einer neuen Prüfung und Reconstruction zu unterwerfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen.

(Schluß.)

Mir ist es nur um Wahrheit zu thun und ich scheue keinen Widerspruch. Wenn er mir jedoch in Gestalt rohen Uebermuths, in bäurischem Magistertone und in unwissenschaftlichem Vornehmthun entgegentritt, so besitze ich noch Waffen genug, solchem Treiben mit gebührendem Nachdruck entgegenzutreten. Mir scheint es, daß, wenn Jemand lernen will, wie ein wissenschaftliches Werk nicht beurtheilt werden darf, so genügt es, auf Kortüms Recension meines Friedrichs II. zu verweisen. Ich gebe diesem Gelehrten einen Freybrief, nachdem er mich wissenschaftlich vernichten wollte, künftig über mich zu sagen, was er will. Wer zu so erbärmlichen Waffen seine Zuflucht nimmt, wie er gethan, wird einmal abgefertigt und dann mag er für immer beruhen.

Die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. IV. Heft 2. enthält eine von H. Stuhr unterzeichnete Anzeige meines Friedrich und die Redaction erklärt, noch einmal auf mein Buch zurückkommen zu wollen. Es ist nun durchaus nicht meine Absicht, einer sehr gewöhnlichen Art zu recensiren entgegentreten zu wollen. Der Recensent theilt nämlich die Ideen, welche — gleichgiltig, ob sie gegründet sind oder nicht — ihm bey Durchlesung des fraglichen Buches aufstießen, mit und macht diese zum Maaßstabe seiner Beurtheilung. Daß dem Verfasser diese Ideen auch zugekommen seyn können und er aus thatsächlichen Gründen sie zu verwerfen sich gezwungen sah, kömmt dabey freylich nicht in Anschlag. Enthält diese Methode somit von vornher eine Unbilligkeit, so muß ein süddeutscher Schriftsteller noch sehr zufrieden seyn, wenn ihm vom Norden keine größere Unbild widerfährt. Wollte H. Stuhr als Historiker auftreten, so hätte er nicht sagen sollen, wodurch er in meinem Buche unangenehm oder am unangenehmsten berührt wurde, sondern was an dem fraglichen Punkte Unwahres sey. H. Stuhr ist ja nicht verantwortlich für das, was Friedrich II. oder Innocenz IV. gethan haben und er wird mir deßhalb gestatten, daß mir das Benehmen so vieler Recensenten meines Friedrich, welche thun, wie wenn sie eine solidarische Verantwortlichkeit für den Sicilianer übernommen hätten, bisher trotz allem ihren Zürnen nur die natürliche Heiterkeit meines Charakters noch vermehrte. Fast möchte ich glauben, es sey eine Art stillschweigender Verabredung vorhanden, ich dürfe nun einmal um keinen Preis Recht haben, indem sonst wie so mancher Götze des Wahns auch Friedrich II. verloren gehen könne. Also muß an dem neuen Werke nichts Gutes seyn, und können Einzelne auch nicht der Wahrheit so direct entgegentreten, wie der Leipziger Recensent, der durch sein barsches Regiren den Andern das Spiel verdarb und den Schlüssel zu dem ganzen Verfahren in meine Hände spielte, so muß es doch so schlecht als möglich gemacht werden.

Daß ein Buch Fehler hat, wer fühlt es eher, wenn nicht der Autor selbst? Aber warum werden,

was es für Vorzüge hat, von denen nicht hervorgehoben, welche sich den Anschein geben, gründlich zu Werke gehen zu wollen? Doch das Letztere ist nicht Hrn. Stuhrs Absicht und daher nur wenige Bemerkungen über ihn. Hr. Stuhr erklärt, daß „ihm völlig unverständlich im Sinne des überall als streng katholisch auftretenden Verfassers“ jene Worte seyen, in denen ich auf die Resultate des großen Kampfes Friedrichs und der Päpste hinwies. Diese Unverständlichkeit erklärt sich aus der Schlußbemerkung des Hrn. Stuhr selbst am besten, wo er das naive Geständniß ablegt, daß ihm häufig sehr Vieles in den Schriften katholischer Geschichtsschreiber völlig unklar bleibe. Hätte sich Hr. Stuhr die Mühe gegeben, welche er als Recensent auf sich nehmen sollte, dem Ideengange des Buches zu folgen, so würde er gesehen haben, daß ich, wenn ich Zweck und Mittel Friedrichs verwerflich fand, indem sein Zweck nur durch Meineid erreicht werden konnte, den Kampf selbst als den Begründer eines Chaos für den Anfang, einer neuen Ordnung für die spätere Folge bezeichnete. Und wenn mir nachgesagt wird, ich hätte der Kirche zuviel eingeräumt, so sollte doch auch einmal anerkannt werden, daß ich die Gebrechen in der Kirche rücksichtsloser schilderte, als es meines Wissens bisher geschehen war und der letzte Abschnitt meines Buches gerade dadurch einen ganz anderen Charakter erhielt als bey seinem tragischen Inhalte der erste. Findet daher Hr. Kortüm, um auf ihn zurückzukehren, ich habe für die Würdigung des damaligen reichen Lebens so geringe Empfänglichkeit und Gabe, daß ich die Tragödie oft in ein Lustspiel umschuf, so fällt dieser rohe Tadel nur auf ihn selbst zurück, der nicht erkannte, daß ein tiefer Humor mitten durch das Tragische des großen Kampfes hindurchgeht, und eben deßhalb von mir jene Züge absichtlich mitgetheilt wurden, welche durch ihre heiteren Seiten ebensoviel Ruhepunkte gewähren. Die Absurdität liegt deßhalb auf einer andern Seite als der meinigen. Ich habe die Einfalt jener Zeiten hervorgehoben; das Einfältige kömmt auf Rechnung eines Andern. Das ist nicht meine Schuld.

Noch möge für diesen ersten Artikel Dr. Wolfgang Menzels Literaturblatt 1845 S. 85 zur Sprache kommen. Bis zu welchem Grade zwischen mir und dem Verfasser der Anzeige meines Buches ein Verständniß möglich ist, hat sich im vorigen Jahre bey Gelegenheit des Sendschreibens ergeben, welches in den historisch-politischen Blättern den „Neujahrs-Betrachtungen“ antwortete. Deshalb nur Weniges. Wenn der Recensent meint, ich habe auf meinem Standpunkte Johann XXIII. und Alexander VI. zu entschuldigen und müsse deshalb mit Friedrichs Unzucht glimpflicher verfahren; ich dürfe ferner Friedrichs Usurpation Oesterreichs nicht verdammen (?!), ohne auch Gleiches mit Rudolf von Habsburg zu thun, so habe ich nie eine Entschuldigung der Unthaten jener Päpste unternommen und bayerische Geschichtsschreiber haben nie sich besonders glücklich gefühlt, wenn sie auf die Erwerbung Oesterreichs durch Rudolph von Habsburg zu sprechen kamen. Was soll jedoch dieses zur Sache? Hätte sich Gregor IX. oder Innocenz IV. etwas zu Schulden kommen lassen, was ich an Friedrich tadelte, an ihnen aber nicht, dann wäre diese seltsame Logik begründet. Wenn sich ein sogenannter katholischer Geschichtsschreiber die Aufgabe stellte, alles zu entschuldigen, was von den Katholiken je Uebles geschah, so wäre mindestens Hopfen und Malz an ihm verloren. Sollte aber die ganze Argumentation Hrn. Menzels den Sinn haben, daß der Rec. es für die Pflicht eines akatholischen Schriftstellers ansieht, einem katholischen gegenüber alles zu vertheidigen, was sich vor dem Richterstuhle der Wahrheit nicht vertheidigen läßt, so ist dieses Geschmacksache. Gefördert wird die Wissenschaft dadurch nicht.

Dem Recens. zufolge drohte der deutschen Verfassung von Friedrich II. gar keine Gefahr! Wer bewundert da nicht die tiefe historische Kunst, eine ganze Reihe von dokumentirten Thatsachen mit einer einzigen Phrase abzuläugnen! Man sollte beynahe glauben, der Rec. sey bey einem jener Höflinge in die Schule gegangen, welche das Glück von Zeit zu Zeit zur Regierung von Staaten bringt und die, wenn sie mit vornehmem Lächeln das schreyendste Unrecht ignoriren, staatsmännische Weisheit entfaltet zu haben glauben.

Eine Bemerkung scheint einen thatsächlichen

Grund für sich zu haben. Sie betrifft den Umstand, daß ich verschwiegen haben soll, daß Heinrich Raspe den Sohn der heil. Elisabeth vergiftete. Allein dieser Bemerkung steht Hr. Kortüm entgegen, der ja selbst, wo die deutlichsten Beweise für einen Mord sprechen, versichert, es dürfe derselbe nicht angenommen werden, ausgenommen, wenn eine Urkunde, deren Aechtheit nicht nachgewiesen ist, solches einem Papste imputirt. Da aber auch Montalembert, welcher in dem Leben der heil. Elisabeth mehr als ein Andrer Beruf hatte, wenn die Vergiftung begründet war, sie geltend zu machen, als Mörderin Bertha von Seebach nennt, so daß auf Heinrich nur der allgemeine Verdacht der Anstiftung dieser That fällt, und soviel mir erinnerlich ist, Sagittarius in seinem Lebensabrisse Heinrichs nichts hiervon erwähnt, auch die Sache mit den von mir angeführten Urkunden in einem noch nicht gelösten Widerspruche steht, so waren wenigstens Gründe genug vorhanden, die nicht constatirte Vergiftungsgeschichte nicht als bestimmte Thatsache anzuführen. Wohl möglich, daß Heinrich Antheil hieran hatte und gerade diese Unthat auch bey ihm jene innere Veränderung bewirkte, welche nach vielen argen Dingen mit seinem Bruder Konrad gleichfalls vorgegangen zu seyn scheint. Ein unabsichtlicher Irrthum verdient jedoch noch lange nicht einen herben Tadel. Infallibel ist, soviel mir bekannt ist, von denen keiner, welche die Hand wider mich aufhoben, und wenn ein Werk, wie das vorliegende, im Laufe mehrerer Jahre und in den allem Zusammenhange höchst nachtheiligen Pausen von 2, 3 und 4 Monaten geschrieben werden mußte, ist ein Uebersehen weder eine Unmöglichkeit noch ein Verbrechen. Will man sich aber einmal dafür entscheiden, daß hinter den Vergiftungsgeschichten jener Zeit mehr als bloße Sagen ruhen, so möge man des räthselhaften Todes Heinrich des Stolzen von Bayern nicht vergessen, welcher dem Hohenstaufen Konrad III. so gelegen starb, daß sein schneller Tod hohenstaufischem Gifte zugeschrieben wurde. Weiter müssen dann auch die Sagen nochmal geprüft werden, welche Manfred den Hohenstaufen zum Mörder seines Bruders Konrad IV. und diesen zum Mörder seines Neffen Friedrich machen. Wird mir ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich unabsichtlich etwas verschwieg, was selbst nicht einmal unumgänglich zu erwähnen Noth that, so dürfte man doch nicht übersehen, daß der kenntnißreiche Verfasser des französischen Textes zu den recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Suabe dans l'Italie méridionale etc. keinen Anstand nimmt, mit Bezugnahme auf Quellen Behauptungen über den Tod Friedrichs II. und anderer Hohenstaufen auszusprechen, welche freylich, da nun einmal jeder von diesen ein ausgezeichneter und unsträflicher Mann gewesen seyn muß, in Deutschland mit jener Secretirung werden übergangen werden, welche man daselbst, wie schon Göthe bemerkte, so überaus gründlich versteht. Ich erlaube mir aber meine verehrlichen Hrn. Recensenten und den ruhigen, leidenschaftslosen, zartfühlenden und umsichtigen Hrn. Kortüm zumal auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Da kann er, wenn er will, gleichfalls ein Exempel statuiren, dessen Gegenstand aber wohl seine eigene Oberflächlichkeit seyn wird. Auch Hr. Menzel, welcher es übel aufnahm, daß ich Friedrichs II. Verhältniß zu den saracenischen Hoftänzerinnen rügte, mag sich Manches daraus über Friedrichs Harem und noch mehr über Friedrichs Gerechtigkeitsliebe entnehmen, welcher unter Anderm das Decret erließ: Jeder Christ, der einen Saracenen mißhandelt, soll ohne Proceß hingerichtet werden. Allein das war zweifelsohne nur um seine bornirten Christen zur Toleranz zu zwingen! Sehr richtig! Sie mußten dulden, daß ihre Frauen und Töchter von den Saracenen geschändet wurden, und wer sich thörichter Weise darüber beklagte, verdiente dann auch jenes Schicksal, das nach Matteo von Giovennazzo dem dummen Simon Rocca von dem Kaiser zu Theil wurde. Vgl. Münchner Gel. Anz. 1845. Nr. 16, 17, 18.

Wenn aber nun Hr. Menzel sich darüber scandalisirt, daß ich Heinrich VI. den einzigen Tyrannen nannte, den die deutsche Geschichte kennt, und er, wie es jetzt allgemein Sitte wird, ohne Anführung von Thatsachen, seine Apologie übernimmt, so heißt dieses doch die Vorliebe für sein zweytes Vaterland bis zum Schwabenstreiche treiben. Ein Fürst, der sich

schon bey Lebzeiten seines Vaters gefiel, friedliche Diener eines Papstes zu verstümmeln; der Richard Löwenherz wie ein Stück Vieh verschacherte, mit Eiden spielte, den normännischen König Wilhelm wider alle Versprechen einkerkerte, entmannte, und blendete, seine Gefangenen auf glühende Throne setzte, mit glühenden Kronen krönte, ein solches Scheusal, das im 32. Jahre seines Lebens schon einen Grad der Verruchtheit erlangte, daß die Welt es nicht mehr zu ertragen vermochte — der verdient freylich eine Apologie! Nehme ich mir aber aus diesen eigenthümlichen Erscheinungen der modernen Kritik eine Lehre, so ist sie diese, daß man eben entschlossen ist, allen Thatsachen zum Trotze von den einmal gefaßten Meinungen nicht abzugehen! Meinetwegen. Ich habe nichts dagegen, wenn meine Hrn. Recensenten sich einbilden, weil sie die Thatsachen läugnen, sie existirten nicht. Die Zeit wird auch hier Rath, und der gründlicheren Forschung den Sieg verschaffen!

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Mit Recht hebt Hr. J. Dronke's Verdienste durch seine Herausgabe der Tradit. Fuldens. hervor. Wenn er aber sagt: „Seit Dronke's Ausgabe nach einer Urschrift sind viele Behauptungen Schannats, Eckharts, Bessels, wie der unsrigen nach ihnen, für die Urgeschichte Bambergs erschüttert," so tritt er mit dieser Aeußerung der Wahrheit zu nahe. — Das Verdienst Dronke's ist weit ein anderes, als es Hr. J. darstellt; aber hier ist nicht der Ort, dasselbe näher darzulegen. Nur das soll berührt werden, was in der Dronke'schen Ausgabe die Urgeschichte Bambergs angeht. Hr. J. stellt sich, als ob erst durch diesen Gelehrten die an Fulda zinsenden Orte zur Offenkundigkeit gelangt seyen. Diese ihm zugedachte Ehre wird sich Hr. Dronke, wenn er davon Nachricht erhält, gewiß selbst verbitten. Denn, um es kurz zu sagen, alle von Hrn. J. berichtigend angeführten Orte, die er als eben so viele neue Entdeckungen preist, sind einem Geschichtsforscher gute alte Bekannte aus Schannat, der seine Traditt. Fuldens. und Eberhardi Summaria schon 1724 zu Leipzig in Folio, also vor 121 Jahren herausgegeben, und aus Pistorius, welcher die Traditt. Fuldens. gar schon 1607 zu Frankf. a/M., Fol., d. i. vor 238 Jahren edirt hatte. Auch haben schon Gensler (Grabfeld II.) und Andere, — der neuesten Forschungen nicht zu gedenken, dieselben vielfach benutzt und erklärt.

Der große Kriegszug, den Karl der Große im Frühlinge des Jahres 805 in das Land der Beheimi mit drey Heeren unternehmen ließ, wovon das eine mit dem Könige Karl durch Ostfranken nach dem Fichtelgebirge und durch dasselbe (Hircano saltu trajecto) gegen Böhmen vordrang, muß durch unsere Gegend gegangen seyn, und daher gebührt diesem Ereignisse in den Bamberger Regesten ein Platz *).

Daß die Bodenkultur zur Zeit Einhards († 839) in den obern Maingegenden bereits erfreuliche Fortschritte gemacht hatte, beweist folgende Stelle aus Einhardi translatio reliquiarum SS. Petri et Marcellini in Germaniam in den AA. SS. Junius, T. I. p. 191, col. 2 in fine nro. 39: „Mercatores quidam de civitate Moguntiaca, qui frumentum in superioribus Germaniae partibus emere, ac per fluvium Moenum ad urbem devehere solebant etc. **). Dazu bemerken die Bollandisten p. 193 Note c: diese superiores Germaniae partes seyen das Bayreuther Land und das nahe Böhmen. Passender gewiß und im Hinblick auf die vielen Besitzungen Fuldas am Obermain (Swinforti, Ebalibechin, Zaphendorf, Leiterbach etc.) müssen hier unsere Gegenden als diese partes Germ. superiores gelten; und ist dieß der Fall, so entnehmen wir daraus, 1) daß der Main keine ganz vernachläßigte Wasserstrasse, und 2) daß das Land an diesem Strome kein über und über mit Wald bedeckter, sondern mit Fruchtfeldern prangender Bezirk gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gel. Anz. 1842 p. 247.

**) Rudharts Geschichte u. s. w. S. 716.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.
Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften am 3. Januar d. J. hielt Hr. Prof. Marc. Joseph Müller einen Vortrag über den status civilis nach moslemischer Gesetzgebung, welcher Vortrag seiner Zeit an einem andern Orte wird mitgetheilt werden. Den Schluß machte Bibliothekar Schmeller mit nachstehender Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

Belgier oder Belge? Literarisch oder literär?

Ueber diese Fragen, die vielleicht bloß mir nicht ganz seltsam und müßig erscheinen, sey mir noch für einige Augenblicke erlaubt, auf ein Feld zurückzukommen, das mich früher weit mehr als es dermalen angeht, beschäftigt hat, das der Sprachmeisterey. Ob ich darf sagen: der deutschen, da sich schon meine Fragen selber in so undeutschen Elementen ankündigen? Ich denke, ja; denn nicht so fast auf die mancherley in unsre liebe Muttersprache mit und ohne Bürgerrecht aufgenommenen Fremdlinge an sich, als auf die Art und Weise möchte ich mich einlassen, wie sie dieselben behandelt, auf das, was sie ihnen nimmt oder gibt, um sie fähig zu machen, in ihr gegen alles Fremde spröderes grammatisches Gefüge einzugreifen.

Jeder Sprache, die sich nach mehr als einer, ihr auf irgend eine Weise überlegenen fremden gebildet hat, ist begegnet, daß sie es bequem gefunden, Manches, was ihr selber fehlte oder zu fehlen schien, geradezu aus der fremden herüberzunehmen. Solche Bequemlichkeitsliebe ist unsrer deutschen Zunge vorzugsweise nachzurühmen. In den frühesten Zeiten war es die Sprache des römischen Christenthums und aller Gelehrsamkeit, die lateinische, die in diesem Sinne benutzt wurde, später traten auch ihre Töchter, insonderheit die französische, in die Reihe. Wie groß dermalen die Zahl der nicht blos in der Umgangssprache, sondern auch in Büchern vorkommenden Fremdwörter sey, lehren die mancherley blos ihnen gewidmeten Hülfsbücher, und es ist möglich geworden, ganze deutsche Discurse zu führen, welche so ziemlich allgemein europäisch verständlich lauten. Daß dies, wenn in gewissen Rücksichten ein Vortheil, in ungleich mehrern und höhern ein Nachtheil, ja ein Flecken, eine Schmach sey, ist oft genug erörtert, oft genug, mit Vorschlägen zur Abhülfe, beklagt worden *). Aber leicht kann im wohlgemeinten Kampfe gegen diesen Nachtheil, gegen diese Verunstaltung auch zu weit gegangen werden. Die Urverwandtschaft der genannten Sprachen mit der unsrigen gar nicht in Anschlag gebracht, zeigen Wör-

*) Neuerlich wieder durch den tüchtigen Arbeiter im Fach der romanischen Sprachen August Fuchs in dem Werke: Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Dessau 1842.

ter, wie Natur, Perſon, Körper, Form, Staat, daß in dieſer Beziehung vor allem zwiſchen unerſetzlichen und entbehrlichen, und bey dieſen hinwieder zwiſchen denjenigen, die ſich leicht in der einfachen Geſtalt deutſcher Wurzeln darſtellen und den ungehäbigen, welche ſchlechterdings ſammt ihrer fremdartigen Bildungszuthat genommen werden müſſen, wohl zu unterſcheiden ſey.

Jedenfalls gehört die Aufnahme fremder Elemente als entſchiedene Thatſache in die Geſchichte unſrer Sprache. Es verlohnte ſich daher wohl der Mühe zu unterſuchen, auf welche Art dieſe von Anfang an dabey verfahren ſey, und wenn ſich als maßgebend für ihr Verfahren das Gefühl beſtimmter Regeln ſollte nachweiſen laſſen, nach dieſen Regeln die einzelnen Erſcheinungen zu prüfen. Dies wäre eine Aufgabe, zu deren Löſung ich mich keineswegs gerüſtet finde. Dazu gehört eine vollſtändigere Reihe von Wahrnehmungen, als mir, da ich bey beſſerer Gelegenheit auf dieſe Seite der Sprache nicht genug Rückſicht genommen, eben zu Gebote ſteht. Doch mag zu flüchtiger Andeutung auch blos flüchtig Aufgerafftes hinreichen. Unnöthig wird ſeyn zu bemerken, daß es dabey mit nichten darauf abgeſehen ſeyn kann, den Fremdwörtern überhaupt das Wort zu reden, ſondern darauf, ob nicht etwa einige derjenigen, welche zur Zeit noch unter die unerſetzlichen gerechnet werden müſſen, einsweilen wenigſtens auf eine mehr gleichförmige, vielleicht auch einfachere Weiſe zu handhaben ſeyn möchten.

Gehen wir zurück auf die älteſten hochdeutſchen Denkmäler, die uns erhalten ſind. Was ſie der Art bieten, finden wir, als bereits der deutſchen Sprache angehörig, ganz nach ihren Geſetzen behandelt und iſt es im Allgemeinen bis heute und für immer geblieben. Dabey iſt die Zahl ſolcher Wörter noch eine ſehr mäßige. —

Beyſpiele von Verben oder Zeitwörtern, die faſt alle nach einerley Art zu conjugiren behandelt ſind: chrônôn (coronare), damnôn (damnare), firrôn (feriare), formôn (formare), kestigôn (castigare), mûzôn (mutare), ordinôn (ordinare), phlanzôn (plantare), predigôn (praedicare), salzôn (saltare), scrodôn (scrutari), spentôn (expendere), temperôn (temperare). Subſtantive: fruht, peh, phunt, sens, tisc, vers, wîn, zins, — chruci, lilli, mutti, oli, — ordo, — fenstar, saban, tempal; phorzih (porticus), tunihha. bulïz, churbiz, muniz; phorta, puzza, scuola; corôna, natura; kestiga, prediga, tavala, chetina, chuhhina, elina, segina; chamara, chichera, martira, phalinza, solari, wîwari.

Von Adjectiven wird es ſchwer ſeyn, auch nur wenige hieher gehörige Beyſpiele aufzubringen. Niuwi, reht, wâr dürfen kaum unter ſolche vergleichsweiſe ſpäten Entlehnungen gerechnet werden; eher sichur (securus). Ob clâr ſchon vor dem XII. Jahrhundert aufgenommen ſey, weiß ich nicht. Es gelten dieſe und ähnliche Wörter in den bezeichneten älteſten Denkmälern, die ohne Zweifel für das Volk geſchrieben ſind, als vollkommen verſtändliche deutſche, und werden auch als ſolche behandelt. Daher muß zu unſerm Zwecke Umgang genommen werden von einigen andern etwas jüngern Stücken der Art, die augenſcheinlich nicht für das ungelehrte Volk, ſondern nur für jene Klaſſe von Leſern beſtimmt ſeyn konnten, welche des Lateins kundig oder doch es zu lernen berufen und im Begriff waren. Dahin gehört z. B. das Lied auf Otto den Gr., welches ganze lateiniſche Zeilen unter die deutſchen mengt, ſodann das Meiſte von dem, was im XI. Jahrh. durch Notker und Willeram als Ueberſetzung aus dem Latein gegeben iſt. Leidege Musae, tie mih êr lêrton jocunda carmina, tie lêrent mih nu flebilia fängt der eine ſeinen deutſchen Boethius an. Pegasus chît fama, wanda poetae sint famosi heißt es in ſeinem Martianus Capella. Diu suoze dinero gratiae ist bezzera denne diu sarphi dero legis ſagt des Andern deutſches hohes Lied. Sicher, von ihren Lehrlingen dennoch verſtanden zu werden, finden ſie kein Arges darin, jedes lateiniſche Wort, für das ihnen nicht eben ein paſſendes der eigenen Sprache beyfällt, in ſeiner vollſten lateiniſchen Form und Conſtruction in den deutſchen Text zu ſtellen, durch den im Grunde nur eine umſtändlichere Gloſſirung des Originales, nicht was wir eigentliche, ſelbſtändige

Ueberſetzung nennen, bezweckt war. Es wäre unrecht, ſchon auf ſie den Vorwurf der Sprachmengerey fallen zu laſſen. Dieſe nimmt erſt vom 12. Jahrhundert abwärts ihren Anfang, wo ſie in der Regel nicht mehr unmittelbar aus der Quelle, dem Latein, ſondern aus den mannichfaltig getrübten Canälen ſchöpft, die von ihr abgeleitet ſind und die wir unter der Benennung romaniſche Sprachen zuſammenfaſſen. Unter ihnen hat die früher in Flor gekommene provençale, und ſofort die nordfranzöſiſche den entſchiedenſten Einfluß gewonnen *).

Die Art und Weiſe jener früheren Zeit, einem entlehnten Worte ſo viel als möglich, beſonders durch wurzelhafte Betonung, ein deutſches Anſehen zu geben, iſt von da an außer Uebung gekommen. Namentlich ſind Zeitwörter in derjenigen Form, in welcher man ſie aus der fremden Sprache am leichteſten heraushorcht und ſelber zu brauchen anfängt, in der des Infinitivs, Haupt- und Beywörter gewöhnlich in derjenigen, in welcher ſie aus dem Latein in die ſpätern Idiome ſelbſt übergegangen waren, nämlich in einer der am öfteſten gehörten, alſo der obliquen Caſusformen, auf ſolche Weiſe demnach in der Regel ſammt irgend einer romaniſchen, reſp. franzöſiſchen**) Zuthat, und von ihr abhängiger franzöſiſcher Betonung, in die deutſche Sprache gerathen. Neue Verbe, wie die noch von früher her ererbten benedeyen, kaſteyen, kunterfeyen, maledeyen, profezeyen, firmen, firmeln, formen, predigen, opfern, ſegnen, und wie ſie zu bilden der zum Engländer gewordene Angelſachſe zum größten Vortheil ſeiner Sprache nie aufgehört hat, ſind von da an (wenn man nicht etwa turnen gelten laſſen will) ſo zu ſagen unmöglich geworden. Erſt an das franzöſiſche, auch die lat. und romaniſchen Infinitiv-Endungen are, ere, alſo die Mehrzahl vertretende immer den Ton führende er hat man ſich fürder getraut, die eigentlich deutſche infinitive und ſofort die übrigen Conjugations-Endungen anzuſetzen. In ſolchem eren war aber auch ein Paß ausgeſtellt, unter dem jedes fremde, nicht bloß franzöſiſche Verb freyen Eingang hatte.

Ich möchte glauben, daß der erſte und häufigſte Verkehr dieſer Art nach den Niederlanden zu ſtattgehabt und ſich erſt von da aus den obern Gegenden mitgetheilt habe, für welche das lange e in eren, eeren, das ſie dem in deef, leef, (Dieb, lieb,) gleich ſchätzen konnten, zu ie (iə, oberpfälz.-nürnb. êi) und jenes eeren zu ieren geworden ſey, welches indeſſen heute, nach der vorherrſchenden Ausſprache, welche zwiſchen ie und i keinen Unterſchied zu machen weiß, (mit Ausnahme etwa von regieren) -iren geſchrieben wird. Anders, etwa zunächſt aus der nur wenigen Verben zukommenden Infinitiv-Endung ire, ir, wird wohl dieſes unſer -iren ſchwerlich zu erklären ſeyn. Es iſt ſchon in Texten des anfangenden XIII. Jahrhunderts nichts ſeltenes mehr. Vielleicht reicht es ſogar noch weiter zurück, was größere Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt bald entſcheiden wird. Bemerkenswerth iſt, daß die deutſchen inmitten italieniſcher Umgebungen lebenden Bewohner der ſogenannten VII. und XIII. Communen von ihren Nachbarn viele Verbe auf ähnliche Weiſe, nemlich ſammt der Infinitiv-Endung derſelben entlehnen, indem ſie jedoch den Unterſchied feſthalten, der zwiſchen denen auf are und andern

*) Um die Zeit, wo der unläugbare frühere Einfluß der Deutſchen auf die weſtlichen Nachbarn und ſelbſt auf deren Sprache zu Ende geht, beginnt eine mächtige Strömung in umgekehrter Richtung und iſt noch heute fühlbar genug. Von Wechſelſeitigkeit, die doch ſehr natürlich ſcheinen ſollte, iſt weiter nicht viel die Rede. Ich habe mir aus einer Handſchrift (Clm. 907 f. 107) als eine Seltenheit vorgemerkt, was in dieſer Hinſicht um die Mitte des 16. Jahrh. ein gelehrter Franzoſe, J. J. Boiſſart, von ſich ausſagt:

Desererem rapidi flava fluenta Nicri,
Cogimur at istis haerere diutius oris,
Teutonico ut liceat purius ore loqui.
Difficilis Gallo germana est lingua, nec illam
Invenias multos qui didicere cito.
Intentum his studiis jam tertia sustinet aetas.

**) Selbſt manches ſeiner Zeit mehr in italieniſcher, ſpaniſcher Form aufgefaßte Wort hat ſich nach der Hand die franzöſiſche gefallen laſſen. Armata, armada, Guardia (Guardi), Salvaguardia (Salvaguardi), ordinario (ordinari), Secretario (Secretari) ſind zu Armée, Garde, Sauvegarde, ordinär, Secretär geworden.

auf ēre, ĕre und ire beſteht, ſo daß ihnen amare zu amarn ⏑—, parēre zu priarn, aber cedere, crescere, offendere zu zedern (—⏑), kreschern (—⏑), offendern (⏑—⏑), stupire zu stupirn (⏑—) wird.

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe im Monate December 1845 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von dem Hrn. Profeſſor De la Rive, Président de la Société Helvétique:

Discours prononcé à l'ouverture de la trentième session de la société helvétique des sciences naturelles, réunie à Genève le 11. Aout 1845. Genève 1845. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XI. II. III. Heft. Auguſt, September 1845. Landau 1845. 8.

Von dem Hrn. Ambroſio Fuſinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto. Bim. III. IV. 1845. Effetti meccanici delle correnti galvaniche. Vicenza 1845. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tome XXI. No. 11 — 13. Paris 1845. 4.

Vom Hrn. Dr. M. Quetelet, Directeur de l'observatoire royal de Bruxelles:

Rapport présenté a M. le Ministre de l'Intérieur. Bruxelles 1844. 8.

Simon Stevin. Bruxelles. gr. 8.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. T. IV. Bruxelles 1845. gr. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XVII. 1843 — 1844. Tom. XVIII. 1844 — 45. Bruxelles 1845. gr. 4.

Nouveaux mémoires. Tom. XVII. 1844. T. XVIII. 1845. Bruxelles 1844. 45. gr. 4.

Bulletins. Tom. XI. II. Partie 1844. T. XII. I. Partie. 1845. Bruxelles 1844. 1845. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Onzième Année. Bruxelles 1845. 12.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part. XII. 1844. Lond. 8.

Reports of the council and auditors. Lond. 1845. 8.

Vom Hrn. Dr. Fr. Mauz in Eßlingen:

Verſuche und Beobachtungen über den Kartoffelbau und die Krankheiten der Kartoffel beſonders im Jahre 1845. Mit einem Anhang über künſtlich erzeugten Guano. Stuttgart 1845. 8.

Vom Hrn. Elie Wartmann, Prof. de Physique à l'académie de Lausanne:

Mémoire sur le Daltonisme ou la Dyschromatopsie. Laus. 8.

De la méthode dans l'électricité et le magnétisme. Laus. 8.

Mémoire sur deux balances à réflexion. Laus. 4.

Vom Hrn. John M. Clelland, R. Wight Calcutta:

Calcutta Journal of natural history. No. 17 — 20 incl. April 1844 — Jan. 1845. Calcutta. 8.

Vom Hrn. Samuel Rogers und Alex. Lorimer in Madras:

Madras quarterly medical Journal. Volume I — VI. 1839 — 1844. Madras 8.

Vom Hrn. Akademiker v. Martius:

Ueber die dießjährige Krankheit der Kartoffeln oder die naſſe Fäule. Sendſchreiben des Dr. v. Martius, Prof. der Botanik in München, an Hrn. Profeſſor Bergsma in Utrecht. München 1845. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. Part. III. No. 102. 103. 1845. London 1845. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat September und Oktober 1845. Berlin 1845. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.
Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. las Hr. Bibliothekar Schmeller nachstehende Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

(Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß auch die verschiedenen Slawen-Idiome, die dergleichen nur über Deutschland erhalten konnten, ihre aus dem Französischen entlehnten Verbe eben so behandeln und denselben ihr ir getreulich gelassen haben. So ist aus dem Stamme marc (keltisch Pferd?) der französische Infinitiv marcher, der deutsche marschiren und der slawische noch etwas stattlichere marschirowati erwachsen.

Treten nun alle solche Zeitwörter im Deutschen mit doppelter Endung, dem fremden schwer wiegenden ir und der leichten obschon erst belebenden deutschen Flexion auf, so wird jenen fremden Gästen, welche unter die Namwörter (nomina) gehören, nicht blos diese zweyfache Ausstattung, sondern oft sogar eine dreyfache zu Theil, indem sie, abgesehen von der deutschen Flexion, neben der fremden Bildungszuthat zum Ueberfluß noch eine deutsche annehmen, und so gleichsam über die fremde Tracht auch ein vaterländisches Mäntelchen hängen. Unter den Fremden dieser Art lassen sich zwey Klassen unterscheiden, eigene Namen (nomina propria) und gemeinsame Nennwörter (appellativa).

Was nun diejenigen betrifft, die zur Bezeichnung von Ländern und Wohnorten, Völkern und Personen fremder Zunge dienen, und welche in allen Sprachen mehr oder minder als Fremdwörter vorkommen müssen, so sind es die Endungen en, er und isch, die im Deutschen als solche mitunter unnöthige Uebermäntelchen gebraucht werden.

en, Seit welcher Zeit Ländernamen auf -ia, wie Asia, Belgia, Britannia, Gallia, Hispania, Italia, Sardinia, Savoia, Scythia, Sicilia, die im Niederdeutschen noch blos Asie, Belgie, Gallie, Spanie u. s. f. heißen, angefangen haben im Hochdeutschen Asien, Belgien, Britannien u. s. f. genannt zu werden, während aus Africa, Corsica, Europa, Malta, Palästina u. s. w., nichts der Art geworden ist, muß ich eben auch nur als Frage hinzustellen mich bescheiden. Diese Formen scheinen auf keinen Fall alt genug, um sie etwa für stehend gewordene Dative sing. fem. zweyter Declinationsart nehmen zu dürfen. Wahrscheinlicher sind sie erst in späterer Zeit aufgekommen, nach dunkel gefühlter Analogie mit den alten reindeutschen Namen der Länder, die eigentlich nur der Dativ plur. der Namen ihrer Bewohner sind, wie Bayern, Franken, Lotharingen, Sachsen, Schwaben, Thüringen, d. h. bi oder ze den Baijaeren, Franchen, Lotha-

ringen etc. und demnach wesentlich auf en (früheres om) ausgehen*).

er, in der ältesten Sprache ari, eri, dann aere**) und noch in Niederdeutschland ein merklich betontes êr, hat unter andern Anwendungen von jeher auch die auf die Herkunft, die Genossenschaft, die Wirksamkeit irgend eines Besprochenen, und die Kraft der lat. or (-ator, -itor), -ensis, -anus, -inus, -ita u. dgl.

Vermöge dieser Bedeutung sind aus obigen Ländernamen, wie es scheint um die Zeit, da sie ihr schließendes en erhielten, ziemlich richtig die Volksnamen Belgier, Gallier, Savoier, Spanier u. dgl. gebildet. Allein wenn man jene fremden Namen der Länder näher betrachtet, so zeigen sie, daß sie, gerade wie dieß bey den alten deutschen der Fall, selber größtentheils erst von denen der Völker abgeleitet sind. Sie weisen auf Belga, Britannus oder Brito, Gallus, Hispanus u. s. w. zurück.

Wenn nun aus dem Brito, Chattus, Germanus, Scotus, Slavus, Celta, Gotthus, Graecus, Scytha, Turca, ein Britte, Kelte, Chatte, Germane, Gothe, Grieche, Schotte, Slawe, Scythe, Türke werden

*) Ein Onomasticon v. 1433. gibt: Apulia Pullen land, Sicilia Sicillen land, Tuscania Tuscanien land, wo man einen Genitiv vorausgesetzt denken könnte, aber Hibernia ist schon Hibernien ohne Beysatz.

**) In Konstanz er Bisthum, K—er See und ähnlichen Redeweisen hat sich sogar, wenn auch nicht mehr der Form doch dem Sinne und Gebrauche nach, gleichsam erstarrt der alte Genitiv plur. -aro, -ero (Kostinzero, otfr.) erhalten, der sich im bayer. Dialekt noch lange durch Unzuläßigkeit des Artikels (Mundarten B. pag. 208.) kund gegeben. Ein ähnlicher Archaismus ist der kaum mehr gefühlte provençale und altfranzösische Genitiv in Formeln wie de par (part) le roi, fête Dieu, ministère Guizot, ebenfalls ein Fremdling und für uns ein doppelter, der neuerlich in deutschen gastlichen Häusern, zwar in keinem Hôtel Dieu, aber in einem Hôtel Baur, Hôtel Lutz, Hôtel Maulick sein Absteigquartier nimmt.

durfte, so ist die Frage, ob und warum denn der Gallus, Hispanus, Indus, Persa ein Gallier, Spanier, Indier, Perser bleiben müsse und sich nicht gleichfalls zum Gallen, Hispanen, Inden, Persen verjüngen könne. Wenn Belg der Name ist, den der flämische Bewohner des neuen Königreiches sich selber gibt, wird er für uns nicht ebenfalls Belge heißen dürfen? — Wenn ferner, ohne Rücksicht auf die lateinische Betonung und Quantität aus Teutŏnes, Vandălus, Barbărus, Tartărus (_ ⏑⏑), Aethiops (Aethiŏpis) mit völlig französischer Betonung Teutone (⏑ _ ⏑), Vandale (⏑ _ ⏑), Barbar, Tartar (⏑ _), Aethiope werden durfte, warum kann nicht auch der Arabs (Arăbis), der Itălus, Sicŭlus, Herŭlus u. dgl. unter uns — da Arabe (_ ⏑⏑), Itale, (_ ⏑⏑), wie überhaupt die Corrumpirung uns sonst ungeläufigerer Sylben, unserm Gefühle widerstreben würde, — als Arabe (⏑ _ ⏑), Itale (⏑ _ ⏑), Sikule (⏑ _ ⏑), Herule (⏑ _ ⏑), Venete (⏑ _ ⏑) auftreten?*)

So viel wenigstens leuchtet wol ein, daß in solchen Wörtern ein sie zu Völkernamen stempelndes deutsches er rein überflüssig ist, weil sie es ohnehin schon sind. Ob sie übrigens in gehaltenerem oder gar in poetischem Vortrage den Eindruck größerer Würde machen, wenn sie mit dieser prosaischen Zuthat oder aber wenn sie in ihrer einfachsten Gestalt erscheinen, mag als Sache des Geschmackes dahin gestellt bleiben.

Indessen treten manche Namen der Art in den Sprachen, aus denen wir sie entlehnt haben, selbst schon in abgeleiteter Form auf. Dergleichen Ableitungsformen sind: -anus (ital. span. -ano, fran-

*) In einem gehalt- und geistreichen Reisebriefe aus Kleinasien, der vor nicht langer Zeit in unserm gelesensten Tagblatte erschien, tummeln sich Makedonen, Kappadoken, Kiliken, Pisiden, Paphlagonen, so wie Bithynier, Phryger, Lykier, Dardaner und ihresgleichen wunderlich durch einander. So kann man in manchem Geschichtsbuche Boijen und Boijer, Baioaren und Baioarier, Longobarden und Longobarder auf derselben Seite beysammen finden.

zösisch -ain, -en), (inus, -ino, -in), ita, ota (franz. ite), -ensis (ital. -ese, span. es, franz. ois); — -ardo; -ard; -ol; slaw. -ak. Auch solche Fremdlinge, die eben durch ihre Ableitungsform als Volks- oder Herkunftsnamen schon hinreichend gekennzeichnet sind, bedurften bey der Herübernahme keiner Wiedertaufe; und in der That sind einige wenige ohne eine solche durchgekommen.

So vor allen der Franzose, früher Franzois, und schon in einer Zeit, wo das aus -ensis, -ese (wie in mois aus mese, mensis, in moi, toi, roi aus me, te, rè) erwachsene ois auch in diesem Volksnamen nicht anders als im gleich geschriebenen Personnamen ausgesprochen wurde. So der Portugiese (Portugues), der Chinese, Genuese, Irokese nnd ihresgleichen; — der Asiat, Croate, Arnaute, — der Abderite, Moskowite, Helote, Suliote, Mainotte.

Ungleich mehrere aber sind, da sie, wie es scheint, in ihrer eigenen Tracht nicht sofort als das was sie vorstellen, erkannt wurden*), mit jenem erläuternden -er angethan worden, wie denn selbst der Franzose einmal Franzoiser geheißen, und noch jetzt der Genueser oder Moskowiter oft genug neben dem Malteser, Tuneser, Ammoniter, Medianiter und andern -itern und -esern vorkommt. Namentlich ist, und gerade von gelehrterer Seite her, keinem -ensis, so wie auch keinem -anus (ano), und -inus (-ino) in dieser Rücksicht Gnade widerfahren. Den Athenienser, Carthaginenser, Kretenser haben sich sogar gute deutsche Badenser, Cellenser, Hallenser, Jenenser, desgleichen den Africanern, Americanern, Brasilianern, Venetianern nicht minder deutsche Gothaner, Hannoveraner, Weimaraner, so wie Anhaltiner den Florentinern, Alexandrinern und ihresgleichen weltbürgerlich angeschlossen.

Was von den bisher erwähnten abgeleiteten Landsmannschaftsnamen, gilt natürlich auch von den ebenso gebildeten Genossenschaftsbenennungen, wie Albigenser, Camaldulenser, Cistercienser, Waldenser, Arianer, Franciscaner, Capuciner, Jacobiner, Carmeliten und Carmeliter, Jesuiten und noch oft genug Jesuiter.

(Schluß folgt.)

*) In diesen Fall sind selbst deutsche Formen gekommen, deren Bedeutung nicht mehr lebhaft genug gefühlt wurde. So ist der Daring zum Thüringer, der Lotharing zum Lothringer, der Westfaling zum Westfälinger geworden. Selbst Bairer statt Bayer, Bair ist anderwärts nicht unerhört.

Ganz zum Widerspiel ist das alte cristâni, cristan, kristen in Christ, das eigentlich für Christus gelten sollte und früher allein dafür galt, zusammengeschwunden, so wie in Heide das frühere heiden, heidan, dessen wesentliche Endsylbe noch in heidnisch zu Tage geht. Ich glaube übrigens weniger gern, daß der Gothe sein haithn dem ihm ferner liegenden lateinischen paganus nachgebildet, indem er sein haithja für pagus eingesetzt, als daß er geradezu das ἔθνος seiner Vorlage herübergenommen habe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher, V. VI. VII. Bonn 1844. 45. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. 7. Bd. Münster 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 4. Juillet — Août 1845. Par. 1845. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. 11. Vol. No. 5 u. 6. Paris, Caen 1845. 8.

Von der Gesellschaft für pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Eilften Jahrgangs erstes Heft. Stettin 1845. 8.

Von dem Museum Francisco - Carolinum in Linz:

Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Oesterreichs ob der Enns und Salzburgs. Redigirt von Johann Fleischanderl. Auf das Jahr 1843 u. 1844. Linz 4.

Achter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1845. 8.

Verzeichniß der im Museum Francisco-Carolinum vorhandenen Druckschriften. Linz 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. deuxième. 9 u. 10. livraison. Septbr. Octbr. 1845. Paris 1845. 8.

Von dem historischen Verein von Oberfranken in Bayreuth:

Jahresbericht auf das Jahr 1844/45. Bayreuth 1845. 8.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen. 3. Bd. 1. Heft. Bayreuth 1845. 8.

Von dem voigtländischen Alterthumsvereine in Hohenleuben:

Achtzehnter und neunzehnter Jahresbericht. Jahr 1843 u. 1844. Gera. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Der Plan von Hamburg ums Jahr 1610, Fac Simile einns Kupferstichs von J. Dereckhe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe am 20. December 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 11. Novbr. 1845. Paris 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 5. Septembre — Octobre 1845. Paris 1845. 8.

Von dem Vereine für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Annalen. III. Band. 2. u. 3. Heft. Wiesbaden 1842. 1844. 8.

Von dem Hrn. Gottl. Frhrn. v. Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I — III. Heft. Klagenfurt 1842. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Rédigé par M. de Caumont. Volume. 11. No. 7. Caen et Paris 1845. 8.

Von dem historischen Vereine für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. Achter Band. Zweytes und drittes Heft. Würzburg 1845. 8.

Von dem k. Hofrathe Hrn. Dr. Buchinger, ersten Adjunkten im k. Reichsarchive dahier:

Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau (bis 1800). München 1844. 8.

Von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique tenue le 29 Decembre 1844. Saint - Pétersbourg 1845. gr. 4.

Bulletin de la classe historico - philologique. T. II. Saint-Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires. VI. Série. Sciences politiques, histoire-philologie. Tom. V. Saint - Pétersbourg 1845., gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. las Hr. Bibliothekar Schmeller nachstehende Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

(Schluß

Daß in neuerer Zeit ein dunkles Streben erwacht ist dieses überflüssige -er, wo es angehen mag, wegzuschneiden, ist kaum zu verkennen. Seit aber z. B. der Indian der Sprache des Hühnerhofes verfallen, ist er für die deutsche Ethnographie verschollen. Sie wird sich nach Umständen mit ihrem Inder, Indier, Indianer oder Hindu behelfen müssen. So wird der Italian, weder der einiger südlichen Alpenthäler noch der des Holländers, aus Deutschland selber wol nie mehr den Italiäner oder Italiener verdrängen. Daß aber auch diese Formen auf das den Ton tragende -an, -in oder -ane; -ine an sich zuläßig seyen, zeigen Ausdrücke, die in ihren Kreisen gangbar genug sind, wie Diöcesan, Parochian, Sopran, Veterane, Palatin, Vetturin und ähnliche. Der Afrikane, Amerikane, Napolitane, Venetiane, Florentine, Montenegrine würde das Mittel halten zwischen einem nicht mehr, wie Römer, möglichen Afriker, Ameriker, Neapler, Venedier, Florenzer, Montenegrer und den dermal üblichen Formen, denen, wie all den Doppelgängern auf -iren, -aner, -iner, -iter etwas sehr prosaisches und nicht selten unbequemes anklebt.

Ohne mich nun auch noch auf die weit größere Zahl anderer Wörter, die nicht wie die erwähnten Eigennamen aus einer in der Natur der Sache liegenden Art Nothwendigkeit, sondern mehr aus Bequemlichkeitsliebe in unsre Sprache gekommen sind, und auf die Formen unter welchen dieß geschehen ist, einzulassen, bemerke ich nur, daß sich die einen auf mehr gelehrten Wegen unmittelbar aus dem Lateinischen und mitunter aus dem Griechischen, die andern auf mehr praktischen zunächst aus dem Französischen, seltener aus dem Italienischen eingeschlichen haben, und diese Ankunftsart fortdauernd beurkunden. Noch immer steht den erstern eine vergleichsweise größere Würde zu.

Die Substantive auf -tät (von -tas, tatis) scheinen zu den ältesten Eingewanderten der Art zu gehören. Trinitat reimt im XII.—XIII. Jahrh. noch auf deutsches ât, und der spätere Umlaut in -tät scheint ganz nach der Regel durch das Gefühl eines in die Verlängerungssylbe des Genitivs gehörigen i bewirkt, — in welchem Sinne man gewissermaßen auch die aus -arius entstandenen -är nicht nothwendig als blos französische Bildung zu erklären hat. Die Substantive auf -ion (aus -io, -ionis) mögen später Einlaß erhalten haben. Auffallend ist gewiß, daß der Holländer seine Wörter der Art dem lateinischen Nominativ entnimmt und dem gemäß sie betont: unie, reflexie, natie, actie, letzteres seit einiger Zeit Tausen-

den auch hochdeutscher Zungen, vielleicht mehr als gut ist, geläufig. -Or, oris erscheint in ursprünglicher lateinischer Form bald mit seiner Nominativbetonung Factor, Director, Inspector, bald mit der der obliquen Casus: Auditor, Creditor, Pastor, Humor, Rumor. Nur zu oft aber hat das Französische -eur ausschließlich das Feld behauptet: Acteur, Conducteur, Redacteur etc. Käme es dabey erst auf freye Wahl an, so würde ich mich für das betonte or entscheiden, da es, während das dem deutschen Ohr und Auge unheimliche eur beseitigt wird, gewissermaßen die Eigenschaft einer dem deutschen Gefühle nöthigen Stammsylbe gewinnt. So wird es bereits mit Exemplar gehalten, dessen streng lateinische Aussprache durch ein hochverdientes unsrer nun seligen Mitglieder als eine auffallende vielleicht noch einigen meiner verehrten Herren Collegen erinnerlich ist. Auch Musik, Physik, Katholik mit betonter Endsylbe (aus musica, physica, catholicus) scheinen nicht gerade allein französischem, wenigstens nicht späterem Einfluß zugeschrieben werden zu müssen, da schon ein älteres Knich (canonicus) nur aus einer ähnlichen Betonung hervorgegangen seyn kann. In das -arius theilen sich -ar und -är, und der Antiquar, der Archivar, der Bibliothekar und ihresgleichen stehen dem Commissär, Secretär, dem Millionär ziemlich steif gegenüber. Als Adjectiv-Endung hat das jüngere är das ältere ar fast gänzlich verdrängt. In derselben Eigenschaft hat sich dem alten el gegenüber siegreich ein dem französischen -el, eigentlich der Femininform desselben, nachgebildetes -ell aufgethan, das sich in generell, nationell nicht einmal ein französisches Vorbild zu bedürfen herausnimmt. Nicht so willig ist, wenigstens bis jetzt noch, das dem -osus entsprechende -ös dem französischen -eux oder eigentlich wieder dessen femininer Form euse, neudeutsch -ös gewichen. Vor der Hand aber trifft sich, daß alle Religiösen nicht auch Religioſen sind.

Dieß letzte Beyspiel führt zu der Bemerkung, daß viele der erwähnten Ausdrücke in den Sprachen, aus denen die deutsche sie entlehnt hat, zugleich Adjectiv und Substantiv sind, ein Vorzug, den, nicht zu geringem Nachtheile, nur wenige derselben mit herübergenommen haben. Einige sind schlechterdings zum Substantiv erstarrt, andere haben es weder zum Substantiv noch zum Adjectiv bringen können, und sind in dieser Lahmheit nur in der Zusammensetzung zu gebrauchen; gar manche aber von denen, die vermöge ihrer Bedeutung augenscheinlich Adjective geblieben; müssen sich in dieser Eigenschaft erst durch Annahme wieder einer deutschen Zuthat, des -isch*), ausweisen.

Beyspiele der ersterArt finden sich wol unter allen Endungen, besonders aber unter al, an, ar, ant, ent, at — wie General, Principal, Veteran, Sopran, Jubilar, Vicar, Musicant, Dissident, Beneficiat. Eben so wenig selten sind die der zweyten Art, wie Colonial-Waaren, Communal-Lasten, Meridional-Kreise, Ministerial-Rescripte, Verbal-Noten, Vocal-Stimmen, sogar Austrägalgerichte, Median-Papier, Parmesan-Käse, Elementar-Schulen, Polar-Kreise, Titular-Räthe, Literar-Geschichte u. dgl. Während es nun unter den Fremdlingen Wörter fast aller Endungen gibt, die ohne Anstand und so wie sie sind auch im Deutschen als Adjective behandelt werden**), trifft es gerade unter denen auf -al, -an, -ar, selbst auf är, einige und zwar viel gebrauchte, daß man sie in der Regel für unfähig hält, in dieser Eigenschaft Dienste zu leisten, sie seyen denn vorläufig mit dem erwähnten -isch an-

*) Wo dieses isch als nacktes, stimmloses sch erscheint, wie da, wo man sächssch, preußisch, hannöversch u. dgl. spricht, darf man es wol schwerlich für eine Nachwirkung des slawischen sk (sky) halten, die ja selbst unsern allgemeinen Namen thiudisk, diutisk in deutsch, wie walhisc in welsch, ja sogar mannisc in Mensch verwandelt haben müßte. Es ist übrigens auch in den Niederlanden wie im skandinavischen Norden heimisch, und will, besonders an Familiennamen, auch in unserm Süden das bisherige volle isch verdrängen.

**) So spricht der oben angeführte Reisebrief von monolithen Massen.

gethan, da doch, wie gesagt, diese Bedingung andern ganz gleicher Form erlassen ist.

Durch das Gesagte ist, wie ich glaube, zu einiger Uebersicht dargethan, was freylich niemand bezweifelt, daß die zahlreichen Fremdlinge, welche die Noth oder die Bequemlichkeitsliebe in unsere Sprache eingelassen hat, nichts weniger als gleichförmig behandelt, ja daß deren manche, statt in der That bequem zu bleiben, ohne Noth ziemlich unbequem und widerborstig gemacht worden sind. Nun begründet zwar für die Eingebornen das Herkommen und der Status quo ein Recht, gegen welches alle Anfechtungen einer rationalistischen Grammatik ohnmächtig sind; allein gegen Fremde, die, wie gut sie sich halten, wie sehr sie beliebt seyn mögen, dennoch vor dereinstiger Ausweisung hoffentlich nicht ganz und gar geborgen sind, die sich zudem mehr in einer über dem eigentlichen Volke stehenden Schicht der Gesellschaft bewegen, scheint eher eine freylich schwache Motion der Art verzeihlich zu seyn. Und sollte sich auch aus dem Belgier kein Belge, aus so manchem -aner, -iner, -iter kein -ane, -ine, -ite mehr machen lassen, so könnten sich dennoch Ohr und Auge allmählich so gewöhnen, daß ihnen, wie neben dem frühern genialischen Menschen bereits ein genialer, neben der musicalischen Zeitung eine musicale, neben convulsivische Zuckungen convulsive, neben orientalischen orientale Zustände, mercantile Unternehmungen neben mercantilischen, neben animalischen und vegetabilischen animale und vegetale oder vegetable Stoffe, neben ultramontanischen ultramontane Ansichten, neben transmarinischem transmariner Handel, neben parlamentarischen parlamentare Verhandlungen, neben elementarischen auch elementare oder doch elementäre Ereignisse wenigstens fürder kein Aergerniß gäben. — Und so stünde ich denn nach einem flüchtigen Gange durch unsern bunten exotischen Wörterflor wieder bey meiner, nun freylich um nichts entschiedenern, zum Glücke ziemlich gleichgültigen Frage: Belgier oder Belge? Literarisch oder literär?

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar d. J.

Außer mehreren durch hohe Ministerialrescripte veranlaßten amtlichen Gutachten, welche der Classe vorgelegt und von ihr discutirt wurden, und andern Gegenständen der innern Verwaltung kamen zunächst zur Vorlage:

1) die Danksagungsbriefe der neuernannten Mitglieder der Akademie, HH. Geh. Hofr. Leop. Gmelin u. Geh. R. Tiedemann in Heidelberg.

2) Akademische Schreiben in Angelegenheiten gegenseitiger Mittheilungen von Schriften seitens der k. schwedischen Akademie d. W. zu Stockholm, der k. russischen Societät der Naturforscher zu Moskau, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu Halle und Leipzig, welche neugegründete Societät ihre Statuten einsendete.

3) Briefe a) des Hrn. Prof. G. F. Pohl in Breslau, womit derselbe seine Schrift über die Beziehung zwischen dem Elektromagnetismus und der Bewegung der Himmelskörper übersendet und b) des Hrn. Akademikers Dr. Buchner in München, womit er die von dem k. griech. Professor und Leibapotheker zu Athen, Dr. Landerer, eingeschickten Druckschriften in neugriechischer Sprache, nämlich seine Lehrbücher der medicinisch-pharmaceutischen Zoologie und Botanik und seine Pharmakologie übergiebt.

4) Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Quetelet, Secr. perp. der k. Akademie zu Brüssel an den Classensecretär d. d. 3. Januar 1846.

„Es macht mir Vergnügen, Ihnen zu melden, daß S. M. der König der Belgier geruht haben, unserer Akademie eine große Ausdehnung zu geben. Sie wird künftig aus drey Classen bestehen: der der Wissenschaften, jener der Literatur und jener der schönen Künste. Die

k. Commission für Geschichte wird in die zweyte Classe eintreten. Ich bin zum beständigen Secretär für die drey Classen ernannt worden. Die bisherigen auswärtigen Correspondenten nehmen künftig den Namen der Associés an.“

---

5) Notiz des Hrn. Akademikers Andr. Wagner über eine große Fischversteinerung.

Die k. Petrefaktensammlung hat vor Kurzem durch Ankauf eine durch Größe wie durch Vollständigkeit der Erhaltung ausgezeichnete Fischversteinerung erworben. Dieselbe wurde durch den ehemaligen Kammerdiener des Grafen Münster, Namens Ditterich, in der Umgegend von Kelheim acquirirt und an unsere Sammlung käuflich abgelassen. Sie stellt das Skelet eines Fisches dar in vollständiger Erhaltung, hat eine Länge von nicht weniger als $2\frac{3}{4}$ pariser Fuß und ist unter den mir bekannten fossilen Fischen des lithographischen Schiefers das größte bisher gefundene Exemplar. Es gehört der Gattung Lepidotus an, und kommt seiner Größe wegen zunächst in Vergleichung mit dem Lepidotus oblongus, der sich in mehreren Bruchstücken in unserer Sammlung befindet, jedoch durch eine andere Form der Beschuppung sich von unserem neu acquirirten Exemplare unterscheidet. Es stellt dieses mithin eine neue Art dar, der ich wegen der breiten starken untern Dornfortsätze der Schwanzwirbel den Namen Lepidotus armatus beylege. Eine ausführliche Beschreibung dieser ausgezeichneten Art wird an einem andern Orte gegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Spiegel, z. Z. in Leipzig:

Anecdota Palica. Nach den Handschriften der königl. Bibliothek in Copenhagen im Grundtexte herausgegeben, übersetzt und erklärt. Enthaltend:

Rasavâhinî, eine buddhistische Legendensammlung. C. 1—4.

Uragasutta, aus dem Suttanipâtta, nebst Auszügen aus dem Scholim von Buddhagosa. Leipz. 1815. 8.

Chrestomathia Persica edidit et glossario explanavit. Lipsiae 1816. 8.

Von der Imprimerie royale in Paris:

Journal des Savants. Septembre, Octobre 1815. Par. 1845. 8.

Von dem Hrn. Professor de Mange in Paris:

Catalogue de la bibliothèque orientale. Paris 1815. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 29. Decembre 1844. St. Pétersb. 1815. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. T. II. St. Pétersbourg 1845. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. T. cinquième. 5 et 6 livraison. St. Pétersbourg 1815. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.
Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar d. J.

6) Vorträge des Hrn. Akademikers Dr. Andr. Buchner sen:

a) Ueber den Kupfergehalt der Galle.

Die Beantwortung der Frage, ob das Kupfer, so wie das Bley, welches von französischen Chemikern und Physiologen, namentlich von Devergie und Hervy, Boutigny, Orfila und Olivier d'Anger, ferner von Follin und Barse seit einiger Zeit in den Eingeweiden menschlicher Leichname gefunden wurde, bey normalen Lebensverhältnissen des Organismus vorhanden seyn könne, ohne die Gesundheit auffallend zu stören, und aus welchen Quellen die genannten Metalle in die menschlichen Leiber gelangen, ist für die Physiologie ebenso wichtig, wie für die gerichtliche Chemie. Diese Frage hat daher lebhafte Controversen in der Pariser Akademie der Wissenschaften veranlaßt gegen Danger und Flandin, welche die Gegenwart von Kupfer und Bley so wie von Arsenik im nicht vergifteten gesunden Organismus läugnen.

Der Gegenstand interessirt mich zunächst als Lehrer der Toxikologie, daher habe ich die Hauptpunkte der Pariser gelehrten Verhandlungen in mein Repertorium f. d. Pharm. aufgenommen.

Kürzlich wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Bertozzi in Mailand in braunen, größtentheils aus Gallenfärbestoff bestehenden menschlichen Gallensteinen Kupfer nachgewiesen und daß Heller in Wien diese Angabe durch Versuche bestätiget habe.

Da ich einen Vorrath von braunen Gallensteinen an der Hand hatte, so veranlaßte ich Hrn. Dr. Baron von Gorup, welcher sich in meinem Laboratorium mit physiologisch- und pathologisch-chemischen Arbeiten beschäftiget, einige dieser Concremente zu verbrennen; und es war nicht schwierig, Spuren von Kupfer in der Asche derselben zu entdecken. Es wurde sodann auch die Galle selbst aus zwey menschlichen Leichen in Untersuchung genommen und ebenfalls Kupfer darin entdeckt. Am auffallendsten war der Kupfergehalt im Gallenblasenschleim, welcher mittelst Alkohol aus der Galle gefällt wurde. Man verwendete hierzu die Galle aus mehr als 15 menschlichen Gallenblasen; der durch Alkohol gefällte Schleim betrug ungefähr 4 Grammen, und das Kupfer wurde aus der schwefelsauren Auflösung der Gallen-Asche nicht nur durch Schwefelwasserstoff, sondern auch mittelst einer einfachen galvanischen Kette im metallischen Zustande mit Gewißheit dargestellt.

Fragt man nun um die Quelle dieses merkwürdigen Kupfergehalts in der menschlichen Leber und Galle, so wird man kaum zweifelhaft bleiben, wenn man bedenkt, daß die Wasserbehälter, die Braupfannen, die Kochgeschirre u. s. w. von Kupfer und zum Theil von Messing sind, daß auch die Bleyglasur der irdenen Kochgeschirre häufig mit Kupferoxyd grün gefärbt ist. In der That fand Devergie, daß man in Kinderleichen nur höchst schwache Spuren von Kupfer antreffe, und daß sich

der Kupfergehalt der menschlichen Leber mit dem fortschreitenden Alter vermehre; endlich glaubt er beobachtet zu haben, daß sich der Kupfer- und Bleygehalt der Leber während einer langwierigen Krankheit, wobey der Genuß von Nahrungsmitteln sehr beschränkt war, bedeutend verminderte. Uebrigens fand er stets mehr Kupfer als Bley.

Da nun die Nahrungsmittel unserer Hausthiere einer Verunreinigung mit Kupfer weniger ausgesetzt sind als die menschlichen Nahrungsmittel, so ließ ich auch Ochsengalle verbrennen. Die daraus dargestellte Asche wurde mit ganz reiner Schwefelsäure ausgezogen und der saure Auszug mit Schwefelwasserstoffgas geprüft. Es entstand allerdings auch ein brauner Niederschlag, aber in so geringer Menge, daß eine weitere Untersuchung desselben unterbleiben mußte. Uebrigens darf es nicht überraschen, wenn sich dieser Metallniederschlag ebenfalls als Kupfer herausstellen wird, weil die Schlempe aus den kupfernen Destillirblasen der Branntweinbrennereyen, so wie auch die Malz-Trebern der Bierbrauereyen, welche man zur Viehmastung verwendet, gar leicht auch kupferhaltig seyn können. Die Futterkräuter sind noch nicht auf ihrem Metallgehalt untersucht; es verdient aber bemerkt zu werden, daß Bucholz und Meißner in der Asche von Arzneypflanzen Spuren von Kupfer entdeckt haben. Daß die Galle Eisen enthält, ist bekannt.

---

b) Entdeckung des Milchzuckers in Hühnereyern.

Einer meiner wissenschaftlichen Freunde, Dr. Winkler in Darmstadt, schrieb mir in diesen Tagen Folgendes.

Ich kann Ihnen eine Entdeckung mittheilen, welche vorzüglich die Physiologen interessiren dürfte; ich fand nämlich in dem Eyweiß zweyer Hühnereyer einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Milchzucker. Zu dieser Entdeckung wurde ich durch folgenden Umstand geführt. Als von einem eingekauften Vorrathe Hühnereyer einige weich gesotten wurden, fanden sich beym Oeffnen derselben zwey darunter, welche bereits bebrütet gewesen zu seyn schienen, und am Dotter, so wie in demselben Blutpartien enthielten. Das Eyweiß dieser beyden Eyer war auffallend wässerig und von einem süssen Geschmack. Dieß veranlaßte mich, dasselbe, nachdem es bey höherer Temperatur congulirt war, fein zu zerschneiden und durch Wasser auszuziehen. Beym Abdampfen des filtrirten Auszugs erhielt ich aus beyden Eyern gegen 8 Gran Milchzucker. Die Physiologen werden hoffentlich nicht versäumen, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, um zu bestimmen, ob die von mir beobachtete Erscheinung nur eine abnorme war, oder ob die Milchzuckerbildung in den Hühnereyern immer und regelmäßig, und in welchem Stadium der Bebrütung erfolgt?

---

c) Chemische Untersuchung des Bingelkrauts.

Die Mercurialis annua Lin., diese unansehnliche einjährige Pflanze, welche in Gärten, Weinbergen und andern angebauten Plätzen fast überall als Unkraut verbreitet und bekannt ist, fesselte meine Aufmerksamkeit aus dem Grunde, weil der daraus gepreßte Saft mit Honig und einigen andern Zusätzen eingekocht, den Hauptbestandtheil eines prophylactischen Hausmittels ausmacht, welches unter dem Namen Sirop de longue vie, Syrupus longae vitae, oder Mel sanitatis, also Lebens-Syrup oder Gesundheits-Honig noch jetzt von vielen Personen im vorgerückten Alter gegen Gicht, Hämorrhoiden, Engbrüstigkeit, Obstructionen u. s. w., wie man versichert, mit gutem Erfolg als Gesundheits-Erhaltungs- und Lebensverlängerungs-Mittel gebraucht wird.

Dieser Sirop de longue vie steht vorzüglich in Frankreich in großem Ansehen, daher die Vorschrift zur Bereitung desselben, so wie auch zu einem einfachen Miel mercurial (bloß aus dem Safte der Mercurialis annua und Honig bereitet) noch in dem neuesten Pariser-Codex (Pharmacopée française) von 1837 aufgenommen wurde.

Auch in Bayern hat dieser seit mehr als 300 Jähren berühmte Lebenshonig sein altes Ansehen noch nicht ganz verloren, besonders in der gebilderen und vornehmen Welt; denn ich weiß, daß derselbe in hiesigen Apotheken jährlich bereitet und vorzüglich aus der k. Hofapotheke in unglaublich großen Quantitäten dispensirt wird.

Das Bingelkraut, oder der daraus gepreßte und mit Honig vermischte Saft ist seit Hippokrates von den Aerzten und Pharmakologen früherer Jahrhunderte als ein eröffnendes, das Blut reinigendes, gelinde purgirendes Arzneymittel in verschiedenen Zusammensetzungen nicht nur innerlich, sondern auch als erweichendes Arzneymittel äußerlich oft angewendet worden; man mag das Ausführliche hierüber bey Galenus, Dioskorides, Mathiolus u. A. nachlesen.

Im blühenden Zustande besitzt die Mercurialis keinen auffallenden Geruch, aber einen bitterlichen, etwas salzig schärflichen Geschmack, der im Munde und Schlunde lange anhält. Ich wollte nun wissen, von welchen Bestandtheilen dieser Geschmack und die arzneyliche Wirksamkeit verursacht werden, und da mich die Literatur nicht befriedigte, so stellte ich selbst eine Reihe von chemischen Versuchen mit dem Bingelkraute an. Feneuille hat es zwar vor einigen Jahren einmal analysirt, und darin Bitterstoff, Eyweißstoff, Schleim, fette Materie, etwas ätherisches Oel, Pectin und einige Salze gefunden; — aber ich glaube, daß diese Namen auf die Bestandtheile der meisten Arzneykräuter passen, und die Pharmakologen nicht befriedigen können. Ich muß zwar gestehen, daß auch meine chemische Analyse der Mercurialis von andern Arbeiten unterbrochen zur Zeit noch nicht ganz vollendet ist, glaube aber doch einen kleinen Beytrag zur nähern Kenntniß einer sehr verbreiteten und von den Aerzten früherer Jahrhunderte hochgeschätzten Pflanze geben zu dürfen.

Ich ließ die Mercurialis annua im Jahre 1842 bey schönem trockenem Wetter Anfangs Juli einsammeln, und unterwarf sie sogleich einer Untersuchung, wovon die Ergebnisse hauptsächlich folgende sind.

Der frisch gepreßte Bingelkrautsaft ist lebhaft grün, von einem eigenthümlichen schärflichen Geruch und Geschmack; er enthält eine bedeutende Menge Chlorophyll und Eyweißstoff; das Lakmus wird davon nur sehr schwach geröthet. Wenn man ihn filtrirt, so bleibt das Chlorophyll auf dem Filter und der Saft ist nun klar, röthlich braun und von einem bitterlich salzigen Geschmack. Was also dem frisch gepreßten Safte einen schärflichen Beygeschmack ertheilt, liegt in dem Blattgrün und ist in Aether und Alkohol löslich. Wird der filtrirte Saft mit seinem doppelten Volum Alkohol geschüttelt, so scheidet sich eine reichliche Menge Eyweißstoff nebst einer gummiartigen Substanz in Gestalt weißer Flocken ab. Der Eyweißstoff gerinnt auch, und scheidet sich in Gestalt grauer Flocken ab, wenn man den filtrirten Saft zum Sieden erhitzt. Schüttelt man den filtrirten Saft mit seinem dreyfachen Volumen Aether, so entsteht ein trübes Gemenge, welches sich in der Ruhe in drey Schichten theilt: die oberste Schichte ist der gelblich gefärbte Aether, welcher nach dem Verdunsten nur eine sehr geringe Menge einer wachsartigen Substanz zurückläßt; die mittlere Schichte ist gallertartig, gelblich grau, und liefert mit kochendem Wasser behandelt Eyweißstoff und Gummi; die unterste Schichte endlich ist eine gelblichbraune klare wässerige Flüssigkeit, welche bey langsamem Verdunsten schöne und deutliche Krystalle von Salpeter und Salmiak liefert; dieser letztere ist aber gefärbt, an der Luft zerfließlich, und von einem bitterlichen stechend salzigen Geschmack. Es ist mir noch nicht gelungen, den Bitterstoff und die pflanzensauren Salze von dem Salmiak, welcher im Bingelkraute in beträchtlicher Menge vorhanden ist, vollkommen zu scheiden, um diese Bestandtheile für sich zu studiren, weil sie alle in Wasser und Alkohol auflöslich, aber in Aether unlöslich sind.

Die Salze des Bingelkrautes erhält man übrigens zum Theil sehr schön und deutlich krystallisirt, wenn man das Vegetabil trocknet, mit lauwarmem Wasser auszieht, den Aufguß mit Kohle entfärbt und nach dem Filtriren langsam verdunsten läßt.

Ich erhielt auf diese Weise salpetersaures Kali und schwefelsaures Kali nebst einem andern Kalisalze mit einer Pflanzensäure; ferner Salmiak nebst einer schmierigen Masse, worin auch ein pflanzensaures Kalk- und Magnesiasalz vorhanden war. Außerdem ist noch ein in

Wasser unlösliches pflanzensaures Kalk- und Magnesiasalz vorhanden, denn wenn man das mit Wasser erschöpfte Bingelkraut trocknet und verbrennt, so erhält man eine Asche, welche kohlensauren Kalk, kohlensaure Magnesia nebst Kieselsäure enthält.

Diese Salze zusammen betragen etwa 7 Procent von dem Gewichte des frischen Bingelkrauts; sie sind es hauptsächlich, welche in Verbindung mit einem milden, in Wasser und Weingeist löslichen, aber in Aether unauflöslichen Bitterstoffe den arzneylichen Werth des Mercurialis annua begründen; denn das schärfliche Chlorophyll kann nicht in Betracht kommen, weil nur der davon getrennte Saft mit Honig eingekocht arzneylich angewendet wird; so kann auch dem in beträchtlicher Menge vorhandenen Pflanzen-Albumin nebst dem Gummi und dem Wasser, welches in der vegetirenden Mercurialis 83 bis 84 Procent von dem Gewichte der Pflanze beträgt, keine besondere Heilkraft zugeschrieben werden.

Wenn man die 16 bis 17 Gewichtstheile des getrockneten Bingelkrauts nämlich von 100 der frischen Pflanze mit lauwarmem Wasser auszieht, so erhält man 10 bis 9 Theile eines braunen Extracts von bitterlich stechend salzigem Geschmacke. Die in Wasser unauflöslichen Bestandtheile der Pflanze betragen 6 bis 7 Procent von dem Gewichte der frischen Mercurialis.

Schließlich bemerke ich noch, daß die Mercurialis annua allem Anscheine nach auch Indigo enthält, welcher in Mercurialis perennis schon früher entdeckt worden ist, denn wenn man den Saft daraus preßt, so nimmt das leinene Preßtuch an der Luft eine blaue Farbe an, welche durch Säuren nicht geröthet wird. Auch ist es auffallend, daß das getrocknete Bingelkraut eine bläulich grüne Farbe besitzt, an den Blattstielen blaugefleckt erscheint und daß auch diese blaue Farbe durch Schwefelsäure nicht geröthet wird.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Januar 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Reef in Frankfurt a/M.:

Ueber das Verhältniß der elektrischen Polarität zu Licht und Wärme. Frankfurt a/M. 1845. 8.

Von dem Hrn. V. Streffleur, k. k. Hauptmann und Professor bey der k. lombardisch-venetianischen adeligen Leibgarde in Wien:

Die primitive physikalische Beschaffenheit der Nordpolarländer. Wien 1845. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im J. 1844. Breslau 1845. 4.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1845. P. I. London 1845. 4.

Proceedings of the royal Society. No. 60. 1844. London 1844. 8.

Fellows of the Society. London 1844. 4.

Von der Geological Society of London:

Transactions. Second Series. Vol. VII. Part the First. Part the Second. Lond. 1845. 4.

Proceedings. Vol. IV. No. 99. 100. 101. 1843—44. London. 8.

Von der Entomological Society of London:

Transactions. Vol. I. Part 1—3. 1834—36. II. P. 1—4 1837—1840. III. P. 1—4. 1841—1843. IV. P. 1. 1845. London. 8.

Journal of Proceedings. Commencing January 6. 1840. London 1841. 8.

Von dem Hrn. A. Rabusson in Paris:

Developpemens historiques sur l'origine de la Raçe Française. Paris 1845. 8.

Von dem Hrn. Prechtl, Director der k. k. polytechnischen Schule in Wien:

Ueber den Flug der Vögel. 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.
Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7) Notizen des Hrn. Akademikers Zuccarini über einige in den Systemen zweymal aufgeführten Pflanzengattungen aus Japan.

1. Ueber Damnacanthus Gaertn. und Baumannia DeCand.

Die Gattung Damnacanthus wurde von dem jüngeren Gärtner (Carpol. III. p. 18. tab. 82. fig. 7.) nach Fruchtexemplaren aufgestellt, welche ihm von Thunberg unter dem Namen Carissa spinarum mitgetheilt worden waren, und deren irrige Bestimmung er leicht erkannte. Aber indem er seine neue Gattung sehr richtig zu den Rubiaceen zählte, wurde er über ihre Stellung in dieser Familie dennoch durch zufällige Verkümmerung der ihm disponiblen Früchte, wie solche öfter vorkömmt, getäuscht. Die Beeren, die er untersuchte, waren nämlich nur zweyfächrig mit einem Samen in jedem Fache und dadurch war er veranlaßt, seinen Damnacanthus unter die Abtheilung der Coffeaceen neben Canthium zu stellen. Warum er den Speciesnamen D. indicus wählte, ist unbekannt, vermuthlich weil er wegen der habituellen Aehnlichkeit der Pflanze mit Spina spinarum Rumph (Roumca Poit.) Indien für ihr Vaterland hielt. Daß Thunberg sie in der Flora von Japan unter demselben Namen aufzählt, unter welchem er sie an Gärtner schickte, scheint diesem entgangen zu seyn. Den späteren Botanikern blieb die Pflanze unbekannt, und selbst DeCandolle konnte in seinem Prodromus (Vol. IV. p. 473) nichts Näheres über Habitus und Blüthenbau angeben, sondern mußte sie lediglich nach dem von Gärtner aufgestellten Charakter der Frucht neben Canthium einreihen. Endlicher wies ihr dieselbe Stelle an. Später erhielt DeCandolle aus dem Garten der Brüder Baumann in Bollwyller eine lebende Pflanze unter dem Namen Briedelia spinosa, welche er als eine noch unbeschriebene Rubiacea erkannte und unter dem Namen Baumannia (in den Mémoires de Physique et d'Hist. naturelle à Genève Vol. VI.) beschrieb und abbildete. Daß diese Pflanze identisch mit Damnacanthus indicus sey, konnte er nicht vermuthen, theils weil ihm die Frucht fehlte, theils weil Gärtner deren Charakter aus verkümmerten Exemplaren unrichtig angegeben hatte. Doch stellte er mit großem Scharfsinn seine neue Gattung nach der Structur der Narbe und des Fruchtknotens unter die Guettardeen neben Nertera und Mephitidia, wohin sie wirklich gehört. In dem japanischen Herbarium des Hrn. v. Siebold fand ich endlich vollständige Exemplare der Carissa spinarum Thunb. mit Blüthen und Früchten und konnte nun leicht ermitteln, daß dieselbe zugleich Damnacanthus indicus Gaertn. und Baumannia geminiflora De Cand. sey. Es sind demnach diese beyden Gattungen in den Systemen zu vereinigen und der Gärtner'sche Name Damnacanthus dürfte als der ältere für das neu constituirte genus beyzubehalten sey. Die Stellung im Systeme hat DeCandolle bey seiner Baumannia bereits richtig angegeben. Ich erlaube mir nur noch, den vervollständigten Cha-

rakter von Damnacanthus und die Definition der beyden mir aus Japan bekannt gewordenen Arten hier anzufügen.

Damnacanthus Gaertn.

Calycis tubus urceolatus, limbo quadrifido. Corolla infundibuliformis tubo cylindrico, limbo quadrifido, fauce vel et in laciniis hirto. Stamina 4 corollae tubo adnata apice tantum libera; antherae oblongae inclusae vel subexsertae. Ovarium inferum, quadriloculare, loculis uniovulatis, vertice nectario urceolato coronatum. Stylus filiformis inclusus vel exsertus. Stigma quadrifidum lobis linearibus vel oblongis. Bacca globosa, carnosa, calyce coronata, tetra — vel abortu di — tricocca; cocci cartilaginei monospermi. Semen convexo-planum, testa tenui membranacea, albumini carnoso adnata. Embryo minutus, basilaris, radicula infera, cotyledonibus brevibus.

Frutices humiles ramis dichotomis divaricatis flexuosis. Folia sempervirentia, opposita, subsessilia, ovata, mucronata, coriacea. Stipulae breves connatae interpetiolares, spinam subulatam in axilla gerentes. Flores axillares, gemini, subsessiles.

1. D. indicus Gaertn. D. ramis divaricato-flexuosis, foliis brevissime petiolatis ovato-suborbicularibus cuspidatis glabris coriaceis rigidis, calycis laciniis lineari-lanceolatis acuminatis, stigmatis laciniis linearibus. — Baumannia geminiflora De Cand. l. c.

2. D. major Sieb. et Zuccar. D. ramis divaricato-flexuosis, foliis brevissime petiolatis ovatis vel ellipticis acutis glabris coriaceis rigidis, calycis laciniis ovato-lanceolatis acutis, stigmatis laciniis oblongis obtusis.

2. Ueber Heteropappus Lessing.

Wenn Thunberg in seiner Flora von Japan eine große Anzahl von eigenthümlichen Gewächsen auf eine oft unbegreifliche Weise für identisch mit europäischen oder amerikanischen Arten erklärte und mit Recht darüber von mehreren Seiten Tadel erfuhr, so trifft die späteren Bearbeiter anderer Floren des nordöstlichen Asiens der entgegengesetzte Vorwurf. Sie betrachteten die Flora von Japan als so vollkommen isolirt und exclusiv, daß sie weder im nördlichen China, noch in Dauurien, Kamtschatka und überhaupt dem östlichen Sibirien die Anwesenheit japanischer Arten vermutheten und deßhalb bey ihren Arbeiten Thunberg's flora japonica gar nicht in Betrachtung zogen. Daß nicht allein die theilweise Unvollständigkeit der Beschreibungen die Ursache davon war, erhellt daraus, daß selbst die von Thunberg und Kämpfer abgebildeten Arten keine Berücksichtigung fanden. Ich erlaube mir hier nur ein auffallendes Beyspiel dieser Art zu erörtern. Thunberg hatte in der flora japonica eine Pflanze als Aster hispidus beschrieben und Banks eine gute Abbildung davon in den Jconibus Kämpferianis tab. 29. mitgetheilt. Lessing, welcher die Compositas des Thunberg'schen Herbariums zu untersuchen Gelegenheit hatte, erklärte dieselbe in seiner Synopsis als den Typus einer neuen Gattung, die er Heteropappus nannte. Unter diesem Namen zählt sie auch De Candolle in seinem Prodromus auf. Dieselbe Pflanze wurde nun aber auch in Sibirien und Dauurien entdeckt, jedoch trotz der Banks'schen Abbildung keineswegs als mit der japanischen identisch erkannt. Sie erhielt die Namen Aster incisus (Fischer Mem. soc. mosq.), Grindelia incisa, Kalimeris platycephala und De Candolle nahm sie endlich als Calimeris incisa in den Prodromus auf, so daß er die sibirischen und die japanischen Exemplare derselben Art in zwey verschiednen Gattungen aufzählt. Ja Lessing gieng darin noch weiter. Indem er in seiner Synopsis p. 139. nach japanischen Exemplaren die Gattung Heteropappus aufstellt, tadelt er p. 163 Sprengel, daß er den Aster incisus Fisch., also die sibirische Form derselben Pflanze zu Grindelia gezogen habe, weil sie nicht von Aster getrennt werden könne! Eine genaue Vergleichung sowohl japanischer als sibirischer Exemplare hat mich über die Identität beyder Pflanzen außer allen Zweifel gesetzt, wovon sich auch Jeder schon dadurch überzeugen kann, daß er die sibirische Kalimeris incisa mit der Kämpfer'schen Abbildung von Aster hispidus vergleicht. Mit Recht hat übrigens Lessing wegen der Verschiedenheit zwischen dem Pap-

pus der Strahl- und der Scheibenblüthen sie als eigne Gattung aufgestellt, welcher wir noch zwey neue Arten Het. subserratus und rigens beyzufügen haben. Im System ist demnach für die Zukunft Kalimeris incisa zu streichen. Aehnliche Mißkennungen identischer aber von Thunberg unvollständig beschriebener Arten, wie z. B. daß Picris kamtschatica und dahurica synonym mit Picris japonica Thunb., ebenso Youngia? debilis und zugleich Barkhausia nana De Cand. identisch mit Prenanthes debilis Thunb. und Youngia pygmaea Ledeb. seyen, werde ich in der zweyten Abtheilung der japanischen Pflanzenfamilien nachzuweisen die Gelegenheit haben.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. G. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

In ihrer vorletzten Sitzung hatte die Classe das Vergnügen, einen nunmehr bereits im Druck erschienenen Vortrag ihres Hrn. Secretärs über die bekannte Stelle im dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus: Insignis nobilitas aut magna patrum merita etc. zu hören, durch welchen zugleich die Mitglieder der Classe aufgefordert wurden, von Zeit zu Zeit kleinere Abhandlungen über einzelne historische Fragen mitzutheilen. Durch den vielfach anregenden Vortrag sind auch die nachfolgenden Bemerkungen veranlaßt, welche sich ebenfalls auf die erwähnte Stelle des Tacitus beziehen. Man kann nicht anders, als der dort gegebenen in sehr klare Worte gefaßten Interpretation in allen Hauptpunkten, namentlich was den Vorzug des Caeteris vor Caeteri anbetrifft, nur vollkommen beypflichten. Die Absicht, welche diesen Zeilen zum Grunde liegt, besteht lediglich darin, die sehr dunkle Stelle von dem Standpunkte der späteren Quellen für die Anfänge der deutschen Geschichte zu beleuchten, da eben

sie zu denjenigen gehört, aus welchen man die allerverschiedenartigsten Dinge herausgebracht hat.

Die sachliche Richtigkeit eines aus Tacitus wie überhaupt aus einem der Autoren des Alterthums in Betreff der socialen Zustände der Deutschen entnommenen Resultates findet ihren Prüfstein gerade darin, daß die späteren ächtgermanischen Quellen dasselbe bestätigen. Wir erkennen es an, daß kein andrer Römer, wie überhaupt kein Fremder, so tief in die Erkenntniß der Sitten und Gewohnheiten der Deutschen eingedrungen ist, wie Tacitus. Mit dem z. B. was er uns über die Bedeutung der Familie bey den Germanen mittheilt, hat er ein Fundament der gesammten älteren Verfassungszustände hervorgehoben; seine Schilderung, wie selbst in dem Kampfe nicht ein zufälliges Zusammenrotten die Schlachtordnung bildet, sondern die Verwandten sich zu einanderstellen [1]), ist gerade in jener Beziehung ein sehr wichtiger Fingerzeig. Des Tacitus Nachrichten über die Sühne der Friedensbrüche, die in Pferden und Rindern bestehend, den Verwandten entrichtet wurde [2]), über das Looswerfen [3]), über die Zeitberechnung nach Nächten [4]), sind so vollständig mit dem Inhalte der späteren Quellen übereinstimmend, daß wir es wenigstens begreiflich finden, daß gerade hieraus für Manche der Zweifel entstanden ist, ob denn der Verfasser der Germania wirklich ein Römer war oder ob nicht das ganze Werk vielmehr einer späteren Zeit angehöre.

Aber bey aller dieser Anerkennung des hohen Werthes jenes Buches haben wir uns doch nicht die Frage zu bejahen getraut, ob die Zeichnung, welche Tacitus von unsern Vorfahren entwirft, die Contur zu dem Gemälde seyn dürfe, welches der heutige Geschichtsforscher von jenen älteren Verhältnissen vor Augen zu stellen hat. Daß sehr viele von Tacitus hingeworfene Züge unauslöschlich sind, wer wollte es bezweifeln?! Die nachfolgende Geschichte läßt sie gar oft in dem glänzenden Lichte der Wahrheit erscheinen, darum ist aber doch nicht

---

1) Tac. Germ. c. 7.
2) Tac. Germ. c. 21.
3) Tac. Germ. c. 10.
4) Tac. Germ. c. 11.

jeder Bericht des Tacitus ohne Unterschied unumstößliche Wahrheit. Nicht kann er der Mittelpunkt seyn, von welchem aus die Strahlen historischer Wahrheit sich verbreiten, sondern er selbst ist dunkel und bedarf der Beleuchtung. Fangen wir unser Studium der älteren deutschen Verfassung mit Tacitus an, so werden wir gar oft finden, daß, so viel auch glücklich zusammentrifft, Vieles doch ganz und gar nicht mit den Nachrichten der ältesten einheimischen Quellen zusammenpaßt. Mögen wir dieß in einigen Fällen auch auf die Weise erklären, daß in der Zeit von Tacitus bis zu den ersten Quellen nationaler Geschichtschreibung sich manche erhebliche Veränderungen zugetragen haben, so reicht dieß doch nicht aus, um alle jene Verschiedenheiten zu erklären. Am allerwenigsten aber möchte die Methode mehrerer neuerer Historiker zu billigen seyn, welche, weil sie in späteren Quellen bey vielen Instituten einen Mangel der Uebereinstimmung mit Tacitus wahrnehmen, dieß Alles durch die völlige Umwandlung der früheren Zustände erklären wollen [5]). Diese Methode, welche sich an den geschriebenen Buchstaben eines fremden Autors anklammert und welche in neuester Zeit auch noch sogar auf Cäsar ausgedehnt worden ist [6]), ist eine philologisch richtige, zugleich aber auch eine durchaus unhistorische.

Wenden wir diese Betrachtungen auf die fragliche Stelle des Tacitus an, so würden wir den Sinn seiner Worte, wenn es gelänge, denselben gerade so, wie er sich die Sachen gedacht, vollständig zu ermitteln, doch nur für so lange bindend ansehen, als er nicht mit den Grundprincipien der deutschen Verfassung, wie sie uns in den ächten einheimischen Quellen entgegentritt, im Widerspruche steht. Wir sagen nicht, daß dieß bey unsrer Stelle der Fall sey, es dürfte indeß doch auch bey ihr die Interpretation sich nicht ganz dem Einflusse jener späteren Quellen entziehen. Der Gedankengang, welchen Tacitus beobachtet, ist kurz folgender. Nachdem er am Schlusse des vorangehenden zwölften

5) So Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte.

6) v. Sybel, Entstehung des Königthums.

Kapitels von den Versammlungen der Germanen, vorzüglich von denen, die zum Zwecke der Rechtspflege bey ihnen Statt fanden, gesprochen hat, macht er sich selbst eine anschauliche Vorstellung von den versammelten freyen Leuten. Sie erscheinen vor seinen Augen bey allen diesen Gelegenheiten in ihrem Waffenschmucke. Diese Beobachtung veranlaßt ihn erstens von der Bekleidung der Jünglinge mit den Waffen zu sprechen, dann zweytens, indem er wahrnimmt, daß dieß schon in einem sehr frühen Lebensalter geschieht, von der Stellung und Würde derjenigen jungen Leute zu reden, welche von ausgezeichneter adlicher Abstammung sind oder doch durch die Verdienste ihrer Väter empfohlen werden. Damit bahnt sich ihm drittens der Uebergang dazu, die ganze Bedeutung der germanischen Gefolgschaften und die Art und Weise ihrer Kriegführung zu schildern. Es sey vergönnt, diesem Gedankengange auch in den erläuternden Bemerkungen zu folgen und daher mit denen über die Wehrhaftmachung oder Schwertleite zu beginnen.

Die Bekleidung mit den Waffen, die Investitur in diesem Sinne des Wortes, war unstreitig eine religiöse Handlung. Das gesammte Recht, mit dem gleichen Worte Ehe, wie die Religion bezeichnet, steht mit dieser in dem nächsten Zusammenhange [7]). Ueberhaupt darf man es nie aus dem Auge lassen, eine wie heilige Sache die Religion unsern heidnischen Vorfahren, wie überhaupt den Völkern der alten Welt gewesen ist. Daher waren die Kämpfe unter ihnen nicht bloß solche, die über Besitz und Herrschaft des Landes, sondern auch über die Religion entscheiden sollten. Nur Rom allein stand in seiner welthistorischen Bedeutung darin den andern Völkern gegenüber, daß es, wie es diese in den Umfang seines orbis terrarum aufnahm, sich auch den ganzen Götterkreis derselben aneignete.

(Fortsetzung folgt.)

7) Vergl. meine deutsche Geschichte Bd. 1. §. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.
Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

(Fortsetzung.)

In besonderer Abgeschlossenheit stehen aber gerade in religiöser Beziehung die Germanen da und eben aus der Anhänglichkeit an ihren Glauben erklärt sich die Feindschaft nicht nur gegen andere Völker, sondern der einzelnen Stämme unter einander, die oft, je näher sie mit einander verwandt, z. B. Gothen und Vandalen, Franken und Sachsen, um so feindseliger gegen einander auftraten. Wie sehr es aber bey diesen Kämpfen die Vertheidigung und den Sieg der Religion galt, dafür gibt uns Tacitus selbst ein Zeugniß, indem er erzählt, daß die Germanen aus den geheiligten Hainen die Bilder der Götter in das Gewühl der Schlacht getragen, um die Streitenden zu tapfern Thaten anzufeuern [8]). Tragen also diese Kämpfe selbst den Charakter von Religionskriegen an sich, so mußte auch Schwert und Schild und Lanze, mit welchen der Jüngling bekleidet wurde, an den Altären der Götter geweiht seyn [9]); mit diesen Waffen schmückte ihn, sey es der Fürsten Einer, der Vater oder der nächste Verwandte. Sehen wir von dem hier handelnden Fürsten einstweilen ab, so werden wir wiederum in den Kreis der Familie geführt. Auch die Familie ist, wie der Stamm, eine Waffengenossenschaft, auch sie steht, wenn von Andern ihr Friede gebrochen, als rächend da [10]). Denn der Friede der Familie ist zugleich ein Gottesfriede, der Familienherd ein Altar, der Familienvater bekleidet in diesem engeren Kreise eine priesterliche Würde, wie auch Tacitus ihn an einer andern Stelle, wo er vom Looswerfen spricht (Note 3), geradezu dem Priester an die Seite stellt. Ist aber der Vater nicht da, so tritt, wenn er unmündige Kinder hinterlassen, der nächste Verwandte an seine Stelle und er ist es dann, welcher durch die Schwertleite den jungen „Knecht“ [11]) (d. i. das Mitglied des Geschlechtes) zu dem Vertheidigungskampfe für den Heerd und die Sippe einweiht. Der Jüngling tritt dann in die Reihen der Kämpfer für den Frieden der Familie. Wer diesen gebrochen, muß, wenn mit dem eigenen Blute nicht, so doch mit dem Blute der Rinder, die den Göttern zum Opfer geschlachtet wer-

8) Tac. Germ. c. 7.

9) Wer den Schild verloren, durfte bey den Opfern nicht mehr erscheinen. Tac. Germ. 6.

10) Deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 124.

11) Ueber die Herleitung dieses Wortes von cneowe (cneo, kniu, das Geschlecht) s. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 208. Dasselbe ist das englische Knight und so wie Nichtel = Niftel, so ist Knecht = Neffe; beyde Worte Neffe und Nichte bedeuten ursprünglich nicht bloß die Söhne und Töchter der Geschwister, sondern junge Personen, die zu einer Familie gehören. Vergl. deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 110.

den, sühnen. Nicht der Mangel des Geldes war es, warum als Buße Vieh gegeben wurde, sondern das Opfermahl mußte bereitet werden, an welchem die, welche miteinander Friede schlossen, Theil nahmen. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht gerade der Zusammenhang zwischen Vieh und Geld, wie er auch im Lateinischen in pecus und pecunia hervortritt. Vieh oder Fe bleibt in mehreren germanischen Sprachzweigen auch in späterer Zeit in der Bedeutung von Hab und Gut, Besitzthum (z. B. bedeutet Phader-fi [12]) bey den Langobarden die Aussteuer der sich verheirathenden Tochter), Geld hat aber früher nicht die Bedeutung von moneta, sondern ist der Gegenstand des Opfers, denn geltan bedeutet offerre [13]), weßhalb auch die Familien zugleich Gilden d. h. Opfergenossenschaften sind. Geld ist ursprünglich das zu opfernde Vieh selbst, nachmals dasjenige, was an Stelle desselben gegeben wird; ist dieß vielleicht auch die eigentliche Bedeutung von Pecunia? Doch kehren wir zu der Aufnahme der Knaben in die Schaar der wehr- und waffenfähigen Mitglieder der Familie zurück. —

Es konnte Tacitus nicht entgehen, daß die Wehrhaftmachung bereits in einem sehr frühen Lebensalter eintrat. Nachdem der Knabe sich zuvor in andern Diensten geübt, wurde er durch die Schwertleite zum Knechte gemacht; dieß geschah nach fast allgemeiner Sitte ungefähr beym Eintritte der Pubertät. Mit wenigen Ausnahmen wird in dieser Rücksicht in den Quellen das vollendete zwölfte Lebensjahr erwähnt [14]) und wenn die angelsächsischen Gesetze [15]) auch von zehn Wintern sprechen, so muß man sich hiebey an das Zahlensystem der Angelsachsen erinnern, nach welchem man das große „Hund“ oder Hundert von dem kleinen zu unterscheiden hat [16]); nach jenem war hundert = 120, Zehn also = 12. Indessen zu dieser Frist von zwölf Jahren kam gewöhnlich noch eine andere hinzu, die überhaupt in dem deutschen Rechte eine große Rolle spielte, das ist die Frist von Jahr und Tag, welche aufgelöst ein Jahr, sechs Wochen und drey Tage bedeutet, und eine Reihenfolge von Gerichtsfristen in sich schließt; drey ungebotene Gerichte nämlich, deren Termine zusammen ein Jahr in sich schließen und drey gebotene Gerichte, bey welchen jeder Termin zu vierzehn Nächten gerechnet wird, so daß der Vorgeladene am fünfzehnten Tage zu erscheinen hat [17]). Es würde zu weit führen, diese Seite der germanischen Gerichtsverfassung, welche ebenfalls mit den altreligiösen Zuständen in genauem Zusammenhange steht, näher zu beleuchten und es möge hier nur noch darauf hingewiesen werden, daß in dem Lehnrechte, welches fast in allen seinen Instituten gleichsam als eine Reproduction der ältesten germanischen Rechtsprinzipien erscheint, der junge Vasall mit den Waffen, wie mit seines verstorbenen Vaters Lehen investirt wurde, wenn er dreyzehn Jahr, sechs Wochen und drey Tage alt geworden war [18]).

Mit diesem Zeitpunkte trat also die Mündigkeit ein; von da an galten die Knaben, nachdem sie den ersten Jugendschmuck erhalten hatten, wie Tacitus sagt, nicht mehr so sehr für Angehörige des Hauses als des Staates. In Obigem liegen einige Andeutungen, warum wir diesen an sich schönen Worten des Tacitus nicht in ihrem ganzen Umfange beystimmen können, denn gerade mit jenem Zeitpunkte begannen erst recht die wahren Familienpflichten, wie überhaupt das ganze ältere Recht weit mehr einen privatrechtlichen als öffentlichen Charakter an sich trägt. Aber in sofern ist die Bemerkung des Tacitus richtig, als jetzt die jungen Leute mit in den Kampf genommen wurden und daß sie sowohl an der Vertheidigung des Familienheerdes, als auch an den kühnen Abentheuern Theil nahmen, zu welchen sich leicht eine Veranlassung bot und so gern gesucht wurde.

---

12) Leg. Longob. II. 1. 4.

13) Daher heidankelt: idolatria, kotakelt: cultus Dei. Vergl. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 33. Nro. 351. S. 495.

14) Vergl. mein deutsches Privatrecht B. 1. §. 29. Note 25. S. 259.

15) Leg. Hloth. et Eadr. 6. — Leg. Inae 7.

16) S. Sachse historische Grundlagen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte.

17) Deutsche Geschichte. Bd. 1. §. 13. S. 228. S. 243. — Deutsches Privatrecht. Bd. 1. §. 67. S. 467.

18) Lehnrecht d. Sachsenspiegels Art. 20.

Wir halten uns aber für befugt, hiermit noch eine andere Einrichtung in Verbindung zu bringen, welche vielleicht auch auf die nachfolgenden Worte unsers Autors einiges Licht werfen dürfte. Bey allen germanischen Stämmen treffen wir nämlich nicht bloß an den Höfen der Könige, sondern überhaupt des Adels vier Aemter an, die unstreitig uralt sind, vier Aemter, an welche sich zugleich die gesammte Erziehung der männlichen Jugend knüpfte. Man darf sich dadurch nicht irre machen lassen, daß der erste dieser Beamten den lateinischen Namen des Kämmerers führt; dieser hat nur den germanischen verdrängt, welcher deutlicher das Amt bezeichnet. Bey den Angelsachsen nämlich heißt er der Kleiderthan [19]); ihm wurde der Tischthan (Truchseß, Droste, Seneschall), der Roßthan oder Marschall und der Schenke an die Seite gestellt [20]). Von ihrem siebenten Jahre bis zur Schwertleite waren die Knaben diesen Beamten mit Ausschluß des Marschalls untergeordnet und zwar die Söhne des Adels den königlichen Hofbeamten, die Söhne der freyen und ritterlichen Dienstmannen aber jenen Beamten an den Höfen des Adels [21]). Wir dürfen nicht annehmen, daß diese bloß mit der monarchischen Verfassung vereinbar sind, sie sind es auch mit jener mehr patriarchalischen oder, wenn man will, theokratischen, welche wir zur Zeit des Tacitus neben der monarchischen bey vielen germanischen Stämmen antreffen. Die Frage, ob die Germanen einen erblichen Adel hatten, welche nachher zur Sprache gebracht werden soll, wollen wir einstweilen als bejahet voraussetzen. Tritt uns nun überall in der alten germanischen Zeit das religiöse Element entgegen, ist hierin gerade das Wesentlichste das Opfer, so werden auch jene Aemter und ihre Dienstleistungen ursprünglich eine Beziehung auf das Opfer gehabt haben. Der Eine jener Hierodulen, das Wort in dem weiteren Sinne genommen, auf welchen das „Schalk“ in Marschall und Seneschall, das „Than“ in den angelsächsischen Bezeichnungen verweiset, bewahrte die beym Opfer gebräuchlichen Gewänder, der Andere eröffnete als Troß — Saete den feierlichen Troß [22]) des zum Opfer schreitenden Priesters, ja manchmal des als Oberpriester opfernden Königs; der Dritte lenkte die durch ihr Wiehern prophetischen Roße [23]) und war es vielleicht der mit der Waffe den plötzlichen [24]) blutvergießenden Streich auf das Opferthier führte, worauf die Bereitung des Opfermals folgte, an welchem theilnehmend die Anwesenden das Fleisch und Blut der Hostia — wer kann die Vorbedeutung verkennen? — verzehrten [25]). Da reichte der Tischthan die Speise, der Schenke den blutigen Trank. Hülfe leisteten hier wie dort die Knaben, doch nicht immer galt es bloß den Göttern das Opfer darzubringen, zu Zeiten galt es auch den Kampf für die Religion.

Da zogen unter dem streitbaren Marschall die Jünglinge, die Knechte oder Knappen hinaus, um dereinst die höchste ritterliche Ehre zu erlangen. So in späterer Zeit, so auch in früherer, denn das sogenannte Ritterthum des Mittelalters ist nur eine neuere Form, in welche uralte Prinzipien sich gekleidet. Wie nachmals durch die Schwertleite der Knappe oder Knecht, im Englischen Knight, gemacht wurde, so auch in früherer Zeit der Sohn eines jeden freyen Germanen, wie Tacitus selbst schon die Handlung beschreibt.

Doch unter diesen Jünglingen gab es auch einen Vorrang, den Tacitus, an jene Darstellung anschließend, mit den Worten Insignis nobilitas etc. kund giebt. Es scheint fast unglaublich, daß man diese Stelle häufig gerade so erklären zu müssen geglaubt hat, als hätten unsere Vorfahren gar keinen Erbadel gehabt. Auf eine Widerlegung dieser Meinung scheint man sich nicht einlassen zu brauchen und die nächste Frage hiebey nur die zu seyn: Kannten die Germanen neben dem Erbadel nach der Ansicht des Tacitus auch einen Verdienstadel? Allein ehe wir auf diese Frage eingehen, sey es

---

19) Vergl. Grimm deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 18. Nr. 199.
20) Deutsche Geschichte B. 1. S. 442.
21) S. v. Fürth die Ministerialen. S. 201. Vgl. Münchner Gel. Anz. Bd. 5. Sp. 901.
22) Vergl. Münchner Gel. Anz. Bd. 12. Sp. 208.
23) Tac. Germ. cap. 10.
24) Vergl. Grimm, deutsche Mythologie S. 22.
25) Deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 75.

erlaubt einen Umstand bemerklich zu machen, der unwiderleglich aus dieser Stelle hervorgeht[26]), der nämlich: daß jungen Leuten nicht aus eigner Kraft, sondern wegen ihrer Geburt ein Vorrang vor Andern beygelegt wurde, daß es also nicht gleichgültig war, von welchen Eltern man gezeugt und geboren wurde. Hiermit befinden wir uns aber wiederum ganz auf dem Boden des germanischen Rechtes, welches in einer ganzen Reihe von Verhältnissen auf das Blut, auf das bessere oder schlechtere Blut sieht. „Das Kind folgt der ärgeren Hand," das ist das Prinzip, welches durch das ganze ältere Recht geht und zwar in dem Grade, daß selbst zwischen Adel und Freyen kein eigentliches Connubium stattfand[27]). Darauf bezieht sich die morganatische Verbindung ihrem Ursprunge nach, denn hier wurde die Frau nicht gekauft wie bey der wahren Ehe, hier wurden Mann und Weib nicht Gemahle. Eben dieß weist auf etwas Anders hin: Adel und Freye konnten zwar an den großen, allgemeinen, dreymal im Jahre wiederkehrenden Volksopfern Theil nehmen, allein sie hatten keine Gemeinschaft der Familienopfer. An diese knüpfte sich die Ehe, die nie anders, als mit einem Opfermal eingegangen wurde[28]). Aus jener Verbindung eines Adelichen mit einer Freyen gingen keine adelichen Kinder hervor, bis erst die Kirche auch die morganatische Verbindung zum Matrimonium erhob. Gleichheit des Blutes wurde also erfordert, auf daß das Blut des Kindes nicht durch das Blut der Mutter getrübt werde, nur dann lebte der Vater, lebte die Rechtsfähigkeit, der Adel desselben in seinen Kindern fort und in welchem Grade dieß nach den Ansichten der Germanen der Fall war, möge theils an einem merkwürdigen historischen Factum, theils an der allgemeinen Wirksamkeit des Princips während des ganzen Mittelalters, theils an dem noch heut zu Tage geltenden gemeinen Rechte gezeigt werden.

Als König Heinrich I. der Sachse starb, hinterließ er vier Söhne, Thankmar in unerlaubter Verbindung vor der Ehe, Otto vor der Thronbesteigung seines Vaters, Heinrich und Bruno nach derselben gezeugt. Es handelte sich um die Succession; von Thankmar konnte keine Rede seyn, Bruno war in den geistlichen Stand getreten, Otto war unter den rechtmäßigen Söhnen der Erstgeborne und somit schien kein Zweifel obwalten zu dürfen, daß er der Nachfolger seines Vaters werden müsse. Er wurde es, aber erst nach langem Streit, dessen Hauptpunkt der war: ob er, der von dem Herzoge Erzeugte seinem jüngern Bruder Heinrich, der schon durch die Zeugung königliches Blut empfangen, vorgehen dürfe? Für jenen entschied, daß man Herzogthum und Königthum nicht trennen wollte[29]). Zu desselben Königs Zeit wurde aber auch von einem uralten Prinzip deutscher Erbfolge abgewichen[30]). Ein Zweykampf gab gegen das bisherige Recht den Ausschlag, daß bey der Erbfolge die entfernteren Enkel vorverstorbener Söhne nicht ferner den noch lebenden Söhnen des Erblassers nachgesetzt werden sollten. Diese, als ihrem Vater im Blute näher, wurden bis dahin allein berufen. Doch nicht bloß diesen Umstand hatten wir oben im Sinne, als wir aus den Prinzipien des mittelalterlichen Erbrechts die Bedeutsamkeit der Blutsübertragung nach deutschen Ansichten nachweisen wollten. Richtet sich nämlich die Successionsordnung nach dem letzten Besitzer, so wird das Successionsrecht durch die Abstammung von dem ersten Erwerber bestimmt[31]).

(Fortsetzung folgt.)

---

26) v. Sybel, Entstehung d. deutschen Königthums. S. 84.

27) Deutsche Geschichte. Bd. 1. §. 6. S. 107.

28) Vergl. deutsche Geschichte Bd. 1. §. 12. S. 213. Deutsches Privatrecht. Bd. 1. §. 51.

29) Vgl. Hist. pol. Blätt. Bd. 4. S. 366.

30) Vergl. Witich. Corbej. bey Meibom Script. rer. Germ. Vol. I. p. 644.

31) Deutsches Privatrecht. Bd. 1. §. 60.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.
Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. G. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

Also: nur wer von diesem, der gleichsam zuerst mit dem Grundstücke vermählt wurde, sein Blut herleitet, der hat ein Recht an dem Grundstücke, nur er gehörte als ein Zweig zu dem in das Grundstück gepflanzten Baum der Familie. Nirgend zeigt sich dieß deutlicher, als in jener künstlichen Einpflanzung, wie wir sie in einer früheren Abhandlung über den Leitkauf[32]) bey der historischen Begründung des Erbvertrages geschildert haben. Dann aber wird dieß Prinzip vorzüglich noch durch den Umstand klar, daß nur die von dem ersten Erwerber abstammenden Verwandten zum Consense bey der Veräußerung von Grundstücken herbeygezogen werden mußten. Wir nannten vorhin das Lehnrecht eine Reproduction altgermanischer Grundsätze; eben dieß offenbart sich auch hierbey. Nur wer von dem ersten Erwerber des Lehens abstammt, kann den Veräußerungen des Vasallen widersprechen und ihm succediren. Dieß ist aber kein bloßes Lehnrechts- sondern ein allgemeines germanisches Prinzip, welches recht deutlich durch folgenden Gegensatz hervortritt. Wer selbst ein Grundstück gekauft hat, kann es auch frey veräußern, wie sonst eine bewegliche Sache; zeugt er aber nach diesem Kaufe Söhne, so haben diese, weil sie von dem mit den Rechten an diesem Grundstücke bekleideten Vater gezeugt wurden, mit dem Blute von ihm auch Rechte an dem Grundstücke empfangen. Der Umstand, daß durch den Handel die Veräußerung der Grundstücke befördert wurde, hatte allmählig den Untergang dieser Erbesrechte und zugleich eine völlige Umwandlung aller bisherigen Lebens- und Rechtsverhältnisse zur Folge. — Gerade aber auf der hervorgehobenen Vorstellung der Germanen, daß in dem Sohne der Vater fortlebe, beruht auch — um noch einmal des Feudalwesens zu erwähnen — ihrem Ursprunge nach die Erblichkeit der Lehen; denn die Erwartung, daß die Eigenschaften des Vaters, die Treue, die Tapferkeit, magna patrum merita in den Söhnen fortdauerten, ließ die Lehensherren die Beneficien bey dem Tode der Vasallen nicht einziehen.

Aber auch in unserm noch geltenden gemeinen Rechte — wovon jedoch particulare Rechte abweichen — stellt sich derselbe Grundsatz sehr klar heraus. Der ungleichen Ehe und ihrer Folgen nicht zu gedenken, wollen wir nur fragen: warum werden die bereits gebornen Kinder eines Solchen, der in den Adelstand erhoben wird, nicht ipso jure auch adelich? warum verlieren die bereits gebornen Kinder eines Solchen, der seinen Adel zur Strafe einbüßt, denselben nicht ebenfalls, während die später gebornen Kinder in jenem ersteren Falle den Adel durch die Geburt erwerben, in diesem hingegen ihn nie erhalten? Wie Otto vom Herzoge gezeugt,

32) Münchner Gel. Anz. Bd. 18.

nicht königliches Blut in sich trug, so sind Jene auch von einem Bürgerlichen nicht von einem Adelichen gezeugt, so kann der des Adels beraubte Vater fortan keine adelichen Kinder mehr zeugen.

Wer wollte uns nun wohl glauben machen, daß diese altheidnischen Prinzipien erst in späterer Zeit, etwa kurz vor Einführung des Christenthums sich ausgebildet hätten. Wir nannten sie: altheidnische Prinzipien, richtiger vielleicht wäre es zu sagen: vormessianische Prinzipien. Nicht bloß bey den Juden hieß es: Abraham zeugte Isaac, Isaac zeugte Jakob, sondern alle heidnischen Völker, welche mit der Urtradition des kommenden Erlösers von der Ebene Sennaar ausgewandert waren, legten den höchsten Werth auf die Abstammung! Die fleischliche Generation hatte daher auch eine typische Bedeutung, wie überhaupt das Heidenthum von prophetischen, wenn auch öfters täuschenden Vorbildern erfüllt ist. Nicht bloß haben die Opfer der Heiden, sie mögen noch so gräßlich seyn, überhaupt diese Bedeutung, sondern, um auf die Generation zurückzukommen, auch manche andere scheusliche Entartungen, so sehr sie dem höchsten Sittengesetz widersprechen, finden auf jene Weise ihre Erklärung; so der Gebrauch einzelner Völker, daß der Ehemann sein Weib dem fremden Gaste darbringt, hoffend, daß durch diese Vermischung die Geburt des Erlösers vorbereitet werde.

Anders die Germanen, welche gerade in dieser Rücksicht in einer großen, fast jüdischen Abgeschlossenheit andern Völkern gegenüberstanden. Bey ihnen, als einem der kriegerischsten und tapfersten Volksstämme, war ein Geburtsadel im Prinzip gegeben. Aber auch die Bedeutung dieses Adels konnte keine andere, als eine religiöse seyn. Wer seine Abstammung herleitete von jenen alten Geschlechtern, die — als Asen bezeichnet — aus dem Oriente eingewandert, vor andern vorzugsweise die religiöse Tradition und die Reihe der Ahnen singend und sagend bewahrten, der gehörte zu den eigentlich priesterlichen Geschlechtern, unter welchen das besonders bevorzugte das königliche oder oberpriesterliche war. War es ein allgemeiner germanischer Gebrauch, Stammregister im Gedächtniß oder durch Schrift zu bewahren, so war

dieß vorzugsweise bey jenen Geschlechtern der Fall [33]). Das also war insignis nobilitas, welcher Tacitus durch aut die magna patrum merita entgegenstellt.

Zur Erklärung dieses Ausdruckes möchte bereits oben eine Andeutung gegeben seyn; der Sohn wird in dem Vater fortlebend gedacht, die Verdienste des Vaters kommen ihm zu Gute. Lassen wir dieß einen Augenblick als einen Gegensatz zur nobilitas gelten, erkennen wir es überhaupt an, daß mit patres an sich nicht gerade Ahnen gemeint sind und daß Tacitus, wenn er dieß hätte sagen wollen, das Wort majores gebraucht haben würde, so ist es dennoch sehr wohl vereinbar, daß dem hochverdienten pater des adolescentulus die magna merita seines Vaters ebenfalls in Anrechnung gebracht worden waren und so würde dieß doch immer darauf hinführen, daß die Zeugung von einem besonders verdienten Manne einen erblichen Vorzug, d. h. Adel, wenn man will: erblichen Verdienstadel, zur Folge gehabt habe. Allein dem scheint das Taciteische aut im Wege zu stehen, dessen Gebrauch, wie in Nr. 240 v. J. sehr passend demerkt wurde, nicht mit dem des deutschen „Oder“ verwechselt werden darf. Hierbey möchte indessen noch Folgendes zu berücksichtigen seyn. Stellt man sich auf den damaligen Standpunkt und fragt: worin denn eigentlich jene magna patrum merita bestanden haben können, die den Söhnen zu Gute kamen? war dieß nicht kriegerischer Muth und Tapferkeit, Auszeichnung in Schlacht und Kampf? Hat aber Schlacht und Kampf die vorhin hervorgehobene Bedeutung, wer war es, der vor allen Andern sich aufgefordert sah, in diesem Kampfe durch Thaten der Tapferkeit hervorzuthun? wem mußte am Meisten auf den siegreichen Streit für die Götter, wem am Meisten auf die Bewahrung der Heiligthümer ankommen, als jenen priesterlichen Geschlechtern? Sie waren es, welche die Bilder Othins und Thors zur Ermuthigung der Stammesgenossen in den Kampf trugen, ihnen war die meiste Gelegenheit geboten, magna merita sich zu erwerben und diese auf die

33) Vergl. Grimm's Abhandlung über die angelsächsischen Stammtafeln in dem Anhange zu seiner Mythologie.

aus ihrem Blute entsprossenen adolescentuli zu übertragen. War jenes ein erblicher Verdienstadel, so war dieß ein verdienstvoller Erbadel; Tapferkeit adelte die Person, aber sie adelte auch das Geblüt. Wir glauben daher, daß, wenn Tacitus mit seinem aut wirklich einen schroffen Gegensatz hat ausdrücken wollen, er sich geirrt habe, allein diese Annahme ist gar nicht nothwendig. Lassen wir den Ton auf Insignis ruhen[34]), so haben wir ausgezeichneten und weniger ausgezeichneten Adel; die Insignis nobilitas, den Adel, der auf der Abstammung von uralten bis zu den Göttern hinaufreichenden Geschlechtern beruht, denen begreiflicherweise die Verdienste auch nicht fehlten, und einen Adel, der auf die Abstammung von solchen Geschlechtern sich gründet, die, wenn sie auch nicht so weit ihren Stammbaum herleiten, doch durch ruhmvolle Thaten sich einen Vorrang erworben haben. Und Jünglingen (adolescentulis) von solcher Abstammung wurde, sagt Tacitus, die principis dignatio zu Theil.

Jedes dieser Worte bedarf einer näheren Erläuterung. Sehr richtig ist die in dem Aufsatze über Caeteris und Caeteri gemachte Bemerkung, daß man sich unter den adolescentuli keineswegs solche Leute zu denken habe, die noch jünger seyen als diejenigen, welche wehrhaft gemacht wurden. Gerade die so eben wehrhaft Gemachten können nach demjenigen, was oben über den Zeitpunkt der Schwertleite bemerkt wurde, für adolescentuli im eigentlichen Sinne des Wortes gelten, so wie sich auch, dem nachgewiesenen Sprachgebrauche des Tacitus gemäß, Nichts dagegen einwenden läßt, wenn man auch solche, welche bereits das zwanzigste Lebensjahr erreicht, noch den adolescentuli beyzählt.

Besondere Schwierigkeit bieten aber die beyden Worte principis dignatio. Was ist princeps, was ist dignatio? Ohne uns einstweilen auf eine speciellere Deutung des Wortes princeps einzulassen, wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß jedenfalls eine Person darunter verstanden wird, die vor vielen Andern durch eine Würde, mit der sie bekleidet ist, sich auszeichnet. Die zunächst liegende Frage betrifft das Wort dignatio und zwar näher dahin gestellt, ob dasselbe im activen oder passiven Sinne zu nehmen sey. Im erstern Falle würde also der princeps Jünglinge von der bezeichneten Abstammung ganz besonders hochachten. Diese Erklärungsweise hat in jüngster Zeit großen Beyfall gefunden, namentlich sagt der neueste Herausgeber des Forcelliniſchen Lexicons: dieß sey die einzig richtige Interpretation der schwierigen Stelle. Trotz dieser kategorischen Aeußerung sey es doch erlaubt, einige bescheidene Zweifel, zu welchen schon das Wort assignant veranlaßt, aus der Sache selbst zu entnehmen, wobey es in dieser Rücksicht gleichgültig ist, ob man in dem nachfolgenden Satze caeteris oder caeteri liest. Zieht man caeteri vor, so sagt uns Tacitus über die Art, wie die Würdigachtung oder Werthschätzung sich äußere, kein Wort; die durch ihre Abstammung ausgezeichneten Jünglinge sind abgethan und es ist im Folgenden nunmehr von Andern die Rede. Liest man aber caeteris, so würde dann allerdings etwas über die Art und Weise der Werthschätzung gesagt seyn und diese darin bestehen, daß jene Jünglinge den schon mehr Gereiften, den im Kampfe Bewährten beygesellt worden. Wenn man aber auch in vollem Maaße es anerkennt, in welchen hohen Ehren bey den Germanen der Kriegsdienst gehalten worden ist, so verstehen wir dennoch nicht, warum Tacitus, wenn er Nichts weiter als Jenes sagen wollte, so weit ausholt und den Satz mit der insignis nobilitas und den magna patrum merita beginnt. Wenn diese jenen Jünglingen Nichts mehr verschafft haben, als die Aufnahme in die Schaar der Krieger, so erscheint der Anlauf mit der insignis nobilitas um so mehr zu stark, als in dieser Weise aufgefaßt, auch eine historische Unwahrheit darin liegt, denn alle Wehrhaften ohne Rücksicht auf die Abstammung wurden, wenn auch noch so jung, dem Heere einverleibt. — Eben so wenig ist, wenn man das Wort dignatio im activen Sinne nimmt, damit der nachfolgende Satz nec rubor inter comites aspici gut zu vereinbaren. Denn wollten wir das nec auch in keinem Gegensatze, sondern schlechthin in der Weise nehmen: es gereicht ihnen nicht zur

34) Vergl. v. Sybel a. a. O. S. 84.

Schande, unter den Gefährten gesehen zu werden, so hätte sich Tacitus wunderlich genug ausgedrückt, wenn er zuerst zu verstehen giebt, es gehöre sehr viel dazu, nämlich insignis nobilitas und magna patrum merita, um einem Jünglinge die Auszeichnung zu verschaffen, um von einem princeps in das Heer aufgenommen zu werden, und er dann hinterher bemerkt: es gereiche eben diesen nicht zur Schande, unter den Heergesellen gesehen zu werden.

Schon das Wort assignant weiset mehr auf die passive Bedeutung der dignatio hin. Assignare heißt allerdings im abstracten Sinne so viel als attribuere, allein bey einem so tief und scharf denkenden und seine Worte genau abwägenden Schriftsteller, wie Tacitus, möchte man sich noch mehr als bey andern versucht fühlen, das Wort in seiner nächsten und eigentlichen Bedeutung zu nehmen. Assignare ist: bezeichnen, mit einem Zeichen versehen, und berührt sich in so fern, aber auch anderweitig, mit titulare. Dieses bedeutet auch so viel, als: an einer Sache einen titulus, ein Zeichen befestigen, wodurch man sie als die seinige oder auch sonst charakterisirt; daher die spätere Bedeutung von Titel, als einer besonderen Rangstufe [35]). Dieß will assignare auch hier um so mehr sagen, als das Wort dignatio beygefügt ist; die jungen Leute werden mit der dignatio als ihnen wegen ihrer Abstammung charakteristisch, bezeichnet, ihnen wird in diesem Sinne, wie dort der Titel an der Sache aufgesteckt, der Rang eines princeps beygelegt, sie treten also mit diesem Range, wegen ihrer Geburt, bekleidet in die Welt ein. Ganz nahe berühren sich diese Begriffe in dem Gebrauche, daß königlichen Kindern in der Wiege der Hausorden, gleichsam als titulus, angelegt wird. — Indem nun aber Tacitus nicht dignitas, sondern dignatio gebraucht, so scheint es, als habe er auch damit — vielleicht unbewußt — etwas dem Geiste germanischer Auffassungsweise durchaus Entsprechendes getroffen. Es ist bekannt, daß die beyden Worte Adal und Kun bevorzugtes Geschlecht bezeichnen und daß das letztere gerade das unter andern ausgezeichneten Geschlechtern besonders hervorragende bedeutet. Jeder, der zu einem solchen Geschlechte gehört, ist daher ein Adal-ing oder Kun-ing [36]). Wir verbinden mit dem heutigen Worte König die Bedeutung von rex, während dasselbe seinem Ursprung nach einen ganz andern Sinn und mit regere gar Nichts zu thun hat. Hieraus erklärt sich aber, warum ältere Schriftsteller z. B. Gregor von Tours jeden Prinzen des merowingischen Hauses rex und jede Prinzessin regina nennen, weil ihnen dabey eben der germanische Begriff König vorschwebte. Wenn es also heißt: Insignis nobilitas et magna patrum merita principis dignationem assignant, so will dieß sagen: die Abstammung sey die Ursache, daß auch die Jünglinge den hohen Rang eines princeps einnehmen und gerade damit ist hinlänglich die ganze Eigenthümlichkeit des germanischen Adels, so wie auch einzelner anderer Rechtsverhältnisse ausgedrückt, wie sich weiterhin aus der Erläuterung des Wortes princeps ergeben wird.

Nimmt man demnach dignatio passiv, so geben für das Nachfolgende beyde Lesarten: caeteri und caeteris einen Sinn. Wählt man das erstere, so würde Tacitus gesagt haben: die adolescentuli aus edelm Geblüte erhalten den Rang eines princeps, die übrigen wehrhaft gemachten Jünglinge werden in die Heerschaar der schon bewehrten Krieger aufgenommen und es ist keine Schande für sie, unter den Gefährten gesehen zu werden. Doch dieser Schluß ist matt und darum das handschriftenmäßige caeteris um so mehr vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

35) Eine ausführliche Erörterung über das Wort Titel findet sich in meinem Kirchenrecht. Bd. 1. S. 597 u. ff.

36) Deutsche Geschichte. Bd. 1. §. 7. S. 113.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

C. Adams, Die harmonischen Verhältnisse. Ein Beytrag zur neueren Geometrie. Th. 1. Winterthur 1845.

C. A. Menzel, Jahrbuch der Baukunst und Bauwissenschaft in Deutschland. Bd. 2. Greifswald 1845.

Laplace, Oeuvres. Vol. 1 — 3. Paris 1843 — 1844.

J. E. Herger, Die Systeme der magnetischen Curven u. s. w. Heft 2 — 4. Leipzig 1845.

Dr. H. Girard, Ueber Erdbeben und Vulkane. Berlin 1845.

Dr. G. Riccardi, Cenni di studi intorno al principio della velocitá virtuale. Modena 1842.

H. W. Dove, Ueber Wirkungen aus der Ferne. Berl. 1845.

Dr. J. Schaller, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Th. 2. Leipzig 1846.

S. Sachs, Ueber die Existenz des Luft = und Wasserdruckes. Berlin 1845.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi afgifven den 31 Mars 1844, af Jac. Berzelius. Stockholm 1844.

Dr. Wilh. Delffs, Die reine Chemie in ihren Grundzügen dargestellt. Th. 1. 2. Kiel 1845.

Dr. H. Kopp, Geschichte der Chemie. Bd. 3. Braunschweig 1845.

A. Schrötter, Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande. Heft 1. Wien 1845.

Amtlicher Bericht über die 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen im September 1844. Abth. 1. 2. Bremen 1845.

Dictionnaire universel d'histoire naturelle, redigé par d'Orbigny. Vol. 3—6. Paris 1844—45.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Das Thierreich nach den Verwandtschaften und Uebergängen in den Klassen und Ordnungen desselben dargestellt. Berlin 1845.

Abbildungen und Beschreibungen neuerer oder weniger bekannter Conchylien, herausg. von R. A. Philippi. Bd. I. 2 — 6. Cassel 1843 — 44.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 17. Paris 1844.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie. Text. Fasc. 10 — 18. Atlas fasc. 10 — 18. Paris 1844.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1843. Berlin 1845.

J. Gould. The birds of Australia and the adjacents islands. Part. 12 — 21. Lond. 1844 — 45.

G. Rob. Gray, The genera of birds. Part. 7—18. London 1845.

Dr. Jos. Hyrtl, Lepidosiren paradoxa. Monographie. Prag 1845.

Dr. C. H. Schultz, Ueber die Tanaceteen. Neustadt 1844.

Bruch und W. P. Schimper, Bryologia Europaea. Fasc. 25 — 28. Stuttg. 1845.

Dr. A. Griesbach, Bericht über die Leistungen in der Pflanzengeographie während des Jahres 1843. Berlin 1845.

Dr. J. Müller, Grundzüge der Krystallographie. Braunschweig 1845.

Dr. G. E. Berendt, Die im Bernstein vorkommenden organischen Ueberreste der Vorwelt. Band I. Abth. 1. Berl. 1845.

Dr. H. B. Geinitz, Grundriß der Versteinerungskunde oder die Thierwelt der früheren Schöpfungen. Lief. 1. 2. Dresden 1845.

J. Fr. L. Hausmann, Handbuch der Mineralogie 2. umgearb. Aufl. Th. 1. 2. Göttingen 1845.

Descriptive and illustrated catalogue of the fossil organic remains of mammalia and aves contained in the Museum of the royal college of Surgeons of England. London 1845.

J. N. v. Schwerz, Landwirthschaftlicher Nachlaß. Stuttg. 1845.

Amtlicher Bericht über die achte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu München vom 30. Sept. bis 7. October 1844. München 1845.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Theil 184—187. Thier — Trieb. Berlin 1844 — 45.

A. J. Johnes, Philological proofs of the orig. Unity and recent Origin of the human race. London 1843.

J. v. Hefner, Trachten des christlichen Mittelalters. Abth. I. Lief. 5 — 9. II. Lief. 8 — 12. III. Lief. 6 — 10. Mannheim 1844 — 45.

Dr. G. Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 4. Leipzig 1845.

Dr. E. Fr. Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Bd. 1. Jena 1845.

J. K. Zellweger, Die schweizerischen Armenschulen nach Fellenberg'schen Grundsätzen. Trogen 1845.

Dr. H. Gräfe, Allgemeine Pädagogik. Bd. 1. 2. Leipz. 1845.

Dr. J. U. Wirth, Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie. Stuttg. 1845.

Dr. Lud. Noack, Mythologie und Offenbarung. Th. 1. Darmstadt 1845.

M. Cimorelli, Origine, progressi e stato attuale delle belle lettere italiane dall' epoca del risorgimento alla corrente epoca anno 1845. Fasc. 1 — 9. Mailand 1845.

A. Fr. v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Bd. 1. 2. Berlin 1845.

Jos. Espronceda, El diablo mundo, poema. Madr. 1842.

Ones. Leroy, Etudes sur les mystères et sur les manuscrits de Gerson. Paris 1837.

C. Clarke, The complete concordance to Shakspeare. Part 8 — 10. London 1845.

A. Henninger, Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern. Bd. 1. 2. Wiesbaden 1845.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Berlin 1845.

Bernh. Sev. Ingemann, Samlede Skrifter. Forste Afdelings. Bind 1 — 6. Dramatiske Digte. Deel 1 — 6. Kiobenh. 1844.

Alb. und Arth. Schott, Walachische Mährchen. Stuttg. 1845.

Geschiedenis van Graef Hugo van Craenhove en van zynen vriend Abulfaragus. Historische tafereelen uit de XIVde eeuw, door H. Conscience. Antwerpen 1845.

N. P. Demidoff, Commentaire du dernier chapitre du système philosophique de l'art de Lamennais. Strasb. 1844.

Annales archéologiques dirigés par M. Didron. Année 1845. Paris 1845.

Galerie de Florence. Livr. 3 — 53. Florence 1844 — 1845.

The illuminated books of the middle ages, by H. N. Humphreys. P. II. London 1845.

Herbé, Histoire des beaux arts en France. Livr. 5 — 8. Paris 1844 — 45.

Fr. X. Fernbach, Die enkaustische Malerey. München 1845.

A. Jubinal, Explication de la danse des morts de la Chaise-Dieu, fresque inédite du XV. siècle. Paris 1841.

Handbuch der musikalischen Literatur. Dritte bis 1841 ergänzte Auflage. Lief. 4 — 8. Leipzig 1845.

G. de Beaumont et Al. de Tocqueville, Système pénitentiaire aux états-unis et de son application en France. Paris 1845.

Dr. J. Scherr, Die Auswanderungsfrage vom religiös-socialistischen Standpunkt betrachtet. Stuttgart 1845.

F. Mayer, Grundzüge des polizeylichen Strafrechts. Heilbronn 1845.

A. Moser, Encyklopädie der medicinischen Wissenschaf-

ten. Abth. II. Specielle Pathologie und Therapie von Dr. L. Posner. Bd. 1. Leipzig. 1845.

Annales de Hygiène publique et de Medecine légale. Année 1844. Paris 1844.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde, von Dr. H. Blumenthal. Leipzig 1845.

Dr. H. Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der Volkskrankheit. Jena 1845.

C. Vogt, Physiologische Briefe. Abth. I. Stuttgart 1845.

Dr. G. W. Münter, Versuch einer neuen Theorie der Verrichtungen des Gehirns- und Nervensystems. Leipzig 1838.

Dr. C. J. Heidler, Die Nervenkraft im Sinne der Wissenschaft gegenüber dem Blutleben in der Natur. Braunschweig 1845.

Dr. E. von Bibra, Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbelthiere. Schweinfurt 1844.

Dr. Fr. Behrend, Syphilidologie. Bd. 2—5. Leipz. 1844 — 45.

Dr. Ch. Fr. Heusinger, Recherches de pathologie comparée. Cah. III. Nosographie. Cassel 1845.

Dr, Will. Prout, Ueber das Wesen und die Behandlung der Krankheiten des Magens und der Harnorgane. A. d. Engl. von Dr. G. Krupp. Leipzig 1843.

Dr. J. Wendt, Die Gicht. Breslau 1844.

Dr. Th. Hodgkin, Die Krankheiten der serösen und muköfen Häute. Ins Deutsche übertr. von Dr. Levin. Th. 1. 2. Leipzig 1843 — 44.

Dr. Fr. Günzburg, Studien zur speciellen Pathologie. Bd. 1. Die pathologische Gewebelehre. Leipz. 1845.

Dr. A. Gottschalk, Darstellung der rheumatischen Krankheiten auf anatomischer Grundlage. Köln 1845.

Dr. A. Frari, Della peste e della publica amministrazione sanitaria. Vol. I. Venezia 1840.

Dr. E. Friedberg, Diagnostik der Kinderkrankheiten u. s. w. Berlin 1845.

Dr. J. R. Bennett, Der hitzige Wasserkopf u. s. w. Wien 1844.

Dr. J. F. Dieffenbach, Die operative Chirurgie. Heft 2 — 6 oder Bd. 1. Leipzig 1845.

Dr. W. Stricker, Die Krankheiten des Linsensystems nach physiologischen Grundsätzen. Eine gekrönte Preisschrift. Frankfurt 1845.

Codex der Pharmakopöie. II. Section. Bd. 1. III. Section. Bd. 1. V. Section. Bd. 1. Leipzig 1844.

Dr. J. E. Cohen von Baren, Zur gerichtlichen Lehre von verheimlichter Schwangerschaft u. s. w. Berlin 1845.

Collection des lois civiles et criminelles des états modernes, publiée sous la direction de M. Victor Foucher. Vol. 1—9. Paris 1833—1841.

Das Volk und sein Recht. Publicistische Abhandlung u. s. w. Bd. 1. 2. Halle 1845.

Dr. E. Fr. Rößler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren. Bd. 1. Das altprager Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert. Prag 1845.

K. Fr. Eichhorn, Einleitung in das deutsche Privatrecht. 5. verb. Ausg. Götting. 1845.

Provinzial-Gesetzsammlung des Königreichs Böhmen. Bd. 24. 25. Prag 1843 — 44.

A. D. Michnay und P. Lichner, Ofner Stadtrecht von 1244 bis 1421. Preßburg 1845.

Dr. Fr. H. J. Thesmar, Die fünf französischen Gesetzbücher in ihrer Fortbildung durch die neuere Gesetzgebung so wie durch die Jurisprudenz der Rheinischen Gerichtshöfe. Bd. 1. Elberfeld 1845.

Collezione completa dei moderni codici civili degli stati d'Italia. Dispensa 1 — 5. Torino 1845.

Gio. C. Gregorj, Statuti civili e criminali di Corsica. T. 1. 2. Lione 1843.

F. G. Bunge und C. O. von Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Eith- und Curlands. Abth. II. Quellen des curländischen Landrechts. Lief. 1. 2. Instructorium des curländischen Prozesses. Dorpat 1844.

Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui. Samling af sweriges Gamla-Lagar . . . utgifven af Dr. C. J. Schlyter. Vol. V. Westmannalagen. Vol. VI. Helsingelagen. Kristnu-Balken af Smålandslagen. Bjarköarätten. Lund 1841 — 44.

Capitula et ordinationes curiae maritimae nobilis civitatis Amalphae, quae in vulgari sermone dicuntur la tabula de Amalpha nec non consuetudines civitatis Amalphae. Neapoli 1844.

C. G. N. Rintel, Beyträge zur Würdigung der französischen Jury. Eine Sammlung von Strafrechtsfällen aus den Jahren 1833 — 1843. Münster 1845.

C. F. v. Hufnagel, Commentar über das Strafgesetzbuch für das Königreich Würtemberg. Band 1. 2. Stuttg. 1841 — 42.

D. C. J. A. Mittermaier, Das deutsche Strafverfahren. 4. gänzl. umgearb. Aufl. Th. 1. Heidelberg 1845.

Dr. C. J. A. Mittermaier, Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht u. s. w. Stuttgart 1845.

Criminalgesetzgebung für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. Sondershausen 1845.

Giov. Carmignani, Teoria delle leggi della sicurezza sociale. T. 1 — 4. Pisa 1831.

Strafgesetzbuch für das preußische Heer. Berl. 1845.

Ph. Jos. v. Rehfues, Proconsulate der neueren Zeit. Stuttg. 1845.

G. von Struve, Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten. Mannheim 1845.

J. C. J. Buddeus, Deutsches Anwaltbuch. Leipzig 1845.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke geschiedenis, inzonderheit van Nederland. Deel 3. 4. Leiden 1844.

H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. 2. Göttingen 1845.

Dr. J. A. Dorner, Die Lehre von der Person Christi geschichtlich und biblisch-dogmatisch dargestellt. Th. 1. Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi in den ersten vier Jahrhunderten. Abth. 1. 2. Stuttg. 1845.

Aug. Nicolas, Etudes philosophiques sur le Christianisme. Vol. 1 — 4. Bordeaux 1845.

Dr. G. Thomasius, Beyträge zur kirchlichen Christologie. Erlangen 1845.

Zwey Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung. Von C. Ullmann und A. Hauber. Hamburg 1845.

Ones. Leroy, Corneille et Gerson, dans l'imitation de Jésus-Christ. Paris 1842.

Fried. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. Bd. I. Abth. 2. 3. Zürich 1845.

Henrion, Histoire génerale des missions catholiques depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. Livr. 8 — 25. Paris 1845.

M. E. Quinet, L'Ultramontanisme ou l'église romaine et la société moderne. Paris 1845.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro Sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 26 — 29. Fo - Ge. Venezia 1844.

Geographisch-historische Kirchenstatistik der katholischen Schweiz. Heft. 2. Schluß. Schaffhausen 1844.

Dr. Fr. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1. Lief. 1. Die Römerzeit enthaltend. Götting. 1845.

A. F. Ozanam, Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche und geistige Erziehung der Germanen. München 1845.

Dr. L. A. Warnkönig, Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreyheit. Freyburg 1845.

P. J. M. Prat, Essai historique sur la destruction des ordres religieux en France au dix-huitième siècle. Paris 1845.

Will. Ellis, The history of the London Missionary society. Vol. I. Lond. 1844.

Amorie van der Hoeven, Het tweede Eeuwfeest van het Seminarium der Remonstranten te Amsterdam. Leeuwarden 1840.

A. Borrel, Histoire de l'église chrétienne reformée de Nismes. Paris 1844.

Acta ecclesiae Mediolanensis. T. I. Distributio 2— 11. Mediolani 1844.

J. Et. Mar. Portalis, Discours, rapports et travaux inédits sur le concordat de 1801. Paris 1845.

J. Kaim, Das Kirchenpatronatrecht nach seiner Entstehung, Entwickelung und heutigen Stellung im Staate. Th. 1. Die Rechtsgeschichte. Leipzig 1845.

Dr. Ph. Goebel, Ueber die Verbindlichkeit der Civilgemeinden zur Unterhaltung der Kirchengebäude. Bonn 1845.

Chr. H. Ebhardt, Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für den Bezirk des K. Consistorii zu Hannover, welche in Kirchen- und Schulsachen ergangen sind. Bd. 1. Hannover 1845.

Bibliotheca mechanico-technologica. Leipz. 1844.

The Calcutta Review. Calcutta 1844.

Dr. J. C. Fr. Baehr, Die Entführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Leipz. 1845.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterd. Vol. 8 — 10. Amsterd. 1839 — 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28 Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1845.

(Fortsetzung.)

Vente des anciennes bibliothèques des Jésuites en Belgique. — Bulletin du Bibliophile 1845. Oct. p. 379.

Payen, Sur une édition de Montaigne de 1625 etc. — Ebendas. p. 401.

Viollet-Leduc, La littérature et l'architecture au moyen âge. — Annal. arch. T. III. p. 201.

Daniel De Foe, Novels and miscellaneous works, 20 vols. Oxf. 1842. Works, ed. by W. Hazlitt. 3 vols. Lond. 1843. — Edinb. Rev. 1845. Oct. p. 480.

Kavanagh, The discovery of the science of languages. Lond. 1844. — Blackw. Mag. 1845. Oct. p. 467.

Norris, On the Kapur-di-Giri rock inscriptions. — Journ. of the r. As. Soc. Vol. VIII. No. XVI. p. 303.

Burnouf, Traité élém. de l'accentuation grecque. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Sept. p. 802.

Pape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen. Braunschw. 1842. — Journ. des Sav. 1845. Nov. p. 672. Dec. p. 728.

Quicherat et Daveluy, Dictionaire latin-français. Par. 1844. — Corresp. T. 12. p. 631.

Betant, Lexicon Thucydideum. Vol. I. Genev. 1843. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 800.

Schaub, Les glaces des deux Belt et du Sund en Mars 1845. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 320.

Raoul-Rochette, Considération archéologiques et architect. sur le temple de Diane Leucophryne, récemment decouvert à Magnésie du Meandre. — Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 577. Nov. p. 641.

Franz, Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Berlin 1840. 3 art. — Ebendas. Oct. p. 604.

Hennebert, Hist. de la lutte entre les patriciens et les plébéiens à Rome etc. Gand 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 821.

Duruy, Histoire des Romains et des peuples soumis à leur domination. 2 vols. Par. 1844. — Corresp. T. XII. p. 777.

Thierry, Hist. de la Gaule sous l'administration romaine. 2 vols. Par. 1840 — 42. — Corresp. T. XII. p. 775.

— —, Hist. de Gaulois. Par. 1845. — Bibl. univ. 1845. Nov. p. 30.

Mignet, Ant. Perez et Philippe II. Par. 1845. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 300.

Explorations archéologiques en Savoie. — Ann. arch. T. III. p. 308.

Dumont, Cours d'histoire de France. Leç. 37. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 258.

Wordsworth, Diary in France. Lond. 1845. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 356.

Cuvelier, Chron. de Bertrand du Guesclin publ. par Charrière. Par. 1839. — Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 613.

Rathery, Hist. des Etats-généraux de France.

Paris 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 824. Bibl. univ. 1845. Oct. p. 257.

Boullée, Histoire complète des Etats-généraux et autres assemblées représentatives de France, depuis 1302 jusqu'en 1626. Par. 1845. 2 vols. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 257.

Michel (Em.), Hist. du parlement de Metz. — Bulletin du Bibliophile 1845. Nov. p. 465.

Guilbert, Hist. des villes de France. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 831.

Clément, Surintendants, controleurs généraux et ministres des finances célèbres. III. J. B. Colbert. — Corresp. T. XII. p. 712.

Rion, Découverte du col de Severen. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 356.

Gerlache, Histoire du royaume des Pays-bas. Brux. Corresp. T. XII. p. 513.

Borgnet, Hist. des Belges à la fin du 18. siècle. T. II. Brux. 1844. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 854.

Recent travels in the east. (Volney, Chateaubriand, Lamartine, Schubert, Lindsay, Formby, Fisk, Warburton, Borrer, Stephens, „Eothen," Irby and Mangles, letters of a german countess, Measor, Herschell, Milnes, Olin, Williams, Robinson, Waddington, manners and customs of the mod. Egyptians, Lane, Lady Hester Stanhope, Wolff, Hill.) — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 498.

Haines, Memoir of the South and East coasts of Arabia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. I. p. 104.

Malcolmson, Account of Aden. — Journ. of the r. As. Soc. Vol. VIII. No. XVI. p. 279.

Masson, Narrative of an excursion from Peshawer to Shab-Baz Ghari. — Ebendaſ. p. 293.

Newbold, Summary of the geology of Southern India. (Contin.) — Ebendaſ. p. 213.

— —, The Chenchwars, a wild tribe inhabiting the forests of the eastern Ghauts. — Ebendaſ. p. 271.

Moeurs et religions des Birmans. — Bibl. un. 1845. Nov. p. 91.

Hodgkin, On the ancient inhabitants of the Canary Islands. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 372.

Schomburgk, Journal of an expedition from Pirara to the Upper Corentyne and from thence to Demerara. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. I. p. 1.

Burr, Account of Governor Grey's exploratory Journey along the South-Eastern sea-board of South Australia. — Ebendaſ. p. 160.

Libri, Sur la vie et les manuscrits de Fermat. (3 art.) — Journ. des Sav, 1845. Nov. p. 682.

Montesquieu. — Blackwood's Edinb. Mag. 1845. Oct. p. 389.

Holmes, The life of Mozart. Lond. 1845. — Blackwood's Edinb. Mag. 1845. Nov. p. 572.

Grossi, Marco Visconti. From the Italian. Lond. 1845. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 461.

Ponton, On the registry of the hourly variations of the thermometer by means of photographic papers. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 270.

Young, On the evaluation of the sums of neutral series. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 362.

Melloni, Considérations sur certains phénomènes de direction qui s'observent dans les volcans à double enceinte. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 343.

Forry, Researches in elucidation of the distribution of heat over the globe. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 213.

Adir, An account of electrical experiments. — Ebendaſ. p. 327.

On the diluvial epoch. (From Pictet's traité élém. de paléontologie. Vol. I. p. 359.) — Ebendaſ. p. 368.

Edmonds, On lunar periodicities in earth quakes etc. — Ebendaſ. p. 386.

Beaumont, Leçons de géologie pratique. 3 et 4 art. Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 586. Dec. p. 721.

Challis, A theoretical explanation of the aberration of light. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 321

Grove, On Grotthus's theory of molecular decomposition and recomposition. — Ebendaſ. p. 348.

Hennessy, Some researches upon the connection between the rotation of the earth and the geological chances of its surface. — Ebendaſ. p. 376.

Faraday, Sur la liquéfaction et la solidification des corps dont l'état est l'état gazeux. (Trad. p. Saint-Evre.) — Ann. de chim. 1845. Nov. p. 257.

Pierre (Isid.), Recherches sur la dilatation des liquides. — Ebendaſ. p. 325.

Connell, Chemical examination of the Elie Pyrope or Garnet. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 209.

Source of fluorine in fossil bones. — Ebendaſ. p. 235.

On the occurrence of phosphoric acid in simple minerals and rocks. — Ebendaſ. p. 357.

Connell, On the analogies observed in chemical unions. — Ebendaſ. p. 359.

Draper, On the allotropism of chlorine as connected with the theory of substitutions. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 327.

Thomson (Th. Starkie), On the diffusion of gases. — Ebendaſ. p. 345.

Schlossberger and Kemp, On the proportion of nitrogen contained in alimentary substances. — Ebendaſ. p. 350.

Stenhouse, On the oil produced by the action of chlorine on cinnamic acid. Graham, On phosphoric acid in water. De la Rue, On a crystallized alloy of zinc. Williamson, Some experiments on ozone. — Ebendaſ. p. 366.

Schönbein, On a peculiar method of obtaining the sesqui-ferrocyanide of potassium. — On the nature of ozone. — Ebendaſ. p. 384.

Thury-Boisot, Des unités dans les sciences naturelles et spécialement dans la botanique. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 205.

Doubleday, Description of new or imperfectly described Diurnal Lepidoptera. Contin. — Ann. of nat. hist. 1845. Nov. p. 304.

Alder and A. Hancock, Notice of a new genus of Nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ. p. 311.

Waterhouse, Description of some new genera and species of Heteromeros Coleoptera. — Ebendaſ. p. 317.

Goodsir, On several new species of Crustaceans allied to Saphirina. — Ebendaſ. p. 325.

Guerin, On the Rock-nose of the Whaler, a variety of the Balaena Mysticetus. — Ebendaſ. p. 266.

Malherbe, Description de trois espèces nouvelles du genre Picus. — Rev. zool. 1845. Oct. p. 373.

Recluz, Monographie du genre Ligule. P. 1. — Ebendaſ. p. 377. Nov. p. 407.

Malherbe, Description de sept espèces nouvelles du genre Picus. — Ebendaſ. Nov. p. 399.

Hartlaub, Description de trois nouvelles espèces d'oiseaux. — Ebendaſ. p. 406.

Moretti, (G.) Difesa e illustrazione delle opere botaniche di Pier Andrea Mattioli, botanico del XVI. secolo. — Giornale Lomb. T. XI. p. 257.

Ralfs, On the genera Spirulina and Coleochaete. — Ann. of nat. hist. 1845. Nov. p. 308.

Maclagan, On Gutta Percha, a peculiar variety of Chaoutchouc. — Edinb. n. phil. Mag. 1845. Oct. p. 238.

Hitchcock, Description of a singular case of the dispersion of blocks of stone connected with drift, in Berkshire county, Massachusetts. — Am. Journ. 1845. Oct. p. 258.

Troost, Description of mass of meteoric iron etc. Ebendaſ. p. 336.

Sauvage, Recherches sur la composition des roches du terrain de transition. — Annales des Mines T. VII. Livr. III. p. 411.

Dana, Observations on pseudomorphism. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 251.

Dana, On the composition of corals etc. — Ebendaſ. p. 293.

On fossil fishes, particularly those of the London clay. — Ebendaſ. p. 321.

Geddes Bain, On the discovery of the fossil remains, of Bidental and other reptiles in South-Africa. — Ebendaſ. p. 333.

Owen, Description of certain fossil Crania discovered by Bain in sandstone rocks at the south-eastern extremity of Africa. — Ebendaſ. p. 334.

Binney and Harkness, An account of the fossil trees found at St. Helen's. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 241.

Prichard, The natural history of man. Lond. 1843. Researches into the physical hist. of mankind. Lond. 1844. — Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 67.

Vedantism; — what is it? 1) The Vedanta Chandrika. Calc. 1817. 2) Rajah Rammohun Roy, Translations of several principal books etc. of the Veds etc. Lond. 1832. (Partly reprinted in Calcutta 1845.) 3) Colebrooke, The philosophy of the Hindus. Lond. 1837. — Calc. Rev. 1845. Sept. p. 43.

Burnouf, Introduction à l'histoire du bouddhisme indien. — Corresp. T. XII. p. 567.

Gaume, Hist. de la société domestique, ou influence du Christianisme sur la famille. 2 vols. Par. 1844. — Ebendaſ. p. 159.

Noget, Institutiones philosophicae. Ed. V. T. 1 — 3. Mequignon 1845. — Ebendaſ. p. 697.

Simon, Hist. de l'école d'Alexandrie. Par. 1845. — Bibl. univ. de Genève 1845. Sept. p. 5.

Fichte's sämmtliche Werke. Berlin 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 108.

Valroger, Du faux éclectisme ou du syncrétisme. — Corresp. T. XII. p. 161.

Mill, A system of Logic. Lond. 1843. II. Vols. — N. Am. Rev. 1845. Oct. p. 349.

Rapport du droit et de la religion par E. S. (Second art.) — Bibl. univ. 1845. Nov. p. 5.

Whewell, The elements of morality, including polity. Lond. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 332.

Comic and satirical Literature in the Middle Ages: 1) Le cymbalum mundi et autres oeuvres de Bonaventure des Periers. Par P. L. Jacob. Par. 1841. 12. 2) Les cent nouvelles. Par Le Roux de Lincy. Par. 1841. 2 Vols. 12. 3) Le moyen de parvenir, par Beroalde de Verville. Par P. L. Jacob. Par. 1841. 12. 4) Les contes ou les nouvelles récréations et joyeux devis, de Bonaventura des Periers. Par L. Jacob. Par. 1842. 12. 5) Oeuvres de F. Rabelais. Par L. Jacob. Par. 1842. 12. 6) Propos rustiques, baliverneries, contes et discours d'Eutrapel, par Noel Du Fail. Par J. Marie Guichard. Par. 1842. 12. 7) Joyeusetez, facéties et folâtres imaginacions de Caresme-Prenant, Gauthier Garguille, Guillot Gouju etc. Par. 1829 — 1845. Vol. 1 — 22. 16. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 142.

Hrotsvitha, Theatre pour la prémière fois en français avec le texte latin, revu sur le ms. de Munich par Magnin. Paris 1845. — Corresp. T. XII. p. 151.

Vida, poetique, trad. en vers français texte en regard, par P. Bernay etc. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 804.

Bertolotti, Il Salvatore. Tor. 1844. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 336.

Amador de los Rios. Don Juan de Padilla (poeta españ. del S. XV.) Art. I. — Revista lit. 1845. No. 21.

Dinaux, Sur le roman de Baudin de Sebourg — (poème du XIV. siècle. Valenc. 1841.) — Bull. du Biblioph. 1845. Oct. p. 396.

Snellaert, Het vlaemsch tooneel in de XVII. eeuw. — Belgisch Museum 1845. Aflev. III. p. 286.

De Burtin, On pictures, transl. by White. — Blackw. Mag. 1845. Oct. p. 413.

Bardi, Imperiale e reale galleria Pitti. Fir. 1836 — 1844. Fasc. 100. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 347.

Lenormant, François Gérard, peintre d'histoire. — Corresp. T. XII. p. 598.

Dussieux et Didron, Recherches archéologiques sur l'histoire de l'orfévrerie au moyen âge. — Ann. arch. T. III. p. 206. 257.

Didron, Dalle funeraire du XIV. siècle à Chalons-sur-Marne. — Ebendaſ. p. 283.

Guilhermy, Mahomet à la Sainte-Chapelle de Paris. — Ebendaſ. p. 307.

Peintures murales à Tiverny, à Saint-Bonnet-le Château, en Belgique. — Ebendaſ. p. 309 — 314.

Didron, Le crucifix. — Ebendaſ. p. 357.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen âge. Instruments à vent. L'orgue avant le XII. siècle. — Ebendaſ. p. 269.

M'Culloch, A treatise on the principles of taxation and the funding system. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1845. Oct. p. 367.

Morin, Essai sur l'organisation du travail etc. Valence. 1845. — Bibl. univ. 1845. Sept. p. 43.

Giraud, Essai sur l'hist. du droit franç. au moyen âge. Par. 1845. 2 vols. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 785.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. Leç. 18. Action de Grégoire VII. dans la Haute-Italie. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 245.

Mouravieff, History of the church in Russia. Transl. by Blackmore. Oxf. 1842. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 245.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

(Schluß.)

In diesem Falle redet also Tacitus überhaupt nur von den adolescentuli von edler Abkunft. Indessen da bieten sich neue Schwierigkeiten in der Interpretation, welche nöthigen, nicht länger mit dem Versuche zu zögern, das Wort princeps zu erläutern; ohne darüber im Reinen zu seyn, hat das aggregatur und nec rubor inter comites aspici noch seine Bedenken.

Tacitus spricht an mehreren Stellen von den principes; die Thätigkeit, welche er ihnen zuschreibt, ist auch nicht immer die gleiche, so daß man fast glauben sollte, es habe verschiedene Arten von principes gegeben. Dennoch sind wir dieser Meinung nicht, indem sich damals das Gefolgschaftswesen noch nicht so vollständig entwickelt hatte, daß die Geleite ohne Absicht der Rückkehr von dem übrigen Staatsverbande sich abgelöst hätten, um in weiter Ferne auf Eroberungen auszuziehen. — Zuerst führt Tacitus die principes am Schlusse des vorausgehenden Capitels als erwählte Richter ein, qui jura per pagos vicosque reddunt. Die caeteri comites, welche jedem von ihnen an die Seite gestellt sind, lassen ziemlich deutlich die Vorstände der kleineren Gaue, die centenarii, erkennen, welche in der späteren Gerichtsverfassung auftreten. Demnach würden dann jene den Caldormen der Angelsachsen zu vergleichen seyn. Wenn von ihnen gesagt wird, sie seyen gewählt worden, so glaube ich an einem andern Orte bereits dargethan zu haben, was es überhaupt bey den Germanen mit der Wahl für eine Bewandtniß gehabt habe [37]). Auch diese war in der Regel durch Geburt, durch Abstammung bedingt. Daß aber eben diese principes auch zu gleicher Zeit Heerführer im Kriege waren, läßt sich um so weniger bezweifeln, als Heerbann und Gerichtsbann bey den Germanen immer Hand in Hand gingen. Einer von ihnen, der durch Tapferkeit Ausgezeichnetste, war dann der Anführer (duces ex virtute sumunt) und nach Beendigung des Kampfes standen diese principes wiederum einander gleich, wie Beda [38]) dieß bey der Schilderung der altsächsischen Verfassung deutlich angiebt. So geht auch Tacitus, nachdem er von der Gerichtsverfassung geredet, zu der Kriegsverfassung über und erzählt zuerst von der Schwertleite, worauf er ebenfalls der Würde eines princeps in der obenerwähnten Weise gedenkt. Hier aber kann man es sich wohl kaum verhehlen, daß es sehr wun-

37) Abhandlung über das Erb- und Wahlrecht, mit besonderer Rücksicht auf das germanische Königthum. München 1836.

38) Beda Venerab. Hist. eccles. Anglor. V. 11.

derbar gewesen wäre, wenn ein adolescentulus den Rang und die Würde eines princeps eingenommen hätte, wenn nicht sein Vater auch princeps gewesen wäre. Der ausgezeichnete Adel des Vaters und die großen Verdienste, welche er sich als princeps erworben hat, diese sind es, welche dem aus solch edlem Blute entsprossenen Sohne die Würde, den Rang eines princeps gaben. Es ist daher keineswegs ein zu gewagter Schritt, wenn wir auch hieraus wiederum die Erblichkeit des Principates folgern.

Aber was hat an unsrer Stelle der Principat für eine Bedeutung? offenbar eine kriegerische. Diese haben wir ihr freylich bereits oben im Allgemeinen beygelegt, aber für Tacitus bahnt sich hier der Uebergang dazu, um von der Kriegsführung durch die Gefolgschaften zu sprechen, und er bezeichnet mit dem Worte princeps offenbar einen Gefolgsherrn; wann aber zuerst? ist die Frage; ob bereits in den Worten principis dignatio oder erst da, wo er von dem primus locus apud principem suum redet. Wäre das Erstere der Fall, so hätte man principis dignatio für die Gefolgsherrnwürde oder den durch das Gefolgschaftswesen begründeten fürstlichen Rang zu halten, allein hier erregt das nachfolgende aggregantur einiges Bedenken. Aggregare heißt nach Festus ad gregem ducere und es könnte Jemand einer Schaar als Führer zugeführt und somit an ihre Spitze gestellt werden. Wäre diese etwas gezwungene Deutung zuläßig, so würden also jene edeln von Gefolgsherren abstammenden Jünglinge nach dem Tode ihrer Väter auch als Gefolgsherrn ausgerufen worden seyn, doch hätte es ihnen auch nicht zur Schande gereicht, selbst Gefährten zu seyn, da die Gefolge nach der Bestimmung dessen, der sie führt, Abstufungen hatten. —

Dieser Deutung möchte aber die andere weit vorzuziehen seyn, daß Tacitus bey dem Ausdrucke principis dignatio die Gefolgsherrnwürde noch nicht im Auge hat, oder doch dieselbe nur, als möglicherweise aus der Stellung eines princeps hervorgehend, in weiterer Entfernung sieht. Alsdann müssen wir

der Erklärung in dem Aufsatze über caeteris ganz beystimmen, wornach es heißt: solche Jünglinge wurden den ältereren principes beygesellt. Das sind dann dieselben, welche im Frieden jura per pagos vicosque reddunt, im Kriege aber die Anführung des Volksheeres haben und die principis dignatio besteht also darin, daß ein Jüngling wegen seiner Abstammung zu diesen gehört. Daß aber jene Richter selbst wieder eine priesterliche Bedeutung hatten, geht aus der durch alle späteren Rechtsquellen hindurchblickenden und durch die Sprache bestätigten Identität des Priesterthums und Richteramtes hervor und somit einigt sich auch dieß mit der vorhin ausgesprochenen kriegerisch-priesterlichen Bedeutung des Adels.

Unter diesen Voraussetzungen beginnt Tacitus von den Gefolgschaften selbst erst mit den Worten Nec rubor inter comites aspici, die ihm zum Uebergange dienen, zu reden, indem er sagt: für Jünglinge aus edeln Geschlechtern, die den Rang eines princeps einnehmen, ist es dennoch keine Schande, auch unter den comites gesehen zu werden d. h. unter der Anführung eines Gefolgsherrn in den Kampf zu ziehen. Damit hat sich nun Tacitus auf ein anderes Gebiet versetzt, nämlich auf das der Kriegführung durch die Gefolgschaften, die er nunmehr ausführlicher beschreibt. Von diesen hier zu handeln, lag nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes. —

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena, von Dr. Eduard Selberg. Oldenburg und Amsterdam 1846.

Man kann nicht leicht an Batavia denken, ohne daß dabey zugleich die Vorstellung von Fieber, von Kopfweh und vielen andren Arten des leiblichen Uebelbefindens in der Seele erwachen sollten. Die leibliche wie geistige Stimmung eines jungen, im Binnenlande geborenen und erwachsenen Deutschen auf einer solchen Seefahrt wie die des H. Selberg war, läßt sich ebenfalls mit einem fieberhaften Zustand vergleichen. Er reiste als Schiffsarzt auf einer Fregatte, deren zum Kriegsdienst in den holländisch-ostindischen Besitzungen bestimmte Mannschaft, mit Ausnahme des eigentlichen Schiffsvolkes, großentheils aus Verbrechern bestund, die man einige Jahre früher aus den Gefängnissen entlassen hatte, um sie die Strafzeit in Java ausstehen zu lassen; zu diesem Gesindel hatte sich eine Schaar solcher loser Leute, namentlich aus verschiedenen Gegenden von Deutschland gesellt, welche als Feinde aller Zucht und Ordnung nirgends gut gethan hatten, überall ausgestoßen worden waren, und welche jetzt, aus Verzweiflung, freywillig den Kampf mit den wohlbekannten Gefahren des holländisch-ostindischen Kriegsdienstes aufnahmen. Die nahe Zusammengesellung mit einer solchen, leiblich wie geistig verpesteten Menschenmasse, muß auch auf den Gesündesten einen widerwärtig zerstörenden Einfluß haben, um so mehr, wenn er sich zugleich von dem besseren Theile der Schiffsmannschaft mit einer argwöhnischen, abgemessenen Kälte, als Fremdling, dem man nicht trauen darf, behandelt sieht; wenn, wie dieß unsrem Reisenden geschah, der einzige zutrauliche Mensch, den er unter den vielen ihm Fremdbleibenden fand, bald nach dem Beginn der Reise durch Selbstmord, in Schwermuth vollbracht, sich ihm entreißt; wenn dazu er selber, außer der Seekrankheit von Ruhr und anhaltender Schwäche befallen wird. Deßhalb glich das Gefühl, welches nach einem mehr als hundert-tägigen, ununterbrochenem Verweilen auf dem Gewässer, am 29. December 1837 der Anblick des Landes zuerst an Sumatra, dann an den Prinzeneilanden und den ihnen nahe gelegenen Inseln aufregte, den Stunden des Nachlasses eines Fiebers, in denen der Kranke auf einmal von allen seinen Leiden befreyt erscheint. Es mußte unsrem Reisenden wie ein ganz besonders werthvolles Festgeschenk erscheinen, daß er gerade am 1. Januar (1838) des Mittags an dem längst ersehnten Ziele seiner Reise, auf der Rhede von Batavia ankam und schon am andren Morgen das Land besteigen durfte.

Das äußere Ziel, das jetzt gefunden war: ein längeres Verweilen, hier, in einer tropischen Natur, an einem Sammelpunkte aller Völker des südöstlichen Asiens und der angränzenden Inselwelt, sollte nur der Fußboden seyn für ein Werk der innren Anschauungen und Erkenntnisse, das dem Reisenden seit Jahren als ein Ziel seiner geistigen Bestrebungen vor Augen lag. Dr. Selberg hat sich die Forschungen im Gebiet der Anthropologie nach seinem weitesten Umfange, zur Aufgabe seines Lebens gemacht; eine tiefere Erkenntniß des Verhältnisses der gesunden wie der kranken Menschennatur zu den klimatischen so wie zu andren physischen Einflüssen des Geburtslandes und Wohnortes wollte er sich gerade auf dieser Reise nach Java und dessen Nachbarschaft erwerben und der lehrreiche Inhalt seines Werkes bezeugt es, daß ihm die Erreichung dieser Absicht in reichem Maaße gelungen sey. Wir werden es uns deßhalb auch zur Aufgabe machen, hier in unsrer Anzeige nur das hervorzuheben, was dem Selberg'schen Reiseberichte seinen eigenthümlichen Werth giebt: Züge aus dem Gebiet der Klimatologie und Anthropologie.

Die Anlage und Bauart der Stadt Batavia, der vormaligen Perle unter den europäischen Handelsstädten des Orients, ist eines jener Beyspiele, deren es leider nur zu viele giebt, woran es sich gezeigt hat, daß die Einrichtungen und äußeren Zustände, welche sich für die Heimath ganz gut und zweckmäßig erwiesen, nicht auch für alle andre fremde Landesverhältnisse geeignet und passend seyen. Wie, nach jener Bemerkung im Tagebuch eines Landarztes, der zärtlicher gebaute Schneidermeister an einem Gericht Sauerkraut starb, durch dessen Genuß

der Schmid des Ortes von seinem Fieberanfall sich befreyt hatte, so kann für das eine Land oder Volk eine Anordnung schädlich und verderblich seyn, die sich an einem andren heilsam oder doch leicht erträglich erwies. Batavia sollte, nach dem Plan seiner Erbauer, ein treues Abbild der Hauptstadt ihres Vaterlandes, ein zweytes Amsterdam werden. Gleich wie in Amsterdam wurden die hohen Häuser geradlinig und eng an einander gebaut, die einzelnen Straßen durch breite, tiefe Kanäle (Grachten) durchschnitten, auf denen sich die aus- und einlaufenden Waaren nach allen Theilen und Niederlagen der Stadt hinschaffen ließen. Wem sollte nicht nach der lang anhaltenden, glühenden Hitze der kühlende Hauch des Nordwestwindes wohlthun, welcher während der Regenzeit (von November bis Mai) fast anhaltend wehet, und welcher Europäer, von der Gluth des Himmelsstriches tief ermattet und halb gelähmt, möchte nicht gern dem wohlthätigen, wie aus dem Heimathlande kommenden Besuche Thür und Fenster öffnen? Die Lage von Batavia bot zu beyderley Arten der Bequemlichkeit und leiblichen Erquickung die beste Gelegenheit dar; die Angränzung an die Mündung eines größeren Flusses, die Leichtigkeit, mit der sich drey kleinere Flüßchen nach der Stadt und durch dieselbe hindurch leiten ließen, verschaffte die Gelegenheit zur Anlage vieler Kanäle oder Grachten; gegen Nordwesten und Norden hin hindern weder Berge noch Hügel den Zutritt des Windes, denn Batavia liegt an der nördlichen Küste der Insel, fast an der Ebene des Meeresspiegels. Was aber in Holland, und, in Beziehung auf den Nordwestwind, selbst noch in Aegypten zuläßig wäre, das ist dieses nicht hier, unter 6 Graden der südlichen Breite. Obgleich der Abfluß des Wassers aus den Grachten wenigstens eben so schnell seyn könnte als in Amsterdam, wenn dort, in der Nähe des Aequators, der Unterschied des Meeresstandes bey Ebbe und Fluth eben so groß wäre als an der holländischen Küste, ist er dennoch bey weitem nicht schnell genug, um bey solcher Sonnenhitze das Faulen des Wassers, das Entstehen der Sumpfluft zu verhindern, und der Wind aus Nordwest streicht über Sümpfe und Moräste, welche den Zwischenraum zwischen der Stadt und dem Meeresstrand erfüllen. Man hat deßhalb, seitdem man den Grund der furchtbaren epidemischen Constitution, welche fast ohne Aufhören, am meisten aber während der Regenzeit in Batavia herrscht, besser einsehen lernte, gerade das Gegentheil von alle dem durchzuführen gesucht, was von den älteren Erbauern erstrebt wurde. Ein Theil der Kanäle, die mit so unverdrossenem Fleiß und großem Aufwand hergestellt waren, ist verschüttet und wasserdicht vermauert worden, um dem Wasser in den andren, noch offen gelassenen Grachten, einen etwas schnelleren Abfluß zu geben; an den Häusern, namentlich denen, welche an der Nordseite der Stadt liegen, sieht man jetzt nach Norden und Westen hin statt der Fenster und Thüren nur glatte, dicht geschlossene Wände, damit ja der anscheinend so wohlthuende, dabey aber verpestend giftige Nordwestwind nicht in das Innere des Gebäudes eindringen könne, das seine Fenster und Thüren nur nach Süden und Osten hat.

Einiges hat allerdings diese Vorsicht, in Verbindung mit noch andren zweckmäßigen Maaßregeln zur Linderung der lebensgefährlichen Uebel beygetragen, mit denen noch vor wenig Jahrzehenden vor Allem die europäische Bevölkerung von Batavia heimgesucht war; gehoben aber sind die feindseligen Einflüsse des Bodens so wie seines Klimas noch keineswegs. Die Sterblichkeit in Batavia ist freylich nicht in allen Jahren gleich groß; namentlich weiß man nur wenig Jahre seit Menschengedenken, wo sie so furchtbar gewesen als im Jahre 1824. Auch hat dieselbe dadurch unter den europäischen Ankömmlingen eine kleine Verminderung erlitten, daß jetzt nicht mehr so häufig als in früherer Zeit solche Subjecte aus Europa herüber zum Militärdienst in Java geführt werden, welche den Keim des Erkrankens, seinem Ausbruch nahe, schon bey der Ankunft mit sich bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Die frühern Rekruten für den hiesigen See- und Landdienst kamen aus finstern Kerkern oder dumpfigen Strafarbeitshäusern, in denen sie zum Theil schon viele Jahre geschmachtet hatten, oder es waren solche, welche durch die Seelenverkäufer durch List und Gewalt auf die Schiffe gebracht, von Kummer und Heimweh schon fast verzehrt waren, als sie das Ziel der Seereise erreichten. Dazu kam noch die schlechte Einrichtung der damaligen Schiffe, in deren unteren Zwischendecken der armselige Haufe, Kranke, Sterbende und Gesunde, Alle bey einander zusammengepfercht lagen; in einer Luft, welche bey hochgehender See wegen der nothwendigen Verschließung der Lucken gar nicht gewechselt werden konnte, und auch bey windstillem Wetter zwischen und in der Nähe der heißen Tropengegenden nur wenig Verbesserung erhielt. Anjetzt ist die Einrichtung, die Kost, die Behandlung in den Gefängnissen und in den Zuchthäusern, eben so wie auf den Kriegsschiffen, eine ungleich menschlichere und bessere geworden; die Seereise selber dauert nur halb so lang als vormals; die Schiffe sind weniger mit Menschen überladen; sie gleichen viel seltner und weniger als sonst schwimmenden Zucht- und Krankenhäusern. Dennoch betrachten sich die Meisten, welche zur Strafe oder durch äußere Umstände gezwungen nach Batavia gehen, als Opfer, welche dem wahrscheinlich baldigen Tode geweiht sind; ein Gedanke, der, wie unser Reisender bemerkte, sie für das Gebot der Subordination taub und unempfindlich und für den krank machenden Einfluß des Klimas empfänglicher machet.

Für alle Diejenigen, welche ihr Dienst nöthiget gleich nach der Ankunft, gewöhnlich während der Regenzeit, im unteren, nördlichen und westlichen Theile der Stadt zu wohnen und zu verweilen, ist die Furcht auch keine ungegründete. Die wahrhaft meisterlichen Züge, in denen uns Hr. Selberg die plötzliche Wirksamkeit und die Beschaffenheit des Miasma's schildert, welches das berüchtigte Fieber von Batavia hervorruft, gewinnen dadurch nicht wenig an Lebendigkeit und Treue, daß er sich selber mit einer Kühnheit, zu welcher nur die Liebe zu dem innren Beruf Kräfte geben kann, dem verderblichen Einfluß aussetzte, und die Erscheinungen des schnell eintretenden Uebelbefindens in ihrer Aufeinanderfolge wie in ihrem Verlaufe, eben so wie die Wirkung der zweckmäßigsten Heilmittel, die er sich schon im Voraus, bey noch gesunden Sinnen, gegen die einzelnen Zufälle angeordnet hatte, mit philosophischer Ruhe an sich selber beobachtete.

In den Noten zu Darwins botanic Garden ist die Schilderung eines Arztes von der furchtbaren Wirkung des Upasbaum-Giftes mitgetheilt; es ist dabey, freylich in mährchenhaft übertreibender Weise, der Bericht eines Verbrechers gegeben, der, wie manche Andre seines Gleichen, von seinem Landesfürsten zu dem lebensgefährlichen Unternehmen verurtheilt war, zu dem Baume hinzugehen, um das Gift seines geronnenen Saftes zu sammeln, und Mancher von uns hat in seiner Jugend dieses Er-

zeugniß einer warmen orientalischen Phantasie mit lebhaftem Interesse gelesen. Von einem gewiß nicht geringerem Interesse kann es seyn, dem nicht erdichteten, sondern wahren Bericht eines für seine Wissenschaft begeisterten Arztes zu folgen, der sich mit der Kühnheit eines Kundschafters, welcher das Lager eines immer wachsamen, grausamen Feindes beschleicht, gerade in der gefährlichsten Zeit und Stunde mitten in den Qualm und Schwaden des vom Pestgift des Miasma's durchdrungenen Nebels hineinbegiebt, und sich — was die Gefahr auf's Höchste steigert, — unter diesen Einflüssen dem nächtlichen Schlummer überläßt. Wir entwerfen hier die Schilderung eines solchen Unternehmens nur in einigen wenigen Zügen.

Wenn mit dem Eintritt des herrschenden Nordwestwindes, vom November an, die Fluthen der Sturzregen, von heftigen Gewittern begleitet, über die Insel sich entladen, dann genießen die wohlthuend kühlende Wirkung derselben, ohne nachtheilige Folgen, nur jene in Süden und Osten von Batavia gelegenen Höhen, von denen das Wasser schnell nach der Tiefe abfließen kann. Wo sich dagegen, wie am nordwestlichen Saume des Stadtgebietes, öfters die ungeheuer große Wassermasse staut und sich zu seenartigen Pfützen anhäuft, wo hierdurch der Boden in einen gährenden Schlamm verwandelt wird, da steigen bey jedem heißen Sonnenblick verderbliche Dämpfe auf, welche einen für unsern Reisenden fast immer bemerkbaren widerlichen Moschusgeruch an sich haben. Zwar auch zu andern Zeiten des Jahres, ganz besonders aber in dieser haben sich alle bemittelte und durch keinen Dienstzwang gehaltene europäische Bewohner der Stadt auf jene gesünderen, höher gelegenen Punkte der nächsten Umgebung zurückgezogen, die sich in Süden und Osten von derselben finden. Hier haben sie ihre Wohnung, in der sie immer wenigstens die Nacht zubringen, wenn sie auch am Tage durch ihre Geschäfte genöthigt die untere Stadt, die Gegend des lebhaftesten Handelsverkehrs, besuchen mußten. Was jene höher und gesünder gelegenen Häuser für die in Batavia ansäßigen Europäer, das sind die Schiffe für die hier nur vorübergehend weilenden Ankömmlinge. Von diesen begiebt sich Jeder, der dieses kann, beym Herannahen des Abends auf die Schiffe, welche meist in einer mehr als stundenweiten Entfernung von der Stadt vor Anker liegen, und nur dann von den Gefahren der Sumpfluft zu leiden haben, wenn der Wind aus Südosten wehet, der ihnen von der in dieser Richtung gelegenen Stadtgegend die Dämpfe zuführt. Während deßhalb am Tage von früh 9 Uhr an bis des Nachmittags nach 4 Uhr Batavia den Anblick eines großen Welten- und Völkerjahrmarktes darbietet, auf welchem der Chinese, der Araber, der Armenier in seinen Läden die Erzeugnisse und Luxusartikel dreyer Welttheile zum Verkaufe ausstellt, der Europäer seine weitausgehenden Geschäfte besorgt, und hunderte von leichten Fuhrwerken (in Java dem Fremden eben so unentbehrlich als bey uns die Stiefel und Schuhe) auf den Gassen und Vorplätzen, zahlreiche Flöße und Boote auf den Grachten sich bewegen; gleicht die Stadt, namentlich in der Regenzeit, während der spätern Stunden der Nacht an Stille einem Todtenacker. Denn selbst die zurückbleibenden Bewohner haben sich nach Sonnenuntergang in ihre Häuser oder Hütten begeben, um dem schädlichen Einfluß des Sturzregens und des dichten Nebels zu entgehen, der dann die niedere Stadt dicht wie ein Rauchqualm verhüllt. Und gerade jetzt schien es dem muthigen Arzte die rechte Zeit zu seyn, um dem Feinde der Menschennatur, dem Fiebermiasma nahe, unter vier Augen zu treten.

Das Gefühl mag sich schwer nachempfinden lassen, mit welchem unser Reisender in der Mitte der regnigen Jahreszeit, des Abends um 11 Uhr von seiner Wohnung, welche er in dem gesund, auf der Anhöhe gelegenen Weltevrede gefunden, abfuhr, um sich hinab in den Qualm der Sumpfluft des orientalischen Amsterdams zu senken. Der Himmel erschien oben auf der Anhöhe ungetrübt und klar; die Luft nach den glühend heißen Stunden des Nachmittags durch einen leichten Nordwestwind abgekühlt; erfüllt von dem lieblichen Dufte der blühenden Orangen und Pompelmusen, der Ananassträuche und mannichfachsten aromatischen Gewächse. Plötzlich aber, so wie das Fuhrwerk in die niedere Ebene kam, verschwand der Duft; die umgebende Atmosphäre war eine ganz andre geworden; ihre

Kühle empfindlich; ein graublauer Nebel umhüllte den Reisenden, dessen Geruchsorgane so wie die Lungen sich widerlich afficirt fühlten, und welcher ein ähnliches Unbehagen wie etwa bey einer schnellen, starken Erkältung empfand. Es war als wäre dem Athmen seine gewöhnliche Kraft genommen, einer minder entschlossenen Seele würde sich Bangigkeit bemächtigt haben, und eine solche Stimmung würde hier als sehr natürlich erschienen seyn, wo der Weg an zusammengestürzten Gräben, verlassenen Häusern, von denen nur noch die Mauern ohne Dach übrig sind, vorüberführt, wo der Anblick des riesig großen, schön gebauten Stadthauses, das wegen der Ungesundheit seiner Lage seit langer Zeit seine eigentliche Bestimmung verloren hat, wo die Trümmer des zerstörten Kastelles nur Gedanken der Trauer wecken, welche durch keinen Laut, keinen menschlichen Fußtritt auf den verödeten Gassen gestört werden. Hr. Selberg hatte sich bey einem Manne, welcher in der allerungesundesten Gegend der Stadt, nahe am Boom d. h. an der Stange mit der holländischen Flagge wohnt, welche die Lage des Zollhauses andeutet, ein Nachtlager bestellen lassen, wo er abstieg und bey offnen Fenstern sich zum Schlafen niederlegte. Es fror ihn, er wurde ganz steif vor Kälte, die Mosquitos zerstachen ihn furchtbar, dennoch ergriff ihn ein betäubender Schlummer mit bangen schweren Träumen, aus denen er am Morgen mit drückendem Kopfweh und Schwere der Glieder erwachte. Der Anfang des Bataviafiebers war jetzt da, doch wurde derselbe in ziemlicher Schnelle durch ein Brechmittel gehoben. Beym weiteren Verlauf der Krankheit würde der Frostschauder in Hitze, das Gefühl der Schwere in den Gliedern in jenes heftig schmerzende übergegangen seyn, wobey es dem Kranken ist als wären Arme und Beine ihm zerschlagen. Das Kopfweh pflegt sich, wenn dem Fortgange kein Einhalt geschieht, mit Schwindel und Betäubung zu paaren, einer schmerzhaften Aufgetriebenheit in der Gegend der Herzgrube sucht sich die Natur, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt, öfters mit vergeblicher Anstrengung durch gelbliches Erbrechen zu entledigen; der Durst, der den Kranken peinigt, erscheint unstillbar. Auch bey stärkeren Constitutionen erfolgt dieser erste, eigentliche Ausbruch am Abend nach der vorausgegangenen Krankheitsveranlassung, diese möge nun durch die gewöhnliche nächtliche Einwirkung des Sumpfmiasmas oder durch ein Uebernehmen im Genuß geistiger Getränke, ungewöhnliche Anstrengung, Kummer und Aerger, oder auch dadurch, daß den Kranken ein Sturzregen bis auf die Haut durchnäßte, herbeygeführt seyn. Der zweyte Anfall, wenn er nicht verhindert werden konnte, versetzt den Kranken schon in jenen Zustand der höchst gesteigerten Fieberraserey, aus welcher er auf Erden nur selten wieder erwacht.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Das bekannte Capitulare vom December 805 (Pertz III, 133. §. 7) untersagt den Kaufleuten den Verkauf von Waffen, nicht aber so, wie es in der ersten Abtheilung der Regesten S. 51 mitgetheilt ist, daß die durchziehenden Kaufleute keine Waffen zur Jagd hätten bey sich führen dürfen. „Et ut arma, sagt das Capitulare l. cit., et brunias non ducant (negotiatores) ad venundandum“ mit Beyfügung der Strafe für Dawiderhandelnde. Die Ratio legis war, die Kaufleute sollten auf der so ziemlich an der Linie der slawischen Stämme hinziehenden großen Handelsstrasse an diese Slawen, mit denen noch fortwährend Kriege geführt wurden, keine Waffen absetzen dürfen. Von Scheffel im Lüneburgischen, von Erfurt bis Halazstat herauf hatte der Markgraf Madalgaud, von Forcheim bis nach Reganesburg und weiter Donau abwärts gleichfalls der Markgraf Audulf für Aufrechthaltnng dieser gesetzlichen Bestimmung, aber auch für den Schutz der reisenden Kaufleute im Allgemeinen zu sorgen.

In die zweyte Abtheilung p. 3 hat sich zum J. 1002 ein Fehler eingeschlichen. Es heißt nämlich dort: „1002 reist der Markgraf Luithar (Liuthar), Vaters Bruder des Chronisten Thietmar, Gegner des K. Heinrich II., heimlich nach Bamberg. Er kommt daselbst mit dem Grafen Richert im Harthego, Mutter Bruder Thietmars, welcher seiner Grafschaft durch den Kaiser entsetzt war, zusammen.“ Mit Berufung auf Thiet-

mar chron. V. 2 u. Pertz V. 791. 1) war Heinrich damals noch nicht König, denn seine Wahl- Krönung geschah erst, nach Thietmars (p. 793) ausführlicher Erzählung, am 6. Junius 1002 zu Mainz.

2) Liuthar war, als Bruder Sigifrids, des Vaters Thietmars, allerdings des Chronisten patruus. Ricbert jedoch ist nicht Thietmars, sondern Liuthars avunculus gewesen. „Interim patruus meus (Liutharius) profectus occulte ad Bavanberg cum avunculo suo Ricberto, quem a comitatu suo imperator (Otto III.) deposuit, Liudgeroque Arnulfi presulis (Halberstadensis) militi dedit, gratiam ducis (Heinrich, der König werden wollte) ac spem retinendi et augendi beneficii, quamvis servato adhuc sacramento manus eidem non applicuit, tamen cum sui nepotis Heinrici auxilio adeptus.“ (Dieß ist der Schweinfurter, welcher Liuthars Schwester, die bekannte Eila, zur Mutter hatte, und der zur Erhöhung des Bayer. Herzogs Heinrich auf den deutschen Thron so wesentlich beygetragen, daß er sogar, gestützt auf seine geleisteten Dienste, es wagen konnte, um das erledigte Herzogthum Bayern beym neuen Könige anhalten zu lassen). Liuthar reiste deßhalb heimlich nach Bavenberg, um des Herzogs Gnade und damit die Aussicht auf Beybehaltung nicht nur, sondern auch auf Vermehrung seines Lehens sich zu erwerben, im Falle der Herzog zum König gewählt würde. Diese Gnade und Hoffnung erhielt Liuthar durch Vorschub seines Neffen, des Schweinfurters Heinrich. Weit entfernt also, der Gegner Heinrichs zu seyn, war Liuthar sammt seinem Neffen Heinrich gerade der eifrigste Beförderer und Freund des Herzogs Heinrich in dessen Planen auf die deutsche Krone. Huius consilio, fährt der Chronist fort, quendam militem ad civitatem, que Werlu dicitur, ad neptes suas . . . et ad omnes, qui tunc convenerant, regni primates misit etc. Auf den Rath Liuthars und Heinrichs also beschickte der Bayerherzog die in Sachsen einflußreichen Töchter des Kaisers Otto II., Sophia und Adelheid, und die auf dem Tage zu Werla zur Berathung der Wahl eines neuen Königs versammelten sächsischen Großen, die sich fast alle für seine Erhöhung aussprachen.

1003. der zweyten Abtheilung p. 4 wird nach Erzählung des siegreichen Zuges Heinrichs II. gegen Hecilo von Schweinfurt gesagt: „Nach Zerstörung aller Burgen begiebt sich Heinrich in das innigst geliebte Bamberg, entläßt sein Kriegsheer und feyert am 8. September das Fest der Geburt Mariä daselbst, ehe er zur Jagd in den Spessart reist. Adelboldi vita bey Pertz V. (soll heißen VI. Bd.), 690. Thietmar L. V. §. 23. bey Pertz V. 801/2.“ —

Adelbolds Stelle: „Inde (rex Heinric.) in silvam Speicheshart (Thietmar nennt den Wald Spehteshart), quae Bavariam a Francia dividit, post laborem expeditionis delectationem exercuit venationis“ hat bekanntlich den Akademiker Pfeffel *) zur Folgerung verleitet, daß ganz Franken bis an den Speßhart, der ja hier als Gränze zwischen Bayern und Ostf anken ausdrücklich genannt wird, zum bajoarischen Nordgau gehört habe; wogegen der Jesuit Schütz von Pfeilstadt, nach andern richtiger Mederer, auch ein Jesuit, die bekannte scharfe Streitschrift: „Franken niemal im bayerischen Nordgau“ s. l. 1764. 4. erscheinen ließ; darin hat er aufs klareste bewiesen, der hier die Gränze beyder Länder bildende Wald sey nicht der Speßhart, sondern der Speinsharter Forst. Die Freuden des edlen Waidwerks wird also der h. Heinrich nach Entlassung seines Heeres und nach würdiger Begehung des Geburtsfestes Mariä in diesem Forste, nicht aber im Speßhart genossen haben.

In der dritten Abtheilung ist uns die Fassung des folgenden Auszuges aus Goldast constit. imper. I. 227 aufgefallen. „1014, 15. Febr. Rom, ertheilt K. Heinrich II. nach der Krönung dem P. Benedict VIII. die Regalien, in welcher Urkunde auch dreyer Tausche des Bisth. Bamberg erwähnt und Bischof Eberhard, als dem röm. Stuhl untergeordnet, unterzeichnet ist.“

Das mir Befremdliche liegt im Ausdrucke: „Kaiser Heinrich ertheilt dem Papste die Regalien.“ Es ist zwar wahr, daß die Urkunde bey Goldast am Rande das J. 1014 und die Ueberschrift: „De Regalibus beato Petro concessis“ hat; und diese Ueberschrift scheint Hrn. J. zu seiner obigen Fassung bewogen zu haben. Allein der Inhalt der Urkunde zeigt ein ganz anderes Verhältniß zwischen den beyden Häuptern der abendländischen Christenheit, nämlich das des Schirmvogts der Kirche zu deren Oberhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abhandl. der kurfürstl. Akad. 1763. 4. p. 151 — 170 mit Charte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Was die Mittel zur Abwehr der Krankheit und des schädlichen Einflusses des Sumpfmiasmas betrifft, so hat hierin, wie dieß so oft der Fall gewesen, der hochgebildete Europäer schon Manches von den unwissenschaftlichen Eingebornen erlernen können. Diese pflegen vor ihren Hütteu an jener Seite, von welcher ihnen der Wind die Sumpfluft zuführt, am Abend ein schnell aufflackerndes Feuer zu entzünden, dessen Unterhaltung durch die Menge des überall wachsenden Rohres und Gestrüppes sehr leicht ist. Mit den Musquitoschwärmen, die sich in die lustig emporsteigende Flamme stürzen, werden dann zugleich, wie es scheint, jene verpestenden Stoffe verzehrt, die sich als Miasmen der Luft beygemischt finden.

Bey dieser Gelegenheit erwähnt Selberg einer von Reisenden in heißen, feuchten Küstengegenden nur selten beachteten Erfahrung, welche der Holländer de Wind nach dem Bericht eines Arztes mittheilt, der auf einem Schiffe diente, das mit Guinea Handel trieb. Das Schiff war, seiner Geschäfte wegen, in einen Strom eingelaufen und die Art wie die Zeiten des Verkehres machten es durchaus nöthig, daß ein Theil der Mannschaft am Land übernachtete. Diese Schlafstätte bekam alsbald den Europäern sehr übel. Der Kapitän zuerst, kurz nachher der Steuermann, dann auch zwey Matrosen fühlten sich unwohl; mit Bangen traten die, welche das nächste Nachtlager am Lande halten sollten, auf ihren Posten, und freywillig gesellte sich zu ihnen der Chirurg des Schiffes. Als dieser am nächsten Morgen mit Betäubung und Kopfweh erwachte, begab er sich in die Hütte eines Negers, wo er sich dem Rauche eines hier angezündeten Feuers aussetzte; ein Mittel, das, so widerlich es der Natur war, dennoch schnell Erleichterung des Uebelbefindens bewirkte, welches durch den Genuß einer kleinen Portion von Chinabitter vollends ganz gehoben wurde. Man folgte jetzt ohne weitres Bedenken dem Beyspiel, mit welchem die Eingebornen aus langer Erfahrung vorausgiengen; man zündete in eilig aufgeschlagenen Hütten, worin man übernachten wollte, vorher ein austrocknendes Feuer an, und am Abend ein noch stärkeres außen vor der Hütte, das während der Nacht unterhalten wurde, und die Mannschaft schlief von jetzt an, so lange der dortige Aufenthalt dauerte, noch mehrere Nächte ohne allen Nachtheil am Lande. Wird doch von den Holländern selbst schon das Tabakrauchen als ein Vorbauungsmittel des Erkrankens betrachtet, von Selberg so wie von manchen Andren das Athmen durch einen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm. In Batavia weiß es jeder wohlunterrichtete Europäer, daß man sich niemals ganz nüchtern der Stadtluft aussetzen solle.

Es ist übrigens nicht die niedere, morastige Umgebung der Hauptstadt der Insel allein, welche die Erzeugung des eben beschriebenen, nur unter andrem Namen auch in andren feuchtheißen Tropengegenden vorkommenden Fiebers begünstigt, sondern jede feuchte, von Dickicht, welches den Durchzug

des Windes verhindert, umgebene Stelle der Insel äußert einen gleich nachtheiligen Einfluß auf die menschliche Gesundheit. Bey dieser Gelegenheit erwähnt unser Reisender noch einmal, im Vorübergehen, des Upasbaumes, von welchem er nur 2 Exemplare auf der ganzen Insel aus Beschreibung kannte. Diese beyde, weil, wie es scheint, der Baum nur in sehr feuchtem Boden gedeiht, befinden sich an Stellen der Insel, welche wegen der daselbst herrschenden Sumpfluft unter die ungesundesten gezählt sind: in Cheribon und Bangowangle. Was man deßhalb in früherer Zeit der in weitem Umkreis wirksamen, vergiftenden Eigenschaft des Baumes zuschrieb, das mag zunächst nur auf Rechnung des Bodens und seiner Ausdünstungen kommen.

Nachdem unser Reisender eine seinem ärztlichen Berufe zunächst liegende Aufgabe, die Beschreibung des außergewöhnlichen, krankmachenden Einflußes des Klimas von Java auf den dort wohnenden Menschen in genügender Weise gelöst hat, beschäftigt ihn zunächst die Betrachtung der gesunden Stellung der Menschennatur zu dem Klima eines solchen Tropenlandes, dergleichen Java dieß ist. Der Europäer am meisten, sey er in seinem ursprünglichen Welttheile selber oder in Amerika geboren, erscheint in Java wie ein Gewächs auf ungünstigem Boden und in nachtheilig klimatischen Verhältnissen. Jene Leberleiden, welche als Folgen auch des glücklich überstandenen einheimischen Fiebers in den meisten Fällen zurückbleiben, kommen überaus häufig auch dann unter unsren Landsleuten vor, wenn dieselben niemals an einem Anfall jener Krankheit zu leiden hatten. Sie theilen der ganzen Stimmung der Lebenskräfte eine trübende Umwölkung mit und zehren beständig an der Wurzel derselben. Man findet deßhalb unter jenen Europäern, welche eine lange Reihe von Jahren auf Java gelebt haben oder daselbst von europäischen Aeltern geboren sind, nur selten Leute von geistiger wie leiblicher Tüchtigkeit; das Beyspiel mag hierbey auch seinen nachtheiligen Einfluß äußern: es ist Sitte wie Bedürfniß des javanischen Europäers, jede bedeutende Anstrengung im Denken wie im Handeln zu vermeiden, sich der Ruhe und öfters auch einer Selbstvergessenheit im Taumel der Sinnesgenüsse hinzugeben. Der Vorstand einer Unterrichtsanstalt in Holland, dem die Kinder reicher Europäer aus Java zugesendet und zur Erziehung übergeben waren, klagte gegen Selberg über die fast unüberwindliche Scheu dieser jungen Leute vor Allem, wozu tieferes Nachsinnen und anhaltende Aufmerksamkeit erfordert wurde. Während sie im Zeichnen, in der Musik, in Allem, wozu mechanische Geschicklichkeit und Feinheit der Sinnorgane erforderlich ist, schnelle Fortschritte machten, blieben sie in allen den Unterrichtsgegenständen, auf welche man bey unsrer Schulbildung den höchsten Werth legt, auffallend zurück. Für den einzelnen Javaner sind diese in seiner Mitte lebenden Ansiedler mit ihren meist matten, erloschenen Augen, ihrem frühe welkenden, gelbfarbigen Angesicht und schlaffen, für jede rechte Arbeit zu kraftlosen Gliedern ein Gegenstand des Mitleides und bey vielen Gelegenheiten auch der Verachtung, obgleich er nach seiner ihm anerzogenen Höflichkeit diesen fremden Herren große Ehrerbietigkeit erweiset. Selbst der nur für kürzere Zeit hier verweilende Europäer bildet mit jenen entarteten Landsleuten gar häufig einen auffallenden Contrast; er bringt noch die vaterländische Betriebsamkeit und Wißbegier mit hieher, thut, so lange er gesund bleibt, so drückend auch die Hitze des Klimas auf ihn einwirkt, in einem Tage mehr als ein javanischer Europäer in der Regel während einer ganzen Woche thut, und wohl ihm, wenn er sich standhaft hält gegen den Einfluß des Beyspieles und gegen die Theilnahme an der gewöhnlichen Lebensweise der „orientalischen Leute“ (so nennt man die eingewohnten Europäer im Vergleich mit den besuchenden Gästen).

Von den eigentlichen Eingebornen der Insel, den Javanern, hat man erst in neuerer Zeit ein treues Bild erhalten, seitdem die hieher kommenden und hier wohnenden Europäer ihre Bekanntschaft mit dem Volke des Landes nicht mehr nur an der Küste und in den europäischen Niederlassungen gemacht haben, sondern mit ihren Forschungen in das Innere des Landes eingedrungen sind. Obgleich die Stadt Batavia schon im Jahre 1618 an der Stelle einer vormaligen indischen Stadt (Jaccatra) begründet worden war, hatte sich dennoch bis vor wenigen Menschenaltern die feste, europäische Besitznahme des

Landes nur wenige Meilen von der Küste landeinwärts ausgedehnt. Eine Linie von kleinen Kastellen zog sich anfangs im Abstand kaum einer Stunde Weges im Süden um die Stadt und ihre prachtvollen Landhäuser, so wie Gartenanlagen herum; viel später legte man, einige wenige Meilen tiefer landeinwärts, eine zweyte Reihe solcher kleiner Forts an, und die Gegend diesseits dieser gesicherten Gränze wurde abermals mit Landhäusern bebaut. Ueber diesen so eng umgürteten Raum hinaus wagte sich nur selten ein Europäer, und wenn noch vor kaum 30 Jahren der Generalgouverneur sich auf sein vielleicht 5 bis 6 Stunden von der Stadt entferntes Landgut begab, da bestund die Sitte, daß in den Kirchen ein besondres Gebet für seine Bewahrung vor der Lebensgefahr gesprochen wurde, so wie nach seiner Rückkehr von der kleinen Landreise ein Dankgebet für die Rettung desselben aus Gefahren. Anjetzt kann man mit Anwendung jener Vorsicht, welche hin und wieder das Vorkommen einzelner kampflustiger oder leicht reizbarer Thiere, namentlich des Tigers und des Rhinozeros noch nothwendig macht, die ganze Insel mit der nämlichen Sicherheit durchreisen, wie irgend ein Land von Europa. Man hat nun alle Gelegenheit, den eingebornen Javaner nicht nur in jenem Zustand der Entartung und Versunkenheit, in welchen er in den Städten durch den Verkehr mit den Fremden, namentlich den hinterlistigen, betrügerischen Chinesen, leider aber auch mit den Europäern verfallen ist, sondern in dem ursprünglichen Charakter seiner Nationalität kennen zu lernen, wozu namentlich der Umgang mit den fern von den Küstenstädten lebenden Gebirgsbewohnern dienen konnte.

Die Zahl der ganzen Bewohner der Insel, aus eigentlich javanischem Volksstamme, mag sich auf 6 bis 7 Millionen belaufen. Nur noch zwey gewissermassen unabhängige Reiche unter der Herrschaft einheimischer Fürsten bestehen auf Java, und auch diese Fürsten, davon der eine den Titel eines Sultans führt, haben es sich in neuerer Zeit müssen gefallen lassen, daß die holländische Regierung nach ihrer eigenen Wahl ihnen ihren Minister oder Vezier, in dessen Händen eigentlich die ganze Verwaltung der Staatsangelegenheiten — die Geschäfte des Krieges wie des Friedens — stehet, bestimmt nnd bestätigt. Ihrem Aeußeren nach gehören die Javaner zu dem Malayischen Menschenschlage, welcher neben dem schwarzen, äthiopischen, dem Papustamme, weithin über die Inseln des indischen Archipelagus und auf den Eilanden des stillen Meeres ausgebreitet ist. In vieler Beziehung darf man, mit der Ansicht unseres Reisenden übereinstimmend, die Javaner als eine der vollkommensten Entwicklungsstufen des Malayischen Menschenschlages betrachten; sie sind unter allen andern Stammverwandten am meisten in fruchtbarem, geistigem Verkehr mit den hochgebildeten Völkern von Asien, namentlich den Hindus und Arabern geblieben. Selbst die leibliche Gestaltung, vor allem des Schädels und des Angesichtes, bildet bey den Javanern häufig einen Uebergang von dem Typus des malayischen Menschenschlages zu der Normal- und Idealform des kaukasischen Schlages, welche, als die ursprüngliche, keine jener 4 Richtungen des Bildungstriebes, auf deren einseitiges Vorherrschen sich der Unterschied der sogenannten Menschenrassen gründet, in überwiegendem Maaße hervortreten läßt, sondern sie alle in harmonischem Gleichgewicht zusammenfasset. Wenn man den malayischen Schlag, dessen höchste Gipfelform sich vollkommen zu der Gestalt des Hindu erhebt, als den betrachtet, welcher durch vorherrschende Entwicklung der Sinne bezeichnet ist, (ebenso wie der mongolische durch vorwiegende Entwicklung der Region der Brust und des Systemes der Muskeln, der amerikanische durch die des Systemes der verdauenden Eingeweide, der äthiopische durch die des Systemes der Generationswerkzeuge und der Peripherie des Leibes,) dann findet man, daß der Javaner an sensueller Entfaltung dem Hindu nicht nachstehe, dessen schönere, veredeltere Gesichtsform und Gestalt man auch sehr häufig an den Bewohnern, vorzüglich der inneren Theile der Insel, vorkommen sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Als advocatus ecclesiae war er den Eid zu leisten verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle zum Patrimonium Sancti Petri gehörigen Landemien, — und dieß nannte man die Regalien des heil. Petrus, — diesem Heiligen und seinem Vicarius, d. i. dem Papste verbleiben, und die entrissenen ihm restituirt werden sollen: Ego Henricus etc. spondeo atque promitto per hoc pactum confirmationis nostrae, tibi beato Petro Principi Apostulorum etc. — et per te Vicario tuo Donno (Domino) Benedicto summo pontifici et universali Papae, sicut a praedecessoribus vestris usque nunc in potestate vestra ac dictione tenuistis et disposuistis, civitatem Romanam cum Ducatu suo etc. — (Aufzählung) cum urbibus . . et castellis, qnae piae recordationis Dominus Pipinus et Dom. Carolus et D. Ludovicus et Otto et itidem Otto filius ejus, praedecessores videlicet nostri beato Petro Apostolo et praedecessoribus vestris jam dudum per donationis paginam contulerunt, hoc est civitatem Ravennam etc. (Aufzählung) . . Ceterum . . omnia suprascripta nomina ita ad vestram partem . . corroboravimus, ut in vestro permaneant jure, principatu atque ditione, et neque a nobis, neque a successoribus nostris, per quodlibet argumentum sive machinationem in quacunque parte vestra potestas imminuatur, aut a vobis inde alquid subtrahatur. De supradictis vero provinciis, urbibus etc. nos inquantum possumus defensores esse teneamur etc.“ — Der Kaiser sichert also, wie seine Vorgänger von Pippin an, dem Papste die von diesem Könige (Pertz I, 140. ad an. 756.) zum Geschenk erhaltenen Länder und Städte und trägt Fürsorge, daß sie in dessen Recht und Herrschaft ohne Schmälerung durch den Kaiser verbleiben. Er erklärt sich für gehalten, aller aufgezählten Provinzen, Städte ꝛc. Beschützer zu seyn, so weit ihm dieß möglich sey. Das ist gewiß keine Regalien-Ertheilung, sondern das feyerliche Versprechen, als Schirmvogt der Kirche dieß Amt treu zu verwalten. Daß das Verhältniß unter den nachfolgenden Kaisern dem Wesen nach dasselbe bis in das 13. Jahrhundert herein geblieben, davon kann man sich aus Pertz IV, 93. Friedr. I. 1153. 23. März. 232, 233. Sept. 1219 u. 224. 12. Juni 1213, p. 205 ꝛc. mehrfach überzeugen.

Was die 3 Tauschhandlungen betrifft, so sind diese allerdings damals bey der Kaiserkrönung beredet und beschlossen worden; der wirkliche Vollzug aber geschah erst 1018, 8. Febr. (Mon. boic. 28, 1. p. 468 seqq. u. p. 470). Der Kaiser sagt p. 470: „qualiter nos apostolici patris ordinatorisque nostri Benedicti petitione in ipsa ordinationis die — dieß ist bekanntlich der 14. Febr. 1014, nicht aber der 15. — quoddam concambium apud suam sanctam romanam ecclesiam pari consilio utrobique collaudavimus.“ — Die Schenkung der Orte Coioleu, Hiuzellici, Liubrodici fällt dagegen nach Heyberger Ichnogr. p. 102 u. M. B. 28. I. p. 446, 447 allerdings XV. Kalend. Martii = 15. Februar.

Für die Ernennung des Bamberger Domprobst Poppo zum Erzbischof von Trier, nach Megingauds 24. December 1015 erfolgtem Tode ist Thietmar L. VII. c. 19. p. 844 bey Pertz V. die eigentliche Quelle, aber weder der Annalist Saxo, noch Eckhards Wirzburg. Chronik.

Wenn der Tausch der Güter Rodeheim, Wallibehusan, Weritha, Busordi mit dem Abte Arnold von Hersfeld erst am 5. Februar 1018 vor sich gegangen, wie die Editoren der M. B. 28. 1. 467. not. 6. auf den Grund der chronolog. Noten behaupten; so kann, da der Kaiser vor dem Tausche jene Orte nicht zu verschenken Macht hatte, diese Schenkung an Michelsberg begreiflich nicht ein Jahr vorher, 1017, statt gefunden haben. Gleiche Bewandniß wird es mit Ezzelin-Kirchen und Rudolfestorf haben, welche 2 Orte der Kaiser nach geschehenem Tausche mit Abt Boppo von Fulda dem von ihm erbauten Michelsberger Kloster vergabt 1018. Mai Wormatiae.

Nach Andeutung der Herausgeber der M. B. in der Note b. wäre der Tausch mit Fulda der Schenkung an Michelsberg um einige Jahre vorher gegangen, etwa 1015 Mai?, in welchem Jahre nach dem gut unterrichteten Ekkehard VIII, 194. der Grund zum Bau des Klosters gelegt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Wie der Hindu ist der Javaner vermöge seiner feinen Sinne zur treu copirenden Nachahmung aller europäischen Kunstarbeiten und selbst Kunstwerke geschickt; wenn er, was ihm sehr leicht wird, einige Fertigkeit der Finger auf unsern musikalischen Instrumenten erlangt hat, dann spielt er ohne Anstoß alle Stücke, die er vernahm, nach dem Gehör; sein Geruch, sein Geschmack, sein Gefühl sind von außerordentlicher Feinheit. Der Hautfarbe nach sind übrigens die Javaner von dem Hindu des Festlandes bedeutend unterschieden; sie sind unter allen Stämmen des malayischen Schlages die dunkelsten. Sie sind im Durchschnitt von etwas kleinerer Statur als die Europäer, ihre Glieder sind wohl proportionirt und fleischig, die Stirne hoch, die Augenlider bey der Mehrzahl weniger geöffnet als bey dem Kaukasier, so daß die feurig dunklen Augen kleiner scheinen als bey diesem, die Wangenbeine stehen hervor und liegen höher als bey der kaukasischen Gesichtsform, die Nase klein, kurz, an der Wurzel etwas eingedrückt, übrigens fleischig, der Mund ziemlich groß, die Lippen etwas aufgeworfen, das Kinn hervortretend, ohne daß hierdurch das Gesicht seine Rundung verliert. Oefters aber, wie schon erwähnt, trifft man auf Java von beyden Geschlechtern Solche, deren weitgeöffnete schöne Augen, proportionirte Backenknochen, erhobene Nase, kleiner Mund, bey einem symetrischen Zurücktreten des Untertheiles des Gesichtes, alle Züge der menschlichen Idealform an sich tragen. Fast niemals sieht man einen Javaner laufen oder springen, er bewegt sich, hierin dem natürlichen Gebot folgend, das ihm sein heißes Klima auferlegt, in ruhig abgemessenen Schritten. Bey den Männern sind übrigens diese Bewegungen nicht ohne Grazie, während die Frauen eine Manier des Gehens angenommen haben, welche wahrscheinlich ursprünglich eine Nachahmung des Elephantenganges seyn sollte, indem sie beym Gehen den Körper von einer Seite zur andern drehen, den Leib vor, die Brust zurückbeugen und dabey mit den herabhängenden Armen, regelmäßig abwechselnd, rudernde Bewegungen machen. Beyde Geschlechter feilen sich die Schneide der Zähne ab und färben sich dieselben schwarz, ein Gebrauch, der bey dem andern Geschlecht erst im Alter der Mannbarkeit, zugleich mit dem Durchbohren der Ohrenläppchen für den Schmuck der Ohrringe angewendet wird.

Zu den National-Tugenden der Javaner gehört wie bey dem Hindu namentlich die Mäßigkeit. Selbst bey der anstrengendsten Arbeit reicht ihnen ein Viertelpfund Reis und etwa ein kleines Stücklein Fisch zum Unterhalt für den ganzen Tag hin; in Zeiten der Ruhe bedürfen sie noch viel weniger. Sie lieben nicht den Genuß geistiger Getränke, und diese Enthaltsamkeit scheint nicht allein die Folge ihrer religiösen Einrichtungen, sondern eine natürliche Geringschätzung jenes Genußes zu seyn. Trunksucht gilt bey ihnen als ein ehrloser, die Betrunkenheit als ein viehischer Zustand. Sie vergleichen den trunkenen Europäer mit dem Thiere, das bey ihnen, als Mohamedanen, für das verächtlichste und unreinste gilt: mit dem Schweine.

Dieser Abscheu mag nicht wenig durch eine Erfahrung gesteigert worden seyn, welche sie je zuweilen an ihren Landsleuten zu machen Gelegenheit hatten. Bey dem Javaner geht nämlich die Aufregung des Rausches ganz überaus leicht in den Zustand jenes Nationalübels über, das unter dem Namen der javanischen Tollwuth, oder des Amok bekannt und ähnlich der Berserkerwuth der alten, skandinavischen Völker ist. Der Betrunkene wird zu einem Tobsüchtigen, der dem Leben Aller, die er mit seinem Dolch erreichen kann, selbst derer, die ihm die Liebsten sind, Gefahr drohet. Auch unsere Arzneymittel darf man bey diesem Volk nur in solchen Gaben anwenden, die man sonst für Kinder geeignet hält. Doch kommt neben der Abneigung vor geistigen Getränken bey den Javanern nicht selten ein Gelüste nach Opium vor, das sie in fester Gestalt oder in einer höchst verderblichen Mischung mit Citronensäure zu sich nehmen, zuweilen auch mit dem Taback vermengt rauchen. Gar leicht wird auch hierdurch der furchtbare Zustand des Amok erregt.

Daß es den Javanern keineswegs an Fleiß und Betriebsamkeit fehle, dieß hat sich sattsam erwiesen, seitdem sie, unter einer rechtlichen europäischen Ordnung stehend, ihres Eigenthums sicher sind, während bey der früheren, unbegränzt despotischen Verfassung des Landes der Erwerb des Fleißes wie der Ersparnisse des Einzelnen den willkührlichsten Beraubungen ausgesetzt waren. Bey all der Unsicherheit des Eigenthumes und selbst des Lebens, woran das Volk unter seinen einheimischen Fürsten zu leiden hatte, genossen und geniessen noch fortwährend die Herrscher aus dem geheiligten Stamme der Landesherrn eine Achtung ihrer Unterthanen, welche diese zu jedem Opfer, zu jeder Selbstverläugnung, zu allen Beweisen einer unverbrüchlichen Treue bereit macht. Dieser Zug ist dem Volkscharakter der Javaner eben so eigenthümlich als die hohe Achtung und zarte Berücksichtigung, welche die Kinder ihren Eltern und überhaupt junge Leute den ältern erweisen, so wie umgekehrt das Benehmen der Eltern gegen ihre Kinder ein sehr liebevolles ist. Diese gegenseitige Liebe pflegt auch die Geschwister zu verbinden und selbst die Eifersucht der Thronerben vermochte nur selten die geschwisterliche Zuneigung zu erschüttern, obgleich in Java nicht die Erstgeburt, sondern in der Regel nur die Wahl des Vaters oder Vorgängers im Regieren den Nachfolger auf dem Herrscherthron bestimmte. Für Freundschaft, in unserm Sinne, hat dagegen der Javane kein Wort in seiner Sprache, er bezeichnet den Begriff als Unterwürfigkeit oder als Blutsverwandtschaft.

Man hatte diesen Insulanern unrecht gethan, wenn man aus den Fällen, die man unter den entarteten Mitbewohnern der europäisirten Städte beobachtete, auf die eheliche Treue derselben einen herabwürdigenden Schluß machte. Unter dem Gebirgs- und Landvolk, im Innern der Insel, hat der Mann gewöhnlich nur eine oder höchstens zwey Ehegenossinnen, die er mit Milde und mit einer Beachtung behandelt, wie dieß unter den Völkern des Morgenlandes nur selten gefunden wird. Freylich ist die Scheidung der Ehen hier sehr leicht, und die Braut wird von den Eltern um eine bestimmte Summe verkauft; eine Sitte, welche selbst da in Anwendung bleibt, wo ein Europäer eine junge noch unvermählte Javanerin in seine Hausdienste nehmen will. Er muß dieselbe in der Regel mit 50 fl. von den Eltern erkaufen, so bald sie aber schon bey einem Andern in Diensten, oder vermählt war, fällt diese Bezahlung weg. Die Frauen des unverdorbenen Landvolkes halten das Ehebündniß treu und erscheinen, bey all der Freyheit deren sie genießen, verschämt und züchtig. Nur bey den Fürsten und bey Männern von höherem Stand und Vermögen herrscht die Vielweiberey.

Wie in Beziehung auf den sittlichen und geselligen Zustand, hat man früher vor Allem auch in Beziehung auf die geistige Befähigung der Javaner mancherley Urtheile der Reisenden vernommen, welche durch die neueren Beobachtungen des Volkes eine bedeutende Modification erlitten haben. Allerdings mag der Einfluß des Klimas wie die unbegränzt despotische Verfassung in die nationale Stimmung dieser Insulaner einen Zug der Indolenz und Unempfänglichkeit für geistige Anregung hineingepflanzt haben, welcher zu dem üblen Gerüchte, in das die Javaner in Hinsicht ihrer in-

tellectuellen Befähigung gerathen waren, sehr viel beytrug, auch ist es unverkennbar, daß selbst in den psychischen Entfaltungen und Fertigkeiten der Menschen eine erbliche Fortpflanzung sich kräftig erweise, so daß die Kinder eines geistig thätigen und befähigten Geschlechts die Anlage zu gleicher Entwicklung schon mit sich auf die Welt zu bringen scheinen. Dennoch waren, zur Widerlegung des Vorurtheiles von einer natürlichen, geistigen Impotenz mancher Völker als Folge der Einflüsse des Klimas und der äußeren Naturverhältnisse, solche Thatsachen wohlthätig und nothwendig, dergleichen Crawfort mehrere zusammengestellt hat. Dahin gehört das Beyspiel des javanischen Fürsten von Samarang, des Ali Monggolo, in welchem der Durst nach Erkennen und Wissen sich durch alle Vorurtheile seiner Nation und seines bis dahin wie es schien zum Nichtsthun verdammten Standes, so glücklich hindurchrang, daß er und bald nachher mit ihm seine Gemahlin und Kinder sich eine nicht gewöhnliche europäische Weltanschauung und geistige Bildung erwarben. Einen ähnlichen, thatsächlichen Beweis für die hohe Bildungsfähigkeit und geistige Empfänglichkeit der Menschennatur auch in der äußeren Form der javanisch-malayischen Rasse gab Radin Solch, welcher mitten in einem der geachtetsten und gebildetsten Kreise von Europa sich als ebenbürtiger Mitgenosse seiner Umgebung erwies. Das was uns der Verfasser der Reise nach Java in der Uebersetzung einzelner Proben aus javanischen Gedichten über diesen Zweig der Literatur der Insulaner mittheilt, läßt sich freylich an Gehalt und Form nicht mit indischen oder persischen und arabischen Poesieen aus der Blüthezeit der genannten orientalischen Völker vergleichen; indeß gehört es auch nicht einer älteren, wahrscheinlich selbst für diesen Landstrich höher gestimmten Zeit, sondern nur den letztvergangenen Jahrzehnten an; es sind, wie es scheint, Gesänge der Improvisatoren, dergleichen das südliche Europa wie das westliche Asien noch immer so viele zu seinen alltäglichen Erscheinungen zählt.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Unter den 13 an Michelsberg vergabten Orten findet sich bey Hrn. J. seltsamer Weise ein Gau als Ortschaft aufgeführt: Es heißt nämlich bey der Aufzählung Leiterbach, Essendorf, Wederbam, Scherstein ꝛc. — Bey Ussermann Ep. B. C. Prol. steht aber ganz deutlich nach Eisendorf, et circa Wederebam, Scherstein, Husen ꝛc.

Die Bestätigung der an Michelsberg geschenkten Güter wird nach den Bemerkungen der Editoren der M. B. 28, 1. p. 474, not. b. gleichfalls in d. J. 1018, Mai zu setzen seyn. Landswinden, Hausen hätten im Auszuge als ein Ort angeführt werden sollen, nicht wie bey Ussermann p. 241. als 2 gesonderte. Beym häufigen Vorkommen des Orts-Namens Husen setzte man oft zur besseren Unterscheidung den Namen des Besitzers oder der Besitzerin vor. Z. B. Lutfrideshusen (M. B. 28. p. 467.) und so auch hier: Lantswintenhusen.

Damit man nicht auf den Gedanken verfalle, der zum J. 1017, 25. Dec. aufgeführte Verbrecher Gunzelin sey ein gemeiner Mann, etwa aus der Hefe des Volks gewesen, hätte wohl dessen Amt — er war marchio — beygesetzt werden dürfen. (M. sehe Thietmar bey Pertz V. 821 und 857 ꝛc., der hier wieder die Quelle ist, aus der der sächs. Annalis geschöpft hat.)

Die Stiftung eines Jahrtages in der Pfarrkirche zur S. Agnes zu Neunkirchen am Brand im Jahre 1028 mit Berufung auf Goldwitzers Geschichte p. 4. halten wir für einen Parachronismus. Goldwitzer sagt wohl, daß der Name und Ort Neunkirchen in einer Urkunde vom besagten Jahre 1028 vorkomme, aber weder in der angeführten Stelle, noch auch p. 53, not. a, überhaupt im ganzen Buche läßt sich Etwas von derselben finden. Wir glauben, daß man statt 1028 eher 1128 oder noch besser 1228 zu lesen habe. Das älteste Vorkommen Neunkirchens wäre demnach in den miraculis S. Cunegundis bey Pertz VI, 826, woselbst eine „Clauda de Nuwenkirchen“ (Bamberger Coder aus dem 13. Jahrhundert, oder nach dem Leipziger Coder nuvvenkirchen) aufgeführt ist. Die nächste Erwähnung Neunkirchens nach dieser zu Anfang des 13. Jahrhunderts ist dann zum J. 1296, während der Stiftungs-

brief des Klosters vom 8. Jänner 1314 datirt ist. Schwerlich reicht daher das Alter der Pfarrkirche von Neunkirchen bis in das 3. Decennium des 11. Jahrhunderts.

Das Todesjahr der heil. Kunigund hat zuerst der Fortsetzer der Hildesheimer Jahrbücher (bis 1040), und zwar ein Zeitgenosse, also bestimmt: Pertz. V. 99. 1033. „Piae memoriae Cunigund imperatrix 5. Nov. Marcii (3. März) obiit," ebenso Lamberti Schaffn. Annales, die den Hildesheimer Annalen zur Seite stehen. Pertz hat im Vorworte gezeigt, daß Lambert die Hildesheimer Jahrbücher vor sich hatte. Der Codex Monacensis inter Ranshofenses aus dem 13. Jahrhundert (Pertz VI., 791, Kunigund hatte das praedium Ranshofen besessen Meichlb. H. Fr. I. 219) bediente sich beynahe derselben Worte, wie die Hildesheimer Jahrbücher. „Anno dominice incarnationis 1033 indictione tertia (? das Jahr 1033 hat aber die erste Indiction) 5. Non. Martii domina Chunigunda imperatrix augusta dignae memoriae obiit." Die Entfernung von Kaufungen, woselbst Kunigund gestorben, bis Hildesheim, wo der Zeitgenosse sich befand, mag immer einige 30 Stunden betragen, so daß die Nachricht von der Kaiserin Tod gewiß zeitig dahin gelangte und verzeichnet wurde. Aber auch in Bamberg wurde vom Klerus der dortigen Kirchen, die ja ihre Gründung zunächst dem Gemahle der Kaiserin und ihr selbst verdankten, die Todespost mit ganz besonderem Interesse aus dem eben angegebenen Grunde vernommen und dem Gedächtniß überliefert. Und so enthält das Michelsberger Kalendar bey Hrn. Schweitzer, welches vor dem Jahre 1120 angefertigt wurde*), S. 128: „Chunigunt imperatrix 1039. Hec est imperatrix que construxit locum bbb. Daß aber dieß Calendar nach einem ältern, uns verlornen Originale gefertigt worden sey, scheint ungezweifelt.

Der treffliche Historiker Ekkehard, Mönch des Klosters Michelsberg, welcher am 20. Februar**), nach dem Jahre 1129 gestorben, ein Name, von welchem sein Herausgeber bemerkt, „daß er, wo er auf jene Zeiten kommt, die ihm näher sind, Vieles nach den Aussagen von gleichzeitigen seinem Werke beygefügt habe," Ekkehard, der etwa 60 Jahre nach dem Tode der Kaiserin sein Chronicon zu schreiben angefangen, sagt über dieß Ereigniß (Pertz VIII., 195.) A. D. 1039. „Chunigunt imperatrix mater pauperum, dives ipsa, divitem migravit ad Christum 5. Non. Martii." Er stimmt mit dem Michelsberger Kalendar vollkommen im Todesjahr und Tag überein. Und diesen beyden einheimischen Auctoritäten dürfte wohl der Vorrang vor den Hildesheimer Jahrbüchern und dem Ranshofer Codex (13. Jahrhundert) einzuräumen seyn, wonach also weder das Jahr 1033, noch das Jahr 1037, noch 1040, sondern 1039 der Kaiserin Sterbejahr ist. Zum selben Jahr berichtet Ekkehard den Tod Conrad II. (4. Juni 1039), des Bischofs Reginbold von Speyer (22. Aug. 1039), und eine Sonnenfinsterniß am 22. August desselben Jahres.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Siehe Schweitzers Necrologien p. 79.

**) So das Michelsberger Kalendar bey Hrn. Schweitzer 121. Pertz VIII. p. 3, not. 23. giebt irrig dem Schannat vind. lit. II. 29. folgend, 10. Kalend. Febr. d. i. 23. Jänner als Ekkehards Todestag an, und weist den Usserm. Ep. Wirzb. 418. zurecht, minus recte Ussermann diem 20. Febr. i. e. 10. Kal. Martii indicare videtur. Allein Ussermann hat hier gegen Schannat u. Pertz Recht. Das Michelsberger Calendar sagt: X. Kl. Martii (20. Febr.) Gaij epi. — Eggehardus abb. S. Laur(entii) vraugie pl(enus) fr(ater). Damit steht der Todestag Ekkehardi auf den 20. Fbr. fest. Diese vom Hrn. Curatus Schweitzer mit der größten Mühe unternommene, höchstverdienstvolle Zusammenstellung der Bamberger Necrologien ist als eine wahre Fundgrube nicht nur für die Bambergische, sondern für die Fränkische Geschichte überhaupt zu betrachten. So hat Hr. Schw. in denselben einen zweyten Bruder des Hrz. Otto entdeckt. Die Namen und Todestage der 2 ersten Aebte von Banz (Wilcherus abbas de Banzo fr. n. c. 12. Sept. und Adalbero pr. n. c. et abb. banzo 3. July), welche auf immer das Dunkel der Vergessenheit zu decken schien, sind durch Hrn. Schweitzers Beweisführung aus diesen Necrologien derselben glücklich entrissen!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Vielleicht läßt sich auch jene auffallende Vergeßlichkeit des im Taumel einer trägen Ruhe und des Sinnengenusses einer größeren Zahl noch dahin lebenden Volkes von Java nicht als ein wesentlicher, sondern nur als ein zufälliger, auflösbarer Zug seines Charakters betrachten. Allerdings wissens Alle, die mit diesen Insulanern vor Gericht zu thun haben, daß nach wenig Tagen und noch mehr nach wenig Wochen die vorher scheinbar deutlichere Erinnerung an die Handlung, welche das gerichtliche Verfahren nöthig machte, verschwunden ist. Doch darf hierbey nicht übersehen werden, welche Veranlassung das sey, wodurch die meisten jener Fälle herbeygeführt wurden, aus denen man auf eine solche in der That seltsame und fast in ihrer Art einzige Gedanken- und Gedächtnißlosigkeit der Javaner geschlossen hat.

Wir sprachen schon vorhin von einem Zustand der Seelenstörung, welchem die Javaner so überaus leicht und häufig unterworfen sind, daß er an ihnen wie zum Sprichwort geworden ist: von dem Amock oder der javanischen Tobsucht. Wie die Bewohner unserer feuchtkalten Polarzone, namentlich die Lappländer bey geringem Anlaß eine leichte Anwandlung von einer Art von Starrsucht erleiden, darinnen sie zuweilen allerhand Gesichte sehen, so steht dem malayischen Volksstamme, dem Bewohner der feuchtheißen Aequatorialgegend des indischen Archipels, die Anwandlung der Tobsucht nahe, und zwar in einem Grade, in welchem wir dieses Seelenleiden bey uns in Europa nur äußerst selten auftreten sehen. Ein französischer Schriftsteller über die Geisteskrankheiten: Marc, beschreibt einen Fall dieser Art, der allerdings in seinem ganzen Verlauf und an Heftigkeit dem malayischen Amok ganz nahe kam. Florent Meunier, ein Taglöhner zu Mondrepin im Canton Hirson, der für gewöhnlich außer seinem Wohnort in Diensten war, kommt auf etliche Tage heim, um die Geschäfte seines kleinen Hauswesens und Feldbaues zu besorgen. Bey dieser Verrichtung wird er von einer wahrhaft tollen Lustigkeit überfallen; während er mit seiner Kuh den Dünger auf's Feld fährt, springt und tanzt er jubelnd neben dem Wagen her. Die Stimmung der übertriebenen Lustigkeit geht schon gegen den Abend hin in tiefe Schwermuth über. Er spricht in der Nacht von der Nothwendigkeit zur Ader zu lassen; wie im Vorgefühl seines schweren, nahen Unglückes, macht er am nächsten Morgen, nachdem der Aderlaß vorüber ist, in Gesellschaft seiner Frau eine Wallfahrt nach einer benachbarten Kapelle. Er kommt wieder nach Hause; seine Sinne verwirren sich; mit einem Beil in der Hand tritt er in das Haus eines Nachbars hinein; man solle mit ihm kommen, sagt er, und sehen wie er Jemand aus seinem Hause werfen werde, kehrt dann zu seiner Hütte zurück, öffnet den Stall und tödtet mit Beilhieben seine Kuh, in welcher ein Hauptreichthum des armen Mannes bestund. Mit gesteigerter Wuth tritt er auf die Gasse hinaus, eine alte Bettelfrau begegnet ihm, diese wirft er zu Boden und haut ihr den Fuß über dem Knöchel ab.

Noch einmal scheint in dem Unglücklichen ein Funke von Selbstbewußtseyn aufzuglimmen. Er geht in das Haus des Wundarztes, der ihm heute früh die Ader öffnete, wahrscheinlich um Hülfe zu suchen; der Mann ist nicht zu Hause, die Frau, durch den Tobsüchtigen in Lebensgefahr gesetzt, ruft um Hülfe; ein Nachbar, der Zolleinnehmer tritt mit einer Flinte bewaffnet in Gesellschaft seiner Frau herein, läßt sich jedoch, von Furcht befallen, die Flinte entreissen; die Frau desselben wird von dem jetzt mit mehreren Waffen versehenen Kranken durch Messerstiche schwer, aber nicht tödtlich verwundet; der Rasende mit seinen Mordwerkzeugen springt von Neuem hinaus auf die Gasse, in einer Bierbrauerey jedoch, wohin ihn seine Wuth treibt, begegnet er einem so entschlossenen kräftigen Widerstand, daß er entwaffnet wird und man seiner Person sich bemächtigen kann.

Plötzlicher noch und furchtbarer als bey diesem Kranken bricht der Amok bey dem Javaner aus. Der Contrast zwischen dem gewöhnlichen, gesunden Zustand desselben, und der mit einem Male ausbrechenden Krankheitsform kann nicht größer gedacht werden, als er wirklich ist. Im ruhigen Zustand erscheint der Javaner zwar vorherrschend ernst, dabey aber freundlich, leitsam und höflich. Namentlich gegen Leute von höherem Stande, wozu nach seiner Ansicht im Ganzen alle Europäer oder Weiße gehören, geht seine Höflichkeit so weit, daß er sich in seiner Sprache einen ganz eigenen Kreis von Redensarten und Ausdrücken gebildet hat, welcher nur im Umgang mit Höheren gebraucht wird, wo man die Ausdrucksweise des gemeinen Lebens fast wie ein Verbrechen betrachten würde. Mitten in diesem scharf abgemessenem Benehmen, wobey er jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen auf's Genaueste in Acht nimmt und bewacht, wird er, vielleicht gerade von einem solchen Vornehmeren durch eine eingebildete oder wahrhafte Beleidigung gereizt, durch welche er sich oder eines der Seinigen an der Ehre empfindlich beleidigt, oder in seinem religiösen wie politischen Fanatismus für verletzt hält; er wird stumm und tief in sich gekehrt; auf einmal stößt er einen furchtbaren Schrey aus, die Tobsucht ist da; mit Blitzesschnelle zieht er den Dolch, und nicht nur der Beleidiger, der sich sogar oft der blinden Wuth entzieht, sondern jeder Unschuldige, ja die eignen, liebsten Verwandten erliegen der Mordwuth des Kranken, bis dieser entwaffnet oder selbst zu Boden gestreckt wird. Zuweilen kehrt einem solchen Unglücklichen nach vollbrachter Mordthat die Besinnung eben so plötzlich zurück, als sie ihn verlassen hatte, und derselbe, von tiefer Reue ergriffen, überliefert sich dann insgemein selber den Händen der Gerechtigkeit. Zwey befreundete Javaner, beyde verheirathet, giengen vor nicht langer Zeit am frühen Morgen mit einander nach Tjandjur um die Arbeit ihrer Hände: Körbchen aus Bambusrohr geflochten, daselbst zu verkaufen. Dem Einen gelingt dieses; voll Freude über seinen Gewinn geht er in einen chinesischen Laden, kauft daselbst für seine Frau einen Sonnenschirm und ein Tuch. Die beyden Freunde treten miteinander den Rückweg an, der Eine in dem Gedanken an das Vergnügen, das er seiner Frau bereiten werde, in ungewöhnlich munterer beredter Stimmung, der Andere ernster und weniger gesprächig. Nach einiger Zeit wird auch der fröhliche Weggenosse still und in sich gekehrt. Der Argwohn, daß der Andere ihn beneide, ja zuletzt der Wahn, derselbe wolle ihn ermorden, bemächtigte sich seiner, mit einem wilden Schrey zieht er den Dolch und trifft den Gefährten mit einem so wüthenden Stich in die Brust, daß dieser sogleich niedersinkt. Alsbald kommt der Rasende wieder zur Besinnung, er stürzt sich hin auf den Sterbenden mit vergeblichen Bemühen, dem Todtverwundeten noch Hülfe zu leisten. Einige vorübergehende Javaner finden den Mörder halb bewußtlos auf dem Leichnam liegend. Er erzählt Alles was er gethan, bittet man solle ihn tödten oder ihn den Gerichten zur verdienten Todesstrafe übergeben. Aehnliche Ereignisse mögen wohl Veranlassung gegeben haben zu jener ängstlichen Vorsicht der Malayen, welche, nach Theodor Hänsels Bemerkung sich darinnen kund giebt, daß niemals einer vor dem andern hergehen mag, oder daß der nothgedrungen Vorausgehende hierbey immer in einem Zustand der Furcht und Angst ist, als ob er einen plötzlichen Angriff von hinten zu erwarten habe.

Daß der Zustand der malayischen Tobsucht

durchaus jenem eines wüthenden Thieres gleiche, welches seinen zerstörenden Angriff ohne Unterschied auf Alles, das Nahe wie das Ferne richtet, zeigt sich in jenen häufig vorkommenden Fällen, wo der Mörder nicht den Gegenstand, der seine Wuth erregte, sondern zunächst ganz andere Personen der Vernichtung Preis giebt. In ähnlicher Weise wie jener Bugineſe, der während der englischen Herrschaft in Java einen fünffachen Mord in seiner Familie begieng. Seine Frau war von ihrer Herrin, einer Kreolin in Surabaya gemißhandelt worden. Sie klagt ihr Leid dem Manne, dieser, von lebhafter Theilnahme bewegt, wird nachdenkend und still. Plötzlich bricht der Amok aus; statt aber Rache an der Beleidigerin zu suchen, ermordet er in der Wuth sein geliebtes Weib, drey der Kinder, mit dem vierten, als wollte er es retten, stürzt er sich hinaus auf die Gasse, dort gewinnt die Wuth durch das Schreyen des Kindes von neuem die Oberhand, er schlachtet auch dieses, und jetzt, als wäre ihm selber das Herzblut entflossen, ergiebt er sich wie ohnmächtig zwey Europäern, mit der Bitte sie möchten ihn tödten.

Wenn der Amok in Folge einer lang und mit Wissen gehegten Leidenschaft, wie etwa der Rachsucht ausbricht, dann zeigt es sich allerdings noch immer zuweilen, daß er von dem Mörder absichtlich durch den vorhin erwähnten Genuß des Opiums mit Citronensäure oder durch das Rauchen von Opium herbeygeführt worden sey, und durch solche Mittel pflegt man auch vor Schlachten die kriegerische Wuth zu entflammen.

Ein Javaner, der wegen der Handlungen die er während des Amoks begieng, zur Verantwortung gezogen wird, pflegt, denn dies ist ein anerkennenswerther Zug des Volkscharakters, mit der größesten Offenheit Alles zu bekennen und auszusagen, was er von dem traurigen Ereignisse zu sagen weiß. Denn Lügen, Betrug und Meineid sind dem noch unverdorbenen Javaneſen fern und selbst an Anderen hält er diese Laster nicht für möglich. Wenn aber in jenen Fällen in seiner Aussage bey verschiedenen Verhören Abweichungen und selbst Widersprüche hervortreten, dann muß man dieses nicht auf Rechnung seines Willens oder einer Gedächtnißschwäche, sondern der Natur der Seelenstörung zuschreiben, welche mit dem Selbstbewußtseyn zugleich auch die deutliche Erinnerung aufhebt.

So viel man bisher weiß, ist vorzugsweise nur das männliche Geschlecht der Malayen den Anwandlungen des Amoks ausgesetzt, doch kommen bey dem weiblichen hin und wieder Mordthaten durch Gift aus Eifersucht gegen eine Nebenbuhlerin vor.

Es ist nicht selten daß Javanerinnen mit Europäern Verbindungen eingehen, denn zu einem Eheverhältniß mit einer Weißen finden nur wenige hier verweilende Europäer Gelegenheit, so wie die nöthigen Mittel zur Bestreitung eines dem angemessenen Haushaltes. Die Mischlinge aus jenen Ehen eines Weißen mit einer eingebornen Braunen, die bräunlichen Kreolen, zeichnen sich großentheils durch ihre geistigen wie leiblichen Gaben aus; man findet, namentlich unter den Kreolinnen so reizend schöne Gestalten mit so regelmäßig geformtem Angesicht und feurigstrahlenden weitgeöffneten Augen, daß der Schönheitssinn der Europäer wie der Malayen einstimmig ihnen den Preis vor den aus unvermischtem Stamme entsprossenen Frauen zuerkennt. Nicht minder sind die geistigen wie leiblichen Vorzüge der männlichen Kreolen anerkannt. Wie häßlich erscheinen dagegen meist die Mulatten, wie häßlich die Mischlinge aus Verbindungen der Mongolen, z. B. der hier lebenden Chineſen mit Javanerinnen, oder der Europäer mit Mongolinnen! Zu bedauern ist es nur, daß die Erziehung der Kreolen, zum Theil wegen Mangel an Gelegenheit, so sehr vernachläßigt wird. Sie wachsen meist unter dem rohen Troß der Dienerschaft auf; wenn dann, vielleicht nach einer Reihe von Jahren der europäische Vater zu einigem Vermögen gekommen ist und nun die Kinder aus gemischter Ehe legitim machet, werden diese auf einmal in europäisch vornehme Kleider gesteckt und der anerzogenen orientalischen Rohheit die europäische Vornehmthuerey hinzugefügt.

(Schluß folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Zum Jahre 1075 9. Junius, hätten wir in den Bamberger Regesten aus Lambert von Aschaffenburg (Pertz VII., 227) jene Waffenthat der Bamberger Krieger in der Schlacht bey Hohenburg an der Unstrut (Homburg, früher ein Kloster an der Unstrut zwischen Langensalz und Thomasbruch. S. Pertz VII. 202. not. 24.) aufgeführt gewünscht, welche wesentlich zum Siege Heinrichs IV. über die Sachsen unter Otto von Nordheim beygetragen. Schon hatten sich die Bayern und Schwaben des Heeres zur Flucht gewandt und dem Könige hinterbrachten häufige Boten die verzweifelte Lage der Seinigen; da brachen plötzlich von der einen Seite Graf Hermann von Glitzberg, von der andern die Babenberger Ritter (babenbergenses milites) mit ihren Bannern in den Feind, der zurückwich und in die Flucht geschlagen wurde.

1076, 15. März. Forchheim. Wahl Rudolfs von Alemannien. Weder Jahr noch Tag passen hier. Das Jahr ist, wie schon aus Lambert VII., Bernold VII., 433, Bruno VII., 365 ꝛc. zu ersehen, ungezweifelt 1077. Ja, Lambert, der in diesem Jahre 1077 sein Geschichtswerk schließt, und es Andern überläßt, die übrige Geschichte zu beschreiben, giebt den Rath, diese Beschreibung passend mit Rudolfs Wahl zu beginnen. Der Tag kann auch nicht in Zweifel gezogen werden. dreymal sagt es Lambert VII, 262, 263, daß der Tag zu Forecheim auf 3. Idus Martii d. i. 13. März 1077 anberaumt worden sey; ebenso Bernold VII, 433. Nur Berthold VII 291, 292 giebt den 15. März. Die entschieden kaiserlich gesinnten Verfasser der Annales Augustani, Pertz V 129, bezeugen uns zum J. 1077 auf eine überraschende Weise das hohe Alter der im Bamberger Lande bis auf diese Stunde beym Volke noch geltenden Sage: Pilatus sey in Forchheim gewesen, ja selbst dort geboren (Forchemii natus est Pontius ille Pilatus etc.), mit den Worten: Rege (Heinr. IV.) in Italia morante, Roudulfus rex constituitur in Phorcheim in loco infausto in Pontii Pilati praedio etc. Vergeblich hat Dumbeck dieß Forcheim in den pagus Auciacensis am rechten Ufer des Oberrheins verlegen wollen. Eben diese Sage hier und Bertholds Annales VII, 292 widerlegen Dumbeck vollständig; denn letztere berichten des neu gewählten Königs schnelle Reise von Forchheim nach Mainz über Bamberg und Wirzburg (Hac electione — — peracta confestim inde per Babinberch et Wurciburch peragratis etc.)

Zum J. 1100 ist eingetragen: „Der Michelsberger Abt Gumbert oder Gumbold läßt die auf einem klösterlichen Gute befindliche Quelle fassen, um sie seinen Mitbrüdern — — leichter genießen zu lassen (da man auf fremdem Boden keine Eigenthumsrechte ausüben darf, und der Name Gumbertsbrunn bis auf unsre Zeit sich erhielt, so ist der jetzige Fischerhof als die Wiege und erste bekannte Besitzung des Dorfes Gaustatt anzunehmen).“ — Den logischen Zusammenhang dieser Stelle vermag ich nicht einzusehen; eben so wenig begreife ich, wie der eine halbe Viertelstunde von Gaustatt liegende Gumbertsbrunn, heut zu Tage Fischerhof, die Wiege von Gaustatt seyn kann. Angenommen auch, der Fischerhof wäre wirklich diese Wiege, — was nach der trefflichen, später zu besprechenden Darstellung des Hrn. Prof. Martinet ganz und gar nicht der Fall ist; — so müßte Gaustatt da liegen, wo der Fischerhof, d. i. zu beyden Seiten dieses Hofes oder um diesen herum. Denn der Ausdruck: „die Wiege eines Ortes“ soll doch nichts Anderes besagen, als den Anfang, die erste Anlage desselben. Der Augenschein lehrt jedoch, daß die Häuser von Gaustatt von ihrer angeblich ersten Anlage oder Wiege beträchtlich entfernt liegen, anstatt sich um dieselbe zu gruppiren. Wir kennen überdieß die Besitzestitel des Klosters Michelsberg über Gaustatt aus Martinet urkundlich gewiß. Vor dem Jahre 1136 hatte auf der Stelle des heutigen Dorfes Gaustatt dieß Kloster auch nicht einen Fleck Landes; wohl aber ist seit dem angegebenen Jahr freyeigenes Gut an Michelsberg vergabt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Schluß.)

Einen sehr bedeutenden Antheil der Bevölkerung von Java, nebst dem eingebornen Volksstamme den bedeutendsten ihrer Zahl nach, bilden die Chinesen, von denen gegen 85000 auf der Insel leben sollen. Sie finden sich überall da, wo Geld für sie zu verdienen ist und wo sie geduldet werden, denn wenn man allen Ankömmlingen aus dem übervölkerten China unbeschränkt freye Ansiedelung gestatten wollte, dann würden sich, wegen des hier sicherern und einträglicheren Handelsverkehres, solche Schwärme des gewinnsüchtigen Volkes nach Java ziehen, daß sie wie ein wucherndes Unkraut das Mark des Landes an sich saugen würden. Darum kommt von den vielen Tausenden der Chinesen, die alljährlich aus ihrem Vaterland nach den ostindischen Inseln auswandern, neuerdings nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl nach Java. Da so leicht kein einigermassen bemittelter Chinese die Heimath verläßt, sind die Ankömmlinge meist so arm, daß kaum die Kleidung, welche sie auf dem Leibe tragen, ihr Eigenthum ist. Sie gehen dann bey ihren hiesigen Landsleuten in Arbeit, bis sie die Auslagen, welche öfters für Abtragung der Ueberfahrtskosten nöthig waren, abverdient und sich eine kleine Summe zur Begründung eines eigenen Gewerbes erspart haben, das sie durch List und raffinirten Wucher bald zu einem einträglichen zu machen wissen. Eine kriechende Höflichkeit und Geschmeidigkeit, eine stets auf den eigenen Vortheil lauernde Habsucht, Lügenhaftigkeit und Trug gehören zu den Charakterzügen der hiesigen Chinesen, welche sich auch durch Gesichtsbildung, Gestalt und Kopftracht sehr unvortheilhaft neben den andern Bewohnern der Insel ausnehmen. Denn an ihrem plumpen, langgezogenen mißfarbig ledergelben Gesicht tritt der untere Theil unverhältnißmäßig weit hervor, der Mund ist übermäßig groß, die schiefgeschlitzten, halbgeöffneten Augen haben mehr den Blick eines Fuchses als eines Menschen; der Kopf ist, selbst schon bey ganz kleinen Kindern, vollkommen kahl geschoren bis auf den kleinen Theil des Scheitels, von welchem der sorgfältig geflochtene Zopf weit über den Rücken hinabhängt. Zu dem nicht angenehmen Eindruck, den der Anblick eines solchen Menschenkopfes macht, kommt noch der, welchen der aufgedunsene fette, zu ihm gehörige Körper hervorbringt; in der That der häßlichste Neger erscheint wohlgebildeter als ein solcher Mongole.

Obgleich bey weitem der größeste Theil der in Java und zwar zunächst nur in den Küstenstädten wohnhaften Chinesen hier geboren und aufgewachsen ist, wo vielleicht schon seine Vorfahren seit mehreren Menschenaltern sich niederließen, und obgleich fast immer nur männliche Auswanderer aus der Heimath hier ankamen, die sich mit den Töchtern des ungleich schöneren, malayischen Menschenstammes vermählten, hat sich die urelterliche Form dennoch an ihnen nicht veredelt und verschönert, sondern sie scheint, vielleicht durch den Einfluß des Klimas, sich eher noch verschlechtert zu haben. Hiezu mag auch der Umstand viel beygetragen haben, daß die Kinder aus den gemischten Ehen mit Malayinnen, die so-

genannten Pernakans, immer nur wieder an Chinesen verheirathet, und schon ihre schöneren Mütter in den beengenden Kreis der chinesischen Gesittung eingezwängt wurden. In sonderbarer Weise pflegt auch der chinesische Hausvater seine Töchter an die noch unverehelichten Landsleute auszubieten. Auf dem platten Dache seines Hauses stehen so viele Töpfe als er ledige Töchter hat. Die Töpfe, deren Boden nach vorn, nach der Straße zu gekehrt ist, deuten die noch nicht zur Vermählung reifen, jene, die mit der Mündung nach der Straße schauen, die schon erwachsenen, heirathsfähigen Mädchen an, und wenn eine von diesen an den Mann gebracht ist, wird der Topf, der sie bedeutete, ganz hinweggenommen.

In Batavia bewohnen die Chinesen, wahrscheinlich des wohlfeilen Häuserankaufes wegen, einen der ungesundesten Theile der Stadt; der Weg zum chinesischen Kamp führt durch todte Strassen, vorüber an verfallenen oder verschlossenen, vormals holländischen Häusern. Desto überraschender ist der Contrast, denn die große Lebendigkeit bildet, welche das im höchsten Grade betriebsame Volk, das diesen Stadttheil bewohnt, der Einöde mitgetheilt hat. Man sieht da chinesische Handwerker aller Art, welche mit den einfachsten Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollenden; Läden, darinnen Kleider, Confituren und Galanteriesachen aufgehäuft sind, dazwischen Fleischbuden, Garküchen, Fruchtläden, selbst Apotheken und noch sonst Niederlagen der verschiedensten Art, aus denen die vor Batavia landenden europäischen Schiffe wie die malayischen Fahrzeuge sich, wegen der bequemen (freylich zugleich mitten im Schwaden der Sumpfluft befindlichen) Lage an den befahrbarsten Kanälen, mit allen Lebensbedürfnissen versorgen können. Der Chinese achtet neben dem kleinen Gewinn den ihm das Heute bringt, keine Besorgniß für die Gesundheit, ja für das Leben des morgenden Tages.

Einen, seiner Zahl nach zwar nicht sehr bedeutenden, zugleich aber den von den Javanern am höchsten geachteten Theil der fremden Ansiedler auf ihrer Insel bilden die hin und wieder in den Küstenstädten wohnenden Araber und Mauren. Ein Volk, großentheils von edler Gestalt, welches alle Züge des schönsten kaukasischen Menschenschlages an sich trägt. Sie bewohnen in dem Stadttheile von Batavia, den sie einnehmen, einfache Häuser aus Bambusrohr, in deren Innern dennoch häufig ein bedeutender Reichthum verborgen ist, denn sie handeln vorzugsweise mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und andern kostbaren Stoffen. Namentlich die Araber sind wegen ihres sittlich strengen, eingezogenen Lebenswandels rühmlich anerkannt; man sagt, daß niemals einer von diesem Stamme eines Verbrechens wegen vor Gericht gestanden sey. Ihre Strenge in Befolgung der Vorschriften des Islams hat sie bey der ganzen, vorherrschend mohamedanischen Bevölkerung von Java, so wie der umliegenden Inseln, in einen solchen Ruf der Heiligkeit gesetzt, daß selbst die Seeräuber die Schiffe der Araber nicht anzutasten wagen. Ein eigner Chef oder Scheikh führt eine Art von Obergewalt über diese arabische Bevölkerung, und er ist der Regierung in gewissem Maaße für das Betragen seiner Untergebenen verantwortlich. Er führt den ihm von Gouvernement verliehenen Rang und Titel eines Majors. Zu gewissen Zeiten sieht man manche der arabischen Häuschen an ihrer Thüre mit Ehrenpforten aus grünen Zweigen und bunten Papieren verziert; ein Anzeichen, daß der fromme Bewohner des Hauses erst seit Kurzem von einer Wallfahrt nach Mecca zurückgekehrt war.

In minder gutem Credit als die Araber stehen auf Java die Perser, so wie auch die Hindu und Banianen, als Heiden, den strenggläubigen mohamedanischen Eingebornen der Insel, eben so wie die Chinesen noch ferner stehen als die Christen und Juden.

Außer den Völkerschaften aus drey verschiedenen Menschenschlägen, deren wir bisher als Bewohner oder als Gäste auf Java erwähnten, (darunter auch die Armenier noch genannt werden sollten) kann der Freund und Forscher der Menschenkunde hier auch noch eine nähere Bekanntschaft machen mit einem Völkerstamme, der vielleicht zu dem edelsten und kräftigsten des äthiopischen Menschenschlages gehört. Dieses sind die Aschantesen, von der Küste von Guinea. Die holländische Regierung hat mit dem Herrscher dieses Volkes einen Vertrag geschlossen,

vermöge welchem alljährlich eine bald größere bald geringere Zahl seiner jungen Mannschaft als Freywillige in holländischen Kriegsdienst eintreten dürfen. Die Verhältnisse dieser Afrikaner unter der Herrschaft einer so anerkennungswürdig milden europäischen Regierung sind ungleich weniger drückend, als die unter dem Regiment ihres vaterländischen Fürsten, weßhalb sie auch gern zu jenem fremden Dienste sich hingeben. Die Aschantesen sind von hoher, schlanker Gestalt, glänzend schwarzer Farbe, kräftigem Gliederbau und schöner Haltung. Sie haben ein kurzes, wolliges Haar, eine hohe dabey aber schmale Stirne, zusammengedrückte Schläfe, starke Jochbeine, tief markirte Gesichtszüge, dunkelschwarze Augen. Der Untertheil des Gesichtes, mit seinen elfenbeinweißen Zähnen, tritt nur ein wenig weiter hervor als bey dem kaukasischen Schlage. Sie haben keinen Bart, dagegen tragen Alle eine 3 bis 4 Zoll lange Narbe an der rechten Wange, welche sie künstlich, als Kennzeichen des Kriegerstandes, sich einschneiden. In ihrem Benehmen zeigen sich die Aschantesen, nach der Versicherung der Offiziere, welche sie aus Guinea herüberführten und unter denen sie dienten, dankbar treu ergeben, edelmüthig, ehrgeitzig und tapfer. Man hatte gemeint, daß ein Volk, aus so verwandtem Klima, in Java nicht anders als heimathlich wohl sich befinden könne. Dennoch starben viele dieser Leute in der Gegend der Küste an der Ruhr dahin, bis man sie in höher gelegene Stationen brachte, um sie allmälig an das hiesige Klima zu gewöhnen. Statt des Amok der Eingebornen, haben die Aschantesen auf Java an einer Neigung zur Melancholie zu leiden. Von den gemischten Ehen, welche Männer von äthiopischem Schlage mit Javanerinnen schlossen, weiß man, aus anderen Berichten, daß die Kinder eben so begabt und dabey leiblich viel schöner sind, als die Mulatten. Die äthiopische Form scheint sich auf dem im höchsten Grade bildungskräftigem Stamme des malayischen Schlages leichter veredeln zu können, als auf jedem andern fremden Stamme.

Es mögen diese Mittheilungen genügen, um die Verdienste welche Selbergs Werk um die Anthropologie, im weitesten Sinne des Wortes hat, in ein Beachtung erweckendes Licht zu stellen. Seine Reise nach Java enthält übrigens außer den hier im Auszuge mitgetheilten Zügen noch so viele interessante und werthvolle Berichte über die Naturbeschaffenheit von Java und des indischen Archipels, und dabey so manche Erzählung aus der Geschichte seines dortigen Aufenthaltes, daß sie gewiß viele theilnehmende und dankbare Leser finden wird.

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Die zum J. **1101** erzählten Ereignisse hätten, nach unserem Dafürhalten, gar nicht aufgenommen werden sollen, da sie Bamberg nichts angehen. Ekkehard hat das Factum: Wie der „Abt Gerhard in Europa nie so viele Regentropfen oder Schneeflocken gesehen, als Pfeile in der Schlacht vom 7. September fruchtlos gegen den König Balduin geschleudert worden seyen," gar nicht selbst erlebt, sondern von diesem sich nur erzählen lassen. Eben so gut hätte Hr. J. den ganzen Kreuzzug nach Ekkehard's Erzählung hier einflechten können. Das Ereigniß ist aber auch noch in Etwas entstellt worden. Abt Gerhard war nicht in der Eigenschaft eines einfachen „Kreuzfahrers" um des Königs Person, sondern „crucem dominicam semper lateri regis contiguus preferebat, und daher das Wunderbare! nunquam se tam nivis vel pluviae, quantam tunc telorum contra regem volare densitatem vidisse; at post ligni preciosi intuitum, nullum ex hostibus telis se vel armis, sed universos fugae presidio se commisisse." —

Daß der h. Otto, wie zum 2. Februar **1103** vorgetragen ist, erst am „Eingang der Stadt Schuhe und Strümpfe ausgezogen" und so die Wanderung nach seiner Kathedrale angetreten, ist gegen die Quelle. Bey Ludewig scptt. rer. Bbg. p. 639 heißt es: Itaque propinquante illo ad locum, ubi primitus conspicere potuit monasterium cathedrale etc. Dieser Ort läßt sich ziemlich genau bestimmen, wenn man weiß, daß der Heilige von Ampferbach und Stegaurach, — nicht über Debring, — herziehen mußte. Man erblickt aber von Stegaurach gegen Bamberg ziehend die Kathedrale nicht eher, als bis man die letzte Höhe zwischen Altenburg (rechts) und Rothhof (links) erstiegen hat. Von da aus stellt sie sich den Blicken des aus

dieser Richtung Herkommenden zuerst dar. Der gerade Weg zum Dom durch das Jacobsthor beträgt vom angegebenen Punkte aus noch eine gute Viertelstunde. S. 44 der zweyten Abtheilung der Regesten wird der heil. Otto Otto von Alb a ch genannt. Wir möchten wissen, woher Hr. J. die Notiz erhalten, der Heilige sey aus Alb a ch gebürtig, welcher Ort in Schwaben am Bodensee gelegen. Unsres Wissens giebt es gar keinen Ort dieses Namens im obigen Lande; auch schreiben alle Codices Alb u ch.

Liberales disciplinae mit „schöne Wissenschaften" zu übersetzen, das hätten wir nicht gewagt. Wir dürfen über die Bedeutung dieses Ausdrucks auf Einhardi vita Karoli c. 25, Pertz II. 456, 457, verweisen.

„Bischof Otto unterzeichnet im Januar 1106 zu Mainz mit andern Erz- und Bischöfen Heinrichs IV. Absetzung durch Pascal II. ꝛc." Das geschah aber 1105, 31. December zu Ingilenheim. Ekkehard, so scheint es, fängt das Jahr mit dem natalis dominicus an. Siehe Böhmer Regest. p. 100.

Doch, hier sey für dießmal unsern Bemerkungen über diese Regesten ein Ziel gesetzt!

Die Beylage II. giebt uns das Verzeichniß von bambergischen Portraits in Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie ꝛc., mit historisch-artistisch-literarischen Notizen vom Hrn. Joseph Heller. Dieß Verzeichniß beginnt

A) mit den höchsten Personen des Bamberger Fürstbisthums, d. i. mit den Bischöfen und Fürstbischöfen als Landesregenten.

Gleich vom ersten Bischof Eberhard I. ist kein Porträt da, auch ist die Mehrzahl der Porträts der folgenden Bischöfe, nach Hrn. H.'s Geständniß, fingirt. Die jedem Bischofe beygegebenen Notizen würden mancher Berichtigung bedürfen. Z. B. der Sterbetag Gottfrid's von Aschhausen, der wahrscheinlich durch einen Druckfehler zum 29. September angesetzt ist, während es der 29. December seyn muß; ferner sagt Hr. H.: Otto's Aeltern seyen arm und bürgerlich gewesen; das Erstere ist richtig, das Letztere irrig; denn die Vita S. Ottonis sagt: Parentes (Ottonis) ingenuae conditionis nobilitate clari et honorabiles etc. Ebbo sagt ausdrücklich: Igitur ex provincia Alamannorum beatus Otto generosa stirpe et parentibus secundum carnem liberis oriundus fuit. Indessen ist der Hauptgegenstand dieser Darstellung die Aufzählung und kurze Beschreibung der verschiedenen Porträte der Fürstbischöfe sammt der Angabe, wo diese Abbildungen, von denen Hr. H. 153 (154) fürstbischöfliche aufgezählt hat, anzutreffen sind, und dieß ist mit vielem Fleiße geschehen. Das Gleiche gilt auch von den

B) Bildnissen derjenigen Personen, welche in den zum Bisthum Bamberg gehörigen Besitzungen — einen Theil Kärnthens mit hinzugerechnet — geboren oder gestorben sind, oder längere Zeit darin verweilten, oder Lehengüter besassen. Sämmtlich alphabetisch geordnet. Diese Abtheilung beginnt mit Nro. 144 und bricht Nro. 160 mitten im Texte ab. Als

III. Beylage wäre die eigens paginirte Geschichte Gaustatts zu betrachten, deren voller Titel lautet: Das öffentliche Leben der Landgemeinden des ehemal. Fürstenthums Bamberg oder: Innere Geschichte des Dorfes Gaustatt. Ein Beytrag zur deutschen Rechts- und Sittengeschichte. Von Hrn. Dr. Adam Martinet, kgl. Professor.

Diese gediegene, stattlich documentirte Geschichte des Kirchdorfes Gaustatt ist ein jedem Freunde der vaterländischen Geschichte, insbesondere der Historie des Bisthums Bamberg sehr willkommener und überaus schätzbarer Beytrag, ein schönes Muster für alle Jene, welche die Beschreibung der geschichtlichen Zustände irgend eines Ortes zu unternehmen gesonnen sind. Nach einem kurzen Vorworte, in welchem Hr. M. darlegt, weßhalb er für sein Werk gerade den Titel: „Innere Geschichte" gewählt, und welche Quellen, — sie sind durchaus handschriftlicher Art — ihm zu Gebote gestanden, folgt auf die Inhaltsanzeige Cap. I. eine kurze, treffende Beschreibung der Oertlichkeit. Nach dieser beginnt sofort das Cap. II. die urkundliche Chronik des Dorfes Gaustatt in Regestenform und zwar in drey Rubriken, von denen die erste die Namen und Regierungszeit der Michelsberger Aebte, die zweyte die Jahre post Chr. und die dritte die aus Urkunden erhobenen Begebenheiten in Gaustatt angiebt. Diese äußere Geschichte hebt mit dem Jahre 1136 an und endigt mit dem Jahre 1805, 23. December, in welchem Jahre das Dorf Gaustatt aus seinem früheren Pfarrverbande (Ober-Pfarrkirche) getrennt und der Pfarrey Bischberg (biscoffesberge, 1013, 21. Juni das erstemal und zwar mit einer capella vorkommend. M. B. 28, 1. p. 442.) einverleibt wurde, nachdem 3 Jahre früher schon durch die Säcularisation des Klosters Michelsberg, 1802, Oct., die Gemeinde des Dorfes aller ihrer Verpflichtungen gegen ihre früheren Herrschaften entbunden worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus. Hamburgi, sumptibus Friderici Perthes. Volumen prius. 1843. X. u. 552 S. Vol. alterum. 1844. IV. u. 582 S.

Zweyter Artikel.

In dem ersten Artikel unserer Anzeige (Jahrg. 1845. Nro. 145 f.) wurde bereits angedeutet, daß eine wesentliche und für den eigenthümlichen Standpunkt des Verf. charakteristische Seite des vorliegenden Werkes in der Vergleichung des Euripides mit seinen beyden großen Kunstgenossen, die vor und neben demselben die griechische Bühne verherrlichten, bestehe. In Bezug auf den Werth solcher Vergleichungen beruft sich der Verf. in der Vorrede zum ersten Theile auf eine von Eckermann erhaltene Aeußerung Göthes, worin derselbe die beliebte Streitfrage, ob Er oder Schiller der größere Dichter sey, mißbilligend abfertigt. Obwohl die besondere Beziehung dieses Ausspruches unseres großen Dichters keine direkte Anwendung auf den hier gegebenen Fall gestattet, und am allerwenigsten die Berechtigung und den Nutzen der Vergleichung in wissenschaftlichen Untersuchungen überhaupt in Abrede stellen soll, so enthält derselbe doch auch eine treffliche und für den vorliegenden Zweck durchaus gültige allgemeinere Wahrheit, die der Verf. wohl erkannt aber leider um so weniger durch die That anerkannt hat. Sonach mußte Ref. gar bald die Hoffnung aufgeben, mit der er das Buch anfänglich zur Hand genommen hatte, daß nämlich des Verf. Bemühen darauf gerichtet seyn würde, dem oft einseitig beurtheilten und unbillig verkannten Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen, wogegen der Verf. offen Parthey ergreift und seinem Helden durch Recht und Unrecht den Sieg zu verschaffen sucht. Dieser Umstand führte denn auch für unsere Aufgabe eine ganz unerwartete und unbeabsichtigte Veränderung herbey, indem Ref. sich vielfach genöthigt sah, auf die Seite der von Hrn. H. bekämpften Ansicht zu treten und einer dem Dichter ungünstigen Kritik das Wort zu reden, da wir lieber solche Punkte hervorgehoben hätten, wo es den Bemühungen des Verf. gelungen, manchen gegen Euripides ausgesprochenen Tadel zu beseitigen oder zu beschränken.

Die Ueberschrift des achten Abschnittes, welche so lautet: **Duce Aristophane Euripides cum Aeschylo comparatur**, bezeichnet zugleich das vom Verf. eingeschlagene Verfahren, welches einfach darin besteht, daß Alles, was Euripides in der aristophanischen Komödie dem Vater der Tragödie vorzuwerfen und an sich rühmend hervorzuheben hat, als baare Wahrheit und lauteres Lob genommen und der schalkhafte Spott des Komikers in den wohl gemeintesten Ernst übersetzt wird. Man sieht, dem Verf. gilt hier Aristophanes als ein feiner Beurtheiler, obwohl zugleich boshafter Schalk, oder, wie

er unter andern einmal (S. 380) bezeichnet wird, — als ein homo omnibus sui saeculi vitiis inquinatissimus. Ohne uns weiter auf diesen Streitpunkt einzulassen, der bis zu einem unversöhnlichen Zwiespalt der Meinungen hinsichtlich der richtigen Schätzung des Aristophanes gediehen zu seyn scheint, beschränken wir uns darauf, das Resultat mitzutheilen, zu welchem der Verf. auf einem so leichten Wege gelangt. Wir führen es mit den eigenen Worten des Verf. an, da Ref. aus eingewurzeltem Respekte Scheu trägt, es auf gut deutsch auszudrücken. Unde fit, sagt der Verf., nachdem er darauf hingewiesen hat, daß die Personen des Euripides denen des Aeschylus an ungebändigter Ruchlosigkeit, die sich vor den schnödesten Verbrechen nicht scheut, keineswegs nachstehen, dieselben aber an durchtriebener Schlauheit weit übertreffen, ut rusticorum alter poëta sit, alter eruditorum. Eine solche, alles Ernstes und aller Wahrheit entbehrende Form der Beurtheilung würde eine ernste Widerlegung offenbar zu einem lächerlichen Geschäft machen, und appellirt selbst an die Geltung des posuisse et explosisse. Ohnedieß ist die richtige Auffassung des Verhältnisses sowohl der Zeit als der Eigenthümlichkeit beyder Dichter im Großen und Allgemeinen so verbreitet und anerkannt, daß man sich nur auf die gewöhnlichen Handbücher der griechischen Literaturgeschichte zu berufen braucht, um die von dem Verf. ausgesprochene Ansicht zu berichtigen, womit freylich nicht geläugnet werden soll, daß im Einzelnen und Besonderen noch viel übrig war, was dem Verf. Gelegenheit bot, sich wesentliche Verdienste um das Verständniß und die Würdigung euripideischer Dichtungen zu erwerben. Allein der Leser darf sich nirgends eines vorsichtigen Mißtrauens entäußern, um sich nicht von Beweisführungen imponiren zu lassen, die mehr scheinbaren als wirklichen Gehalt besitzen. So ist es z. B. ein offenbarer Mißbrauch, den Hr. H., um den Vorzug der euripideischen Diction vor der des Ae. in ein recht glänzendes Licht zu setzen, mit einer Stelle aus der Rhetorik des Aristoteles (III. 1. u. 2.) treibt. Denn liest man sie in der Uebersetzung oder Paraphrase des Verf., so macht sie den Eindruck, als sey das dem E. gespendete Lob mit dem entschiedensten Tadel gegen Aeschylus verbunden. Allein Aristoteles spricht ja hier zunächst nur von der rhetorischen Diction, von der er die poetische ausdrücklich unterscheidet mit Verweisung auf seine Poetik. Die Worte: καὶ νῦν ἔτι οἱ πολλοὶ τῶν ἀπαιδεύτων τοὺς τοιούτους οἴονται διαλέγεσθαι κάλλιστα beziehen sich also auf die Bewunderer des gorgianischen Stils in der Redekunst und haben mit der poetischen Diction des Aeschylus durchaus nichts zu schaffen. Auch kann Ae. eben so wenig unter dem Ausdrucke: οἱ ποιηταὶ λέγοντες εὐήθη gemeint seyn, als er zu den älteren Dichtern gerechnet werden darf, welche sich in den dialogischen Parthien des trochäischen Tetrameters bedienten, da ja höchst wahrscheinlich ihm gerade das Verdienst gebührt, durch Einführung des jambischen Trimeters in die Tragödie der Begründer einer dem Dialoge angemessenen Diction geworden zu seyn. Ueberhaupt, wenn auch anzunehmen ist, daß Aristoteles die selbst von Aristophanes anerkannte Redegewandtheit des E. vollkommen zu würdigen wußte und ihr sogar den Vorzug vor der kraftvolleren, aber von Uebermaaß und Härte nicht freyen Sprache des Ae. zuerkannte (s. Rhet. III. 2.), so berechtigt doch auch nichts zu dem Schlusse, daß Aristoteles die großen Verdienste des Ae. um die Bildung der attischen Sprachform übersehend, denselben einem ähnlich ungerechten Tadel wie Hr. H. unterworfen habe. Wenigstens läßt sich dafür nicht der Abschnitt in der Poetik, welcher von der Diction handelt, anführen. Denn daß hier A. einem von E. aus einer Tragödie des Aeschylus mit Veränderung eines einzigen Wortes herübergenommenen Verse den Vorzug gibt vor dem Originale, dieß kann schon deßwegen nicht in Anschlag gebracht werden, weil der hier gegen den Vers des Ae. ausgesprochene Tadel der εὐτέλεια gerade in der entgegengesetzten Richtung liegt mit dem seiner Diction sonst gemachten Vorwurfe; abgesehen davon, daß ein einzelner Vers nie für die ganze Ausdrucksweise maaßgebend seyn kann; sonst würde ja auch aus der Bemerkung des A. über einen Vers in dem Telephus des E. der Vorwurf des ἀπρεπές für die ganze Diction desselben folgen.

Noch augenfälliger ist gleich darauf eine andere Entstellung, die sich Lessing gefallen lassen muß,

um dem Zwecke des Verf. zu dienen. Hr. H. ertheilt nämlich dem Tadel, welchen E. in der aristophanischen Komödie gegen die Prologe des Ae. ausspricht, seine volle Zustimmung und charakterisirt die fehlerhafte Manier desselben weiter damit, daß er ihm Schuld gibt, die Zuhörer mit Staunen und Erwartung zu erfüllen. Muß es nun schon offenbar befremden, dem Aeschylus hier als Fehler angerechnet zu sehen, woraus gleich darauf (S. 334) in den Bemerkungen über den Eingang der Medea, und zwar hier mit vollem Rechte, dem Euripides ein besonderes Lob gemacht wird: so kann es nicht anders als Unwillen erregen, wenn man sieht, in welcher Absicht an ersterer Stelle dem stupor die exspectatio beygefügt wird. Es geschieht nämlich, um noch Lessing's Autorität zum Nachtheile des Aeschylus mißbrauchen zu können. Lessing soll nämlich die Erwartung als das schlechteste Kunststück eines tragischen Dichters erklärt haben. Wo thut dieß Lessing? Hr. H. verweist uns auf eine Stelle der hamburgischen Dramaturgie, wo L. die Ansicht gewisser moderner Dichter und Aesthetiker bekämpft, welche der Ueberraschung eine vorzügliche Stelle unter den Kunstmitteln der Tragödie einräumen, wogegen Lessing sie mit Recht als ein sehr armseliges Vergnügen bezeichnet, das in der Tragödie leicht größeren Wirkungen Eintrag thun könne. Erwartung und Ueberraschung sind aber nicht nur zweyerley, sondern wesentlich verschiedene, ja beynahe entgegengesetzte Dinge. Denn wo wir erwarten, werden wir nicht überrascht, und wo wir überrascht werden, haben wir nicht erwartet. Wohl gibt es auch einen Zustand dumpfer Ungewißheit, den man bisweilen Erwartung nennt, und Lessing bedient sich an jener Stelle neben dem bestimmteren und richtiger bezeichnenden wirklich auch einmal des Ausdrucks: ungewisse Erwartung. Allein' der ganze Zusammenhang und die unmittelbare Verbindung dieser Worte zeigt unverkennbar, was man darunter zu denken hat, nämlich nichts anderes, als die Ungewißheit, welche der Ueberraschung nothwendig vorausgeht. Wo aber legt es Aeschylus irgend darauf an, den Zuschauer in diesen Zustand der Ungewißheit zu versetzen, diese Wirkung der Ueberraschung zu erreichen? oder ist nicht vielmehr bey ihm die Handlung meist so einfach, dem allbekannten Mythus sich anschließend, daß der Zuschauer auch ohne jene besondere Art von Prologen, deren Euripides zu bedürfen glaubte, über das, was er zu erwarten hat, vollkommen orientirt ist. Und wenn Aeschylus dennoch die Erwartung zu erregen weiß, so geschieht es durch die Art, wie er die Katastrophe unter den Augen der Zuschauer vorbereitet, und es ist jene Erwartung, jene bange Spannung, welche, als der Furcht verwandt, nach den Ansichten der bewährtesten Kunstrichter alter und neuer Zeit, namentlich auch Lessing's und Hrn. Hartungs selbst, dem Zwecke der Tragödie ganz besonders und vorzugsweise angemessen ist, und demnach eben das Lob verdient, welches Lessing an der angeführten Stelle den Alten, gegenüber gewissen modernen Dichtern und Aesthetikern, namentlich der Franzosen, die sich so gerne als die Verbesserer der Alten ausgeben möchten, mit vollstem Rechte spendet. Uebrigens so großen Werth wir auch nach unserer Ueberzeugung den Bemerkungen Lessings über die Prologe des Euripides beylegen, so können wir uns doch nicht mit der Ansicht einverstanden erklären, daß Lessing den Gegenstand bereits erschöpft habe, wozu jene gelegentlichen Erörterungen ohnedieß nicht bestimmt waren; vielmehr bedauern wir, daß Hr. H. dem Gegenstande nicht eine gründlichere Untersuchung gewidmet hat, wozu der Zweck und die Einrichtung seines Werkes volle Veranlassung bot.

Einen besonderen Abschnitt, De canticis Euripidis überschrieben, widmet der Verf. der Rechtfertigung des Dichters gegen den ihm gemachten Vorwurf der Musikverschlechterung. Wer bedenkt, welch' großen Werth die Alten im Gegensatz mit der neueren Zeit, der Musik für die Erziehung und das ganze Staatsleben beymaßen, wird die Bedeutung dieser Anklage in dem Munde eines so heftigen Vertheidigers alter Sitte, wie Aristophanes war, einigermaßen zu würdigen verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Cap. III. schildert sodann die innere Geschichte Gaustatt's nach den Ueberschriften A. Personen, B. Sachen, C. Gemischtes; woran sich die Beylagen von 1—10 schließen. Hrn. M's. deutlich ausgesprochene Absicht war: „das öffentliche Leben in den Landgemeinden des ehemal. Fürstenthums Bamberg darzustellen, wie solches in der Gemeinde Gaustatt sich nur individualisirt hat."

Offenbar wäre diejenige Ansicht eine irrthümliche zu nennen, welche das historisch Werthvolle nur mit dem Maaßstab materieller Größe und Bedeutenheit messen wollte; denn leicht könnte es sich fügen, daß ein an sich historisch wenig wichtiger und in der äußern Geschichte kaum erwähnter Ort in seiner innern Geschichte Institute aufzuweisen hätte, die sich hier bey ihm länger und in ungetrübterer Reinheit mitten durch die Stürme der Zeit hindurch erhalten haben, als in räumlich größeren Orten, die zwar in einer früheren Zeit dem Forscher urkundlich erscheinen, von welchen aber gleichwohl außer diesem früheren Vorkommen nichts Denkwürdiges weiter verzeichnet ist und daher auch nichts erwähnt werden kann. Dies scheint uns nun der Fall mit vorliegender Ortsgeschichte von Gaustatt zu seyn. Ein paar gedruckte Zeilen aus Schannat's Vindem. litt. I. p. 49. Nr. 23. bildeten bisher das ganze historische Material für dieses Dörfchen; über seine weiteren Schicksale, über seine politischen, kirchlichen ꝛc. Einrichtungen wußten wir vor dem Erscheinen von M's Werke Nichts, oder höchstens nur, daß Gaustatt Kloster Michelsbergisch war, und daß die Seelsorge von den Priestern der Oberpfarrkirche ꝛc. geübt wurde. Es ist aber eine Hauptaufgabe der vaterländischen historischen Vereine, die Geschichte der einzelnen Orte, welche innerhalb des Kreises eines jeden historischen Vereines liegen, durch Aufsuchen, Gewinnen und Benutzen bisher unbekannter Documente aufzuklären. Dieses mit rastlosem Eifer und ungemeiner Sachkenntniß für Gaustatt vollführt zu haben, ist das Verdienst des Hrn. M's. Er zuerst hat eine allen vernünftigen Anforderungen entsprechende Geschichte aus seinem urkundlichen Materiale völlig neu geschaffen.

Nicht so wohl die äußere Geschichte Gaustatt's, als vielmehr dessen innere Geschichte interessirt den Kundigen, auf welche letztere mit Recht Hr. M. große Sorgfalt gewendet, ohne jedoch die erstere zu vernachläßigen, die, wie gesagt, durchgehends den Urkunden entnommen ist. Doch treten auch dem Beobachter aus dieser äußeren Geschichte für die Bodenkultur nicht unerhebliche Momente entgegen. Frühzeitig, wir muthmaßen gleichzeitig mit dem ersten Vorkommen des Ortes, mögen schon Weingärten und Baumfelder bestanden haben. Noch in späterer Zeit wird der einen, wie der andern als etwas Gewöhnlichen gedacht, z. B. 1480, 1495, 1497, 1503, 1515, 1516, 1519. Alle Spuren dieses Weinbaues sind nun verschwunden; dagegen hat sich der Hopfenbau, der noch jetzt in der Gaustatter Flur schwunghaft betrieben wird, aus alter Zeit (1495, 1515, 1588, 1591, 1593) nicht nur erhalten, sondern auch, wie gesagt, bedeutend in neuerer Zeit zugenommen. Auffallend war dem Unterzeichneten das in unserer Gegend so späte Vorkommen einzelner Zigeuner-Individuen in den Jahren $16\frac{2}{2}\frac{5}{7}$ und noch 1671, 27. April.

Die innere Geschichte angehend, so hat Hr. M. alle dahin gehörigen Beziehungen und Verhältnisse höchst gründlich erörtert. Z. B. die Landesherrschaft, die Dorfs- und Flurherrschaft, die Lehenherrschaft, die Vogteiherrschaft, d. Gemeindeherrschaft des Michelsbergischen Schultheißen und der Dorfsmeister für Gaustatt. — Vorzüglich unterrichtend war für den Unterzeichneten Dasjenige, was Hr. M. über das Pfortengericht, auch Abtsgericht geheißen, vorgetragen und was er in den Beylagen sub. nr. 3. p. 111—115 aus den leider nicht vollständig vorhandenen Verhandlungen dieses Gerichtes von 1560, September bis 1561, Februar, mitgetheilt hat. Damit vergleiche man die Stelle in Schubert's Versuch ꝛc. p. 46, woselbst irrig behauptet wird, dieß Gericht habe „die strittigen Lehenfälle gemeiner Leute entschieden." — Sollten nicht die schwachen Anfänge dieses Gerichtes schon in den Urkunden Heinrichs II. vom 5. Februar 1017 (Ussermann Ep. B. Cod. Prob. p. 23, in fine) zu suchen seyn? Es heißt da: Si vero casus perplex fuerit et difficilis, ad caput, claustrum videlicet — das fragliche Gericht hatte seinen Sitz im Kloster — ad abbatis presenciam recurratur (von den colonis ecclesiae monast. S. Michaelis ist die Rede), sicque abbas majoribus et melioribus sue familie convocatis ipsorum consilio, quod justum est, ordinet ac disponat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Ein entscheidendes Wort dagegen in dieser Angelegenheit mitzusprechen, dürfen wir Neueren uns schwerlich herausnehmen, da es bisher noch allzuwenig gelungen ist, in den Sinn und die Eigenthümlichkeit der alten griechischen Musik einzudringen. Am wenigsten aber mag es uns zustehen, auf die Seite der griechischen Rigoristen zu treten, da uns die Idee von dem sittlichen Einflusse der Musik beynahe bis auf die Erinnerung abhanden gekommen ist. Denn daß wir auch jetzt noch in der Erziehung die Kenntniß und Uebung der Musik als ein unentbehrliches Erforderniß der Bildung anzusehen gewohnt sind, dieß ist so himmelweit entfernt von dem Sinne der antiken Staatspädagogik, daß man nur die vier letzten Capitel der aristotelischen Politik zu lesen braucht, um sich zu orientiren, wie die Alten die dahin einschlagenden Bestrebungen der modernen Erziehungskunst beurtheilt haben würden, welchen Werth sie solchen Studien würden beygemessen haben, die außer allem Zusammenhange mit der Bildung des Gemüths und Charakters und unbekümmert um die zerstreuende Wirkung ungezügelter Kunstfertigkeit, lediglich die Interessen des gesellschaftlichen Vergnügens im Auge haben. Aber auch abgesehen von der pädagogischen Rücksicht, die bey dramatischen Compositionen nicht vorangestellt werden darf, und lediglich die Wirkung auf die Gemüther der Zuhörer in's Auge gefaßt, so würden wahrscheinlich solche Melodien, welche den Neuerern in der griechischen Musik wegen spielender Nachahmung und rauschenden Tonschwalles den Spott und Tadel der Komiker zuzogen, den Ohren eines an moderne Theatermusik gewöhnten Publikums einförmig und beschränkt erscheinen. Aus diesem Grunde würden wir ganz auf die Seite des Hrn. H. treten, wenn er unserem modernen Geschmacke das Recht absprächе, dem Euripides daraus einen Vorwurf zu machen, daß er sich diesen Neuerungen hingegeben und namentlich den Compositionen des Timotheus in seinen Tragödien Eingang verstattet, um den Effect seiner Monodien zu erhöhen. Allein eben so sehr müssen wir die Befugniß des Verf. in Zweifel ziehen, über die Ansichten solcher Männer, wie Platon, welcher der damals um sich greifenden Richtung in der Musik ebenfalls abhold war, so geringschätzig abzusprechen und ihr Urtheil dem Geschmacke der Menge so ohne weiteres unterzuordnen. Denn daß Platon nicht allein ein blinder Reactionär oder alterthümelnder Fanatiker war, und hinlänglich gründliche Kenntniß der Musik besaß, um über dieselbe ein Wort mitsprechen zu dürfen, ist bekannt und durch seine Schriften genugsam dokumentirt.

Ist es demnach gerathen, über den musikalischen Werth oder Unwerth der lyrischen Parthien in den Dramen des Euripides, namentlich der kommatischen

Gesäng:, auf die sich jener Tadel vorzugsweise bezieht, unser Urtheil zurückzuhalten, so haben wir dagegen viel mehr Veranlassung und Berechtigung, den Inhalt und etwa auch noch die rhythmische Form der eigentlichen Chorgesänge zum Gegenstande unserer Betrachtung und Beurtheilung zu machen. Auch hier ist Euripides dem Tadel nicht entgangen, der dahin lautet, daß seine Chorgesänge nicht selten des Zusammenhangs mit der Handlung entbehrten und sich in weit hergeholten, oft gehaltlosen Reflexionen ergingen. Man hält sich dabey am liebsten an die Vergleichung mit Sophokles, dessen Chorgesänge als das unvergängliche Muster gepriesen werden, und glaubt sich hiefür auf das Ansehen des Aristoteles berufen zu können, in dessen Poetik (Cap. XVIII.), wo die Regel für die richtige Behandlung dieses Theils der Tragödie aufgestellt wird, folgende Worte gelesen werden: *καὶ τὸν χορὸν δὲ ἕνα δεῖ ὑπολαβεῖν τῶν ὑποκριτῶν, καὶ μόριον εἶναι τοῦ ὅλου, καὶ συναγωνίζεσθαι μὴ ὥσπερ παρ' Εὐριπίδῃ ἀλλ' ὥσπερ παρὰ Σοφοκλεῖ.* Allein Hr. H., der natürlich auch in diesem Punkte die Vertheidigung des Euripides unternimmt, ficht die Richtigkeit der Lesart an und zwar auf Grund des Zusammenhangs der Stelle selbst und im Interesse des Aristoteles, um nämlich diesen nicht etwas Unangemessenes sagen und mit sich selbst in Widerspruch erscheinen zu lassen. Denn da Aristoteles in den unmittelbar darauf folgenden Worten ausdrücklich den Agathon als den Urheber der Sitte bezeichnet, den Chor eingelegte Gesänge vortragen zu lassen, die, als außer allem Zusammenhange mit der besonderen Handlung, von einer Tragödie in die andere übertragen werden könnten: so lasse sich doch unmöglich annehmen, daß E. desselben Fehlers bezüchtigt werde, weßhalb denn vorgeschlagen wird zu lesen: *ὡς παρ' Εὐριπίδῃ ἢ ὡς παρὰ E. κτέ.* Von diplomatischer Seite empfiehlt sich die Aenderung nicht sonderlich und die Form der Rede bekömmt etwas Gezwungenes, wofür die Wahrscheinlichkeit auch nicht spricht. Die aus dem Zusammenhange gefolgerte Nothwendigkeit aber bekennen wir ganz und gar nicht einzusehen. Denn warum sollte Aristoteles, wenn er die von Agathon sich herschreibende Sitte eingelegter Gesänge tadelt, den Dichtern seiner Zeit nicht das Beyspiel des Sophokles als mustergültig vorhalten und dabey zugleich die Manier des Euripides als bereits zur fehlerhaften Weise sich hinneigend bezeichnen können, so daß der Gedankenzusammenhang einfach eine Steigerung enthält, wornach die Weise des Sophokles als die beste erklärt und der des Euripides vorgezogen wird, dahingegen die von den folgenden Dichtern unter Vorgang des Agathon befolgte Sitte als absolut verwerflich dargestellt wird.

Sollte man sich aber dennoch wegen anderweitiger Bedenken, die an der angeführten Stelle gegen die Richtigkeit der Lesart obwalten, auch in dieser Beziehung, wo sie nach unserer Ueberzeugung keinen Anstoß bietet, des Mißtrauens nicht entschlagen können, so mag man immerhin von der Autorität des Aristoteles absehen und sich an die wichtigste Instanz halten, die Hr. H. gegen das traditionell fortgepflanzte Vorurtheil geltend macht, nämlich an das Factum, das in den Tragödien des E. selbst vorliegt. Nun macht es sich Hr. H. offenbar leicht, indem er vorzugsweise das widerlegt, was gar nicht den eigentlichen Gegenstand des Tadels ausmacht, da, so viel uns bekannt ist, nur Hermann einmal in der Vorrede zur Helena die Vermuthung ausspricht, das vorletzte Stasimon dieser Tragödie, welches allerdings an großen, auch von Hrn. H. nicht genügend aufgehellten Schwierigkeiten leidet, könnte vielleicht ein solches eingelegtes Gedicht seyn und dadurch seinen besonderen Charakter erhalten haben. Was man hingegen im Allgemeinen an den Chorgesängen des E. auszusetzen findet, ist vielmehr dieses, daß dieselben häufig nicht mehr in dem innigen Zusammenhange mit der Handlung stehen, wie es z. B. bey Sophokles der Fall ist. Wenn nun Hr. H. vier Tragödien namhaft macht als die einzigen, welche der Kurzsichtigkeit wenigstens ein scheinbares Recht zu solchem Tadel böten, während bey den übrigen selbst der Mißgunst jeder Vorwand benommen sey; so wird derjenige, den des Verf. Gründe nicht zu überzeugen vermochten, seiner Pflicht genug thun, wenn er aus einer oder der anderen der nicht genannten Tragödien ein Beyspiel beybringt. Nun hat schon Hermann in der Vorrede zur Hecuba über das erste Stasimon dieser Tragödie den mehrerwähnten Tadel ausgesprochen. Ist er begründet oder

nicht? Man vergegenwärtige sich die Situation, wo jener Chorgesang eintritt. Der unglücklichen Mutter ist die Tochter, die mit edlem Heldenmuthe freywilligen Tod erwählt, trotz aller Vorstellungen und Bitten wirklich entrissen; vom Schmerze niedergedrückt sinkt sie zu Boden, die Helena, die Anstifterin alles Leides, verwünschend. Wie sie lautlos in ihr Gewand gehüllt daliegt und ehe der Herold erscheint, der in rührender Beschreibung die Vorgänge bey dem Opfer schildert, stellen die trojanischen Frauen, welche den Chor bilden, in dem Zwischengesange Betrachtungen an über den Ort, der ihnen als künftiger Aufenthalt in der Knechtschaft zu Theil werden wird. Offenbar steht der Inhalt dieses Gedichtes nur in sehr äußerlichem Zusammenhang mit der dargestellten Handlung; der Chor spielt eine wenig theilnehmende Rolle, indem er sein eigenes Schicksal bedenkt, wo das Bild der bejammernswerthen Königin, der heldenmüthigen Jungfrau seine ganze Seele erfüllen sollte. Wäre es nur das unglückliche Schicksal Troja's oder das traurige Loos der Knechtschaft oder die verderbliche Ursache all' des Jammers, Gegenstände, mit denen sich so oft Chorgesänge des Euripides beschäftigen, so wäre die Beziehung zur Handlung immer noch näher und inniger als jetzt. Fast möchte man vermuthen, daß Hr. H. selbst nicht sehr verschiedener Ansicht sey, da seine Worte (Vol. I. p. 516) etwas unbestimmt gehalten sind und sich zu keiner so nachdrücklichen Rechtfertigung oder Belobung des Dichters, wie sonst, herbeylassen; und auch Firnhabers Bemerkung (in Jahns Jahrbb. Bd. XXXI. S. 131), der den Zusammenhang an zwey einzelne Verse des vorausgehenden Aktes anknüpft, führt zu keinem weiteren Ergebniß, als, was sich schon von selbst versteht, daß der Inhalt des Gesanges nicht ganz außer dem Bereiche der Handlung liegt. Dabey könnte nur die Frage entstehen, ob der Dichter in einen unwillkührlichen Fehler verfallen sey, was nicht wahrscheinlich ist, oder in irgend einer besonderen Absicht einen beziehungsweise gehaltlosen Gesang eingeflochten habe. Für letztere Möglichkeit ließe sich entweder ein außer dem Zweck der Tragödie liegender Grund denken, z. B. eine Anspielung auf Zeitereignisse, wofür eine Bemerkung Matthiä's den Anhaltspunkt böte, oder ein innerer, ästhetischer. Als einen solchen ließe sich etwa folgender annehmen, daß die Situation am Schlusse des Aktes so ergreifend schien, daß in ähnlicher Absicht, wie Timanthes das Haupt seines Agamemnon verhüllte, um der Phantasie des Betrachters es zu überlassen, sich den Ausdruck des Schmerzes in dem Gesichte des Vaters zu malen, so auch der Dichter, wenn er frey seinem Genius folgen durfte, lieber eine völlige Pause hätte eintreten lassen, da aber die Sitte einen Gesang des Chores verlangte, diesen so einrichtete, daß er dem Zuhörer seine eigenen Empfindungen nicht vorwegnahm, und so auf dem Wege des Contrastes dasselbe erstrebte, was die Natur durch schweigendes Verstummen zu erreichen pflegte.

Ein anderes Beyspiel führen wir aus der Elektra an. Ebenfalls das erste Stasimon. Orestes ist mit Pylades vor der Hütte des Landmannes angekommen, dem Elektra von Aegisthos vermählt worden; er hat Gelegenheit, unbemerkt seine Schwester zu belauschen nnd zu erkennen, worauf er sich ihr als einen Freund des Orestes ausgibt und von dem Leben des Bruders Kunde ertheilt. Der indeß herbeygekommene Landmann tadelt erst die Elektra, daß sie mit Männern spreche, dann aber, als er vernimmt, daß es Freunde des Orestes, lädt er sie hocherfreut in sein Haus ein, worüber ihn Elektra schilt, da ihre Armuth den Fremdlingen nichts zu bieten vermöge, und ihn dann zu dem alten Pfleger des Agamemnon, der den Orestes gerettet und jetzt verbannt an den Gränzen des Landes lebt, entsendet, um diesen herbeyzuholen und für Lebensmittel sorgen zu lassen. Hierauf beginnt der Chor seinen Gesang, anhebend von dem Heereszuge nach Troja und in so weit allerdings an die Erinnerungen anknüpfend, die in dem Gespräche der Geschwister erweckt worden; aber der größere Theil des Gedichtes verweilt in der Beschreibung der von Vulkan geschmiedeten Waffen des Achilleus, von wo aus ein sehr gezwungener Uebergang am Schlusse des Gesanges wieder auf Agamemnon führt. Es zeigt sich hier zugleich die Vorliebe des E. für malende Schilderung, welche ihn z. B. in der Parodos des Hippolytos zu dem sonderbaren Eingange verleitet, wor-

über Matthiä's Bemerkung keineswegs so albern ist als es der Verf. (Vol. I. p. 403) ausgeben will. Vielleicht, daß diese Neigung des Dichters auch bey dem oben besprochenen Chorgesange in der Hecuba mitgewirkt hat.

Einen außerordentlich störenden, den ergreifenden Eindruck der vorausgehenden Scene ganz verwässernden Eindruck macht der Chorgesang in der Medea V. 1081 — 1115. Medea, im Anblicke ihrer Kinder kämpfend mit der Liebe zu diesen in ihrem Herzen und der Rachbegier gegen den Vater derselben, und beynahe wankend in ihrem Vorhaben, ermannt sich in Erinnerung des Erlittenen und Bevorstehenden, und harrt in ängstlicher Spannung des Erfolges ihrer Sendung. Unterdessen ergeht sich der Chor in Betrachtungen über die Vortheile der Kinderlosigkeit, die er mit dem unerträglichsten Gerede weiblicher Eitelkeit und Selbstbewunderung seiner Weisheit einleitet.

Durch diese Beyspiele, im Zusammenhalt mit andern, denen wir hier nicht weiter nachgehen können, wird, glauben wir, allerdings die Ansicht gerechtfertigt, daß bey Euripides jene lebendige Verbindung der Chorgesänge mit der Handlung bereits zu erlöschen anfieng und der Gebrauch derselben mehr nur als eine durch die Verhältnisse der griechischen Bühne geforderte Einrichtung beybehalten wurde; obgleich wir damit nicht behaupten wollen, daß diese Laxität der Verbindung in allen Dramen gleichermaßen herrsche, da vielmehr in einigen anderen, wie z. B. im Hippolytos, Ion, den Heraklíden, über welches letztere Stück Hr. H. ebenso wie über die Schutzflehenden, sein früheres Verdammungsurtheil zurückgenommen hat, die Chorgesänge durchaus eine angemessene Haltung beobachten. Wer hingegen eine durchgreifende Rechtfertigung des Dichters unternehmen wollte, dem bliebe nach unserer Meinung nur der Weg, in Anerkennung der Thatsache, diese Erscheinung im Zusammenhange einer Entwicklungsgeschichte der giechischen Tragödie zu würdigen, und dabey den Gedanken zu Grunde zu legen, welchen Wellauer in einer lesenswerthen Abhandlung: „Ueber den Chor des griechischen Dramas" im zehnten Supplementbande von Jahns Jahrbb. ausgeführt hat; womit zu vergleichen Droysens Abhandlung: „Phrynichos, Aischylos und die Trilogie" in den Kieler philologischen Studien. Dabey entsteht die Frage nach der eigentlichen Bedeutung und Stellung des Chors in der griechischen Tragödie, namentlich des Sophokles, der ihm nach übereinstimmendem Urtheile der bewährtesten Alterthumsforscher die vollendetste Handlung hat zu Theil werden lassen. Denn daß der Verf. kein richtiges Urtheil fällt, sondern sich nur von dem Vertheidigungseifer für Euripides hinreißen läßt, wenn er behauptet, daß auch sophokleische Chorgesänge, z. B. der in der Antigone: *Πολυώνυμε, Καδμείας Νύμφας ἄγαλμα κτέ.* nicht in besserem Zusammenhange mit der Handlung stünden als die bey Euripides getadelten, ist zu offenbar, als daß es noch eines umständlichen Beweises bedürfte. Denn was sollte besser in den Zusammenhang passen, wo Kreon von der drohenden Vorausverkündigung des Sehers erschüttert nach einem Wege der Rettung sucht und die Greise von banger Besorgniß erfüllt sind, als daß sie den Heimathsgott anrufen im Sinne und Tone ächter Cultusgesänge. Wahrlich, Hr. H. hätte kein besseres Beyspiel anführen können als dieses, um die Verschiedenheit beyder Dichter in Behandlung der Chöre anschaulich zu machen. Was nun die Würdigung des Chores überhaupt in dem Sinne und Zwecke der griechischen Tragödie betrifft, worüber sehr verschiedene Urtheile laut geworden sind, so nehmen wir Gelegenheit auf eine schätzbare Abhandlung hinzuweisen, deren Titel folgender:

C. A. Klanderi disputatio, quo loco Sophocles chorum ejusque cantus habuerit. Kiliae 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich wurde in Deutschland, seit man sich über den beschränkten Gesichtskreis französischer Bühnengesetze erhoben und neben dem englischen Theater auch in das Verständniß des griechischen Dramas tiefer einzudringen angefangen hatte, vorzüglich dem Chore, als einer besonderen Eigenthümlichkeit desselben, worin man zugleich einen gewichtigen Vorzug erkennen wollte, die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Man glaubte in ihm den Repräsentanten des Dichters selbst wahrzunehmen, dem dieser sein sittliches Urtheil über die Handlung in den Mund lege; oder den idealisirten Zuschauer, der bestimmt sey, die Empfindung und Betrachtung des wirklichen Zuschauers zu leiten und zu läutern; man faßte ihn als außer und über der Handlung stehend, als den personificirten Gedanken derselben; wogegen Andere, und zwar in besserer Uebereinstimmung mit dem Vorgange antiker Kunsttheorie, demselben, als dem Repräsentanten der Gemeinde, eine gewisse Mittelmäßigkeit der Ansicht, ja zum Theil eine besondere Kurzsichtigkeit des Urtheils, wodurch er sogar unter der Höhe des Stückes stehe, beymessen wollten. Wir bekennen uns zu der Ansicht, welche zugleich mit dem Ursprunge und der geschichtlichen Entwicklung der griechischen Tragödie am besten übereinstimmt, deren Ausdruck am treffendsten darin gefunden zu seyn scheint, das man sein Verhältniß zu den handelnden Personen mit dem des λαός zu den ἄνακτες im Homer vergleicht. In dieser Uebereinstimmung der epischen und dramatischen Poesie, welche letztere für die in ihr ausgebildete entwickeltere Gestalt des Chors einen bescheidenen Vorläufer in dem homerischen: ὣδε δέ τις εἶπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον hat, zeigt sich der nationale Werth dieser Einrichtung, der in dem Drama des Euripides eben wegen seiner weiter gehenden Tendenzen allerdings bereits zu sinken anfängt. Was für unsere Zeit von dem Versuche einer Wiederbelebung des Chores zu erwarten sey, läßt sich auch ohne Prüfung der von Schiller in der Einleitung zur Braut von Messina ausgesprochenen Ansicht, nach welcher derselbe für die moderne Bühne sogar von größerem Werthe als für die antike seyn würde, schon aus dem Umstande abnehmen, daß dazu nicht bloß eine gänzliche Umgestaltung der Bühnenverhältnisse, sondern zugleich der Begriffe und Gewohnheiten unseres Lebens erforderlich wäre, um ihn nur einigermaßen für die Darstellung brauchbar zu machen, wozu aber schwerlich selbst der entflammteste Feuereifer für die Einführung desselben begeisterter Dichter stark genug seyn möchte. Bleibt man also lieber bey der Würdigung desselben im griechischen Drama stehen, so glauben wir, daß in jener Auffassung zugleich die mögliche Vereinbarung so auffallend contrastirender Aeußerungen der neueren Aesthetiker, namentlich aber die richtige Ermäßigung überschwänglicher Hochstel-

lung gewonnen ist. Allerdings steht der Chor an geistiger Höhe und sittlicher Kraft im Allgemeinen unter den handelnden Personen, deren Zuge er meistens folgt in schrittweiser Begleitung ihres Thuns und dabey ebenfalls von der Verwickelung befangen, deren Knüpfung und Lösung sich an jenen vollzieht; allein, da er weniger von der Leidenschaft eigener Interessen und Bestrebungen ergriffen ist, so vermag er auch bisweilen besser als jene die Stimme der Mäßigung, der σωφροσύνη, welche dem Griechen ja vorzügliche Weisheit war, in sich zu vernehmen und auch auszusprechen, und im Kampfe widerstrebender Parteyen jene versöhnende und beschwichtigende Stellung einzunehmen, welche ihn würdig macht, das berühmte Sprichwort zu vertreten: Vox populi, vox Dei.

Durch diese Bemerkungen über den lyrischen Bestandtheil der euripideischen Tragödien, zu welchen außer dem oben erwähnten Abschnitte die Erörterung am Schlusse des XVIII.: De mirabilibus et minus probabilibus, quae insunt carminibus (Vol. II. p. 369) Veranlassung bot, sind wir bereits auf die Vergleichung des Euripides mit Sophokles geleitet worden. Der Verf. legt dafür in dem IX. Abschnitte (Vol. I. p. 375), welcher die Ueberschrift führt: Duce Aristotele atque Dionysio Euripides cum Sophocle comparatur, die berühmte Stelle in der Poetik des Aristoteles zu Grunde, in welcher eine Aeußerung des Sophokles über sein Verhältniß zu Euripides aufbewahrt ist. Dieselbe steht im 25. Cap., wo Aristoteles die Lösung für gewisse gegen die Poesie vorgebrachte Anschuldigungen gibt. Dazu gehört vor Allem die, daß die Poesie Unwahres erdichte, ein Vorwurf, dem A. den Ausspruch des Sophokles entgegenstellt: αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοι εἰσί Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß die in diesem Cap. vorangestellte Eintheilung: ἢ γὰρ οἷα ἦν ἢ ἔστιν, ἢ οἷα φασὶ καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ — nicht zu identificiren sey mit der im 2. Cap. gegebenen Unterscheidung *). Aus letzterer, deren Theilungsprincip in der sittlichen Höhe der Charaktere liegt, wird der Unterschied der Tragödie und Komödie hergeleitet, dahingegen an unserer Stelle die Eintheilung in der Wahrheit ihren Grund hat und für alle Gattungen der Poesie gleiche Geltung besitzt. So gut dieß der Verf. eingesehen und nachgewiesen hat, so auffallend ist es, daß im weiteren Verlaufe, sey es unbewußt unter Einwirkung der beygezogenen Stelle des Dionysius, oder absichtlich im Interesse sonstiger Tendenzen, eine völlige Vermischung und Verwirrung beyder Gesichtspunkte eintritt. Denn erstens kann unmöglich der Sinn des sophokleischen Ausspruchs darin liegen, daß Sophokles dem Euripides eine sorgfältigere Beobachtung des wirklichen Lebens, sich aber ein genaueres Anschließen an die mythische Ueberlieferung beymißt, da ja diese letztere nicht durch οἵους oder οἷα δεῖ, sondern durch οἷα φασί zu bezeichnen wäre. Jener Ausdruck kann offenbar nichts anderes bedeuten als die innere Nothwendigkeit und ideale Wahrheit der Charaktere, der selbst die Wahrheit des wirklichen Lebens wegen der vielfachen Zufälligkeiten, die ihm in der gewöhnlichen Auffassung beygemischt erscheinen, nachsteht und untergeordnet ist. Zweytens aber kann auch das tenue, humile und illiberale, wovon Hr. H. S. 378 spricht, für diese Verschiedenheit unmittelbar und zunächst nicht geltend gemacht werden, da dieß augenscheinlich in jene andere Eintheilung nach der honestas eingreift. Endlich aber ist es auch falsch, wenn der Verf. behauptet, daß Aristoteles diese von Euripides befolgte Weise lobe. Offenbar ist es die Absicht des Verf., dem Euripides eine größere Wahrheit der Charakteristik beyzumessen. Dazu läßt sich aber die angeführte Stelle durchaus nicht benützen, da Aristoteles sich auf den Ausspruch des Sophokles, der ganz darnach aussieht, als sey er die Antwort auf einen dem Dichter wirklich gemachten Vorwurf, zu dem Zwecke beruft, um das Recht der poetischen Wahrheit gegenüber der wirklichen zu vertheidigen, wodurch sich Aristoteles offenbar auf die Seite des Sophokles stellt, ganz in Uebereinstimmung mit dem, was er im neunten Capitel von dem Unterschiede der poetischen und historischen Wahrheit sagt. Man könnte sonach den Ausspruch des Sophokles mit der Aeußerung Göthe's vergleichen, welche Eckermann (I. S. 254)

*) Wir bemerken gelegentlich, daß es abermals eine unnöthige Verbesserung ist, mit der Hr. H. den urkundlichen Text heimsucht; das ἤ nach βελτίονας bedeutet nämlich nicht oder, sondern als.

mittheilt: Lord Byron habe zu viel Empirie, was in moderner Ausdrucksweise wohl dasselbe sagt, wie die Behauptung des Sophokles, daß Euripides die Menschen darstelle wie sie sind. Die von Eckermann versuchte Erklärung des Göthe'schen Apophthegma's, welche manches Treffende enthält, verdient ebenfalls berücksichtigt zu werden. Zu dem gleichen Ergebnisse gelangt man, wenn man die erwähnte Stelle des 2. Cap., die zwar in ihrer Absicht verschieden ist, aber doch einen Vergleichungspunkt darbietet, zu Grunde legt. Denn wenn Euripides wirklich, wie Hr. H. (p. 379) selbst behauptet, seine Herren bisweilen niedrig und furchtsam handelnd eingeführt hat, so unterliegt dieß nach der Theorie des Aristoteles einem doppelten Tadel. Erstens nämlich trifft eine solche Auffassung und Darstellung der Vorwurf des μὴ ἀναγκαῖον, was eben der Gegensatz des οἷα δεῖ ist, wie dieß A. ausdrücklich von der Person des Menelaos im Orestes bemerkt; zweytens aber verstößt dieselbe gegen die Forderung, daß die Charaktere in der Tragödie **würdige** seyen, wie Hr. H. den Ausdruck σπουδαῖα übersetzt; dadurch aber kommen die euripideischen Charaktere bisweilen in den Fall, sich der Komödie zu nähern, wie dieß Hr. H. selbst in dem lesenswerthen Abschnitte, **XIX. De dramatum generibus** (Vol. II. p. 386 sqq.) freylich nicht ohne Rechtfertigung des Dichters zugibt. Namentlich aber sucht der Verf. denselben gegen den oben erwähnten Tadel des Aristoteles in Bezug auf den Charakter des Menelaos zu vertheidigen. Wenn aber Hr. H. darin den großen Kunstrichter gar nicht wieder erkennen will, so liegt die Schuld lediglich an ihm, da diese einzelne Aeußerung wirklich im consequentesten Zusammenhange mit den sonst dargelegten Grundsätzen steht, denen Hr. H. selbst seine Beystimmung nicht versagte. Wir verweisen abermals auf das neunte Cap., wo Aristoteles den Unterschied und die Unabhängigkeit der poetischen von der historischen Wahrheit nachweist. Nachdem er nämlich gezeigt hat, daß es der Poesie nicht so wohl auf die Thaten und Erlebnisse der Einzelnen ankomme, als vielmehr auf das Allgemeine, τῷ ποίῳ τὰ ποῖ' ἄττα συμβαίνει λέγειν ἢ πράττειν κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον — erklärt er den Grund, warum sich die Tragödie dennoch an geschichtliche und mythische Namen hält, weil die Handlung dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Der Dichter wählt also diesen Namen, um diese Thaten, diese Schicksale, diesen Charakter darzustellen; und ebenso wie Aristoteles, der eine gewisse Mäßigkeit liebt und jedes Recht ehrt, trotz dem, daß er die Unabhängigkeit der Poesie von der Geschichte verficht, doch nicht verstatten will, daß man in den Thaten und Erlebnissen geschichtlicher oder mythischer Personen willkührliche Aenderungen vornehme, ebenso muß auch das: τοὺς μὲν παρειλημμένους μύθους λύειν οὐκ ἔστιν von den Charakteren mythischer Personen gelten. Will der Dichter andere Handlungen, andere Charaktere darstellen, nun so bediene er sich des Rechtes eigener Erfindung und gebe seinen Personen andere Namen, mit denen sich nicht bey den Zuhörern ein seiner Absicht widersprechendes Bewußtseyn verbindet. — Für die Hinneigung zur Weise der Komödie hat man in neuester Zeit allerdings eine Entschuldigung gefunden, insofern es nämlich durch erhaltene Zeugnisse wahrscheinlich gemacht wird, daß Euripides sich solcher Tragödien anstatt der Satyrspiele bediente; obwohl auch zugegeben werden muß, daß damit die Zerstörung der antiken Tragödie ihren Anfang genommen hat. In dieser Beziehung würde die Aufgabe einer gerechten und wohlgesinnten Würdigung des Dichters darin bestehen, nachzuweisen, in wie ferne diese Auflösung Keime einer weiteren Entwickelung in sich trage. Wenigstens wird eine Geschichte der dramatischen Poesie, welche die Entwickelung der antiken und modernen zu umfassen sich die Aufgabe stellt, über die Vermischung des Tragischen und Komischen, und noch manches Andere, was sich in Euripides als Abweichung von dem Gesetze des antiken Dramas ankündigt, schon deßwegen nicht so unbedingt den Stab brechen, weil sich Aehnliches bey Shakespeare, dem ausgezeichnetsten Genius der neueren Poesie, findet und als der größten Wirkung fähig erwiesen hat. Der Verf. hat in seinem Werke nicht verfehlt, mannigfache Andeutungen darüber zu geben, denen ein noch größerer Werth beyzumessen wäre, wenn nicht immer die unglückselige Widerwärtigkeit gegen Sophokles und Aeschylus störend dazwischen träte.

Haben wir eben den Vorwurf der Inconse-

quenz von Aristoteles abzuwenden gesucht, so können wir einen anderen Tadel nicht unerwähnt lassen, welcher gegen eine mit der vorliegenden Frage nahe verwandte Behauptung des Aristoteles von einem neueren Kritiker mit großer Entschiedenheit und Strenge ausgesprochen wird. Es ist dieß C. Fortlage, der in einer inhaltsreichen Recension von Rötschers dramaturgischen Schriften den Satz bestreitet, dem man die Gültigkeit einer Regel hatte beymessen wollen, daß der Tragödie schlechte Charaktere unangemessen seyen. Nun ist zuvörderst zuzugeben, daß eine Regel überhaupt keine Kategorie für das Genie ist; dieses bewährt vielmehr seine gottbegabte Natur darin, daß es in sich selbst das Maaß der Schönheit, welche allen wahren Kunstwerken inwohnt, urbildlich besitzt, und die Gesetze offenbart, welche dann für Geister zweyten Ranges immerhin die Form von Regeln annehmen mögen. Die Theorie aber geht darauf aus, Einsicht in diese Gesetze zu gewinnen, die, nach Platons Urtheil, der Künstler oft unbewußt und ohne davon Rechenschaft geben zu können, ausübt, und auf solche Weise tiefer in das Verständniß eines Kunstwerks einzudringen.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Schluß.)

Der Abt hatte also das Gericht unter seiner Aufsicht; es ist begreiflich, daß derselbe später bey anderweitigen Geschäften einen Andern an seine Stelle verordnet, der für ihn als Richter der Verhandlung präsidirte. Die Meliores et majores sue familie darf man schon des letzteren Beysatzes wegen nicht zu hoch greifen. Es waren sämmtlich Leute aus des Abtes Unterthanen; und da nach altdeutschem Recht Jeder nur per judicium parium gerichtet wurde, so werden diejenigen Männer, die hier zum urtheilen einberufen wurden, gleichfalls aus dem Stande der Coloni gewesen seyn. Daß die Bewohner Gaustatt's erst alsdann in den betreffenden Fällen vor dies Abts- oder Pforten-Gericht gegangen sind, sobald sie Unterthanen des Klosters Michelsberg geworden waren, versteht sich ohnehin. — Der vom Abte bestimmte Index konnte, wie man aus den Verhandlungen ersieht, ebenfalls einen Stellvertreter senden. Z. B. Hanns Blümblein loco judicis, Mauritius Bues von Pappenheim loco judicis etc.

Die Herausgabe des wichtigen Gerichtsbuches des hiesigen Katherina-Spitals (es beginnet 1472 und geht bis 1501 in 4to.) halten wir für eine dem hist. Vereine dahier allerdings zustehende, höchst zweckmäßige Aufgabe. — Eine gleichfalls sehr anziehende Erscheinung ist das Gaustatter Gemeindegericht oder der Zwölfertisch, welches Gericht das Recht hatte, durch eigene Richter aus der Mitte der Gemeinde alle in derselben streitigen Sachen bis zum Betrage von 5 fl. selbst zu richten und zu schlichten. „Dazu wurden 12 Männer in der Gemeinde auserlesen, welche an einem Tische im Rathhause für alle ihrem Tische gehörigen Fälle zum Gericht auf ihren eigenen Stühlen saßen und die Streitigkeiten mündlich richteten und schlichteten.“ Ueble Aufführung schloß vom Tische aus. Pfortengericht und Zwölfertisch haben bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ihre Geltung gehabt. — Beachtung verdient für Freunde des deutschen Rechts die Dorfs- und Gemeinde-Ordnung von Gaustatt vom Jahre 1583, in der Beylage 1. — Wir müssen der Kürze halber so Manches übergehen, was des Anführens werth ist, z. B. §. 29. „Sitten und Gebräuche in Gaustatt,“ die Trunkliebe der Gaustatter. Ein recht abschreckendes Beyspiel von Trunkenheit und den in derselben verübten groben Excessen liefert in der Beylage 4. die „Vrphedt Hansen Krausen, Fischer zu Gaustatt“ von 1609. — Aussetzen der Kinder kommt in einzelnen Fällen vor, z. B. 1700, und 1704, in welch' letzterem Jahre dem Wirthe Andreas Förner Nachts ein Kind vor das Haus gelegt wurde, welches einen Zettel folgenden Inhalts anhängen hatte:

„Hier lieg ich armes Kindelein!
Mein' Mutter will noch ein Jahr Jungfer seyn!
Ich bitt' um die heil. Taufe.“

Am Schluße unserer Anzeige können wir nicht umhin, gegen Hrn. M. den Wunsch auszusprechen, er möge auch fernerhin, ungeachtet seiner vielen Geschäfte der vaterländischen Geschichte mit gleichem Eifer sich zuwenden, wie er im vorliegenden Werke gethan! —

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Was nun das uns erhaltene Fragment einer aristotelischen Theorie der Poesie betrifft, so würden wir, wenn Hr. F. gegen die oben erwähnte Lehre der tragischen Charaktere nur sich auf Macbeth und Richard III. berufen hätte, gerne einräumen, daß auch der Tiefsinn eines Aristoteles nicht berufen gewesen sey, dem Genie eines Shakespeare vorzugreifen. Allein schwerer entschließen wir uns, dem scharfsinnigen Denker und Beobachter eine so falsche Beurtheilung des ihm bereits Vorliegenden zuzutrauen, als es nach Hrn. Fortlage's Behauptung scheinen möchte, indem dieser auch aus der antiken Tragödie Beyspiele, und zwar nicht wenige, als Gegenbeweise anführt, weßwegen wir uns auf eine nähere Prüfung seiner Gründe einlassen zu müssen glauben. Wir nehmen an, daß Hr. F. nicht die Stelle im II. Cap. der Poetik im Sinne hatte, wie es nach dem gebrauchten Ausdrucke den Anschein haben könnte; denn das Wort φαῦλος bezeichnet nicht eine positive, energische Schlechtigkeit, sondern vielmehr jene mit Schwäche verbundene unedle Gemeinheit und Niedrigkeit, hier in specie in dem Sinne des Aristoteles eine solche Schlechtigkeit, die zugleich der Lächerlichkeit preisgegeben ist und in so ferne der Komödie anheimfällt. Diese wird gewiß Hr. F. so gut wie Aristoteles von der Tragödie ausgeschlossen wissen wollen. Wir beziehen daher den Widerspruch des Hrn. F. vielmehr auf die Aeußerung im XIII. Cap. Dort wird nun freylich nicht von der Tragödie im Allgemeinen, sondern nur von der Art der Composition gehandelt, welche eine Katastrophe, eine Umwandlung des Schicksals einer Person enthält. Von den verschiedenen möglichen Arten derselben verwirft A. als ganz untragisch die, wo ein Bösewicht vom Unglück zum Glück übergeht, aber auch die, wo ein σφόδρα πονηρός die entgegengesetzte Umwandlung vom Glück zum Unglück erfährt, weil auch dieser wesentliche Stücke der in der Tragödie beabsichtigten Wirkung fehlen. Halten wir nun gegen diese Ansicht des Aristoteles die von Hrn. F. aus der alten Tragödie namhaft gemachten Beyspiele, der Medea, Klytämnestra, des Odysseus (im Philoktet), des Kreon, der Elektra, welcher letzteren H. F. namentlich eine solche moralische Garstigkeit zuschreibt, daß sie wohl schwerlich auf unserer Bühne würde ertragen werden: so gestehen wir, daß Hr. F. uns diese Charaktere nicht richtig, wenigstens nicht im Sinne der Dichter aufgefaßt zu haben scheint. Abgesehen davon, in wie fern die Art der σύστασις, auf welche sich die Bemerkung des Aristoteles beschränkt, auch für die genannten Beyspiele Anwendung findet, wodurch Odysseus in der erwähnten Tragödie von selbst ausgeschlossen wird, so zweifeln wir nicht, daß A. dieselben unbedingt unter den Begriff einer ἁμαρτία μεγάλη stellen würde, welcher er als tragischem Motive gerade den

Vorzug gibt; insonderheit aber die Elektra betreffend, so glauben wir, daß die von Hrn. F. angeführte Aeußerung, nach welcher die Tochter lieber einen doppelten Schlag auf die Mutter geführt wünscht, mehr auf Rechnung des aufs höchste gesteigerten Affektes, als des eigentlichen Ethos, zu setzen sey, obwohl die durch langes Erdulden geschärfte Herbigkeit ihres Charakters sich wohl damit verträgt. Eher also könnten wir uns mit Rötschers Ansicht vertragen, der in den Charakteren des Macbeth und Richard ein Hinausgehen der modernen Tragödie über die Schranken der antiken erblickt, was um so eher zugegeben werden darf, als er mit der consequenten Entwicklung des Dramas, wie sich dieselbe bereits aus dem Verhältniß der drey griechischen Tragiker wahrnehmen läßt, so wie mit den wesentlich veränderten Bühnengesetzen, welche dem modernen Dichter eine viel freyere Verfügung über Raum und Zeit, und darum auch viel reichere Verwickelung der Handlung verstatten, im besten Einklange steht. Doch auch so bedarf diese Behauptung immer noch eine wohl zu erwägende Limitation. Denn genau besehen nähert sich Macbeth, wie dieß Hr. F. selbst hervorhebt, doch jenen Charakteren der antiken Tragödie, auf welche der Begriff einer ἁμαρτία μεγάλη, eines großens Vergehens bey ursprünglich nicht unedler Natur, anwenden läßt; es ist nicht die Bosheit seines Herzens, sondern eine ungeheure Leidenschaft, welche Macbeth von Verbrechen zu Verbrechen reißt. Und Richard III., dieser Ausbund von Bosheit, der schon von der Natur gezeichnete, vor keinem Frevel zurückschreckende Bösewicht! Doch auch diesem hat der Dichter in einer gewissen Genialität und Virtuosität, die so meisterhaft ausgedrückt ist in der Wirkung, die dieser Unhold auf zwey weibliche Wesen ausübt, nicht vergessen Züge zu leihen, die den Weg zu unserem Herzen finden, so daß wir bey dem Untergange des maaßlosen Verbrechers nicht bloß eine Befriedigung unseres sittlichen Gefühles, sondern in der That auch die Regungen des Mitleidens und der Furcht, die von einem gewissen Grad liebevoller Theilnahme unzertrennlich sind, empfinden; wozu noch kommt, was nicht übersehen werden darf, daß die Tragödie in jenem großartigen historischen Zusammenhange steht, der mit dem an Freveln und Unthaten reichen Geschlechte der Pelopiden eine Vergleichung zuläßt. Unter diesen Voraussetzungen scheint uns sogar die kühne Eigenthümlichkeit der Shakespeare'schen Tragödie die Richtigkeit der Beobachtung und Auffassung des Aristoteles eher zu bestätigen als zu widerlegen; keinenfalls aber können wir es zugeben, daß die Behauptung desselben nur auf eine Trivialität hinauslaufe; denn selbst wenn A. nur das im Sinne hatte, was Hr. F. im höchsten Falle darin finden will, so darf man ihm zutrauen, daß er in den ihm vor Augen liegenden Thatsachen, von denen uns nur ein so geringer Theil erhalten ist, eben so gut Grund fand zu einer solchen Bemerkung, als noch in unseren Tagen Lessing und Schiller ähnliche Untersuchungen nicht für überflüssig erkannten.

Allein Aristoteles will auch gute Charaktere nicht zum Gegenstande einer Schicksalsumwandlung von Glück in Unglück gemacht wissen! Dagegen erhebt Hr. H. (Vol. I. p. 495) Einsprache und ruft das Urtheil aller Dichter und des ganzen Alterthums zu Zeugen auf. Ehe wir uns aber anschicken, diese Zeugen abzuhören, müssen wir die in Anspruch genommene Behauptung selbst näher prüfen, da die Verschiedenheit der von A. gebrauchten Ausdrücke, die unter die Begriffe gut und schlecht subsumirt werden, möglicher Weise jene unter einem falschen Lichte erscheinen lassen könnte. Aristoteles sagt: οὔτε τοὺς ἐπιεικεῖς ἄνδρας δεῖ μεταβάλλοντας φαίνεσθαι ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν. Daß die ἐπιεικεῖς ἄνδρες von den σπουδαῖοι zu unterscheiden, leuchtet von selbst ein; denn während erstere unter besonderen Verhältnissen von der Tragödie ausgeschlossen werden, so sind nach des A. Theorie überhaupt keine anderen als σπουδαῖοι in der Tragödie zuläßig. Es können also darunter nicht gute Charaktere, die sich in guten Handlungen manifestiren, sondern nur solche, die überhaupt ernste Zwecke verfolgen, die etwas Tüchtiges wollen im Guten oder Bösen, verstanden werden, im Gegensatze gegen solche Naturen, deren Thun sich innerhalb der Interessen des gewöhnlichen Lebens bewegt, deren Leidenschaften, auf zufällige Gegenstände gerichtet, in zwecklose Nichtigkeit sich auflösen. Daher drückt A. dieselbe Forderung auch mit der Bezeichnung σπουδαία πρᾶξις aus, d. h. eine

Handlung von subſtantiellem Gehalte. Die ἐπιεικεία dagegen drückt eine der Gerechtigkeit verwandte Tugend aus; der ἐπιεικής iſt nicht bloß ein ſchuldloſer, ſondern ein gutgeſinnter und in all' ſeinem Thun rechtſchaffener Mann. Die Schickſalsumwandlung einer ſolchen Perſon hält A. für nicht angemeſſen der Tragödie, da ſie ſtatt Furcht und Mitleiden Schauder erwecke.

Wir geſtehen, daß uns dieſer Satz ſchwerer in theoria zu beweiſen, als in praxi zu rechtfertigen ſcheint, woraus wir in A. wieder den feinen und ſorgfältigen Beobachter erkennen. Wenigſtens halten wir die von Hrn. A. angeführten Beyſpiele nicht für geeignet, den Gegenbeweis zu liefern. Oder ſollte Hr. H. wirklich, wie es nach ſeinen Worten ſcheint, das Leiden und Sterben Chriſti für einen der Tragödie angemeſſenen Stoff anerkennen? ſollte ſeine Ueberzeugung nicht mit unſerer Anſicht übereinſtimmen, wornach dieſer Gegenſtand über alle poetiſche, namentlich aber dramatiſche Darſtellung erhaben iſt, und zu einer ſolchen mißbraucht nicht nur der in ihm liegenden höheren, ſondern auch der der Tragödie eigenthümlichen Wirkung verfehlen würde? Doch wollen wir zugeben, daß der Verf. zu dieſem Beyſpiele nur durch eine Art rhetoriſcher amplificatio verleitet worden ſey; wollen uns auch nicht an den Oedipus halten, bey deſſen Schickſal das Beſtreben des Dichters, das wirklich Schauder und Grauen Erregende der Handlung durch kunſtreiche Motivirung und Charakteriſtik zu mildern, ſo deutlich iſt, daß A. ſogar in den Verdacht gekommen iſt, von dieſem Beyſpiele vorzugsweiſe ſeine Regel abſtrahirt zu haben. Aber Sokrates? Huß? Auch dieſe halten wir mehr für eine Beſtätigung als für eine Widerlegung des ariſtoteliſchen Satzes; wenigſtens glauben wir, daß ſie noch nicht mit Glück von einem dramatiſchen Dichter behandelt worden ſind. So bleibt denn hauptſächlich noch Palamedes übrig, deſſen Schickſal allerdings am beſten zu dem vorliegenden Falle paßt. Schade, daß dieſe Tragödie in der Bearbeitung der drey großen Tragiker verloren gegangen iſt und wir von der Behandlung namentlich des Sophokles zu wenig unterrichtet ſind. Was ſich über den von Euripides befolgten Plan erkennen läßt, wofür die erhaltenen Ueberreſte noch am eheſten Anhaltspunkte bieten, ſcheint jedoch darauf zu führen, daß der Dichter in dieſem Drama mehr vielleicht als in irgend einem anderen die Poeſie in den Dienſt perſönlicher Zeitintereſſen geſtellt habe, und ſo mächtig Einzelnes durch nahe liegende Beziehungen an die Gemüther der Athener geſchlagen haben mag, doch in der ganzen Wirkung der Tragödie unter dem Zweck und Vermögen der Kunſt zurückgeblieben ſey. Belehrend wäre es, dürften wir einer Vermuthung des Verf. (Vol. II. p. 261) folgen, wornach ſich annehmen ließe, daß Aeſchylus und Sophokles den Helden nicht ſo ſchuldlos dargeſtellt haben wie Euripides. Doch beruht die Conjectur auf zu unſicherem Boden, als daß wir einen weiteren Schluß darauf begründen möchten, geſtehen auch, daß Habſucht und Beſtechlichkeit als mitwirkendes Motiv uns am wenigſten gefiele und nur von geringer Wirkung für die äſthetiſche Befriedigung zu ſeyn ſchiene. Charaktere wie Polyxena, Iphigenia, Desdemona wurden abſichtlich nicht erwähnt; denn da ſie der Dichter nicht zum Mittelpunkte der Handlung gemacht hat, deren Träger vielmehr andere Perſonen ſind, ſo können ſie auch nicht gegen Ariſtoteles aufgeführt werden, der offenbar die Hauptperſon im Sinne hatte. Außerdem iſt für die beyden erſtgenannten das Moment noch wohl zu beachten, daß nach der Abſicht des Dichters das ſie betreffende Schickſal gar nicht als eine an ihnen ſich vollziehende unglückliche Kataſtrophe erſcheinen ſollte, ſondern ſich zur Verklärung ihres edlen Heroismus erhebt. Denke man ſich die Freywilligkeit der Aufopferung hinweg, laſſe man die Jungfrauen mit Gewalt zum Tode geſchleppt werden, bringe man namentlich den Vater der Iphigenia in die Lage, den entſetzlichen Entſchluß auch noch mit grauſamer Härte zu vollziehen, und man wird eine Handlung vor ſich haben, von der ſich das ſittliche und äſthetiſche Gefühl empört abwendet, weil ſie ſtatt tragiſcher Furcht und Mitleidens, die nicht ohne innere Erhebung an uns vorübergehen, Grauen und Entſetzen erweckt, worin ſich nie die Abſicht eines Kunſtwerkes erfüllen kann.

Unabhängig von der Theorie des Ariſtoteles unternimmt der Verf. im XVI. Abſchnitte, deſſen

Ueberschrift lautet: Veritatem qua ratione Euripides imitatus sit, (Vol. II. p. 224) die Art der Charakterzeichnung, welche dem Euripides im Unterschiede von Sophokles zugeschrieben wird, zu rechtfertigen. Indem Hr. H. nämlich, die Richtigkeit des sophokleischen Ausspruches anerkennend, zugibt, daß E. die Charaktere der Heroen nach den Sitten seiner Zeit umzugestalten pflegte, beruft er sich auf das Beyspiel des größten Dichters aller Zeiten, Homers, der das gleiche Verfahren beobachtet habe. Der Beweis für diese letztere Behauptung dürfte übrigens doch etwas schwerer zu führen seyn, als es der Verf. genommen zu haben scheint, da nicht wohl einzusehen ist, aus welchen anderen Quellen man sich über den Zustand der Menschen zur Zeit Homers in moralischer, intellectueller und bürgerlicher Beziehung belehren soll, um damit die Auffassung und Darstellung des Dichters zu vergleichen. Auch leuchtet von selbst ein, daß die vorgegebene Aehnlichkeit wenigstens in so fern nicht zutrifft, als bey Homer, dem ja nach Herodots bekannter Versicherung die Hellenen überhaupt erst die Gestaltung ihrer Mythologie verdanken, eine solche Inconsequenz der poetischen Charakterisirung der Personen mit traditionell hergebrachten Vorstellungen, wovon eben bey Euripides die Rede ist, nicht angenommen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

The letters of Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield, including numerous letters now first published from the original manuscripts. Edited with notes by Lord Mahon. London, Bentley, 1845. 4 Bde. in gr. 8. mit schönen Bildnissen Lord Chesterfield's, Bolingbroke's, Montesquieu's und Chatham's.

Die Zahl der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe, die zuvor gar nicht oder noch nicht so vollständig gedruckt waren, ist nicht klein; historischen Werth

hat jedoch dieser Zuwachs nicht. Keine Mehrung findet sich bey den berühmten oder, wenn man mehr auf das Tadelhafte daran sieht, berüchtigten, auch bey uns durch eine Uebersetzung sehr bekannt gewordenen Briefen an Philipp Stanhope, Chesterfield's einzigen und zwar unehelichen Sohn. Was der lockeren Sittenlehre in diesen Briefen zwar nicht zur Entschuldigung doch zur Erklärung dient, war aus ihnen selbst schon abzunehmen, zeigt sich aber noch deutlicher in andern Stellen vorliegender Sammlung. Um jeden Preis wollte Ch. seinen Sohn zu einem feinen Weltmanne bilden; durch ehrbare Grazie am liebsten, nöthigenfalls aber auch durch schlüpfrige. Es gelang ihm damit übel; der Sohn blieb steif und schwerfällig; bald nachdem er eine Gesandtenstelle erlangt hatte, starb er an der Wassersucht, fünf Jahre vor dem Vater.

Zu den früher gedruckten Charakteren, aus denen Manches in viele Bücher übergegangen und Einiges sprüchwörtlich geworden ist, (wie die bittere Bemerkung über das Haus der Lords [hospital of incurables, II. 453.] die seitdem oft und glänzend widerlegt wurde), kommen hier drey neue: Lady Suffolk, Dr. Arbuthnot und Lord Bute. Letzteres Stück ist das ausführlichste, bestätigt aber nur was anderswoher schon bekannt war. — Lady Suffolk stand bey Georg II. in großer Gunst; doch konnte sie für ihren armen Freund, den Dichter Gray, keine Anstellung erlangen, weil der König, der seine Bildung in Hannover erhalten hatte, „sich unter einem Dichter etwas wie einen Handwerksmann vorstellte." — Von Dr. Arbuthnot wird bemerkt, Pope und Swift, die viel mit ihm verkehrten, haben ihm viel mehr, als sie gestanden, zu danken gehabt. Noch ansprechender dürfte Folgendes, zumal aus dieser Feder, seyn: „Er lebte und starb als ein aufrichtiger, frommer Christ. Ich war bey ihm mit Pope am Abend vor seinem Tode; sein Geist war hell, obgleich der Körper von einer Gedärmentzündung grausam litt. Er nahm zärtlich Abschied von uns und sagte uns, er sterbe nicht nur mit dem Troste, sondern auch der glaubigen Zuversicht eines Christen."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Sollte aber dieß gemeint seyn, daß die homerische Dichtung aus dem Boden des Lebens emporgesprossen sey, so kann dieß als das Gemeinsame aller wahren Poesie gelten, und die Frage stellt sich dann so, in wie weit es dem Dichter gelungen, die Wahrheit der Wirklichkeit zur poetischen Wahrheit zu erheben. Darin eben scheint es zu liegen, warum Homer der Dichter κατ' ἐξοχήν genannt zu werden verdient. Bey ihm lebt Alles in der Atmosphäre der Poesie, und die gemeine Wirklichkeit geht in seinen Gedichten so ganz in der poetischen Wahrheit auf, daß trotz aller Versuche und Meinungen wohl keiner Scheidekunst es je gelingen wird, die historische Wahrheit aus derselben herauszulösen. In gleichem Grade kann dieß wohl von keinem anderen Dichter gesagt werden, unter den drey großen Tragikern aber gewiß am wenigsten von Euripides, in dessen Gedichten oft genug die Wahrheit der Wirklichkeit störend in die poetische Wahrheit eingreift. Dieser Vorwurf trifft in vielen Fällen die besondere Weise, wie Euripides die mythischen Personen nach den Begriffen seiner Zeit umgestaltet. Das Charakteristische dieser Umbildung findet der Verf. darin, daß E. an die Stelle der Heroen Philosophen setzte. Im Allgemeinen kann einer solchen Auffassung der euripideischen Charaktere eine gewisse Wahrheit nicht abgesprochen werden, vorausgesetzt, daß man den weitesten Begriff der Philosophie zu Grunde legt, wie derselbe auch solche Bestrebungen, welche die Philosophie selbst als ihrem Wesen widerstreitende Auswüchse von sich ausgeschieden hat, in sich aufzunehmen geeignet ist. Eine solche weite Fassung des Begriffes scheint um so mehr gerechtfertigt, als sie in dem vorliegenden Falle eine geschichtliche Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann, da ja zu jener Zeit, wo Euripides die poetische Laufbahn betrat, die Philosophie diesen Läuterungsproceß noch nicht überstanden, ja kaum begonnen und am wenigsten also zu der Anerkennung gebracht hatte, welche sie als die Frucht der Lebensthätigkeit des Sokrates den unsterblichen Bemühungen seines großen Schülers verdankt. In die vorhergehende Periode dagegen fällt das rasche Aufblühen und mit reißendem Erfolge wachsende Umsichgreifen der Rhetorik, welche mehr und mehr alle Bildungselemente des hellenischen Volkes an sich zu ziehen anfing. So hatte sie sich auch der Principien der damals zur Entwickelung gelangten philosophischen Systeme zu bemächtigen gewußt, und durch die ungezügelte Entfesselung der subjectiven Willkühr, welche auf eine Untergrabung aller objectiven Wahrheit hinauslief, die Philosophie selbst in ihren Grundfesten erschüttert, so daß sie in Wahrheit eines Sospitators bedurfte, den sie denn auch in der Person des Sokrates fand. Dieser Macht der noch ungeläuterten, bloß beliebensmäßigen Subjectivität vermochte sich

Euripides eben so wenig zu entziehen als das philosophische System, aus welchem er vorzugsweise schöpfte, das anaxagoräische, das ja gerade am meisten dem Principe der Sophistik vorgearbeitet hatte. Dem also erkannten geschichtlichen Verhältnisse entspricht vollkommen die in den Tragödien des Euripides vorliegende Thatsache. Wohl finden sich außer jenen dem Systeme des Klazomeniers entnommenen physikalischen Lehren auch Aussprüche ethischen Gehaltes, die der Philosophie im höchsten Grade würdig sind; allein die bey weitem überwiegende Mehrzahl der Stellen, welche philosophische Räsonnements enthalten, stehen durchaus auf dem Standpunkte der Sophistik und verlieren sich bisweilen in gehaltlose Gedankenspielereyen einer nüchternen Reflexion, die mit der Philosophie nicht mehr als höchstens einen Rest formaler Aehnlichkeit gemein hat. Noch augenscheinlicher tritt dieser Unterschied in den dargestellten Charakteren hervor, denen zwar fast durchgängig die größte Neigung zu reflectirenden Erörterungen und allgemeinen Betrachtungen über die verschiedensten Verhältnisse des menschlichen Lebens, ganz besonders auch über die Frage einer göttlichen Vorsehung inwohnt, aber darum nichts weniger als die Eigenthümlichkeit wahrhaft philosophischer Charaktere. Dieß gilt vollkommen von all den Personen, welche der Verf. ausdrücklich als Repräsentanten gewisser philosophischer Systeme namhaft macht. Allein selbst die weiteste Ausdehnung des Begriffs der Philosophie, welche wir dem Verf. gerne einräumen, scheint noch nicht hinreichend für alle die Fälle, welche derselbe darunter subsumirt. Wir wollen nur zwey Beyspiele erwähnen, in welchen die Excessivität des Verf. unverkennbar ist. Ein Scholiast belobt den Charakter der Polyxena in der Hecuba als wahrhaft heroisch und der Würde der Person angemessen. Diese Bemerkung glaubt Hr. H. dahin berichtigen zu müssen, daß er die vom Scholiasten anerkannte heroische Gesinnung in eine philosophische verwandelt. Warum aber soll eine Königstochter, die, erfüllt von dem Bewußtseyn vergangener Hoheit, das jetzige Loos der Sklaverey mit dem ganzen Gefolge entwürdigender Zustände für so unerträglich erachtet, daß sie dieses Leben gerne hingibt, um durch einen Akt freyen Entschlusses der schreckenden Aussicht für immer sich zu entziehen: warum soll ein solcher Charakter richtiger ein philosophischer als ein heroischer heißen? und zwar in einem Falle, wo nicht einmal eine Einmischung philosophischer Reflexionen irgend wahrzunehmen ist und der Dichter selbst in den unmittelbar auf die hieher gehörige Rede der Polyxena folgenden Worten des Chors:

δεινὸς χαρακτὴρ κἀπίσημος ἐν βροτοῖς,
ἐσθλῶν γενέσθαι, κἀπὶ μεῖζον ἔρχεται
τῆς εὐγενείας ὄνομα τοῖσιν ἀξίοις —

deutlich genug den Gesichtspunkt angibt, von dem aus der Charakter der Polyxena gefaßt werden muß, und sich damit ausdrücklich für des Scholiasten und gegen Hrn. Hartungs Ansicht erklärt.

Hat der Verf. hier offenbar der Philosophie eine zu große Ehre erwiesen, dadurch daß er eine hochgesinnte Tugend außerhalb derselben überhaupt nicht anzuerkennen scheint — es müßte denn der richtige Aufschluß in dem Satze gegeben seyn, der sich auch irgendwo, wenn wir nicht irren in dem Argumentum der Medea, ausgesprochen findet: Omnes enim miseri philosophantur — so weiß er dieses Uebermaaß exclusiver Hochstellung reichlich zu compensiren, indem er bey anderer Gelegenheit der Philosophie einen Spiegel vorhält, in welchem sie sich nicht ohne Schrecken erblicken kann. Es geschieht dieß in der Inhaltsangabe des verloren gegangenen Philoktetes, über dessen Plan und Inhalt uns Dio Chrysostomus einigermassen belehrt. Hr. H. tadelt den Rhetor, daß er die ausgezeichnete Beredtsamkeit des euripideischen Odysseus allein hervorgehoben, von der Philosophie dagegen gar keine Erwähnung gethan, und knüpft — man traut seinen Augen kaum — folgende Charakteristik des Sisyphiden daran, die wir der Authenticität der Ausdrücke wegen mit den eigenen Worten des Verf. anführen: Nam Ulysses quidem — sagt er (Vol. I. p. 363), illi (sc. philosophiae) studet adeo sapientemque haberi (also wohl den Schein der Weisheit?) ita primum ducit, ut ad philosophiae lucem omnia revocet, ad illius praecepta vitam plane dirigat!! Wo davon nur eine Spur in den erhaltenen Bruchstücken, wenn nicht der Verf. mit Isokrates die Philosophie in die baare Rhetorik oder richtiger — da

dieser Begriff immer noch zu unschuldig wäre — in die crasseste πανουργία setzt? Daß darin der eigentliche Charakter des Odysseus besteht, namentlich wie ihn Euripides, nicht widersprechend dem bey Homer gegebenen Prototyp, sondern nur mit einiger consequenter Verbitterung der naiven Gestaltung in der epischen Dichtung als das Urbild demagogischer Redegewandtheit und eigennütziger Perfidie geschildert hat, dieß zeigen unwidersprechlich alle jene Tragödien, in denen der Dichter dem Odysseus eine Rolle zugewiesen hat, ganz besonders die trojische Tetralogie, in welcher die oben genannte πανουργία wohl ihren Gipfel erreicht hat. Auch berechtigt nichts zu der Annahme, daß Euripides in vorliegender Tragödie eine abweichende Charakteristik befolgt und so im Voraus gleichsam all' die Ungunst compensirt habe, die er in seinen späteren Tragödien, vielleicht unter Mitwirkung der politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt über denselben ergehen ließ; vielmehr führen außer der ganzen Structur der Fabel, so weit sich solche aus dem Berichte des Dio erkennen läßt, ausdrückliche Andeutungen, wie z. B. die Hinweisung auf das Verfahren gegen Palamedes, zu dem Resultate, daß Dio, der gewiß nicht eingenommen ist gegen Euripides, das ihm von Hrn. H. im Allgemeinen gespendete Lob eines richtigen Blickes und gesunden Urtheils auch in dieser Beziehung, in der Auffassung und Würdigung des Charakters des Odysseus, rechtfertige, und anderseits die vom Verf. für nöthig befundene Ergänzung theils unbegreiflich erscheint, theils in der weiteren Ausführung (S. 362) nahezu ans Komische streift, mit Gewalt an die frommen Redensarten erinnernd, welche in der deutschen Fabel der analoge Held bisweilen im Munde führt. Es scheint in der That, als habe sich in vorliegendem Falle des Verf. übermäßige Parteylichkeit für Euripides, die sich sogar auf die Personen seiner Tragödien und deren moralischen Charakter erstreckt, empfindlich gerächt, indem der Verf. hier sichtlich dem Dichter Unrecht thut, der gewiß einen viel würdigeren Begriff von Philosophie hatte, als ihm in der erwähnten Darstellung untergelegt wird. Alles dagegen spricht dafür, daß E. in der wiederholten Anwendung der Person des Odysseus die verwegenste Rhetorik und durchtriebenste Demagogie, welche in jener Zeit verderbenbringend um sich zu greifen und alle Begriffe der Sittlichkeit und des Rechtes umzukehren begonnen hatte, darstellen wollte und damit die furchtbare Wahrheit erreichte, wie sich in den damaligen Verhältnissen der griechischen Staaten und namentlich des atheniſchen Gemeinwesens jener Zug politischer Verschlagenheit und Ränkesucht ausgebildet hatte, der in der homerischen Dichtung noch ein viel unschuldigeres Aussehen hat und in der Gestalt rastloser Thatkraft und Alles besiegender Gewandtheit öfter die schöne Seite herauskehrt. Wenn diese letztere je ein tragischer Dichter in dem Charakter des Odysseus aufzufassen und verklärend darzustellen versuchte, so war es offenbar Sophokles, nicht im Philoktetes, sondern im Aias, wo er den Helden auf einen höheren Standpunkt der Sittlichkeit gestellt hat als selbst die weisheitsvolle Göttin Athene, seine Beschützerin.

Den beyden Abhandlungen, in welchen der Verf. die Vergleichung des Euripides mit Aeschylus und Sophokles ausführt, sind die Didaskalien der Medea und des Hippolytos beygeordnet, welche nach chronologischen Ueberlieferungen in das erste und vierte Jahr der 87. Ol., also um den Anfang des peloponnesischen Krieges fallen. Diese Anordnung ist eine sehr glückliche und dem Zwecke angemessene. Beyde Stücke gehören zu den vorzüglichsten des Dichters und bieten dessen eigenthümlicher Virtuosität in Darstellung weiblicher Leidenschaften den günstigsten Stoff, der zugleich durch die besondere Weise seiner Entfaltung in der einen und anderen Tragödie diejenige Verschiedenheit bewährt, welche eine Vergleichung mit dem Charakteristischen der beyden anderen Dichter begünstigt. Außerdem dient der getroffenen Wahl noch dieß zur Empfehlung, daß die Tetralogie der Medea auch den Philoktetes enthält, welchen noch Dio Chrysostomus in der Bearbeitung der drey großen Tragiker lesen konnte und uns durch die lebendige Schilderung des großen Genusses, welchen er bey der zusammenhängenden Lectüre empfunden, den erlittenen Verlust doppelt fühlen läßt, zugleich aber auch unseren Dank verdient wegen der, wenn auch gerade für die verlorenen Stücke weniger zureichenden aber doch auch nicht ganz uner-

giebigen Nachrichten. In die Didaskalia des Hippolytos aber setzt der Verf. nach eigener Vermuthung auch die Antigone, deren freylich nicht zahlreiche Bruchstücke doch einigermaßen ergänzt werden durch willkommene Notizen über die besondere Behandlungsart des Dichters, die eine Vergleichung mit der sophokleischen Tragödie nicht ganz unmöglich machen. Uebrigens wäre es eine beschränkte Ansicht, wollte man gerade auf die Identität des Sujets das größte Gewicht legen, da vielmehr solche Stoffe, welche der Individualität des Dichters den freyesten Spielraum gewähren, auch den richtigsten Maaßstab zu ihrer Beurtheilung an die Hand geben. Ref. würde darum vorziehen, seine schlüßlichen Bemerkungen über diesen Gegenstand und dessen Auffassung von Seiten des Verf. lieber an die beyden genannten Tetralogien anzuknüpfen, als auf die vielfach unternommene Vergleichung der drey Elektren zurückzukommen, wenn er es nicht für seine Pflicht hielte, auf die neue und eigenthümliche Seite, welche der Verf. in der Abhandlung über die Elektra (Vol. II. p. 305) diesem Gegenstande abgewonnen hat, aufmerksam zu machen, um so mehr, als auch Ref. nicht in allen Stücken sich mit der herrschenden Ansicht einverstanden erklären kann, namentlich in Bezug auf die Würdigung der sophokleischen Tragödie, die man nach unserer Ueberzeugung nicht nur unter den übrigen Compositionen des Dichters, sondern auch und besonders gegen die äschyleische zu hoch zu stellen pflegt. Es ist dabey keineswegs unsere Meinung, die Fortschritte und höhere Ausbildung, welche die tragische Kunst durch den Nachfolger des Aeschylus erhalten, in Abrede zu stellen oder auch nur für diese Tragödie nicht anerkennen zu wollen; vielmehr zeigt dieselbe wie irgend eine die deutlichsten Spuren tiefster Kunsteinsicht und einer bewunderungswürdigen Virtuosität der Behandlung; allein die Intention des Dichters, auf welche dieser durch die Eigenthümlichkeit seiner Kunstrichtung gleitet wurde, scheint uns in einem gewissen Conflicte zu stehen mit dem zu Grunde liegenden Stoffe, wodurch zwar ein so reich begabtes Talent, wie das des Sophokles, Gelegenheit fand, alle seine Vorzüge zu entfalten, dagegen der ursprüngliche Fehler in der Anlage doch nicht ausgeglichen werden konnte. Diesen Fehler erkennen wir darin, daß Sophokles das Hauptgewicht der dramatischen Entwickelung in die Enthüllung des Seelenzustandes der Elektra gelegt und die That, deren sittliche Bedeutung offenbar den Mittelpunkt des mythischen Stoffes ausmacht, zu einem untergeordneten Momente herabsetzt. Das ist aber gerade der Hauptpunkt, wodurch sich die sophokleische Composition von der äschyleischen unterscheidet. Aeschylus erfaßte die Handlung in ihrem Mittelpunkte und bringt die darin wahrgenommene sittliche Idee zur großartigsten Darstellung, wozu er in der trilogischen Composition das Mittel fand. Es liegt aber in der Natur dieses tragischen Stoffes, daß er einer solchen Loslösung aus dem trilogischen Zusammenhange, wie sie Sophokles unternommen, sich nicht günstig erwies. Bey Sophokles fällt die περιπέτεια des Stückes mit der Erkenntniß beyder Geschwister zusammen. So schön nun ein solches Motiv an sich ist, so verräth doch die besondere Art in dem vorliegenden Falle gegenüber der weiteren, aber mit sichtbarer Unterordnung ausgeführten Handlung, welche nichts weniger als einen Muttermord einschließt, einen unverkennbaren Mangel an wirklich tragischem Gehalte und nöthigt den Dichter, ein damit verknüpftes Moment zu einer Höhe zu steigern, wodurch es theilweise an innerer Wahrheit einbüßt. Wir meinen den durch die falsche Vorstellung von dem Tode des Orestes herbeygeführten Entschluß der Elektra, selbst den Aegysthos zu tödten, und die Zumuthung an die Schwester, ihr bey Ausführung der That behülflich zu seyn. Uns hat diese Situation, welche den Gipfel der Tragödie ausmacht, immer kalt und unbefriedigt gelassen und ein Gefühl erweckt, als wendete sich die Zustimmung der schwächeren und oberflächlichen Chrysothemis zu, auf deren Seite sich in diesem Falle die sittliche Wahrheit gestellt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Stünde einer solchen Conjectur nicht die allgemein geltende Annahme von der früheren Abfassung der Antigone entgegen, so möchte man vermuthen, der Dichter habe sich in der Anwendung des Motivs von der Charakterverschiedenheit zweyer Schwestern, das beynahe mit zu großer Aehnlichkeit in zwey Tragödien wiederkehrt und nach unserem Urtheile in der Antigone den Vorzug verdient, in der Elektra selbst nicht genug gethan. Wir glauben daher, daß die Handlung an Wahrheit und Schönheit gewinnen würde, wenn die herrliche Scene, welche die Erkennung der Geschwister einleitet, wo Elektra den vermeintlichen Aschenkrug des Bruders in Händen hält und ihre rührende Klage erschallen läßt, jener Scene des höchsten Pathos, nachdem Elektra zuerst die Schreckensnachricht vernommen und die Mutter mit dem Fremdling hineingegangen, um den Ueberbringer einer so erwünschten Botschaft würdig zu ehren, unmittelbar folgte.

Betrachten wir nun die einzelnen Punkte, welche Hr. H. in seiner Vergleichung, meistens mit strengem Tadel des Aeschylus und Sophokles und eben so entschiedenem Lobe des Euripides hervorhebt, so gestehen wir, in den meisten Fällen durch seine Kritik nicht überzeugt worden zu seyn. Der Verf. stellt den Prolog bey Euripides und Sophokles einander gegenüber und rühmt besonders die größere Wahrscheinlichkeit in der Erfindung des Euripides, da es ganz unglaublich sey, daß die widerspenstige und feindlich gesinnte Jungfrau so lange in dem Königspalaste geduldet worden, und es auch höchst unnatürlich erscheine, daß dieselbe in einer so langen Reihe von Jahren täglich den Morgen mit solchem Wehegeschrey begonnen habe. Allein Hr. H. scheint hier ganz vergessen zu haben, was er an anderen Stellen so oft und nachdrücklich zur Entschuldigung gewisser Unwahrscheinlichkeiten im Euripides anzuwenden weiß, daß es nämlich Dinge gibt, über die sich die Poesie ein für allemal hinaussetzen darf, die man ihr zugeben muß, ohne sie der Kritik eines bürgerlich trockenen Verstandes zu unterwerfen. Dahin gehört aber offenbar auch dieses Zeitverhältniß, an dem Hr. H. solchen Anstoß nimmt. Elektra, die ganz im Andenken an ihren großen Vater lebt, und in der Hoffnung auf ihren Bruder, der den frevelhaften Mord rächen soll, durchdrungen von dem Gefühle der Schmach, die sie täglich erleidet in der ehebrecherischen Umgebung ihrer Mutter, wird, je länger sich diese Hoffnung verzögert, um so bitterer und heftiger in ihrem Schmerze, dem sie in lauter Klage Luft macht, wie wir sie im ersten Theile des Stückes vernehmen. Die Art, wie sie dem Zuschauer zuerst vorgeführt wird, gibt ihm die volle Anschauung ihres Seelenzustandes; er wird sich von dem Ausdrucke des tiefsten Jammers ergreifen lassen und sich

nicht durch unnöthige Zweifel stören in dem Mitgefühle der herrlichen Stelle, wo Elektra ihres Herzens Vorsatz ausspricht in den Worten:

— οὐδ' ἐθέλω προλιπεῖν τόδε,
μὴ οὐ τὸν ἐμὸν στοναχεῖν πατέρ' ἄθλιον —

er wird ohne Bedenken einräumen, daß das, was überhaupt und einmal geschehen konnte, gerade an dem Tage geschehen sey, den der Dichter für seine Darstellnng gewählt hat, wenn er anders fähig und geneigt ist, sich einer poetischen Stimmung hinzugeben, die in vielen Dingen Glauben fordert. Und was den anderen von dem Verf. gerügten Punkt, den fortdauernden Aufenthalt der Elektra in dem Königspalaste betrifft, so scheint uns derselbe mindestens eben so wahrscheinlich als die von E. angenommene Scheinehe, wegen deren Anzweifelung Victorius so streng und mit einiger Uebertreibung zurecht gewiesen wird. Uebrigens sprechen wir dieser Erfindung des Euripides, welche Hr. H. mit dem Motiv in der natürlichen Tochter unseres deutschen Dichters vergleicht, ihren Werth nicht ab, da sie vielmehr der ganzen Haltung des Stückes angemessen ist und das schönste Motiv desselben ausmacht; obwohl zugegeben werden muß, daß die übermäßige Naivetät, mit welcher die Enthaltsamkeit des Landmannes wiederholt hervorgehoben wird, so wie die außer der edlen Gesinnung des Gatten noch weiter geltend gemachten Bewegungsgründe, dem eigenthümlichen Verhältnisse viel weniger entsprechen, als die Zartheit, welche sich in der Behandlung des modernen Dichters zu erkennen gibt. —

Mit besonderem Lobe zeichnet der Verf. den kommatischen Gesang bey Euripides aus, mit welchem die πάροδος des Chores verbunden ist, und erklärt denselben für viel schöner als den in der sophokleischen Tragödie. Der hauptsächliche Vorzug besteht wohl in der Erfindung, durch welche Euripides das Auftreten des Chors motivirt. Es ist ein Fest der Hera, zu dessen Mitbegehung Elektra von ihren Nachbarinnen aufgefordert wird, es aber ablehnt, da ihr jetziger Zustand nicht zu Putz und Chortänzen passe und ihr selbst die nöthige Kleidung fehle, wogegen die Frauen sich erbieten, ihr Kleider zu leihen und sie ermahnen, den Dienst der Götter nicht zu vernachläßigen, da sie eher durch Gebet, als durch Thränen und Klagen ihrer Wünsche theilhaftig werden würde. — Es ist ein schönes Bild weiblicher Zustände, in der Weise eines theokritischen Idyllions, und paßt auch vortrefflich zu der ganzen Scene häuslichen Lebens, die Euripides mit sichtlicher Liebe ausgeführt hat; allein an Erhabenheit und tragischer Würde steht dieser Gesang dem sophokleischen durchaus nach, der zu den schönsten kommatischen Gesängen gehört, die uns in griechischen Tragödien erhalten sind, und an rhythmisch-musikalischer Wirkung vielleicht einzig dasteht. Wie ungerecht gegen Sophokles der Verf. ist, zeigt sich auch in den Bemerkungen über den Charakter der Elektra, die er bey E. viel liebenswürdiger und bemitleidenswerther findet als bey S. Denn trifft nicht die Frage: mit welcher er die sophokleische Elektra kritisirt: „An tanto cum tumultu per duo lustra quotidie Electram de lectulo surrexisse ille nobis persuasurus est?“ auch die euripideische, welche ja ebenfalls am frühen Morgen, noch ehe ihr durch die oben erwähnte Einladung ihrer Nachbarinnen eine Veranlassung geboten wird, ihren Klaggesang anstimmt: ὦ ἔμβα, ἔμβα κατακλαίουσα, und ausdrücklich erklärt, stets unter solchen Klagen ihre täglichen Geschäfte zu verrichten und dabey Haupt und Nacken mit den Nägeln zu zerfleischen? Vgl. auch V. 909 ff. Auch das stellt der Verf. nicht ganz richtig dar, daß er in dem Eifer, womit Elektra die mühevollen häuslichen Geschäfte verrichtet, nur edelmüthige Pflichttreue erkennt; denn wenn sich Elektra in jener anmuthigen Scene ehelicher Zärtlichkeit (V. 64 — 81) allerdings zu dieser Gesinnung bekennt, so gibt sie doch kurz vorher, wo sie allein ist und ihre innerste Gesinnung ausspricht, noch einen anderen Grund an, nämlich, damit ihr Thun ein lauter Vorwurf gegen Aegisthos und ihre Mutter sey. Auf die weitere Bemerkung des Verf., daß E. allein unter den drey Tragikern es verstanden habe, weibliche Charaktere wahrheitsgemäß zu schildern, einzugehen, können wir um so eher verzichten, da dieser Gegenstand schon vielfache Erörterungen gefunden hat und es genügt, auf Bartsch's Rec. von Capellmanns Schrift: „die weiblichen Charaktere bey Sophokles“ im 43. Bande von Jahns Jahrbb. zu verweisen. So viel muß zugestanden werden, daß E. durch die von ihm mit

Vorliebe gebrauchten Motive und Situationen einen bedeutenden Schritt hat gemacht zu der subjectiv-individuellen Charakterisirung, welche das moderne Drama von dem antiken unterscheidet, wie denn die Behauptung des Verf. vollkommen begründet ist, daß Euripides in vieler Beziehung über die Schranke und das Gesetz der antiken Kunst hinausgestrebt habe.

Dem Wechselgesang der Elektra und des Chors folgt bey E. jene Scene, wo Elektra die zwey Fremdlinge gewahr wird, die in einem Versteck ihre Klage angehört, und in der Voraussetzung, es seyen Räuber, um Schonung ihres Lebens anfleht. Euripides, von dem Hr. H. an mehreren Stellen rühmt, daß er eine besondere Virtuosität in Erfindung listiger Anschläge bewähre, findet nicht für gut, dadurch sofort die gegenseitige Erkennung beyder Geschwister herbeyzuführen, vielleicht um die Aehnlichkeit mit Aeschylus zu vermeiden; er läßt den Orestes sich als einen Boten des Orestes ausgeben, der der Schwester Nachricht von dem Bruder bringt, und dieser wird erst später durch den aus der Ferne herbeygeholten alten Diener des Königshauses erkannt. Schlegel tadelt diese Erfindung des Dichters als eine zwecklose, wird aber von dem Verf. hart darüber angelassen, da er in ungerechter Tadelsucht und oberflächlicher Kenntnißnahme der von ihm kritisirten Stücke nicht einmal bemerkt habe, daß derselbe Vorwurf ja auch den Aeschylus und Sophokles treffen würde. Wir unser Seits gestehen, nicht zu begreifen, wie Hr. H. diese letzte Behauptung aussprechen konnte, da bey Aeschylus die Erkennung mit größter Einfachheit dadurch herbeygeführt wird, daß Orestes, nachdem er über die Person seiner Schwester Gewißheit erlangt hat, aus seinem Verstecke hervortretend sich Elektra als ihren Bruder zu erkennen gibt; und auch in der sophokleischen Tragödie, deren Plan allerdings darauf begründet ist, daß Elektra so lange als möglich in der Täuschung erhalten wird, in welche sie durch die zum Behufe der Ausführung der That ersonnene und mit Willen eigentlich nur gegenüber den Feinden in Anwendung gebrachte List versetzt worden ist, kann Orestes, sobald Er seine Schwester erkannt, nicht länger die Maske ertragen und gibt sich ihr zu erkennen, nachdem er sich von der Wohlgesinntheit der anwesenden Frauen versichert hat. Wo ist also hier in beyden Fällen die geringste Aehnlichkeit mit der wissentlich und absichtlich von Orestes unternommenen Täuschung seiner Schwester bey Euripides, für die der Verf. mit Recht den Ruhm einer originellen Erfindung in Anspruch nehmen konnte? Denn dieß wird doch Hr. H. selbst nicht damit vermengen wollen, daß Orestes nicht gleich bey erster Gelegenheit der Schwester an die Brust fliegt, eine Situation, die allerdings nicht im Geschmacke der griechischen Dichter gewesen zu seyn scheint, denen es darum zu thun war, für die Exposition des Gemüthszustandes der Elektra Raum zu gewinnen. Namentlich ist auch von einem ganz anderen Gesichtspunkte die stufenweise Allmählichkeit zu beurtheilen, mit der Sophokles die Erkennung vorbereitet und die Spannung des Zuschauers erhöht, indem er ihn alle Momente der beabsichtigten Wirkung durchfühlen läßt und in schrittweiser Steigerung zu dem höchsten Punkte führt, was ihm hier auf eine eben so kunstreiche als naturgemäße Weise gelungen ist. Einer directen Rechtfertigung der besonderen Erfindung des Euripides war der Verf. auf solche Weise überhoben. Uns scheint sie Schlegels Tadel vollkommen zu verdienen, da sie nach der ganzen Anlage des Stückes aller inneren Zweckmäßigkeit entbehrt. Auch das Pathos, welches durch die Befürchtung der Elektra, in die Hände von Räubern gefallen zu seyn und von diesen getödtet zu werden, herbeygeführt wird, ist mehr gesucht, als wahr und gehaltreich.

Während Elektra mit den vermeintlichen Boten ihres Bruders spricht, kommt der Landmann von der Arbeit zurück, der Elektra die Unschicklichkeit, mit jungen Männern Gespräch zu pflegen, verweisend; aber hocherfreut, als er vernimmt, daß es Boten von Orestes, lädt er die lieben Männer gleich in sein Haus und wird nun hinwiederum von Elektra gescholten, daß er, uneingedenk ihrer Armuth, Gäste einlade, denen sie nichts zu reichen vermöchten; er möge daher sofort zu dem alten Pfleger des Vaters gehen, der verbannt an der Gränze des Landes

als Hirte lebe, und diesen veranlassen, mit Nahrungsmitteln herbeyzukommen, da er sich auch freuen werde, von seinem lieben Orestes, den er gerettet, etwas zu vernehmen. Euripides nimmt hier wie noch in zwey anderen Tragödien Veranlassung, eine direkte Kritik und Polemik gegen Aeschylus einzuflechten, indem er den Greis zuerst zu dem Grabmahle des Agamemnon gehen und eben jene Spuren, welche Aeschylus als Erkennungszeichen angewendet hat, wahrnehmen läßt, allein, als er dieselbe Probe, welche dort Elektra vornimmt, anstellen will, von Elektra zurechtgewiesen und belehrt wird, daß Männer- und Frauenhaar und Männer- und Frauenfuß nicht übereinstimmen. Kaum kann ein Beyspiel belehrender zeigen, wie durchaus nachtheilig sich die Herrschaft rhetorischer Tendenzen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft erweist. Wie der Dichter zur Unpoesie, so verleitet sie im vorliegenden Falle den Kritiker zur Unkritik. Mit einem anderen Namen wüßten wir es nicht zu bezeichnen, wenn Hr. H. diese Erfindung des Dichters nicht bloß entschuldigt sondern nahezu belobt und sein Wohlgefallen daran findet, daß Aschylus unter der Maske eines stumpfalterigen Greises persiflirt wird. S. die der Elektradidaskalie vorausgeschickte Abhandlung; De aemulis Euripidis (Vol. II. p. 295). Sollte es denn in der That Hr. H. nicht das natürliche Gefühl an die Hand gegeben haben, worüber noch zum Ueberfluße die aristotelische Poetik eben so einfache als genügende Belehrung bietet, daß, wenn Aschylus in Anwendung der genannten Erkennungszeichen einen Fehler begangen hat, dieser nur ein unwesentlicher, das eigentliche Geschäft des Dichters nicht berührender ist, was Aristoteles ein ἁμάρτημα κατὰ συμβεβηκός nennt, nicht größer, als wenn ein Dichter der Hirschkuh ein Geweihe leiht; dagegen Euripides mit seiner Polemik gegen ein wesentliches Gesetz der Poesie verstößt, indem er durch Einmischung ungehöriger Tendenzen die tragische Illusion stört und den Zuschauer gewaltsam aus der Tragödie in die Komödie versetzt, ja beynahe die der Poesie ganz unwürdige Rolle des Schusters übernimmt, der dem plastischen Künstler die unrichtige Stellung der Naht am Schuhe vorrückt, bekanntlich ohne daß das Kunstwerk dadurch in seinem Werthe verloren hätte, ebensowenig als die der poetischen Wirkung nach vortreffliche Scene in der Tragödie des Aeschylus durch die Kritik des Euripides. Seiner Kritik aber setzt der Verfasser die Krone auf durch die Bemerkung über Sophokles, der, sich als ächten Künstler bewährend, die Erfindung seines Vorgängers nicht kritisirt sondern zu einem vortrefflich angelegten Motive seiner eigenen Erfindung benützt und die herrlichste Wirkung erreicht durch die in der Stelle liegende Ironie, welche sich aber nicht als eine unpoetische auf einen äußeren Gegenstand richtet, wie bey Euripides, sondern als die der dramatischen Poesie eigenthümliche auf die Hauptperson des Stückes, nämlich Elektra sich bezieht, deren fassungslose Ungeduld in Erwartung der Rache sich gleichsam selbst rächt, dadurch, daß sie in einer bitteren Täuschung befangen, die Kunde von der Ankunft des Bruders als des ersehnten Rächers streng zurückweist, während es der schwächeren und nachgiebigeren Schwester beschieden ist, die ersten sicheren Spuren der Hoffnung wahrzunehmen und, von einer inneren Ahnung geleitet, mit freudigem Vertrauen in ihr Herz zu schließen. Wie äußert sich dagegen Hr. H. über diese Erfindung des Sophokles? Er sieht ebenfalls darin eine Verbesserung der entsprechenden Scene bey Aeschylus, aber in der schonendsten Form, für welche er keinen anderen Grund weiß, als daß Sophokles zu derselben politischen Partey gehört habe wie Aeschylus und nicht wie Euripides von deren Mißgunst zu leiden gehabt habe. Solche Motive dem Wirken des Genies in seinen herrlichsten Schöpfungen unterzulegen, trägt seine Strafe in sich selbst; denn es zerstört den reinen Genuß des Schönen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Eine wesentliche Abweichung des Euripides von seinen Vorgängern besteht darin, daß er die Ermordung des Aegisthos und der Klytämnestea nach Zeit und Ort bestimmter auseinanderhält als dieß Aeschylus und Sophokles gethan. Mag auch diese Anordnung nur eine nothwendige Folge seyn der mit der Anlage des ganzen Stückes vorgenommenen Veränderung, besonders in Bezug auf die für die Handlung gewählte Scene, so ist sie doch auch für sich bedeutungsvoll genug, um näher in's Auge gefaßt zu werden. Hr. H. sieht in der Trennung beyder Handlungen einen entschiedenen Vorzug des Euripides, da das, was für das Gefühl und die moralische Schätzung der Zuschauer von verschiedenem Gehalte sey, auch für die Wahrnehmung auseinander gehalten werden müßte. Es dringt sich die Frage auf, ob Aeschylus und Sophokles für das entgegengesetzte Verfahren nicht ihre wohlerwogenen Gründe hatten. Wenigstens darf dieß bey Sophokles angenommen werden, wenn es sich auch bey Aeschylus mehr als eine natürliche Folge der einfachen Anlage des Stückes ergeben haben mag. Doch war es offenbar seine Absicht, die tragische Wirkung ganz auf den einen Punkt des Muttermordes zu concentriren, dessen sittliche Bedeutung nach Recht und Unrecht den Grundgedanken des Stückes ausmacht. Sophokles aber, der den Schwerpunkt der Handlung überhaupt anders gestellt hat, geht sichtlich darauf aus, die grauenvolle That, die dem Orestes nach dem Willen der Götter auferlegt ist, möglichst in den Hintergrund zu drängen und nur gleichsam im Bilde des Rachedurstes der Elektra zu zeigen, weßwegen die Ausführung, sowie dieß überhaupt das ästhetische Gefühl der Griechen verstattete, nur bey Aegisthos dem Zuschauer vorgeführt wird. Euripides wollte augenscheinlich die verschiedene sittliche Bedeutung beyder Handlungen dem Zuschauer in nachdrücklichster Weise zur Anschauung bringen. Darum empfindet Orestes nach der Ermordung des Aegisthos so wenig den geringsten Zweifel an der Berechtigung seiner That, daß er die Schwester auffordert, den todten Feind nach Herzenslust zu schmähen, dahingegen ihm, als die Nothwendigkeit der weiteren That heranrückt, sogleich sittliche Zweifel aufsteigen und sogar die Besorgniß entsteht, daß ein Rachegeist ihn unter der Gestalt eines Gottes getäuscht mit dem Gebote des Muttermordes, eine sittliche Regung, deren Wahrheit der Dichter nicht nur durch die nach der That erfolgte Reue und Gewissensangst, sondern auch durch die von den Dioskuren ausgesprochene Bestätigung ausdrücklich anerkennt. Es ist dieß ein tiefer Gedanke des Dichters und verdiente das vollste Lob, wenn die Ausführung dem Gehalte entsprechend und im letzten Theile nicht zuvielerley zusammengehäuft wäre, was der Hauptwirkung einigen

Abbruch thut. Darin hingegen müssen wir dem Verf. durchaus Recht geben, daß er Schlegels Ansicht, als schließe das Stück lustig mit einer Heirath, zurückweist, da die Vorausverkündigung derselben, sosehr sie als ein Mißlaut betrachtet werden mag, doch nicht in dem Grade als Hauptsache hervortritt, wobey nicht zu vergessen, daß der griechische Dichter nicht zu sehr nach einem gewissen conventionellen Maaßstab des modernen Drama's beurtheilt werden darf. Daher können wir auch nicht der Vermuthung beytreten, welche, wie wir aus der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (Jahrg. 1845. Nr. 64.) ersehen, der neueste Bearbeiter dieses Gegenstandes, Queck, in der Schrift: De Euripidis Electra disputavit G. A. Qu. Jenae 1844. ausspricht, daß nämlich die Elektra ebenso, wie nach einer bestimmten Nachricht die Alcestis, das vierte Stück einer Tetralogie gewesen und also die Stelle des Satyrspieles eingenommen. Vielmehr scheint uns Herrn Hartungs Combination auf viel wahrscheinlicheren Gründen zu beruhen, wonach Elektra als das erste Stück der Didaskalie anzusehen, welcher die Helena als das zweyte Stück angehört.

In sehr nachdrücklicher Weise wird Sophokles von Hr. H. getadelt und ihm als sittliche Rohheit angerechnet, daß er nirgends eine Reue der Geschwister über ihre That zum Vorschein kommen läßt. Wir erinnern uns nicht, wie Schlegel, der unseres Wissens diese Anordnung des Dichters mit ausdrücklichem Lobe hervorhebt, seine Ansicht begründet und wissen sie unser Seits nicht anders als von dem Standpunkte der Composition als einen Akt künstlerischer Mäßigung und Selbstbeschränkung, gegen welche sich Euripides häufig und auch in der Elektra verfehlt, zu rechtfertigen, da an eine Sinnesrohheit des Sophokles nicht leicht Jemand, kaum Hr. H. selbst glauben wird. Auch hat der Dichter nicht verfehlt, in anderer Weise zu erkennen zu geben, welchen Maaßstab er für die sittliche Beurtheilung der That angewendet wissen will, in jenen Worten, die er der Elektra selbst in den Mund legt (v. 579—83), wodurch er dem Vorwurfe, als billige er die Blutrache und den Mord von Blutsverwandten, wie der Verf. (S. 315) ihm schuld zu geben nicht Anstand nimmt, hinlänglich vorgebeugt zu haben scheint.

Die Elektra des E. bietet, wie fast jede Tragödie dieses Dichters, reichliche Gelegenheit, über den Werth der rhetorischen Technik für die Poesie nachzudenken und sich ein Urtheil zu bilden. Euripides, welcher derselben in seinen Dichtungen eine sehr ausgedehnte Anwendung verstattet, fand deßhalb vielfachen Tadel, wogegen ihn schon Göthe in Schutz nimmt und dem rhetorischen Element in der dramatischen Poesie überhaupt das Wort redet. Es versteht sich, daß das Urtheil eines solchen Meisters nicht nur überhaupt Beachtung verdient, sondern schon als eine Art Autorität gelten darf. Dabey scheint uns jedoch jener Gesichtspunkt nicht zu übersehen, auf den wir bereits oben aufmerksam gemacht haben, daß nämlich alle jene Aeußerungen Göthe's mit Rücksicht auf moderne Verhältnisse verstanden werden müssen, deren Abwendung von einer natürlich kräftigen Oeffentlichkeit des Lebens, wie sie bey den Alten herrschte, den Dichter zu einer überwiegend subjectiven Ausbildung der Redeform nöthigt, welche allerdings leicht im Nachtheile erscheint gegenüber einer aus dem Leben selbst herausgebildeten und zu technischer Festigkeit gediehenen Redekunst. Nicht also Euripides im Verhältniß zu seinen Kunstgenossen, sondern die Griechen sind es gegenüber den Modernen, welchen der Ausspruch Göthe's gilt. Und allerdings hat die griechische Poesie von Homer an das Element einer kräftigen Beredtsamkeit in hohem Maaße aufzuweisen, welche in dem Grade Anerkennung und Nachahmung verdient, als sie sich den Charakter einer der Poesie zusagenden Natürlichkeit zu bewahren weiß, dahingegen die zusichtliche Nachbildung des Forums und der dort geltenden Redetechnik den Anforderungen der Poesie weniger entspricht. Hr. H. läugnet nicht, daß E. dieser forensischen Sitte gehuldigt habe, findet dieselbe aber so kunstreich verhüllt, daß man sie nur mit absichtlicher Bemühung entdecken könne. Dieser letzteren Bemerkung wird der unbefangene Beobachter seine Beystimmung nicht leicht zu geben vermögen, da vielmehr das Bestreben, die kunstgerechte Form der damals herrschenden Rhetorik auf die Bühne zu bringen, überall in den Dramen des Euripides hervortritt, weit mehr als bey Sophokles, obwohl wir zugeben, daß auch dieser bisweilen der eigenthümlichen Neigung des athenischen Volkes größe-

ren Einfluß verstattet haben, wofür uns der Oedipus auf Kolonos Beyspiele zu bieten scheint. Was nun die Schmähredе der Elektra an den todten Aegisthos betrifft, so mag dieselbe in rhetorischer Hinsicht alles Lob verdienen, allein, auch jene satyrische Bemerkung des Verf's. (S. 311) in Ehren gehalten, so läßt sich weder in poetischer noch ethischer Beziehung ein gleich günstiges Urtheil aussprechen. Es ist nämlich eben die rhetorische προαίρεσις, welche zu unverhüllt sich darstellt, und der ganzen Situation eine unnatürliche, ethisch widerwärtige Form verleiht, indem Elektra, anfangs zögernd und Scheu tragend, einen Todten zu höhnen, durch die ermunternde Aufforderung des Bruders bestärkt, sich ordentlich in Positur setzt, um alle jene Vorwürfe der Reihe nach vorzutragen, die sie zwar täglich an jedem Morgen wiederholt, aber aus Furcht dem Feinde doch nicht in's Angesicht zu sagen gewagt hatte. Ließe sich Elektra bey dem Anblicke des verhaßten Feindes zu einem unmittelbaren Ausbruch des langverhaltenen Grolles hinreissen, so daß derselbe der moralischen Besinnung zuvorkäme, so würde der Eindruck sittlich weniger anstößig und poetisch befriedigender seyn.

Ueber andere Reden, welche nach der Gleichheit des Sujets und der darin liegenden Motive beyden Dichtern gemeinsam sind, spricht sich der Verf. in ähnlicher den E. bevorzugender Weise aus, wogegen wir bekennen, mit dem Urtheile derer übereinzustimmen, welche dem bekannten Ausspruche des Aristoteles im 6. Cap. der Poetik: οἱ μὲν γὰρ ἀρχαῖοι πολιτικῶς ἐποίουν λέγοντας, οἱ δὲ νῦν ῥητορικῶς, obwohl er dem Wortlaute nach in dem Sinne seines Urhebers nicht direkt auf den Unterschied der drey großen Tragiker unter einander bezogen werden kann, weil er das Verhältniß trefflich bezeichnet, eine relative Anwendbarkeit zugestehen und der Weise der beyden älteren, vor der ihres jüngeren Mitbewerbers den Vorzug ertheilen. Offenbar nämlich kann das πολιτικῶς im Gegensatze von ῥητορικῶς λέγειν nur jene aus natürlicher Begabung hervorgehende und auf dem Boden praktischer Erfahrung wurzelnde Beredtsamkeit bezeichnen, welche wir den atheniſchen Staatsmännern bis auf Perikles herab zutrauen. Diese Weise der Beredtsamkeit aber, deren kunstreiches Ebenbild wir vielleicht in den Staatsreden des Demosthenes besitzen, ist wegen ihrer größeren Natürlichkeit der Poesie durchaus angemessener als die in dem Kreise einer sophistischen Theorie sich bewegende, deren Nachbildung in den Dichtungenen des Euripides öfters zum Vorscheine kommt.

Die Schlußbemerkungen des Verf's., deren Werth in Rücksicht auf ihre Wahrheit und formelle Begründung wir nicht höher als einer auch in rhetorischer Hinsicht mißlungenen peroratio anschlagen können, glauben wir ganz übergehen zu dürfen und sprechen unser zusammenfassendes Urtheil dahin aus, daß wir zwar nicht, wie unser Verf. thut, die Tragödie des E. unter den drey Bearbeitungen unbedingt am höchsten stellen, da wir vielmehr in Bezug auf den tragischen Gehalt und die Angemessenheit der Composition der Tragödie des Aeschylus, und in Bezug auf die formelle Schönheit und Virtuosität, der des Sophokles den Vorzug einräumen, daß wir aber doch soweit mit dessen Ansicht einverstanden sind, als wir die Geringschätzung nicht theilen, welche einige Neuere, unter ihnen auch der obengenannte jüngste Beurtheiler zu erkennen gibt in folgendem Ausspruche: nam Sophoclis Electra inter pulcherrima ejus opera referenda est, E'is vero El. est fabula nisi omnium pessima, at certe una ex minoris pretii tragödiis; vielmehr scheint uns dieselbe neben ihren Fehlern auch Beweise der dem Euripides eigenthümlichen Vorzüge zu enthalten, welche nur in einer den Stoffen des antiken Drama's weniger homogenen Richtung liegen, aber für das moderne Drama um so mehr Anhaltspunkte bieten. Auch kann es keineswegs als ein ausschließlicher Tadel betrachtet werden, wenn man, und zwar mit vollem Rechte, Spuren einer Hinneigung zu dem Charakter des bürgerlichen Schau- oder Trauerspiels zu erkennen meinte.

Von dem Gesichtspunkte einer Präoccupation der Richtung und Kunstform des modernen Dramas betrachtet der Verf. auch die Streitfrage, ob Euripides sich eine Verletzung der Einheit der Handlung habe zu Schulden kommen lassen, wie ihm dieß von neueren Kritikern in Rücksicht auf mehrere Tragödien

zur Last gelegt wird. Die ausführlichsten Erörterungen hat die Hecuba, eines der vielgelesensten Stücke, hervorgerufen, besonders nachdem Hermann in der Vorrede zur zweyten Ausgabe den Vorwurf der mangelnden Einheit mit dem entschiedensten Nachdrucke erneuert hatte. Unser Verf. findet die Einheit der Handlung dadurch gewahrt, daß er annimmt, es sey das Loos der drey Kinder der Hecuba ein untrennbares, indem die excessive Rache, welche Hecuba an dem treulosen Gastfreunde wegen der Ermordung des seiner Pflege anvertrauten Sohnes nimmt, darin ihre Erklärung und Rechtfertigung findet, daß der durch das allgemeine Unglück und eigenes Schicksal tief betroffenen Königin eben erst durch den Ausspruch des griechischen Heeres die eine Tochter zur Opferung am Grabe des Achilles weggenommen worden, ohne daß sich Agamemnon, wie er es sollte, bewogen gefühlt hätte, der unglücklichen Mutter die andere Tochter, die er als Kriegsbeute besaß, zurückzugeben. Allein dieser letztere Gedanke entbehrt jedes Anhaltspunktes in der Dichtung selbst, so wie der Charakter des Agamemnon von einer unrichtigen Seite aufgefaßt wird, da derselbe nirgends einen Anklang an das erste Buch der Ilias, wohl aber die vollkommenste Uebereinstimmung mit der Zeichnung der Iphigenia in A. bewährt. Nicht aus Besorgniß um den Besitz der Kassandra — denn an ein Preisgeben desselben wurde von keiner Seite gedacht — sondern aus natürlichem Wohlwollen für die Mutter seiner Zeitgenossin spricht Agamemnon zu Gunsten der Hecuba, allein er ist zu schwach, der gegentheiligen Ansicht anderer Führer und der allgemeinen Stimme des Heeres zu widerstehen. — Richtiger wird der Punkt, worin sich die beyden Handlungen verknüpfen, weiter unten (S. 533) hervorgehoben und das Verhältniß nachgewiesen, in welchem die Opferung der Polyxena zur Rachehandlung der Hecuba, als dem Hauptthema der Tragödie, steht. Eine tiefer eingehende Untersuchung besitzen wir in der höchst beachtenswerthen Abhandlung Hutters, die unser Verf. nicht vor Augen gehabt zu haben scheint, eben so wie wir unser Seits bedauern, die Commentatio von Sommer nur aus Firnhabers Rec. in Jahns Jahrbb. (Bd. XXXI.) zu kennen. Hutter hat unseres Erachtens vortrefflich die Idee der Tragödie entwickelt und die Einheit des Gedankens der Handlung nachgewiesen, obwohl der Gegenstand damit noch nicht erschöpft ist, da die eigentliche Composition des Dichters und die scenische Ausführung eine besondere Untersuchung erheischt. Diese letztere Seite kann jedoch nicht ohne die sorgfältigste Beachtung der eigenthümlichen Verhältnisse des griechischen Theaters und seiner Bühnenconvenienz richtig gewürdigt werden, worüber Hrn. Hartungs Bemerkung in der Abhandlung über die Andromache (Vol. II. p. 121 f.) nicht zu übersehen ist. So viel ist gewiß, daß man an die Einheit der Handlung bisweilen übermäßig rigorose Anforderungen zu machen pflegt, wie z. B. aus dem Urtheile Prellers über die Antigone des Sophokles (Jen. Lit. Ztg. Nr. 54 ff.) hervorgeht. Wollte man freylich die künstlerische Einheit der πρᾶξις, auf deren Unterscheidung von der natürlichen Einheit des πρᾶγμα Hutter in der angeführten Schrift mit Recht aufmerksam macht, einen so engen Begriff anlegen, so würden allerdings mehrere Tragödien des Euripides und auch Hecuba vor diesem Gerichte nicht bestehen können, da in der genannten Tragödie des Sophokles das tragische Schicksal, welches sich in dem Thun und Leiden des Kreon vollzieht, ja ganz und allein aus seinem Verfahren gegen Antigone, die ihres Bruders Leiche vor entweihender Mißhandlung schützt, hervorgeht, wobey man sich freylich entschließen muß, was jedoch nach unserem Dafürhalten unzweifelhaft richtig ist und auch durch eine Bemerkung Klanders in der oben genannten Abhandlung, die Personen des Chors betreffend, gestützt wird, Kreon als die Hauptperson des Stückes, als den Träger der Handlung nach der Intention des Dichters zu betrachten; so daß wir in diesem Falle nicht einmal ein Ablassen von der strengsten Forderung der Einheit wahrnehmen können, wie dieß allerdings bisweilen für Euripides zugestanden werden muß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis. Ex recensione Roberti Enger. Tomus I. Pars I. Lysistrata. Bonnae, H. B. Koenig. MDCCCXLIV. Tomus I. Pars II. Thesmophoriazusae. ib. eod. ann.

Seit Wilhelm Dindorfs Recognition des Aristophanes 1830 war es vorzüglich das Ausland, welches uns, jedoch mit Beyziehung deutscher Kräfte, neue Gesammtausgaben des großen Komikers geboten hat; leider erscheint hierbey nicht nur deutsche Gelehrsamkeit fremder Speculation unterthänig oder man gebraucht einen großen Namen als Aushängeschild für flüchtige und ordnungslos zusammengetragene Arbeit, wie die Londoner Ausgabe es wagte, sich an Immanuel Bekker zu versündigen, sondern es wird dem heutzutage meist mittellosen Freunde des Schriftstellers auch unmöglich, die Producte seiner Landsleute kennen zu lernen; denn so unglaublich billig englische Waaren über die Straße von Calais setzen, so empfindliche Eingriffe machen annoch die Sosier Londons und Oxfords in die seichten Börsen vaterländischer Schulmänner. In Deutschland selbst waren es, Fr. Bothes jüngst erneuerte, immer noch brauchbare Handausgabe abgerechnet, Bearbeitungen einzelner Stücke, der Fragmente, oder noch häufiger Monographien und Specialuntersuchungen über die attische Komödie und ihre Theile, welche zum Verständniß des Aristophanes selbst mehr oder minder beygetragen haben; ein dauerndes Verdienst hat sich namentlich A. Meineke durch Sammlung der Fragmente der Komiker und seine trefflichen Bemerkungen dazu erworben. Daß eine Ausgabe des Aristophanes, wie sie Fr. Volkmar Fritzsche im Jahre 1838 mit den Thesmophoriazusen (Leipzig bey Köhler) begann, der Niemand das Lob ausgesuchter Gelehrsamkeit wird versagen können, nicht ganz den Zeitverhältnissen entsprechen würde, war unschwer vorauszusehen; wenigstens ist eine derartige Bearbeitung der sämmtlichen Stücke kaum denkbar oder nur nothwendig und nach der Vorrede des hochachtbaren Gelehrten zu den jüngst erschienenen 'Fröschen' zu schließen von ihm selbst reducirt. Leichter mag sich dem Umfang nach die obige Recension des Hrn. Robert Enger-Bahn brechen, der uns in einem Jahre zwey Stücke des Dichters geliefert hat. Er beginnt seine Ausgabe mit der Lysistrate, einer Komödie, welche nicht bloß im Verhältniß zu den andern weniger die Gunst oder Ungunst der Commentatoren und Interpreten erfahren hat, sondern auch von geringeren diplomatischen Stützen und Hülfsmitteln umgeben ist. Unter den Manuscripten ersten Ranges gibt sie bloß der Ravennas und Augustanus, jetzt Münchner Cod. Gr. 492; ferner die Juntina, an Werth einem Coder gleich. Die Lesarten des ersteren sind zuletzt von Immanuel Bekker zwar sorgfältig bemerkt, aber in der Londoner Ausgabe fehler- und mangelhaft veröffentlicht worden; die Collationen desselben sind jetzt in Händen Carl Beers, der uns den wahren Gehalt des Ravennas wohl bald erkennen lassen wird; der Augustanus ist nach Brunck von Bernhard Thiersch abermals und mit großer Genauigkeit verglichen worden; Referent nahm sich jedoch die Mühe, jenen Coder gleichfalls, zumal in schwierigen Stellen zu revidiren und fand hiebey noch manches zu berichtigen

oder zu ergänzen, was bey der Beschaffenheit der Schrift den Vorgängern nicht zum Vorwurf gereicht; denn wenn B. Thiersch gegen Brunck sich ausspricht, welcher zu V. 93. der Lysistrate bemerkt hatte: minutissimis calami ductibus exaratum esse codicem Augustanum, so muß ich das Urtheil Brunck's unterschreiben, wenigstens sind es minuti ductus und verlangen, obschon der Codex gut erhalten ist, ein scharfes Auge. Ich werde der Uebersicht halber meine Anmerkungen am Schluß der Anzeige zusammenstellen, und zugleich einiges über die Juntina berichtigend beyfügen. Während die Thesmophoriazusen allein aus diesen drey Quellen bekannt sind, geben zur Lysistrata noch fünf andere Manuscripte ihren Beytrag, verschiedenen Ursprungs und Werthes: die Parisii Regii (A) und (B), der Vossianus Leidensis (V), der Florentinus (Δ) und der Vaticanus Palatinus, worüber, so wie von den Scholien nach Dindorfs Refer. ungesehener Ausgabe (Oxford 1838) in der Vorrede das Nöthige beygebracht ist. Die von Fr. Dübner in der schönen Pariser Ausgabe (Scholia Graeca in Aristophanem. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot. MDCCCXLII.) zuerst bekannt gemachten Apographa des Claudius Puteanus hat Hr. Rob. Enger in den Addendis, so weit sie differiren, vollständig ausgezogen.

In der Benützung des gegebenen Materials und Aufzählung des von den Interpreten oder Kritikern Geleisteten ist Hr. R. Enger so gewissenhaft, daß man sich eher über ein Zuviel als Zuwenig beklagen könnte. Wozu könnte einer fragen, um nur einige Beyspiele zu geben, Lysistr. V. 28. die Angabe πού τι: που τι Aug? V. 87. ποϑ': πόϑ' Junt.? V. 139. γάρ ἐσμεν: γὰρ ἐσμὲν Aug.? V. 201. ἡσϑείη: ἡσϑείη Aug. Junt.? V. 223. 4. τῲμῷ: τῷ̀ 'μῷ Aug. τῷ̀ μῷ Junt.? wo genau genommen τῷ̀ 'μῷ Aug. τῷ̀ μῷ Junt. angegeben seyn müßte. V. 390. οὐ 'γώ: οὐ 'γώ Aug. οὐ γώ Junt. οὐ 'γώ V. apogr.? V. 400. τἄλλα ϑ': τ' ἄλλαϑ Aug. τἄλλαϑ' Junt., wo beyde ganz klar, jener τ' ἄλλα ϑ', diese τἄλλα ϑ' bieten? V. 490. χοί: χ'οἱ Aug. χ'οἱ Junt.? V. 544. ἔνεχ': ἔνεχ' Junt.? V. 726. πάσας τε: πάσας τὲ Aug., der hier wieder, was im Text steht, ganz deutlich gibt? V. 782. τιν': τίν' Junt.? (ebenso hat Aug.) V. 785. τις: τίς Aug. Junt. — Vulgo etiam ὅς huic versui additur; allein der Aug. hat genau betrachtet τὶς ὅς | φεύγων. die Junt. τίς· ὅς | φεύγων. oder gar wie V. 909. παιδίον: ταιδίον typothetae errore apud Bekkerum?! ebenda 'κποδὼν: 'κποδῶν R. Junt. was man, wenn will, auch dem Aug. ablesen kann. V. 1062. apud Bruncknium typothetae errore τέτυχ' scriptum, non τίσυχ' (ebenfalls ein error typothetae statt τέϑυχ') ut est apud Dindorfium, quam mendam securus (!) describi jussit Bekkerus in Commentariis? Wer wird solche Kleinigkeit einem solchen Mann in die Tasche schieben? Dieß wenige wird zeigen, wie schwer es ist, im Kleinen accurat zu seyn, wie leicht, dabey Aergerniß zu geben. Doch diese Kleinigkeiten sollen dem Werthe der Arbeit keinen Abbruch thun. Daß Hr. R. Enger vieles mit Klarheit und richtigem Gefühl erörtert und verbessert hat, möge aus der Betrachtung einzelner Stellen, zunächst der Lysistrate, erkannt werden.

Mit Recht ist V. 20. Hermanns Emendation τἄρ' ἦν aufgenommen; V. 118. nach Bergk ἰδῆν. V. 130. nach Reisig und Dobrée ἔγωγ' ἄν. V. 141. τὸ πρᾶγμα σωσόμεσϑ' ἔτι. V. 156. γυμνᾶς. V. 183. ὁμιόμεϑα nach Elmsley. Treffend ist die Bemerkung zu Vers 328. über den Gebrauch von μόλις und μόγις bey den Attikern und wohl richtig hier μόλις nach Dindorf aufgenommen, der jedoch in der Ausgabe von 1830 noch μόγις hat. V. 364. ist die Lesart der Codd. σοῦ 'κκοκιῶ τὸ γῆρας restituirt mit Hinweisung auf den Scholiasten des Rav. V. 398. ἀκολαστάσματα mit Dindorf nach Dobrée, gestützt auf Lex. Sang. in Bekk. Anecd. Graec. I. p. 367. 20, wo die Lesart ἀκολασταάματα auf dem nämlichen Irrthum beruhe, wie in Aristoph. Thesmoph. V. 198. der August. τεχνάμασιν statt τεχνάσμασιν biete. V. 436. wird Berglers Fassung der Worte δημόσιος ὤν: quamvis publicus sit minister gegen Brunck vertheidigt, der sie mit dem vorhergehenden προσοίσει statt mit dem folgenden κλαύσεται verband, nur sey genauer quum sit publicus minister zu setzen. V. 459. ist die leichte Aenderung Wakefields und Dobrées ἀράξετε statt

ἀρήξετε mit Zuversicht aufgenommen. V. 465. die Lesart des Rav. Aug. und der Junt. μὰ τὸν Ἀπόλλω, welche die Herausgeber seit Küster mit Ausnahme Berglers verstoßen hatten, zurückgerufen und sichergestellt. Schön ist die Entdeckung von dem Ausfall zweyer anapästischer Tetrameter bey V. 517. und die zu V. 532. gegebene Rechtfertigung und Darlegung der metrischen Verhältnisse von V. 531 — 607. vollständig überzeugend. V. 565. bedurfte die Aufnahme von δυναταὶ nur der Autoritätsangabe, wie es Hr. Enger auch thut. Mit Recht weist derselbe die V. 606. 607. dem Koryphäen zu und theilt den V. 609. also ab:

ποιεῖ μ' ἄθυμον, περιπατεῖν τ' ἄνω κάτω.

Das winzige τ' hat nämlich manchem Schwierigkeit gemacht, indem τἄνω gelesen wurde; selbst ein Porson und Dobrée machten Conjecturen, und unser Herausgeber bemerkt noch: περιπατεῖν τἄνω libri et editiones praeter Dindorf. et Both. — τἄνω ineptum esse intellexit Brunckius in adnotatione, τ' ἄνω scribendum et cum Regio B. comma post ἄθυμον ponendum esse ratus. — Welche Mühe hätte erspart werden können, wenn man früher gewußt hätte, daß der Aug. und die Junt. ganz leserlich τ' ἄνω bieten! V. 720. hätte die Bedeutung des διαλέγουσαν gegen Brunck kaum so heftig vertheidigt zu werden verdient; passender ist, was hier gegen Dindorf bemerkt ist, doch keineswegs nothwendig. Gut ist die Note zu V. 735. über ἄμοργις und ἀμοργίς; ingleichen die Erklärung des τὰ δ' ὑπέρτερα νέρτερα θήσει. V. 772. und V. 784. die Verbindung des οὕτως mit dem Folgenden: ἦν νεανίσκος. V. 852. ist nach Bentley's sicherer Verbesserung Πεονίδης geschrieben, was außer dem Schol. Rav. auch der Putean. bestätigt; nach eben diesem V. 888. ταῦτ' αὐτὰ δή 'σθ' ἃ κἄμ' ἐπιτρίβει. V. 883. ist mit dem Aug. ἐστιν zu schreiben. V. 919. ist καλῶς richtig mit δήλη 'σιν verbunden. Klar und bestimmt ist, was Hr. E. bey V. 943. über die Partikeln εἰ μή — γε beybringt. Allerdings haben diese die Eigenschaft, vorher Negirtes noch stärker hervorzuheben; jedoch liegt in ihnen zugleich der Schein, als brächte man einen Ausnahmsfall des Vorherigen dazwischen; daher die restringirende Kraft dieser Partikeln. So hier: οὐχ ἡδὺ τὸ μύρον — τουτογί, εἰ μὴ διαπριπτικόν γε κοὐκ ἔζον γάμον. Vielleicht wäre es daher noch geeigneter, den also verbundenen Wörtchen eine vis restringendi statt affirmandi beyzulegen. Nicht zu übersehen scheint das Schol. Put. mit dem Zusatz: δηλοῖ δὲ τὸ κακέμφατον. V. 982. steht Bentleys Emendation σὺ δ' εἶ τί; πότερ' ἄνθρωπος ἢ Κονίσαλος mit Recht im Text; mit Recht wird Dindorf getadelt, der jene nicht einmal erwähne, mit Unrecht Bekker statt des Setzers oder Compilators. V. 1053. hat die Conjectur Burges' mit Bergks Berichtigung: ὡς πλέω 'στιν | ἄχομεν βαλάντια die verdiente Aufnahme gefunden; V. 1088. die Reisig's: χαὔτη ξυνᾴδει χἀτέρα ταύτῃ νόσος, mit der richtigen Erklärung: et hic Atheniensium et altera Lacedaemoniorum morbus consentiunt isto modo. — V. 1105. ist der Name „Lysistratos" richtig nur als Scherz, ohne Anspielung auf eine bestimmte Person genommen. Sehr passend ist zur Erklärung des V. 1133. ἐχθρῶν παρόντων βαρβάρων στρατεύμασιν | Ἕλληνας ἄνδρας καὶ πόλεις ἀπόλλυτε die Stelle des Horaz Od. I, 2, 21: Audiet cives acuisse ferrum, quo graves Persae melius perirent — angeführt. Das Drastische, was im V. 1148. liegt, hat Hr. E. gegen die Einfälle älterer und neuerer Interpreten bündig geschützt. V. 1159. ist ὑπηργμένων γε πολλῶν κἀγαθῶν ebenso passend, wie V. 1174. ἐγὼ δὲ κοπραγωγῆν γα λῶ ναὶ τὼ σιὼ aufgenommen.

Wie Hr. E. in den bisher angeführten Stellen unsrer Meinung nach das Wahre getroffen hat, so glauben wir, ihm in den folgenden die Aufnahme oder Auffindung und Begründung des der Wahrheit zunächst Liegenden unbedenklich zugestehen zu dürfen. So billigen wir V. 149. καθοίμεθ'; V. 155. τἀ μᾶλά πα; V. 173. οὐχ ἃς πόδας γ' ἔχωντι noch Valckenaer; V. 235. ἐμπλεῖθ' ἡ κύλιξ mit Buttmann; V. 281. ὠμῶς; V. 377. λουτρόν γ' ἐγὼ παρίξω, nach Bentley; V. 384. ἀμβλαστάνης nach Reisig; V. 509. καίτοὐκ mit Reiske und Dobrée; V. 560. Bothes Vorschlag: ὅταν ἀσπίδα τις καὶ Γοργόν' ἔχων εἶτ' ὠνῆται

κορακίνους; V. 600. χοιρίον ἔσται nach Elmsley; V. 634. αὐτὸ sammt der gegebenen Interpretation zu diesem und dem vorhergehenden Vers; V. 740. τουτουΐ nach Dindorf's Vorausgang mit Bentley. V. 843. συνηπεροπεύσω σοι παραμένουσ' ἐνθαδὶ nach Porson. V. 906. Hrn. E. eigenen Vorschlag: ὦ μύρτιον statt μυρρίνιον oder μύρριον der Codd.; V. 915. τρέποιτο nach Dindorf; nach eben diesem V. 958. τὴν τιτθήν; V. 1017. σοὶ βέβαιον ἔμ' ἔχειν φίλην nach Hermann; V. 1162. ἁμὲς γα λῶμες nach Koen. ad. Gregor. p. 252. Daß in τοὔγκυκλον eine feine Zweydeutigkeit enthalten ist, läßt die ganze Stelle ihres obscönen Charakters wegen vermuthen, wenn auch gerade nicht das, was Bothe anführt; V. 1164. ἄσπερ. Probabel scheint ferner das, was bey V. 321. über den Chor und seine Gliederung aufgestellt ist; V. 615. die Erklärung von ἐπαποδυώμεθ' exuendo nos praeparemus; sowie V. 637. die der Worte ἀλλὰ θώμεθ', ὦ φίλαι γρᾶες, ταδὶ πρῶτον χαμαί. V. 798. scheint auch uns die Lesart κρόμμυόν τἄρ' οὐκ ἔδει tadellos und die Explication des einen Scholiasten: οἷον κλαύσει καὶ χωρὶς κρωμμύων — ἢ ὅτι δακρύεις (δακρύσεις hat richtiger der Putean. bey Dübner) καὶ χωρὶς τοῦ κρόμμυον ἐσθίειν dazu stimmend, so daß Bentleys obwohl leichte Aenderung κρομμύων ἄρ' οὐ δέει: non opus est tibi cepis ut fleas überflüssig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Schluß.)

Eine solche Laxheit der Composition zeigt sich

z. B. unverkennbar in den Phönissen, deren letzter Theil uns beynahe unter den Gesichtspunkt einer ἐπεισοδιώδης πρᾶξις, worüber Aristoteles im 9. Cap. der Poetik spricht, zu fallen scheint. Daß aber ein solcher Vorwurf die Hecuba nicht trifft, dieß ist durch die Bemühungen unseres Verf. und der anderen genannten Kritiker hinlänglich dargethan, und es muß zugestanden werden, daß rücksichtlich der Idee und des philosophischen Gehaltes das Stück zu den tiefsten des Dichters gehört und bereits den Grundgedanken enthält, den der Dichter, welcher der sittlichen Bedeutung des trojanischen Krieges ein besonderes Studium zugewendet zu haben scheint, in der troischen Tetralogie noch ausführlicher dargestellt hat, worüber Schöll's Untersuchung in den Beyträgen zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen nachzulesen ist.

Viele Punkte, zu deren Besprechung das inhaltsreiche Werk Anregung bietet, müssen wir unberührt lassen, um die Ausdehnung unserer Anzeige, die ohnedieß zu etwas größerem Umfange angewachsen ist, nicht noch zu erweitern. Hat es Ref. nicht vermieden, den Widerspruch, zu welchem er sich durch die polemischen und rhetorischen Tendenzen der Schrift vorzugsweise gedrungen fühlte, rückhaltslos darzulegen, so geschah es in der Ueberzeugung, daß der Verf., der für sich das Princip unumwundener Offenheit so entschieden in Anspruch nimmt und durchführt, dieselbe auch anderen nicht verübeln und am allerwenigsten eine Verletzung persönlicher Verhältnisse, deren Wahrung uns durchaus am Herzen liegt, darin wird erblicken wollen. —

Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis.

(Fortsetzung.)

V. 814. wird wegen der Antistrophe eine Lücke statuirt, und allerdings kann nach ὦχεθ' ὑπὸ μίσους am ersten eine Erweiterung des Gedankens angenommen werden. V. 838. verweist Hr. E. wohl richtig auf den Schol. des Rav. zu 839., es ist das nämliche derbe Wortspiel wie V. 852. Man vergleiche auch V. 1105. V. 1001. wird ἀπηλαασν gelesen, was der Δ und der Scholiast stützen dürfte.

Um dem verdienten Herausgeber zu zeigen, daß Ref. seine Ausgabe mit Sorgfalt gebraucht, betrachtet derselbe noch einige Stellen, in denen er mit ihm nicht gleicher Meinung seyn kann. Wenn Hr. E. V. 31. nach Dobrées allerdings gefälliger Conjectur; ἐπ' ὀλίγου γ'ὠχεῖτ' ἄρα also ändert: ἐπ' ὀλίγου γ' ὀχεῖτ' ἄρα, so scheint Ref. diese Emendation erstens unnöthig und dann nicht mehr gerechtfertigt, als der Ausdruck der Vulgata: ἐπ' ὀλίγου γὰρ εἴχετο, wo nur γὰρ ungewöhnlich gesetzt ist, wie Hr. E. richtig bemerkt. Denn wie die Redensart ἔχεσθαι ἐπ' ὀλίγου, so ermangelt auch ὀχεῖσθαι ἐπ' ὀλίγου eines analogen Beyspieles, wofür man Aristoph. Eqq. 1244: λεπτή τις ἐλπίς ἐστ' ἐφ' ἧς ὀχούμεθα nicht gelten lassen kann. Was aber in jener Redeweise tadelnswerth wäre, sehe ich nicht ein, und der Unterschied von ἔχεσθαι ἐπί τινος und ἔχεσθαί τινος, was Bothe dafür erwartet, fühlt Jeder. Wenn ferner Hr. E. am Imperfectum Anstoß nimmt — „quod explicari vix potest" — so erklärt sich dieß leicht aus dem Zusammenhang. Auf die großsprecherische Aeußerung der Lysistrata — ὅλης τῆς Ἑλλάδος | ἐν ταῖς γυναιξὶν ἐστιν ἡ σωτηρία, paßt es ganz gut, wenn Kalonike, bedenklich und ironisch zugleich, einfällt: ἐν ταῖς γυναιξίν; ἐπ' ὀλίγου τἄρ' (denn so ist zu lesen) εἴχετο· etwa unser: die Rettung von Hellas ruht auf den Weibern? Traun, dann stand's freylich schlecht. V. 43. behalte ich die Lesart der Codd. ἐξηνθισμέναι gegen Clem. Alex. bey, der ἐξανθισμέναι hat. V. 50. hätte vielleicht auf die lare Zweydeutigkeit des Ausdrucks hingewiesen werden können, in der Kalonike Meisterin ist, wie z. B. V. 60. — V. 66. ist wohl mit Anschluß an die Codd. αἱ δ' αὖ χ' ἕτεραι χωροῦσί τινες zu lesen, vgl. V. 65. u. 78. Zu V. 67. genügt kaum der bloße Scholiast. Wenigstens sollte eine nähere Erklärung, etwa aus den Parömiographen, beygegeben seyn, zumal da Zenob. II, 55. (ed. Gaisford) unsre Stelle erwähnt, wo Schott das ähnliche Camarinam movere anzieht.

V. 102. sq. Die Personenvertheilung dieser und der folgenden Verse, wonach V. 102. 103. Kalonike, 104. Lysistrate spricht, halte ich nicht für richtig; auf die Worte der Lysistrate (V. 100. 101.): εὖ γὰρ οἶδ' ὅτι πάσαισιν ὑμῖν ἐστιν ἀποδημῶν ἀνήρ, bestätigen die drey Frauen ihre Behauptung, gerade, wie ebendieselben gleich nachher auf die Frage Lysistratens (V. 111. 112.)

ἐθέλοιτ' ἂν οὖν εἰ μηχανὴν εὕροιμ' ἐγὼ
μετ' ἐμοῦ καταλῦσαι τὸν πόλεμον;

alle drey ihre Beyhülfe zusagen. Der V. 124.

ist rhythmisch fehlerlos und nach der Vulg. zu seinem Inhalt viel harmonischer, als nach der Aenderung des Herausg. V. 136. gab Dindorf nach Bentley's Vorgang die Worte: κἀγὼ βούλομαι διὰ τοῦ πυρὸς der Myrrhine. Hr. E. bemerkt dazu: Atticae mulieris sunt sane haec verba, tantum non Myrrhinae, quae jam dixerat οὐκ ἂν ποιήσαιμ', ut insulsum (!) sit Lysistratae interrogationem τί δαὶ σύ; velle ad eam referre. Allein nach dieser Argumentation wäre auch wenigstens überflüssig, was Lysistrate zu Kalonike sagt, die ja auch schon ihr „Nein" gesprochen: μὰ Δί' οὐδ' ἔγωγ' ἄν — ἀλλ' ὁ πόλεμος ἑρπέτω-; wie dort Kalonike der Myrrhine, so betet hier Myrrhine der Kalonike nach: K. διὰ τοῦ πυρὸς ἐθέλω βαδίζειν. M. κἀγὼ βούλομαι διὰ τοῦ πυρός. Wozu wegen dieser drey Worte eine neue Person einführen? V. 151. ist δέλτα παρατετιλμέναι wohl nicht gleich τὸ δ. π. Siehe jetzt Hermann. Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1845. 7. 78. p. 621.*) V. 166. möchte ἀνὴρ zu lesen seyn. — V. 171. πᾶ κά τις ἀμπείσειεν αὖ μὴ πλαδδιῆν; haben die Schol. die Erklärungen: μὴ παραφρονεῖν — μὴ πολεμεῖν . μὴ πλησιάζειν. Herr E. verweist auf Koen. ad Gregor. Corinth. p. 229., welcher dieß Wort mit nugari, delicias facere übersetzt. Sollte hier Aristophanes durch den Mund der Lacedämonerin dem Athenervolk nur seine Zungen-Zügellosigkeit und seinen Leichtsinn vorhalten wollen? Woher die so verschiedenen Scholien? Liegt etwa in πλαδδιῆν ein dialektisches Wortspiel, was an πλάτη dem Begriff nach erinnerte? Denn die Schiffe und das Geld sind vorzüglich der Schrecken der Spartanerin. (V. 173. 174). Nicht geringe Schwierigkeiten bieten die V. 262. ff.

κατὰ μὲν ἄγιον ἔχειν βρέτας,
κατὰ δ' ἀκρόπολιν ἐμὰν λαβεῖν
κλῄθροις δὲ καὶ μοχλοῖσι
τὰ προπύλαια πακτοῦν; —

denen in der Antistrophe correspondiren V. 277. ff.

ᾤχετο θωῦπλα παραδοὺς ἐμοὶ
σμικρὸν ἔχων πάνυ τριβώνιον,

*) Wir erhielten dieses Heft nach der Prüfung des angezeigten Buches.

πινῶν, ῥυπῶν, ἀπαράτιλτος,
ἓξ ἐτῶν ἄλουτος.

Denn erstlich ensprächen sich nach der gewöhnlichen Lesart zwey Verse von ungleichem Rhythmus (262. 263. u. 277. 276.):

⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑ | ⏑– | ⏑– und
–⏑⏑ | –⏑⏑ | ⏑– | ⏑–;

zweytens zeigen die folgenden Verse offenbar eine Corruptel. Jene erste Erscheinung wollte zwar Dindorf ad Aristoph Avv. 333. rechtfertigen, indem jene Tribrachys als Ausdruck heftiger Bewegung des Gemüths den vollen Dactylen der Antistrophe entsprächen; so wie bey den Tragikern zwölf kurze Sylben in den spondeischen Anapästen nur vier Anapäste von unvollständiger Messung wären; allein das Fehlerhafte, ja Unstatthafte dieser Annahme hat Hermann ad Euripid. Iphig. Taur. 192. nachgewiesen: so könne jede Unebenheit und Ungleichheit des Metrums entschuldigt werden. Ebenda hatte Hermann vorgeschlagen, den Ausgang der Antistrophe also zu ordnen:

πινῶν ῥυπῶν
ἀπαράτιλτος ἓξ ἐτῶν ἄλουτος,

in der Strophe aber zu schreiben:

κλῄθροισι δὲ
τὰ προπύλαια καὶ μοχλοῖσι πακτοῦν.

Den Numerus der beyden vorhergehenden Verspaare glaubte er so herzustellen, indem er schrieb:

ᾤχετο Θ' ὅπλα παραδοὺς ἐμοί,
σμικρόν τ' ἔχων τριβώνιον —.

Hr. E. meint der antistrophische V. 279 könne leicht hergestellt werden, wenn man statt ἀπαράτιλτος, was nur aus einem Glossem entstanden, ἄκαρτος einsetze. Dieß ist unglaublich. Richtig dagegen, wenn er den V. 277. 278. folgenden Rhythmus anweist: –⏑⏑ –⏑⏑ ⏑⏓ ⏑⏓. Allein damit ist es noch nicht abgethan und fest steht, was Hermann jüngst wieder Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1845. 7. S. 622. bey Behandlung dieser Stelle erinnert hat: „Auch bey den Komikern respondiren sich in antistrophischen Stücken meistens die Verse Silbe für Silbe und, wo das nicht seyn kann, muß doch stets der Rhythmus rein gehalten werden." Daß die Kataleris der Strophe hinke, sah Hermann gewiß richtig; er ergänzt sie einstweilen also:

κλῄθροις δὲ καὶ μοχλοῖσι αὐ-
τὰ τὰ προπύλαια πακτοῦν .

Die Antistrophe aber restaurirt er mit theilweise näherem Anschluß an die Codd., von denen der Aug. ᾤχεθ' ὅπλα bietet:

ᾤχεθ' ὅπλα τε παραδοὺς ἐμοί
ἔχων τε πάνυ τριβώνιον
σμικρὸν, πινῶν, ἀφ' ἕξ ἐτῶν
ἄλουτος, ἀπαράτιλτος.

Auf diese Weise fiele ῥυπῶν als Erklärung von πινῶν weg; in ähnlicher Gesellschaft steht es aber Avv. 1282, eine Stelle, die Herr E. citirt. Daher möchte ich fast den zweyten und dritten Vers also lesen:

σμικρόν τε πάνυ τριβώνιον,
πινῶν, ῥυπῶν, ἀφ' ἑξ ἐτῶν —

so daß Kleomenes in noch lächerlicher Weise seinen Abzug hält.

V. 299. tadelt Hr. E. Dindorf, welcher Bergs lers Note zu dem Ausdruck Λήμνιον τὸ πῦρ, wonach eine dreyfache Deutung in diesen Worten läge, aufgenommen hatte. Dabey stellt er den Satz auf: tenendum enim in interpretatione non licere poetae ad plures res uno vocabulo alludere: quo omnis sententiae vis tollitur. Ref. sieht weder die Negation jener Licenz als allgemein gesetzmäßig ein, noch den Schluß als folgerichtig. V. 337. nahm Hr. E. Reisig's Vorschlag in den Text: δεῦρο, τριτάλαντόν τι βάρος, dem in der Strophe: ὑπό τε νόμων ἀργαλέων entspräche. Allein erstlich ist jene Conjectur ziemlich kühn und ferner noch die Frage, ob die metrische Verschiedenheit nicht auf eine weitere Corruptel hinweist; denn wenn man VV. 324. 325. als dimetrische Choriamben, in denen nur der erste aufgelöst ist, annimmt, so ist wohl zu vermuthen, daß der Dichter in der Antistrophe das nämliche gethan hat. Verschiedenes hat Hermann Epit. Doctr. metr. II. ed. p. 157. und Zeitschr. f. d. A. 1845. VII. p. 623. vorgeschlagen. V. 416. schreibt Hr. E. ganz richtig: ὦ σκυτοτόμε, τοῦ τῆς γυναικός μου ποδός. V. 417. nach Reisig: τὸ δακτυλίδιον ἐμπιέζει τὸ ζυγόν — die Codd. haben πιέζει, die fehlende Sylbe ist verschieden ergänzt worden, Bothe δακτυλίδιον ἐν, Dobrée συμπιέζει, Hermann γὰρ πιέζει. Ich hielte σοὶ πιέζει für drastischer; vgl. V. 408. V. 439. ff. hätte man nach Hrn. E. Vertheilung der Verse den Probulos, die Lysistrate und drey Frauen in Activität; von letzteren wird wohl eine weichen müssen; wie Hr. E. selbst die V. 439. 440. der γυνὴ ά zuweist, so werden V. 447. 448. wieder die Lysistrate, nicht die γυνὴ γ' treffen, wie C. Beer über die Zahl der Schauspieler S. 88. gezeigt hat, der auch über die dunklen Worte V. 452. ff. eine plausible Deutung giebt, wenn überhaupt in τέτταρες λόχοι etwas zu urgiren ist.

Letzterem stimme ich auch bey in der Personenvertheilung V. 502. ff. Den V. 524. liest Hr. E. nach einem der Vorschläge Dobrées:

οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ. Μὰ Δί',
οὐ δῆτ' εἶφ' ἕτερός τις.

doch mit der behutsamen Clausel: recepimus etsi revera illud ab Aristophane esse profectum non contenderimus. Den Sinn des Verses haben die Scholiasten zweifelsohne getroffen, von denen der eine: οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ; λείπει ἔφη. οὐκ ἔστι πολέμιος ἐν τῇ χώρᾳ μὰ Δί' οὐ δῆθ' ἕτερός τις ἔφη. — ἢ οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ Ἀττικῇ λόγου ἄξιος ἡμῶν. — ein andrer: οὐ μὰ τὸν Δία οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ πόλει-; der dritte, beyde zusammenfassend: ἐν Ἀττικῇ οὐκ ἔστιν ἀνὴρ λόγου ἄξιος ἡμῶν, δηλονότι οὐκ ἔστι πολέμιος ἐν τῇ χώρᾳ. ἢ ἄλλος τις ἔφη οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ πόλει. Die Pointe liegt in der doppelten Geltung von ἀνὴρ, ἕτερός τις läßt sich leicht als Glossem erkennen, so daß etwa folgendes zu lesen seyn wird:

οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ — Μὰ Δί'
οὐ δῆτ' ἔνθα γ' ἀνὴρ εἷς.

Die Personenvertheilung von V. 758—761. hat C. Beer l. c. einfacher und passend bestimmt. Den V. 768. hält Ref. für fehlerfrey. So verdienstvoll die von Elmsley gemachten metrischen Untersuchungen sind, so muß doch auf die durch den Sinn eintretenden Pausen innerhalb eines und desselben Verses ein Gewicht gelegt werden, welche eine gewisse Freyheit bedingen, ohne jene Gesetze

aufzuheben. Deshalb kann Ref. auch die sorgfältigen Erörterungen des Hrn. Herausgebers in der Praefatio nicht unbedingt unterschreiben. V. 804. bey Erwähnung des Phormion möchte man den Frauen gegenüber zugleich an das denken, was der Scholiast zu den Ran. 97. anführt. — V. 832. τοῖς τῆς Ἀφροδίτης ὀργίοις εἰλημμένον. Rav. Junt. bieten εἰλυμμένον. Aug. εἰλυγμένον aber ead. m. corr. εἰλυμμένον. Daher scheint εἰλιγμένον das ächte. Kinesias nennt sich nachher V. 846. selbst ὥσπερ ἐπὶ τροχοῦ στρεβλούμενον. Auffallend ist Schol. Putean. κεκαλυμμένον, wo vielleicht κεκαμμένον zu lesen wäre?

V. 928. ist mit bloßer Hinweisung auf den Scholiasten kaum hinreichend erklärt; dieselbe Autorität bekräftigt nicht V. 944. τάλαιν' ἐγὼ τὸ ῥόδιον ἤνεγκον μύρον, statt Ῥόδιον, denn beyde Salben, von Rosenöl oder aus Rhodos, können nicht als schlechte Waare gelten, wie es der Zusammenhang mit sich brächte. Ganz treffend ist Hermanns leichte Aenderung: ἐγὼ οὐ κ. τ. λ. V. 949. ff. Da statt ὑπολύομαι V. 950. A. Δ. ἀποδύομαι geben, möchte ich die ganze Stelle so lesen und fassen. Auf die dringende Bitte des Kinesias:

μή μοι φέρε | μηδὲν

erwiedert Myrrhine:

ποιήσω ταῦτα νὴ τὴν Ἄρτεμιν.
ἀπολύομαι γοῦν. ἀλλ' ὅπως, ὦ φίλτατε,
σπονδὰς ποιεῖσθαι ψηφιεῖ.

i. e. faciam haec: nihil afferam nec videlicet me ipsam. ergo absolvor. at tu, sodes, ages de pactis. So wird der für Kinesias so schmerzliche Abgang Myrrhines schon durch ihre Worte motivirt. V. 963. glaubt Hr. E. ποία ψυχὴ halten zu können, da nur νεφρὸς vorausgehe und vergleicht Nubb. 711. Allein hier hat ψυχὴ sein eigenes Verbum, wie die übrigen verschiedenen Nomina gleichfalls ihren entsprechenden Verbalbegriff; dann paßt die angezogene Stelle überhaupt nicht als Analogon, und wozu hier Parallelstellen? fragt man

sich, ob ποία ψυχὴ zu den vorausgehenden und folgenden Substantiven seiner Natur nach harmonirt, so ist das Gefühl dagegen und Brunck's ποία ψωλὴ gewiß am rechten Ort. V. 1035. ist die allgemeine Schreibart:

ἀλλ' ἀποψήσω σ' ἐγὼ καίτοι γε πάνυ
πονηρὸς εἶ

unangetastet zu lassen.

Wie V. 1079. zu verstehen sey, hat Hr. E. dem Einzelnen überlassen; die höchst abweichende Notiz des Scholiasten hält er für der Untersuchung unwerth und dennoch läßt uns diese allein einen Sinn der Textesworte errathen; ihre Herstellung hat Hermann l. c. gezeigt. V. 1109. war Bentley's Vorschlag δεινὴν, δειλὴν vorderhand unbedingt aufzunehmen. Mit welchen Gesticulationen Lysistrate V. 1167 gesprochen und was sich nebenbey der Athener unter χωρίον gedacht, wo χοιρίον so nahe liegt, läßt theils seine folgende Aeußerung vermuthen, theils überhaupt die in diesen diplomatischen Verhandlungen herrschende, man möchte sagen geniale Zweydeutigkeit der eigentlichen Schlagwörter. Ueber die Scene, welche mit V. 1216. beginnt und die theils wegen der Austheilung der Personen theils wegen Erklärung einzelner Verse nicht geringe Schwierigkeiten gemacht hat, habe ich bey einer andern Gelegenheit mich ausgesprochen. Vgl. Gel. Anz. 1845. Nr. 53.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis.

(Schluß.)

So viel über die Lysistrate. Schade, daß die sonst gefällig ausgestattete Ausgabe durch eine Ueberzahl von Uncorrectheiten, kleinen und großen Druckfehlern übel entstellt ist. Sie aufzuzählen, wäre eine leidige Anstrengung; nur sollten nicht Versehen, wie V. 264. das Ausfallen eines ganzen Verses, V. 365. *ΧΟΡΟΣ ΓΕΡΟΝΤΩΝ* st. *Χ. ΓΥΝΑΙΚΩΝ*. V. 357. *περιπατᾶξαι* st. *περικατᾶξαι*, V. 362. *καταξάτω* st. *παταξάτω*, V. 386. Schol. *συγχλιανεῖς* st. *σὺ χλιανεῖς*, V. 568. *ἀτράπτοις* st. *ἀτράκτοις*, V. 641. *χεγῶσ'* st. *γεγῶσ'*, pag. 102. in 6 aufeinander folgenden Versen vier *στ* st. *σ*, 836. in der Note *ὧν* st. *ὦ*, V. 843. *παρανέμουσ'* st. *παραμένουσ'*, V. 1038. *ὄρθως* st. *ὀρθῶς*, V. 1150. *οὐκ ἔσθ'* st. *οὐκ ἴσθ'* den Sinn stören oder das Auge beleidigen. Nicht größer war die Sorgfalt des Correctors bey den Thesmophoriazusen, wofür das erste Wort der Vorrede Zeugniß gibt: Tesmophoriazusarum fabulae etc. Doch von diesem Stücke nach Hrn. E. Ausgabe hierorts uns weiter zu verbreiten, hindert der uns gebührende Raum; vielleicht thun wir der gelehrten Welt ohnehin einen bessern Dienst, wenn wir jetzt die Berichtigungen der Lesarten des Augustanus zu den obigen Stücken folgen lassen, da unser physisches Auge für das Gefundene getrost einstehen kann.

Berichtigte Varianten des Augustanus und der Juntina. (Exemplar Victorii). Lysistrata.

V. 22. *ὅ, τι.*
Ξυνκαλεῖς adnotavit Victor. in Junt.
V. 28. *τὸνῥῥιπτασμένον*. in corr.
„ 36. *πάντας* Victor.
„ 38. *δηλονότι* apud Victor. deest.
„ 45. *κιμβερινκορθοστάδια*. *ν* et *ρ* est lin. not.
„ 46. in marg. asteriscus, corruptelae indicium.
„ 81. *γὰρ οιῶ ναι σιώ.*
γὰρ οἰὼ ναὶ σιώ Junt.
„ 83. ab hoc versu personae lineola rubra indicatae sunt usque ad v. 240. soli v. 129 Myrrhine praef.
„ 96. *ὅ, τι.*
„ 223. *τῶ 'μῶ. τῷ μῷ* Junt.
„ 237. in marg. asteriscus a prim. m. alt. man. corr. *συνεπ. — πᾶσαι*; posito signo interrog.
„ 267. *θέντι.*
„ 269. *ἐμπρήσομεν*. dub. nam littera o fusa.
„ 326. *ἡμιχ*. praef. etiam Aug.
„ 350. praef. Aug. *στρατύλλα.*
o δ
„ 352. praef. Aug. *χ ἀν βλε* i. e. *χόρος ἀνδρῶν βλέπυρος*. cf. 371. V. 382.
„ 353. *θύρᾶσιν*. in loco Thesm. 69. perspicue *θύρασι.*
„ 356. *ὦ* add. alt. man.
„ 383. *παύει.*
„ 395. *ὑποπεπτωκυῖα*. sed ead. m. corr.
„ 398. *ἄσματα*. Aug. Junt.
„ 421. *Οτίγ' ὧν* Junt.
„ 423. *ἀποκέκλεισμαι.*
„ 425. *σχεθῶ.*
„ 427. *ποῶν ἄλλ' ἢ* ut recte Brunck.
„ 433. *ἀληθές.*

V. 491. rubra lineola supra ἐκύκων est novae personae indicium, ead. m. addita, quae per omnem cod. illa signa posuit; haec ipsa post ἐκύκων adiecit:.
„ 504. εἵνεκα ut recte Thiersch.
„ 516. κἂν ὤμωζες γ' εἰ μὴ σίγᾳς. (del. ead. m. circumfl.)
„ 562. πισ γραὸς talis fere lacuna. in marg. *
„ 574. βαλαϛ. compendium, non ζ. in marg. *
ss
„ 575. ἐπὶ κλίν (sic).
„ 587. προβ. om. etiam Aug.
„ 592. στρατειάς.
„ 626. τὰς δέ.
„ 633. ἐξῆς.
„ 648. ἆρα corr. ead. m. ἄρα.
„ 683. ποήσω.
„ 709. τ' ἄνω. etiam Junt.
„ 722. κατειλισπωμένην.
„ 726. πάσας τε.
„ 742. ἐπίεσχες.
„ 762. hic v. in marg. adscriptus.
„ 769. ὅ, τι.
„ 782. τίν'.
„ 785. τὶς ὅς. Aug. τίς. ὅς Junt.
„ 806. Μειλανίωνι.
„ 832. εἰλυγμένον. sed del. et ead. m. corr. εἰλυμμένον.
„ 836. δῆτά τις.
„ 837. τίς Aug. Junt.
„ 842. ποήσω.
„ 858. ἀνδρῶν γ' in corr.
„ 911. τοῦ το.
„ 919. δήλη 'στὶ Aug. Junt.
„ 920. κἀγὼκδύομαι. in corr. utrum κ an γ prius natum vix discernas.
„ 930. ἅπαντα δ' ἔχω. sed del. hoc et ead. m. corr. δῆτα.
„ 939. prim. κῆν τε βούλει γ' ἤν τε μοι. sed corr. ead. m. ἤν — μή.
„ 951. ποεῖσθαι.
„ 975. ξυνστρέψας. Aug. Junt.
„ 980. πᾷ. ἔστιν Junt. ἐστὶν Aug.
„ 992. λακωνικὰ. corr. ead. λακωνική.
„ 996. ἔστυκαντι.
„ 997. τοῦδε ut Junt.

V. 998. οὐχ. corr. ead. m. οὐκ.
„ 1005. λόγῳ.
„ 1017. πόνηρε.
„ 1026. τὸὐπὶ τῷ 'φθαλμῷ.
„ 1039. πανωλέθροισιν. πανωλέθρων. sed utrobique corr. πανολ.
„ 1084. θ' αἱμάτι' ἀποστέλλοντες.
„ 1112. τοὔργον.
„ 1139. οἰκέτης prim. sed corr. ἱκέτης.
„ 1151. ἐλθόντας.
„ 1180. ἅπασι.
„ 1183. εἴχομεν in corr. fuit ἔχομεν.
ο δρ τ'.
„ 1189. praef. Aug. χ ἀν λυ .
„ 1222. in marg. *
„ 1242. praef. λάκων. — Πολυχαρίδα.
„ 1244. ἀναναίους.
„ 1289. περί.
ο κεδ
„ 1297. praef. χ Λα . (χόρος Λακεδαιμονίων.)
„ 1302. σιάδδοντι prim. sed ead. m. corr. ψιάδδοντι.
„ 1316. παρ' ἀμπυκίδδετε.

Thesmophoriazusae.

V. 1. Post inscriptionem fabulae sequitur: προλογίζει Μνησίλοχος ὁ κηδεστὴς Εὐριπίδου. id. in Junt. omiss. ὁ.
„ 2. ἐξεωθινοῦ. Junt. sed corr. rubr. col. *) ἐξ ἑωθ.
„ 7. ἄγ' Junt. eod. mod. corr. ἄ γ'.
„ 15. ζῷ ἐν Junt. corr. ζῶ' ἐν, illud etiam Aug. qui ut Junt. αὐτῷ.
„ 27. σίγα νῦν. Aug. Junt.
„ 29. ἐνταῦθ'.
„ 33. in marg. *.
„ 34. οὐ τοί γ'.

---

*) haec manus corr. per omnem fabulam uti signa interpunctionis ita plura alia apposuit e codice ut videtur.

B. 42. μελωποιῶν.
„ 66. ἱκέτευ': Junt. in corr.
„ 69. ἥλιον. Junt. in corr.
„ 72. τουτί; τί.
„ 88. τραγωδοδιδάσκαλον (δοδι lineol. not.)
„ 89. ἐν θεσμοφόροιν ut Brunck. adnot.
„ 91. λέξον θ' corr. Junt. λέξονθ'.
ἤ corr. in Junt.
„ 96. ὀυκκυκλούμενος.
„ 134. νεανίσκ' εἴ τις εἶ (corr. fuit εἰ).
„ 149. ποητὴν Aug. Junt.
„ 150. ποεῖν Aug. Junt.
„ 154. ποῆ. Aug. Junt.
„ 155. ἃ δ' οὐ Aug. ἃδ' οὐ Junt.
„ 159. ἄλλ' ὡς τ' ἄμουσον ἐστιν (ὡστ' in corr. in marg. *).
„ 168. ποιεῖ corr. ποεῖ. et Junt.
„ 169. 170. ποεῖ et Junt.
„ 169. ὁ . . Ξενοκλῆς. in m. add. δ' αὖ.
„ 171. ἅπας' delet.
„ 174. ποεῖν. et Junt.
„ 185. δοκῶν.
„ 196. καὶ γὰρ . . μενοίμεθ' ἄν.
„ 200. καταπύγον. etiam Junt.
„ 208. ποήσεις.
„ 210. σαυτῷ prim. sed del. et corr. σαυτὸν.
„ 211. ποήσω et Junt.
„ 212. δ' ὦτι pr. sed del. et corr. δ' ὅτι.
„ 214. θοίματιον pr. sed del. et corr. θοιμάτιον.
„ 218. σὺ μὲν δή.
„ 222. ὤμοι. Aug. Junt. (haec aperte).
„ 228. μέλει Junt. in corr.
„ 238. δᾷδ' corr. in Junt.
„ 239. φυλάττου Junt. in corr.
„ 244. πρᾶγμα σοι τὰ. (spat. vac.)
„ 246. γεγέννημαι, altero ν. inserto. τὰ om.
„ 248. οἰμώζετ' ἄρ' εἰς. in marg. *.
„ 261. λάμβανε.
„ 267. τό δ'.
„ 280. θρᾶττα. κἀρμένων τ. λ.
„ 281. ἀνέρχεται pr. sed corr. ἀνέρχεθ.
„ 284. θρᾴττα.
„ 290. κἀβελτέρου.
„ 293. ὦ θρᾶττα γ' ἐκποδών.
„ 303. ποῆσαι. et Junt.
„ 312. δεχόμεσθα.

B. 330. τελέως vers. finitur in Aug. et Junt.
„ 337. ἐπιλά pr. corr. ἐπὶ βλάβῃ.
„ 370. παραστατεῖν in corr.
„ 373. Τιμόκλει' Junt. in corr. ' defuit.
„ 375. ποεῖν et Junt.
„ 380. νῦν Aug. Junt. τὸν δὲ.
„ 410. πρὸ τοῦ. corr. προτοῦ.
„ 412. διὰ τοῦ ποσοδί sed del. et corr. τ' οὖπος τὸ δί.
„ 418. ξύγγνωσθ' Aug. ξύγνωσθ' Junt.
„ 443. ἕνεκ'αὐτῆ.
„ 450. ποῶν. et Junt.
„ 459. αὖ τί Junt.
„ 477. πολλά pr. corr. πολλ' ἐκεῖνο. in marg. *.
„ 492. in marg. *.
„ 498. εἴρηκέ τω.
„ 502. δ' ἐγὼ δ' ἤφασκεν.
„ 514. αὐτ' ἐκμάγμασον.
„ 522. χ' ἥτις Aug. Junt. ἐξέτρεψε Aug. χώρᾳ Junt. ut recte Thiersch.
„ 535. περὶ ὑβρίζειν.
„ 544. τέληκας. η in corr.
„ 545. ὡς ἡμᾶς ut R. Junt.
„ 547. Μελανίππας Iunt. in corr.
„ 570. ποήσω. Aug. Junt.
„ 585. post γέροντα lacuna.
„ 586. πρὸς Junt. in corr. (fuit προς).
„ 594. οἴομ' ἔγωγ' in corr. (fuisse videtur pr. οἴομα).
„ 605. ἐμεί τις ἤρου.
„ 606. hic. v. marg. adscr.
„ 609. τίτθη νὴ δί'. non 'νὴ,' est interpunctio post ἐστὶν super. vers.
„ 612. πόει Aug. Junt.
„ 625. ἔμοιγε.
„ 631. τί δέ μετοῦτο.
„ 634. δεῦρο κλεισόσθενες.
„ 605. ὁ δ'. ποῶ Aug. Junt.
„ 644. τὸ δὲ ἔκυψε.
„ 647. ἄνω καὶ κάτω. om. τε.
„ 663. πᾶν- ‖ τ' εἴτις. sed corr. πάν —.
„ 664. λέληθ' ὧν.
„ 677. πονεῖν ὅ, τι καλῶς ἔχει unum versum efficiunt.
„ 724. ἀντα — μείψομεσθ' ἃ σ' ὥσπερ.

V. 726. huic. v. praescr. schol. *πρὸς τὰς γυναῖκας.*
„ 740. *σὺ δ'ὲ ἀπόκριναι.*
„ 741. *αὖτ' ἐγὼ* pr. corr. *αὔτ'*. ante *αὔτ'* lacuna quidem sed non solemne personae indicium.
„ 746. post *γέγονεν* personae signum.
„ 751. *πόει* Aug. Junt.
„ 760. *ἐξεκόρησεν σε* (*ν* puncto subscr. not.)
„ 764. *πεπόηχ'* Aug. Junt.
„ 789. *γαμεῖσθ'*.
„ 813. *ἀυτ'ἀπέδωκεν* pr. sed corr. *ἀντ' ἀπέδωκεν*. (quod voluit Bentl.)
„ 842. *χρήματα* pr. sed del. et corr. *χρήματ'*.
„ 844. *ἀφαιρεῖσθαι* Junt. in corr.
„ 847. *ἂν εἴη* Junt. in corr. *οὐκ ἔσθ'* ead. in corr. (fuit *οὐκέσθ'*). *τούμποδῶν* Aug. ut Junt.
„ 881. *ἔνδον ἐστ' ἡ 'Ξώπιος* in corr. fuisse videtur *'Ξωπίου*, certe fuit paroxytonon.
„ 909. *μάλισθ' ἵδον*. Aug. Junt.
„ 912. *ἐς χάρας* in Junt. a corr. marg. adscr. *?χέρας*.
„ 921. *οὐκετὸς*.
„ 923. *χ'ὠ*.
„ 942. *παρέχω τοῖς γε τοῖς κόραξιν*. sed prius *τοῖς* del.
„ 959. 960. uno quidem v. Aug. sed alt. m. lineola rubra post *καὶ* vers. divisit.
„ 968. 969. est unus versus.
„ 985. *ἀλλεὶ ἀπ' ἀλλ' ἀνάστρεφ'*.
„ 1001. praef. *τοξότης*.
„ 1007. *περ ἐγώ - - ἵνα*.
„ 1055. *νέκυσιν ἐπιπορείαν*. in marg. —.
„ 1062. *ποεῖν* Aug. Junt.
„ 1065. huic v. praef. *μνησίλοχος ἀνδρομέδα*.
„ 1069. praef. *εὐριπίδης ἠχώ*.
„ 1083. 4. 5. ineuntibus his vers. *σκύθης* mediis *ἠχὼ* praef. alias nonnisi lineola solemnis.
„ 1089. prius *κακκάσκιμοι* in corr. fuit *κακκακισμοι*.

V. 1092. ante *καὶ* vacuum spatium.
„ 1107. praef. *κηδεστὴς ἀνδρομέδα*.
„ 1108. med. praef. *σκύθης*. — *οὐκ ἰ μὶ λαλῆς συ*.
(obiter inspectum *μὴ* legas.)
„ 1118. *οὐ ζηλῶσι σε*.
„ 1126. *καὶ μὲν ποήσω*. hocce et Junt.
„ 1133. 5. praef. *σκύθης*.
„ 1149. *ἡμέτερον* pr. sed. corr.
„ 1155. *ἀντώμεθ' ὦ*.
„ 1166. post *κομίσωμαι* spatium vacuum.
„ 1171. *πεῖσαι σοι* pr. corr. *σύ*.
„ 1173. *ποεῖν* Aug. Junt.
„ 1174. *κἂν ἀκόλπασον*.
„ 1176. praef. *σκύθης*.
„ 1179. *ὄρκησι*.
„ 1180. *ὡς ελλαπρος ὥσπερ ψυλλο κατα τοκώδιο*. (λ alt. puncto not.)
„ 1186. *κλαυσεῖ γ*.
„ 1187. *εἰ ἐν καλῇ*.
„ 1189. *θοιμάτιον*. Aug. Junt. *ὥρα' 'σὶ νῷν*.
„ 1191. *ο ο ο πα πα πα πα παῖ*.
„ 1195. *κάρισο σοὺ τοῦτο*.
„ 1197. *ἀλλ' οὐκ ἔκ' ὠδέν*.
„ 1199. *τή*.
„ 1202. *ποεῖς* Aug. Junt.
„ 1209. *ἐγὼ δή*.
„ 1210. praef. *σκύθης*.
„ 1211. *που τὸ γράδιο*.
„ 1212. *που το γερόντ'*.
» 1215. *ὀρτῶς δὲ σὺ βηνῆστι καταβηνῆσι γάρ*.
„ 1218. praef. *σκύθης*.
„ 1219. *γέρον τίς* Junt. *γέρων τίς* Aug.
„ 1220. *φῆμ' ἐγώ*.

Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. Bericht über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843, von Dr. A. Th. v. Middendorff (Bulletin de la classe physico-mathématique de l'Académie impériale des sciences de Saint Pétersbourg. III. 1845. p. 150, 241 u. 289.)

Ueber das Klima des Taimyr-Landes. Nach den Beobachtungen der Middendorff'schen Expedition von dem Akademiker Baer (a. a. O. IV. S. 315.).

II. Expédition de Sibérie. Voyage de M. Middendorff à Oudskoi; lettre à M. Fuss (a. a. O. IV. S. 18).

Bericht über die Beendigung der Expedition nach Udskoy Ostrog, auf die Schantaren und durch das östliche Gränzgebirge, von Dr. A. Th. v. Middendorff (a. a. O. IV. S. 231).

Unter den in neuerer Zeit unternommenen arktischen Reisen gehören die von Middendorff im nördlichen Sibirien ausgeführten zu denjenigen, welche die bedeutendsten wissenschaftlichen Resultate geliefert haben. An Muth und Ausdauer ist gedachter Reisender hinter keinem andern zurückgestanden, an wissenschaftlichen Kenntnissen möchte er wohl allen vorangegangen seyn. Von seinen sibirischen Reisen gieng die eine in das Taimyrland, der nördlichsten Continentalgegend der alten Welt und also ganz in der arktischen Zone liegend; die andere erstreckte sich von Jakutz nach Udskoy und von da längs der chinesischen Gränze nach Nertschinsk, führte also durch Gegenden, die zwar der Karte nach völlig außerhalb der Polarregion liegen, ihrer klimatischen Beschaffenheit nach jedoch von derselben nicht erheblich abweichen.

I. Der geschichtliche Theil von Middendorff's Reise ins Taimyrland ist schon durch viele öffentliche Blätter bekannt geworden und kann daher übergangen werden; es sollen hier lediglich die wissenschaftlichen Ergebnisse in ihren Hauptresultaten zur Sprache kommen.

Mit dem Namen des Taimyr-Landes bezeichnet Middendorff die Ländermasse, welche nach Norden von dem Flußgebiete der niedern Tunguska gelegen, östlich von der Chatanga, westlich von der Pjässina bewässert wird, in der Mitte aber den Taimyr-Fluß und See enthält; an Ausdehnung mag sie der ganzen spanischen Halbinsel gleichkommen. Ihr nördlichster Punkt, also Asiens überhaupt, ist das östliche Vorgebirge, das zu $77\frac{3}{4}^{o}$ nördl. Breite hinauf reicht. Die wissenschaftlichen Resultate, welche Middendorff aus seiner Bereisung des Taimyrlandes einstweilen vorlegt, sind im Wesentlichen folgende.

Geognosie. Vom Kirchdorfe Dudina (etwa unter $69\frac{1}{4}^{o}$) bis an das rechte Ufer des Taimyrflusses ist die ganze Oberfläche ein bald mehr hochebenes, bald und meistens ein mäßig gewelltes Terrain, dessen Wellenberge nur ausnahmsweise sich zu einem fortlaufenden Höhenzuge aneinander fügen, allein nirgends anstehender Fels; eine der ausgedehntesten Diluvialflächen unseres Erdballs, um so

mehr, als sie höchst wahrscheinlich drey Viertel der gesammten Nordküste Asiens bedeckt. Ein bräunlicher Lehm, bald minder bald mehr thon- oder kieselhaltig, ja an manchen Oertlichkeiten Diluvialsand, mit fast gleichen Theilen von bohnen- bis faustgroßen Geschieben durchsetzt, ist der Boden dieses Landstrichs. Auffallend ist das Fehlen größerer Geschiebe; erst an den Ufern des Taimyrflusses beginnt das Revier wahrer erratischer Blöcke und sie bezeugen dort, daß der Stand des Wassers einst um einige 50 Fuß höher gewesen als jetzt. Daß jener Boden wirklich der Diluvialperiode angehört, erweisen die darin vorkommenden Schalen von Mollusken, welche noch jetzt das Eismeer bewohnen, nämlich Fusus antiquus, Buccinum glaciale, Mya arctica, Venus fragilis und Venus minuta Fabr.

Die Steinkohlen, welche der Akademie eingeschickt worden, nicht minder die als kleine Gerölle überall auf der Tundra verbreiteten Steinkohlen, veranlaßten den Reisenden, dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Wirklich fand er auch in einem mächtigen, 60 Fuß hohen Absturze des rechten Taimyrufers große Massen von Pechkohle. Der ganze Absturz bestand aus Diluvialsande mit eingestreuten Geröllblöcken. In ihm lagerte in großen Nestern Pechkohle, meist mit noch erkennbarer Holzstruktur, theils in äußerer Form noch deutlich ganze Stämme mit ihren Hauptwurzelverästelungen darstellend.

Die Kohle des Taimyrlandes gehört daher nicht der wirklichen Kohlenformation an, sondern ist neuerer Bildung, worüber Middendorff noch weitere Belege beybringt. Er fand nämlich an andern Stellen desselben Absturzes, in dem die Kohlennester stecken, einzelne Baum- und Wurzelknollen, welche je nach der Umgebung vollständig in Brauneisenstein oder in Sandstein verwandelt waren. Einige waren es durch und durch, andere zeigten in der Mitte nur erst halb verwestes Holz u. s. w., alle aber scheinen nach Middendorff's Meinung deutlich zu beweisen, daß das Holz, welches oft Spuren starken Gerolltseyns an sich trug, in natura an den Fundort gelangt war und erst hier, schon als gerolltes Treibholz, je nach den verschiedenen Umständen, die verschiedenen Umwandlungen in Holzstein, Brauneisenstein und Pechkohle eingehen mußte.

Selten jedoch findet man das fossile Holz hier unter den eben erwähnten Formen, meist sind es noch wohl erhaltene, nur leichter gewordene oder bituminöse Holzstämme, welche das Innere des ausgedehnten Tundrabodens füllen. Dieses fossile Holz ist es, das unter dem Namen Noahholz seit unbekannten Zeiten den Samojeden, Jakuten, Dolganen und Tungusen während ihres Sommeraufenthaltes auf der Tundra jenseits der Waldgränze als Feuerungsmaterial dient. Da dieses fossile Holz größtentheils stark abgerieben und gerollt ist, vollständig den verstümmelten Gestalten gleichend, welche noch gegenwärtig an den Ufern des Eismeers als Treibholz abgesetzt sind, auch immer nur liegend angetroffen wird, so widerlegt sich dadurch die Meinung, als ob dieses Holz ehemals an Ort und Stelle gewachsen und durch Aenderung des Klimas abgestorben sey.

In dem beschriebenen Diluvialgeröllsande fand M. das einzige vollständige Skelet eines (wenig mehr als halbwüchsigen) Mammuths, horizontal ausgestreckt, und die Knochen ringsum durch einen mit Sand vermengten, zwey Finger dicken dunkelbraunen Mulm von dem übrigen Sande getrennt. Nach Analogie der knochenführenden Höhlen dürfte derselbe, wie M. meint, nichts anders als die Reste des verwesten Fleisches seyn. Er zweifelt nicht, daß vom Ob bis zur Kolyma die Mammuthszähne ganz unter denselben Verhältnissen gefunden werden wie im Taimyrlande.

Erst am Taimyrflusse erhebt sich ein Gebirgszug, der jedoch kaum 1000 Fuß Höhe über der Meeresfläche erreichen mag. Ueber den brennenden Berg, den schon Georgi anführt, konnte M. von Tungusen und Kosaken nur so viel in Erfahrung bringen, daß am Fluße Tamura allerdings ein Berg dampfe und sehr heiß sey, daher auch mitunter zum Trocknen ihrer Kleider benützt werde. Vielleicht ist hier ein Steinkohlenflötz in Brand gerathen.

Meteorologie. Dem hohen Norden können bloß zwey Jahreszeiten, Winter und Sommer, zugeschrieben werden. Die hiesigen Bewohner der Polarzone unterscheiden freylich Frühling und Herbst gleich uns, doch bezieht sich diese Eintheilung vorzüglich auf den Haushalt. Der Frühling beginnt

nach ihnen mit der Zeit, wo die Sonne schon nahe so lange über als unter dem Horizont verweilt, wo die Kälte erträglich wird und man wieder dem winterlichen Thierfange obliegen kann. Er wird gerechnet bis zum Aufgang der Flüsse und begreift einen Zeitraum von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Monaten. Das offene Wasser bezeichnet den Sommer, der $2\frac{1}{2}$ bis 3 Monate anhält. Nun folgt der Herbst bis zum Ende Oktobers d. h. bis zu der Zeit, wo anhaltende Dunkelheit, Stürme mit Schneegestöber und grimmige Kälte die arktischen Bewohner in ihre Behausungen treibt. Der Rest ist Winter, die Zeit des Pfotensaugens am herbstlichen Fette, die Zeit der Feste, Hochzeitgelage, Tänze und des Schamanismus.

Schon Hansteen bestätigte das, worauf Saussure aufmerksam gemacht hatte, daß nämlich der Temperaturunterschied zwischen Licht und Schatten dann und dort am größten, wann und wo der Stand der Sonne am niedrigsten, also im Winter und im Hochnorden. Bey 30° Frost im Schatten tröpfelt es, sagt Hansteen, im Norden von den Dächern.

Nur eine Decke von zwey Zoll moosigen Rasens und der zu unerreichbaren Tiefen frosterstarrte Boden bleibt im Schatten selbst von der sommerlichsten Wirkung der nie versinkenden Sonne unberührt. Und nun die unglaublichen Wechsel! Am 24. März noch nicht fern vom Polarkreise thaute es um Mittagszeit; Abends hatte es fast 20° Frost. Am 18. Oktober zeigte unter dem 71° das Thermometer + 0°,4, in derselben Nacht über 30° Frost. Als Kern des Sommers sind die beyden letzten Wochen des Juli und die ersten Tage des Augusts anzusehen. Die höchste Temperatur im Schatten betrug + 9°,2. Am 22. Juli lief M. unter $74\frac{1}{4}$° barfuß und in Unterkleidern den Schmetterlingen nach, das Thermometer stieg in der Sonne bis auf + 16° und dicht am Boden bis auf 24°; als aber der Reisende sich im Pelzhemd in das Gebiet des Nordosts wagte, fröstelte es ihn. Die Feuchtigkeit der Luft war sehr groß. Für wahrscheinlich hält er es übrigens, daß je weiter von der Waldgränze, eine desto geringere Schneemenge zu Boden fällt.

Von einer bis zum Meeresniveau herabsteigenden Schneegränze kann wohl selbst auf der äußersten Spitze des Taimyrlandes, wie M. bemerklich macht, nicht die Rede seyn. Es mag übrigens die Wärmeabnahme nach der Höhe andern Gesetzen als im gemäßigten Klima folgen. Auf eine Höhe gestiegen, die in der Schweiz das Thermometer bald um 1° zum Sinken gebracht hätte, sah M. es etwas steigen; die große Strahlung von den dunkeln Felsen vereitelte seinen Versuch, den zu wiederholen er keine Gelegenheit fand. Doch erinnert er daran, daß Parry auf der Melville-Insel auf 400′ Höhe noch dieselbe Temperatur beobachtete als unten. Jedenfalls bestätigt sich hier, daß die Schneegränze vorzugsweise durch die mittlere Temperatur des Sommers, nicht aber des ganzen Jahres bestimmt wird.

Die Dicke des Eises fand M. nirgends, selbst nicht unter dem 74°, größer als 8′, zuweilen bloß $4\frac{1}{2}$′, so daß also Seen, die unter 8 Schuh tief sind, nie ausfrieren können.

Botanik. Zu seiner großen Ueberraschung durchwanderte M. in der Taimyr-Tundra statt der erwarteten unendlichen Moraſtflächen nur trockene Höhenzüge und Hochebenen. Moos und Gras bildeten darüber einen abgetragenen Teppich; ein ertödtend öder Anblick. Ganz anders ist dagegen die Vegetation an den Abhängen und Abstürzen, besonders an denen, die gegen das Wasser des Taimyrflusses oder Sees schauen; hier sind ganze Flächen mit lebhaftem Grün, mit Farben aller Art bedeckt.

Aus den zahlreichen botanischen Beobachtungen hebt Ref. nur Einiges von dem hervor, was M. über die nordischen Baumarten mittheilt, namentlich über ihre Nordgränze.

Pinus sylvestris dehnt die Zone seines Wohlbefindens bis zum 60° aus; nördlich vom 66° schneidet dieser Baum ab.

Pinus Cembra ist meist nur untergeordnet und reine Bestände derselben sehr selten. Untermischt, mit **Picea obovata** und **Abies sibirica** größtentheils den Standort theilend, ist, abgesehen von der großen

direkten Nutzung seiner Zapfen so wie von den durch letztere bedingten Eichhornjahren, dieser Baum einer der gesuchtesten als Bau- und Nutzholz, nur taugt er für den Wasser- und Erdbau nicht. Bey 68½° hört er auf.

Abies sibirica ist einer der zahlreichsten und am meisten verbreiteten Bäume Sibiriens, das treue Gefolge von **Pinus sylvestris**. Sein Wachsthum in die Dicke scheint am beengtesten zu seyn, da M. keinen Stamm von mehr als 2′ Dicke zu Gesicht bekam. Seine Verbreitungsgränze ist unter 67½°.

Picea obovata ist, wie es scheint, der vollständige Repräsentant von **Picea vulgaris**. Noch zwischen 66 und 67° n. Br. bildet sie dichte Waldungen, aber die Bäume sind schon nicht viel über 30′ hoch, nicht mehr als schenkeldick und überhaupt verkümmert. Dennoch ließen sich die letzten selbst bey 69½° betreffen.

Larix sibirica und **europaea** hält M. nur für Varietäten einer und derselben Art. Die Lärche übertrifft in Sibirien alle andern Nadelhölzer an Ausdauer. Unabhängig von subalpiner Erhebung des Bodens über der Meeresfläche scheint ihre Verbreitungszone in der Nähe des 60° zu beginnen und nun gegen Norden sich auszudehnen. Noch weit jenseits Jenisseisk maß M. Stämme von 50″ im Schafte; unter 67° sogar noch einzelne Stämme von 22″. Gleich den andern Nadelhölzern aber verkleinert sie sich allmählig gegen Norden hin; bey Turuchansk (66°), wo dieses an dem übrigen Holze schon stark in die Augen fällt, erhält sie sich noch ziemlich gesund und geht so allmählig, in allen Dimensionen abnehmend, hinauf bis fast 71½°; hier schneidet der Wald von immer noch 7 — 10′ Höhe plötzlich und völlig ab. Nordwärts folgte nun eine Fläche, die unbewaldet erschien; M. fand jedoch später noch bis über den 72° hinaus völlig strauchartige Lärchen.

Betula alba gewinnt in den ihr entsprechenden Klimaten dort die Vorhand, ja Alleinherrschaft, wo Ackerbau den Waldbau zurückgedrängt hat, was in Sibirien außer andern Ursachen auch noch durch die Aschendüngung der Waldbrände begünstigt werden mag. Das Umsichgreifen der Birke ist eine Thatsache, die nach Jahrhunderten den Einfluß des Menschen auf den Charakter der Physiognomie unserer Erdoberfläche in dem großartigsten Maaßstabe darlegen wird. Unter dem 69° soll sie, obgleich verjüngt, noch ziemlich gesund vegetiren. Bey 69½° traf M. noch Birken von Mannshöhe und 4″ Durchmesser, jedoch so morsch, daß der leichteste Anstoß solch einen Stamm durchbricht.

Die Physiognomie der nordisch-sibirischen Waldungen ist eine völlig andere als die der unserigen. Der größte Theil jener Waldungen erscheint dem Reisenden jung; fast überall möchte man ihnen kaum mehr als ein halbes Jahrhundert geben, nie über ein ganzes. Diese scheinbar jugendliche Physiognomie nimmt zu, je mehr man dem Norden entgegen reist, bis plötzlich der Bart die vorzeitigen Greise verräth. Einzelnen stärkeren Stämmen begegnet man freylich auch hier in der Südhälfte der borealen Zone, doch sie verschwinden als Einzelnheiten gänzlich im Totalhabitus, und was sind sie endlich, wenn man dieselben Baumarten (**Pinus sylvestris** und **Picea obovata**) der Urwälder Sitcha's von 160′ Höhe und 7 — 10′ Durchmesser vor Augen hat. Sucht man nach einer Erläuterung, so ist die Kürze der Sommer allein schon hinreichend. Durch ihre jähe Hitze genügt sie der Triebkraft der jungen Schüsse wohl noch, schon fehlt aber die zur Holzbildung nöthige Dauer.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. Bericht über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

II. Expédition de Sibérie.

(Schluß.)

Diese Art, in der sich die Temperaturverhältnisse kund geben, reicht im Allgemeinen selbst bis über den Polarkreis hinaus. Bis hieher sind die Waldungen nicht nur gut bestandet, sondern sie zeichnen sich sogar durch diesen dichten Bestand aus; man hat in den Niederungen Mühe sich durch die Dickichte durchzuwinden. Rücken wir nun aber noch weiter gegen Norden vor, so scheinen Luft und Bodentemperatur mit einander in Streit zu gerathen: die Zopftrockniß wird zu einer endemischen Krankheit, man möchte sagen, sie gehöre zur Constitution; überall Erscheinungen verfehlter Knospen und Schüsse, und je mehr man sich der letzten Waldgränze nähert, desto sichtlicher springen zweyerley Ausgangsformen (der Lärchen) in die Augen. Die eine bilden fast astlose, gipfelspindelige und gipfeldürre, oft selbst 2—3 Faden hohe Stämme, die statt der Aeste ein Gewirre vertrockneter Stammsprossen umgiebt; die andere hat ein besseres Klima zu finden gewußt, der Stamm selbst ist weit kürzer als bey jener, aber auf 2—5 Fuß Höhe treibt er einen oder mehrere horizontal laufende Aeste, die der ganzen Länge des Baumes gleichkommen. Eine Menge verfehlter Knospen, die Widersinnigkeit der Aestchen beweisen auch hier, wie oft der Baum fruchtlos gekämpft. Mit diesen verkümmerten Zweigen schneidet der Wald ab, und zwar sichtlich plötzlich. Die Kälte der Luft hat entschieden gesiegt; nur kümmerlich im Schooße der Erde vom Moose bedeckt fristet der Stamm eines greisen Strauches sein Leben, kaum über einen Zoll dick, nur wenige lang; er gabelt sich nun, der längste Ast kriecht an der Erde unter dem Moose versteckt, höchstens zwey Spannen, und nur kleine einjährige Nebenästchen gucken mit ihren Spitzen verstohlen aus dem Moose hervor, den Strauch verrathend, der gleichwohl zu derselben Species als der Baum gehört.

Nächst der Verkümmerung ist ein fortwährend gegen Norden zunehmendes Lichterwerden des Waldes das auffallendste. Am Polarkreise noch konnte der Mensch kaum sich durchwinden; hier fährt der Tunguse bequem mit einem Dreygespanne. Selbst die verkümmerten Bäumchen, ja jene unterirdischen Sträucher, tragen vollständige Zapfen mit völlig ausgebildeten Samen; sie waren mit Zapfen übermäßig behängt.

Zoologie. An Säugthieren war nicht viel zu finden, nur die gewöhnlichen Polarthiere; reicher allerdings, aber auch nicht bedeutend, war die ornithologische Ausbeute. Unter den Süßwasserfischen zeigte sich besonders die Gattung der Lachse reich an Arten; Insekten wurden nicht viele aufgefunden, darunter dreyerley Schmetterlinge. Amphibien sind nicht erwähnt.

Im Ganzen wurden gesammelt:

3 Kisten geognostischer Belegstücke.
8500 Exemplare Pflanzen.

495 Exemplare Säugethiere, theils in Bälgen, theils in Spiritus.
562 „ Vögel in Bälgen.
234 „ Fische.
183 Stück Eyer.

Eine Sammlung an Fischbrut, Entozoen, Epizoen, Larven, Raupen u. dgl. m. in Spiritus, etwa 500 Stück.

Die Beobachtungen der Middendorff'schen Expedition hat E. v. Baer benützt, um Bemerkungen über das Klima des Taimyrlandes beyzufügen, wovon Ref. nur auf eine aufmerksam machen will. Es geht nämlich aus allen Beobachtungen hervor, daß zum Baumwuchs außer einer gewissen Quantität Wärme auch noch ein Schutz gegen den unmittelbaren Einfluß der Seeluft erfordert wird, so daß, je weiter man nach Norden kommt, um desto breiter der Küstensaum ist, der unbewaldet bleibt. Baer hält sich für überzeugt, daß, wenn das Land bedeutend weiter vorgienge, der Wald auch noch über 72° n. Br. sich erstrecken würde, und da mit dem weitern Vortreten des Landes der Sommer in derselben Breite wärmer ausfiele, so zweifelt er kaum, daß der Wald bis an den Pol reichen würde, wenn das Land in weiter Ausdehnung sich über denselben hinaus verlängerte.

II. Die zweyte Expedition, welche Middendorff im Jahre 1844 unternahm, galt der Erforschung der Umgebungen von Udskoi-Ostrog am ochotskischen Meer und dem chinesischen Gränzgebirge. Von Jakutsk aus nahm er seinen Weg über Amginskaja-sloboda und den Aldanfluß, auf dessen jenseitigem Ufer das der Ansiedelung unzugängliche Gebirgsgebiet der Pelzthiere beginnt. Unter großen Strapatzen wurde das Stanowoigebirge überstiegen und endlich am 9. Juni Udskoi Ostrog erreicht. Hier ließ M. ein Lederboot erbauen, um auf dem Fluß- hinab ins Meer zu fahren. Allein hier hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da es sich ergab, daß selbst noch unter dem 55. Breitengrade es ihm beschieden war, mit dem Eise zu kämpfen; von der Höhe betrachtet begränzte, so weit das Fernrohr reichte, Eis den Meereshorizont. Gleichwohl gelang es dem kühnen Reisenden, die Bäreninsel und die Schantarinsel zu besuchen, welche fast ganz aus Quarzfels, durch den Granitgesteine brechen, besteht.

Der größte Theil der Küsten des Festlandes erhebt sich in schroffen, viele hundert Fuß hohen, senkrechten Abstürzen aus dem Meere hervor. Die Gegend ist unendlich reich an pittoresken Ansichten. Sehr unerwartet sind die ungeheuern Eismengen, welche sich in so südlicher Breite den Sommer über halten. Das Meer ist weit unter die Temperatur des lappländischen Eismeeres erkaltet. Fast der ganze Sommer vergeht mit lauter Regen, den die dichtesten Nebel ablösen. Vom 28. Juni bis 1. August hatte M. bloß 8 regenfreye Tage, und wenn auch an diesen in geschützter Bucht und hinter mächtigen Felswänden die Sonnenwärme sich dergestalt häuft, daß das Thermometer im Schatten bis zu 18° sich erhebt, so verschwinden doch diese lichten Momente gegen das tagtägliche Resultat von + 3 bis 5° im Juli. Sehr erklärlich ist es daher, daß bisher der Kornbau in Udskoi nicht hat aufkommen wollen.

Am Meere läßt sich bey solchem Klima wenig erwarten und wider Hoffnung und Wunsch begegneten unserm Reisenden unter den Pflanzen eine Menge nordischer Bekannte. Scheinbar unverändert ist der Wald dennoch ein ganz anderer geworden, denn Picea obovata, Abies sibirica und Pinus Cembra werden hier durch andere Arten vertreten und nur Larix sibirica ist der einzige früher gesehene Baum.

An Strahlthieren ist das Meer arm, reichhaltiger an Mollusken. Unter den Fischen gab es vielerley von Bedeutung; Amphibien fehlen fast gänzlich, denn nur Lacerta crocea, Vipera berus, Rana temporaria und cruenta wurden wahrgenommen. Das Meer ist unerklärlich leer an Brutvögeln, dagegen voll Robben. Delphinus leucas sah M. täglich schaarenweise; am 13. Juli zogen deren bey seinem Standorte über tausend vorbey. An selbem Tage unternahmen die Wallfische auch eine Wallfahrt, deren Ursache in der Ferne sichtbare Orca-Delphine zu seyn schienen; diese hielten die

Höhe und die Wallfische drängten sich dergestalt dicht an das Ufer, daß einige derselben sich schon in den Riffen verirrten. Ueber 4½ Stunden dauerte ununterbrochen ihr Zug, so daß die Gesammtzahl auf 800 geschätzt wurde. In der Kopfform ähneln sie vollkommen der Balaena mysticetus, doch spricht die Geringfügigkeit der gefundenen Barten für eine andere Species; daß kein Wasser ausgespritzt wird, war evident. Von Landsäugthieren wurden bloß Rennthiere und Bären gesehen.

Von Udskoi Ostrog aus unternahm es M., die chinesische Gränze in ihrem Verlaufe gegen Nertschinsk zu bereisen; eine Gebirgsstrecke, die bisher noch nicht in genauere Untersuchung genommen worden war. Als merkwürdiges Resultat dieser Expedition ergab es sich, daß den chinesischen Gränzmarken zufolge, die russische Gränze nicht über die Gipfel des Stanowoigebirges zu führen sey, wie es bisher die officielle Karte angab, sondern viel südlicher an den Südabhang des Gebirgs herab zu versetzen sey, so daß mindestens 50,000 Quadratwerste noch mit russischen Farben umzeichnet werden dürfen.

Da die Reise vom September bis December ausgeführt wurde, wo bald tiefer Schneefall und große Kälte eintrat, so konnte wenig gesammelt werden, was um so mehr zu bedauern ist, als hier jener höchst interessante Landstrich ist, „in welchem das sibirische und das bengalische Wappen, der Zobel und der Tiger sich von Angesicht zu Angesicht begrüßen; in welcher diese Katze des Südens dem Luchse das nordische Rennthier abjagt; der Vielfraß als Nebenbuhler im selben Reviere Schwein, Rennthier, Elenn, Hirsch und Reh würgt; der Bär sich jetzt an der europäischen Schellbeere (Rubus chamaemorus), jetzt an Cembernüssen mästet; wo der Zobel gestern die bis in den Westen Europas reichenden Waldhühner (Tetrao urogallus, tetrix und bonasia), heute das Waldhuhn Ostamerikas, morgen das bloß sibirische Moschusthier beschleicht.“

Delle società letterarie del Piemonte libri due di Tommaso Vallauri. Torino, tipografia dei fratelli Favale. 1844. 322 S. 8.

So reich auch Italien an Werken über allgemeine und specielle Literargeschichte ist und gerade in diesem Wissenschaftszweige wahre Muster-Arbeiten aufzuweisen hat, — wir dürfen bloß an die Namen Argelati, Mazzuchelli, Tiraboschi, Fantuzzi, ꝛc. erinnern, — so war dennoch Piemont in dieser Beziehung nicht genügend vertreten, und insbesondere die Geschichte der wissenschaftlichen Vereine, an welchen dasselbe zu keiner Zeit Mangel hatte, bisher beinahe gänzlich unbearbeitet geblieben. Der Verfasser des vorliegenden Buches, Professor der lateinischen Beredsamkeit an der Universität zu Turin und Mitglied der k. sardinischen Deputation für die Studien der Vaterlandsgeschichte, widmete daher seinen Fleiß einem würdigen und verdienstlichen Gegenstande. Es ist das vorliegende Werk gewissermassen der dritte Band von des Verfassers Forschungen auf dem Gebiete der piemontesischen Literaturgeschichte, indem er nämlich bereits im J. 1841 eine Geschichte der poetischen Literatur Piemonts in zwei Bänden *) herausgegeben hat. Eine weitere Fortsetzung wird die von ihm bereits angekündigte Geschichte der piemontesischen Universitäten bilden.

Daß wir hier in der Geschichte der literarischen Gesellschaften Piemonts eine bis ins kleinste Detail gehende Aufzeichnung der Entstehung und successiven Thätigkeitsmomente aller dieser gelehrten Municipalitäten erhalten, daß von dem Verfasser Vieles als wichtiger und preiswürdiger dargestellt ist, als dieß einem Nichtpiemontesen scheinen dürfte, kann weder befremden noch Tadel verdienen. Des Verfassers redliches Bestreben, seine Vorliebe für den Gegenstand und für seine Heimat einer einfachen und unpartheyischen Darstellung unterzuordnen, sein auf gründlicher Forschung beruhender Sammlerfleiß, mit dem er nicht nur das Geschichtliche der fraglichen Gesellschaften, sondern auch die biographischen Verhältnisse und literarischen Leistungen der ausgezeichneteren Männer Piemonts, welche diesen Gesellschaften als Grün-

*) Storia della Poesia in Piemonte di Tommaso Vallauri. Torino, tipogr. Chirio e Mina 1841. 2 Bde. 8.

der oder Mitglieder angehörten, so wie auch die Zeitereignisse schildert, welche fördernd, hemmend oder zerstörend auf das Wirken und den Bestand der fraglichen corporativen Institute einwirkten, verdient volle Anerkennung.

Die Eintheilung des Werks ist chronologisch; das erste Buch (p. 13—127) behandelt die piemontesischen (sogenannten) Academien ꝛc. des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts; das zweyte Buch jene des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Es sind deren zusammen 58 literate Vereine und Gesellschaften, welche wir nach ihren Sitzen geordnet, mit ihren (fast durchweg höchst abentheuerlich klingenden) Namen und mit Angabe der Zeit ihrer Constituirung in Kürze hier aufzählen wollen:

Alba. Accademia filarmonico — poetico — letteraria 1720.

Alessandria. Accad. degli Immobili S. XVI. Accad. degli Indefessi 1800.

Asti. Accad. istituita dal Padre Alloati 1788; degli Animosi S. XVI. dei Gladiatori S. XVII. degli Impietriti S. XVII. dei Palatini S. XVII.

Bra. Accad. degli Innominati 1702.

Carmagnola. Accad. degli Hombresi 1788.

Casale. Accad. degli Argonauti S. XVI dei Deboli S. XVIII. degli Illustrati, S. XVI. dei Pellegrini S. XVII.

Chieri. Accad. degli Irrequieti S. XVII.

Cuneo. Società di agricoltura, scienze, arti e commercio 1805.

Fossano. Accad. di Filosofia e Belle lettere 1777.

Mondovi. Accad. dei Filomachi 1598.

Novara. Accad. dei Maluniti S. XVII. dei Pastori dell' Agogna S. XVI.

Pinerolo. Colonia de Chisone. 1830.

Saluzzo. Accad. italiana S. XV.

Sospello. Accad. degli Intrecciati S. XVII. degli Occupati S. XVII.

Turin. Accad. di Agricoltura 1785. dei Candidati S. XVII. Ac. Carolina 1776. Conversazione letteraria presso il Canonico Pino 1831. Accad. dei Crescenti 1776. Desiosi S. XVII. Eletti S. XVII. Fioriti S. XVII. Soc. Filologica 1789. Soc. Filopatria 1781. Accad. dei Fulminati S. XVII. dei Generosi S. XVIII. Impietriti S. XVII. Incogniti S. XVI. Incolti S. XVII. Société libre d'instruction 1802. Accad. di lettere instituita da Maria Giovanna Battista di Savoia – Nemours 1678. Soc. Medico-chirurgica. 1842. Accad. Papinianea 1573. Pastori della Dora 1800. Società Sanpaolina 1776. Accad. delle Scienze 1757. Accad. dei Socievoli 1820. dei Solinghi S. XVII. Accad. Subalpina di Storia e Belle Arti 1801. degli Unanimi 1790. degli Uniti 1710.

Tortona. Accad. dei Politici S. XVI. dei Rifioriti S. XVIII. dei Rinnovati S. XVII.

Vercelli. Accad. degli Insipidi S. XVII. dei Pastori Morzanesi 1789. dei Suscitati S. XVII.

Daß die Mehrzahl dieser Vereine keinen strengwissenschaftlichen Charakter trug, sohin auch ihre der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften (meist poetischen Inhalts) lediglich nur ein locales und ephemeres Interesse haben konnten, braucht hier nicht erst bemerkt zu werden; doch fanden sich auch in jedem Zeitraume ehrenwerthe Ausnahmen und rühmliche Beweise ernsteren Strebens, namentlich in Bezug auf Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaften und Geschichte. Volle und allgemeine Anerkennung hat sich aber insbesonderr die Academie der Wissenschaften zu Turin erworben, die wie die Königin aus der großen Zahl der übrigen noch bestehenden und vorübergegangenen ähnlichen Institute des Landes hervorragt. Der Geschichte ihrer Entstehung, ihrer Leistungen und der Darlegung ihres gegenwärtigen Bestandes hat denn auch der Verfasser des vorliegenden Werkes eine ausführlichere Behandlung gewidmet. Die befreundeten Verhältnisse in welchen die Turiner Academie mit der hiesigen steht, und in Folge deren wir fortwährend im Stande sind, uns von der Trefflichkeit und Reichhaltigkeit der von ihr publicirten Schriften zu überzeugen, machen es überflüßig, die Verdienste dieses Gelehrtenvereines um jeden Zweig der Wissenschaft in einer ausführlichen Erörterung hervorzuheben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Zusätze zu den grammatischen Bemerkungen über das Puschtu, von Dr. Bernhard Dorn, kais. russ. Staatsrathe, Akademiker u. s. w. Aus den Mém. VI Série. Sc. pol. etc. Tom. V besonders abgedruckt. St. Petersburg 1845. 4.
2. Auszüge aus Afghanischen Schriftstellern. Eine erläuternde Zugabe zu den Bemerkungen über das Puschtu, von Dr. Bernh. Dorn. St. Petersburg. 1845. 4.

Die weitgestreckten Gegenden von der Windhyakette im Osten bis zu dem Höhenzuge, der im Westen die große Salzwüste Chorasans umsäumt, wurden von der Natur in jeder Beziehung zu Ländern des Uebergangs und Durchzugs bestimmt. Nirgendwo eine fortlaufende Reihe scharfkantiger Grate, welche den Eingang hemmen; nirgendwo große fruchtbare Flächen oder entwickelte Stufenländer eines Flußgebietes, die sich selbst genug seyn, fremde Erzeugnisse und den Waarenumtausch leicht entbehren würden. Es konnte deßhalb auch in diesen Ländern keine selbstständige Cultur entstehen; es haben sich hier keine großen unabhängigen Reiche gebildet, und selbst die kleinen, welche im Laufe der Zeiten über einzelne Gaue herrschten, waren, zwischen zwey oder drey Culturſystemen und großen Staaten eingeengt, nicht lange im Stande sich ihrer Unabhängigkeit zu erfreuen. Die gewaltigen Nachbarn bedurften des Landes zum Durchzuge, und der schwache Gränzbewohner ward, sobald er es verschmähte als gehorsamer Freund und Bundesgenosse sich einreihen zu lassen, schnell über den Haufen geworfen. Die Bewohner dieses Uebergangslandes erfreuten sich jedoch anderseits, eben dieser Erdstellung wegen, großer Vortheile; sie waren niemals vollkommen der religiösen und politischen Sklaverey unterworfen, welche brahmanische Selbstsucht über alle Stämme Indiens verhängen wollte. Deßhalb werden sie auch Unreine gescholten, Verächter des heiligen Gesetzes, und wird ihnen alles Böse nachgesagt. Diese Leute, sprechen die erzürnten Dichter priesterlichen Sinnes, haben keine heiligen Schriften; sie bringen weder selbst den Göttern Opfer dar noch lassen sie durch Andere deren darbringen. Schwelger sind die Einwohner dieser Länder, allen Lastern ergeben, Räuber und Mörder. Sie beobachten keinen Unterschied zwischen reinen und unreinen Speisen, noch achten sie der Kasteneintheilung. Der Priester wird bald ein Krieger oder Gewerbsmann, ein Sklave oder Bartscheerer, und darf dann wieder Priester werden. Sie berauschen sich, sind der Blutschande ergeben, morden ihre eigenen Kinder und rauben fremdes Gut. Wehe euch, ihr Bewohner des Fünfflußgebietes *)!

Ist auch dieß Land in vielen seiner Gauen mit mannichfachen Producten zum eigenen Bedarf gesegnet; so bietet es doch wenige natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar, zum Austausche für fremde Waaren. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabul, theils über Kandahar und Ghasnah

---

*) Mahabharata, in Lassen's Pentapotamia indica 73. 75. Man sieht, wie der erzürnte Priester übertreibt und lügt.

nach Herat, theils auch in andern Richtungen, Jahrtausende lang die Königsstrassen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande, und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabal namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigten. Alle Karawanen aus Ferghana, Turkestan, Samarkand, Bochara, Hissar und Badakschan, so erzählt uns Baber, treffen in Kabal zusammen; jene aus Chorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. Selbst wenn die Kaufleute ihre Waaren bis nach Chatai oder Rum führen, würden sie schwerlich mehr dabey gewinnen. In Kabal kommen jährlich sieben, acht bis zehn tausend Pferde an; allein aus Hindostan werden jährlich fünfzehn bis zwanzig tausend Stücke Zeug dahin gebracht. Andere Handelsartikel aus diesem Lande sind Sklaven, weiße Zeuge, Kandelzucker, gereinigter und gewöhnlicher Zucker, Gewürze und Spezereyen. Man findet überdieß alle Erzeugnisse aus ganz Chorasan, Rum, Irak und China in den Basars zu Kabal, welches der Hauptstapelplatz Hindostans ist, ausgestellt. (Baber Memoirs 137).

An die Kaufherrn schlossen sich die Sendboten der verschiedensten Culturen und Glaubenssysteme Asiens und Europas, welche bey diesen rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten, im Verlaufe der wechselnden Zeiten der Weltgeschichte, Brahmanismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuercultus neben und nach einander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beynahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Gränz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Culturssysteme unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bey der angebornen Weise natürlicher Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Drange sich fügten, bewahrten viele aus frühern Jahrhunderten stammende Sitten. Sie müssen es sich deßhalb gefallen lassen, von den Bekennern der verschiedenen Religionen der Lauheit und Gleichgültigkeit in Glaubenssachen beschuldigt zu werden. Nur in diesem Mischlingslande konnte auch eine aus der Lehre der Brahmanen und des Koran zusammengesetzte Norm, die Religion des Nanak, leicht Eingang finden und, aller Verfolgungen ungeachtet, bis auf den heutigen Tag sich behaupten.

Selbst die Sprechweisen der Völker und Stämme des Fünfflußgebiets, der Länder Sindh, Afghanistan und Balutschistan tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Ost und West, zwischen Sanskrit und Zend. Sogar die Schriftzeichen des auf Münzen und Inschriften gefundenen Alphabets dieser Gegenden bewahren diese aus der Natur der Dinge hervorgegangene Mischlings- und Verbindungsweise. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbstständige Litteratur heranbilden; die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindu, bald Perser und Araber. Diese Stellung zwischen Ost und West gibt diesen Ländern hingegen eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Land nach Indien zogen: Alexander, Muhammed, Rahim und die Araber; Mahmud von Ghasnah und Mahmud der Ghorier; Tschinggis Chakan und seine Nachfolger; Timur und Baber; Nadir Schah und Ahmed Abdalli; sie mußten sämmtlich zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie an den Ufern des Indus erscheinen und ihre Macht zwischen der Dschamna und dem Ganges ausbreiten konnten.

Die Afghanen machten sich diese günstige Lage ihres Landes vielfach zu nutze; sie beraubten und plünderten die durchreisenden Karawanen und warfen sich beutegierig auf den Nachtrab und den Troß der ausziehenden und heimkehrenden Heere. Bald gingen sie nach Indien, bald nach Iran und zwangen die Culturvölker des Ostens wie des Westens, freylich nur auf kurze Zeit, unter ihre barbarische Herrschaft. Afghanistan und die Länder des Pendschab wurden zwar im Laufe der Weltgeschichte einigemal zu einem Reiche vereinigt und der Oberhoheit eines größern Staates untergeordnet; sie zerfielen aber wieder, sobald die Macht der Sieger erschlaffte, in die ursprünglichen, von der Natur geschiedenen Bestandtheile. Baber und seine Nach-

kommen verstanden es Jahrhunderte lang die Ländermassen von jenseits des Ganges bis einige dreyßig Meilen nach Herat, von dem Hindokuh bis zum indischen Meere mit kräftiger Hand zusammenzuhalten. Doch auch sie verfielen endlich dem gewöhnlichen Geschicke der Despotien, welchen Patriotismus ein Verbrechen und das Heranbilden eines selbstständigen, aus eigener Einsicht handelnden Geschlechts unräthlich dünkt und selbst unmöglich ist. Die schwachen Nachkommen der Gewaltherrn sind deßhalb nicht im Stande, den Erwerb der Väter zusammenzuhalten; die gedrückten Länder reißen sich los und die geraubten Schätze zerrinnen unter ihren Händen.

Das Heimathland der Afghanen, ihre Verfassung, Sitten und Gebräuche haben wir durch eine Anzahl ausgezeichneter englischer Werke kennen gelernt. Die genauere Kenntniß der Sprache des Volkes hingegen und einer Anzahl seiner Litteraturwerke verdanken wir den einsichtsvollen Bemühungen unseres Landsmannes, des Herrn Akademikers Dorn in St. Petersburg. Seine grammatischen Bemerkungen über das Puschtu oder die Sprache der Afghanen erschienen bereits im Jahre 1839. Die Nachträge zur Grammatik der afghanischen Sprache folgten im Jahre 1842. Seit der Zeit vermehrten sich aber die Materialien bedeutend. Hr. D. erhielt Auszüge aus der afghanischen Uebersetzung der Calila und Dimna, eine Abschrift des Amednameh, das Puschtu Magazin von Achun Derwisch, Bruchstücke aus der Puschtu Uebersetzung des Pentateuchs u. s. w., und benutzt nun diesen mannichfachen reichen Stoff, um seine Forschungen zu ergänzen und zu erweitern. Die erste der an der Spitze unseres Artikels stehenden Abhandlungen enthält eine Anzahl Nachträge zu den frühern grammatischen Bemerkungen, namentlich Zeitwörter, deren höchst unregelmäßige Conjugation das Lesen und Verständniß der afghanischen Schriftwerke sehr erschwert. Die zweyte liefert den Stoff, woran der Freund des Puschtu seine Kenntniß zu prüfen vermag. Sie enthält Auszüge aus dem Puschtu Magazin, aus einem Werke über muhamedanische Glaubenslehre, Gebräuche und Recht, dann aus den Diwan Rehman's und Mirsa's. Diese Bruchstücke sind bloß der Vorläufer einer größern Sammlung aus der Puschtu Litteratur, welche jetzt in St. Petersburg unter dem Titel: A Chrestomathy of the Puschtu or Afghan Language. To which is subjoined a Glossary in Afghan and English, in 4. gedruckt wird und die höchst wahrscheinlich in diesem Augenblicke schon vollendet ist.

Die afghanische Litteratur ist eine sehr junge Pflanze; sie stammt, so viel wir wissen, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ihre beiden Väter sind Bajasid Ansari und Achun Derwisch, der Verfasser des afghanischen Magazins. Auch hier in Afghanistan ward, wie beynahe allenthalben im Morgenlande, die einheimische Litteratur durch die Religion hervorgerufen. Man wird hoffentlich die nachfolgende Zusammenstellung aller Thatsachen, welche dieses für die Geschichte Afghanistans wichtige Ereigniß aufklären, nicht ohne Interesse lesen.

Im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts wurden die Araber, bald durch häufige Reisen bald durch die Schriften der Griechen und Hindu, mit den Glaubensmeinungen und philosophischen Ansichten dieser Völker bekannt und zum Theil selbst vertraut. Eine Folge hievon war, daß sich unter ihnen mehrere Sekten der Freidenker erhoben, welche über die Mittel der äußern Religionsgebräuche hinwegsahen und zu dem allen Religionen zu Grunde liegenden Wesen sich wendeten. Es sind dieß die Ravendiah, die Susi, die Ismaelier und eine große Anzahl anderer Sekten, unter verschiedenen Namen. Verfolgt von den herrschenden Mullah und den Fürsten der Gläubigen, bildeten sie, wie gewöhnlich, geheime Bünde oder zogen sich in Wüsteneyen und in schwer zugängliche Bergschluchten zurück, wo sie ausarteten und, von Rache erfüllt, als Banditen und Räuber sich über ihre Gegner herwarfen. Obgleich sie nun, hatte man eine ihrer Festen gebrochen, bis zum letzten Mann ausgerottet wurden, so spottete doch das lebendige Wort, in ihren zahlreichen Schriften aufbewahrt, aller Wuth, aller Verfolgungssucht der Gegner. In den verschiedensten Ländern des Islam zeigen sich häufig Sekten, Nach-

sprößlinge aus dieser hell fließenden Quelle der Ismaelier, welche sich deßhalb so nennen mochten, weil sie sich als die ächten Nachkommen Abrahams, als die alleinigen Vertreter der Wahrheit betrachteten. Sie führten in den verschiedenen Ländern des Islam verschiedene Namen. Bateniten oder die Innerlichen wurden sie gemeinhin genannt, weil sie behaupteten, jedes Aeußerliche müsse ein Innerliches haben, jede Offenbarung also ihre Deutung oder allegorische Auslegung. In Irak hießen sie Karmatiden und Masdekiden; in Chorasan aber Talimiden und Molhiditen, das ist Lehrlinge und Abtrünnige (W. Cureton, Book of religious and philosophical sects by Muhammed al Sharastani. London 1842. 147).

Auch die Ruschenier oder Erleuchteten Afghanistans sind ein Zweig der Ismaelier. Diese Sekte war aber, wie dieß bey allen folgenreichen geistigen Bestrebungen der Fall ist, nicht bloß beschaulicher, religiöser Natur; es knüpften sich hieran im Gegentheile patriotische nationale Zwecke, die im Leben verwirklicht werden sollten. Es gab eine Zeit, wo Bajesid, der Stifter dieser Glaubensform, so glücklich war zu sehen, daß seine Lehren bei den meisten Stämmen des zerrissenen Afghanenvolkes Wurzel schlugen; eine Zeit, wo er hoffen konnte, das heillose Fehdewesen zu vernichten und eine große, in sich einige Nation zu schaffen, zusammengehalten durch die festesten Bande auf Erden, durch eine selbstständige Religion.

Bajesid ward, während des letzten Jahrzehents der Herrschaft der Afghanen in Hindostan, zu Dschalinder im Fünfflußgebiete geboren. Sein Vater wird Abdallah Ansari genannt; er war ein Mann von großer islamitischer Gelehrsamkeit und ungewöhnlicher äußerlicher Frömmigkeit, die sich mit Habsucht und Hochmuth gar wohl verträgt. Zum Verdrusse des allem Ceremonienwesen eifrig ergebenen Abdallah zeigte der Sohn schon in frühen Jahren einen zur Quelle alles Seyn's emporstrebenden Sinn, so daß man ihn damals bereits ausrufen hörte: Hier ist der Himmel, hier ist die Erde; wo ist aber Gott? Diese Reden und Bestrebungen brachten natürlich Bajesid bald in den Geruch der Ketzerey, was den frommen Vater dermassen erzürnte, daß er mit einem bloßen Schwerte auf den Sohn losfuhr und ihn gefährlich verwundete. Um wiederholten Bekehrungsversuchen solcher Art zu entgehen, flüchtete Bajesid in einen gebirgigen Distrikt, von den neun Bergwassern, die ihn von Zeit zu Zeit durchströmen, Ningarhar genannt, in der Nähe von Dschelalabad gelegen, wo er von den wilden Bewohnern dieser Gegenden freundlich aufgenommen wurde. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Die Tadschik, die Ackerbau treibende Bevölkerung des Landes, war den neuen kriegerischen Lehren vorzüglich abgeneigt. Einer dieses Volkes, Achun Derwisch *), weil er neben Bajesid der Vater der Puschtu-Litteratur ist, gemeinhin Baba, Vater zubenannt, ließ selbst eine Anzahl Gedichte gegen ihn unter den Bergbewohnern verbreiten, nach der Weise der Afghanen in regellosen Versen abgefaßt.

(Schluß folgt.)

*) Achun im Puschtu entspricht dem arabischen Worte Mullah. Achun Derwisch ist überdieß der Verfasser mehrerer anderer Schriften, namentlich des erwähnten, unter den Afghanen heutigen Tags noch sehr verbreiteten Magazins, ebenfalls in der Puschtusprache. Der Sohn des Achun, Kerimdad, vermehrte dieß Werk seines Vaters mit einigen Abhandlungen. In einer derselben, über die besondern Laute der Afghanen, findet sich folgende Stelle, die den Styl des Werkes gut charakterisirt. „Die afghanischen Dichter", sagt Kerimdad, „verwenden weder auf die Gleichheit und Genauigkeit des Reimes, noch auf das Verhältniß der Verse zu einander eine besondere Sorgfalt; selbst die Schreibung der Wörter bleibt sich nicht immer gleich." Leyden, On the Rosheniah sect, in den Asiatic Researches XI. 415. — The Dabistan, Paris 1843. III. 1, 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Rendiconto delle adunanze e de' lavori dell' accademia delle scienze. T. III. Napoli 1844.

Proceedings of the royal Irish academy for the year 1842 — 43. Part VII. Dublin 1844.

Mémoires et documens, publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande. T. V. Lausanne 1845.

Marq. de Salvo, Mon Porte-Feuille ou papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires. Paris 1834.

J. J. v. Littrow, vermischte Schriften, herausg. von K. L. von Littrow. Bd. 1. Stuttg. 1845.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften, neue und verbesserte. III. Abtheilung. Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung. 2. verb. Aufl. von J. Kayser. Darmst. 1845.

Dr. G. B. Mendelsohn, Moses Mendelsohn's sämmtliche Schriften. Th. 4 — 7. Leipzig 1841 — 1845.

G. Chr. Lichtenberg, Vermischte Schriften. Neue mit ungedruckten Aufsätzen, Briefen ꝛc. vermehrte Ausgabe. Bd. 3. 4. Göttingen 1845.

Chrestomathia persica, edidit e glossario explanavit Fr. Spiegel. Leipz. 1846.

Dr. E. Meier, Hebräisches Wurzelwörterbuch. Mannheim 1845.

B. Mosblech, Vocabulaire Océanien-Français et Français-Océanien. Paris 1843.

J. N. Konecny, Cechisch-slawische Sprachlehre. Th. 2. Chrestomathie. Wien 1846.

Fr. A. Wolf's Encyklopädie der Philologie. Herausg. von Stockmann. Leipzig 1845.

Dr. J. Rauch, Die Elegie der Alexandriner. Heft 1. Beytrag zur griechischen Literaturgeschichte. Heidelb. 1845.

F. G. Welcker, Kleine Schriften. Th. 2. Zur griechischen Literaturgeschichte. Bonn 1845.

Verhandlungen der 7. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden 1844. Leipzig 1845.

Bibliotheca orientalis. Manuel de Bibliographie orientale par J. Th. Zenker. I. Lips. 1846.

Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden 1844. Leipz. 1844.

Voyage au Darfour par le Cheykh Mohammed Edu-Omar El-Tounsy, trad. de l'Arabe par le Dr. Perron. Paris 1815.

Mélanges de littérature orientale extraits des manuscrits de la bibliothèque royale de Dresde et traduits en français par Ch. Schier. Cah. I. Dresde 1846.

Ferd. Wüstenfeld, Jacut's Moschtarik, das ist: Lexikon geographischer Homonyme. Heft 1. Göttingen 1845.

Ed. Biot, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation des lettres. P. 1. Paris 1845.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks, de l'Egypte, écrite en Arabe. Trad. en français par M. Quatremère. Vol. II. p. 2. Paris 1845.

M. J. G. Masselin, Dictionnaire universel des

Géographies physique, commerciale, historique et politique. Paris 1827.

J. J. v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842. Bd. 1. St. Gallen 1846.

Const. Tischendorf, Reise in den Orient. Th. 1. Leipzig 1845.

G. Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika, von Ritter. Hamburg 1845.

B. Clement, Reisen in Irland oder Irland in historischer, statistischer, politischer und socialer Beziehung. Kiel 1845.

Dr. L. G. Carus, England und Schottland im Jahre 1844. Th. 1. Berlin 1845.

Jos. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika. Bd. 8 — 10. Atlas. Lief. 1 — 4. Stuttg. 1845.

Dr. Jos. Salzbacher, Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842. Abth. 2. Wien 1845.

Notizie degli Aldobrandeschi. Siena 1842.

A. R. Rangabé, Antiquités Helléniques ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce. Livr. 1. Athènes 1842.

C. W. Goettling, Fünfzehn römische Urkunden auf Erz und Stein. Halle 1845.

A. Gervasio, Osservazioni intorno alcune antiche iscrizioni che sono o furono già in Napoli. Napoli 1842.

Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure. Livr. 20 — 38. Paris 1844 — 45.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Heft 4. Berlin 1845.

J. Rosellini, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. P. III. Monumenti del Culto. Atlas. Dispensa 39. 40. Pisa 1844.

Real Museo Borbonico. Fasc. 50 — 54. Napoli 1843 — 1844.

Dr. C. Leemans, Monumens Egyptiens du Musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Livr. 3 — 7. Leide 1843 — 44.

Dr. J. G. Stickel, Handbuch zur morgenländischen Münzkunde. Heft 1. Omajjaden- und Abbassiden-Münzen. Leipzig 1845.

Ch. M. von Fraehn, Die Münzen der Chane vom Ulus Dschutschi's oder von der goldenen Horde. St. Petersb. 1832.

L. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert. 3. Aufl. Bd. 1 — 4. Berlin 1845.

von Moltke, Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829. Berlin 1845.

Bülow Cummerow, Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen. Altona 1845.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relaçoēs politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. T. IV. p. 2. Paris 1844.

Nic. Corcia, Storia delle due Sicilie dall' antichitá piú remota al 1789. Fasc. 1 — 17. Neapel 1844.

Dr. G. Vivoli, Annali di Livorno dalla sua origine sino all' anno di Gesu' Cristo 1840. T. II. Fasc. 16 — 28. Livorno 1844.

V. Solitro, Documenti storici sull' Istria e la Dalmazia. Vol. I. Venedig 1845.

Gius. Romegialli, Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Vol. 4. Sondrio 1844.

Memorie e documenti per servire all' istoria del ducato di Lucca. T. V. p. 3. Lucca 1841.

G. von Martens, Italien. Lief. 4 — 11. Stuttgart 1845.

Alf. Nettement, Henri de France ou histoire des Bourbons de la branche ainée pendant quinze ans d'éxil 1830—1845. Vol. 1. 2. Paris 1845.

J. Morin, Histoire de Lyon depuis la révolution de 1789. Vol. I. Paris 1845.

Bibliographie historique et topographique de la France ou catalogue de tous les ouvrages imprimés en français depuis le 15. siècle jusqu'au mois d'Avril 1845. par A. Girault St. Fargeau. Paris 1845.

Th. de Bussierre, Histoire de la ligue formée contre Charles le Téméraire. Par. 1845.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 5. Paris 1845.

Ad. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses. Lief. 12 — 23. Straßburg 1845.

Richer. Histoire de son temps, texte reproduit d'après l'édition originale donnée par G. Pertz, avec traduction française, notice et commentaire par J. Guadet. T. I. Paris 1845.

Histoire générale du Languedoc, composée . . . par Claude de Vic et Dom Vaissete, commentée et continuée jusqu'en 1830 par Al. Du Mège. T. VI — IX. Toulouse 1845.

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay. Livr. 7 — 18. Moulins 1844 — 45.

F. C. Louandre, Histoire d'Abbeville et du comté de Ponthieu jusqu'en 1789. T. I. Paris 1844.

Diplômes et chartes de l'époque mérovingienne, sur papyrus et vélin, publiés par M. Letronne. Livr. II. Paris 1845.

S. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung 1517 1789. Bd. 1. Bis zum Tode König Heinrichs IV. Stuttg. 1845.

H. Köhler, Beyträge zur Kenntniß der Militärverhältnisse Deutschlands. Heft. 1. 2. Leipzig 1845.

Dr. F. W. Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und im Osterlande und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Th. 2. Dresden 1845.

Dr. K. A. Schaab, Geschichte des großen rheinischen Städtebundes, gestiftet zu Mainz im Jahre 1254 durch Arnold Walpod. Bd. 2. Mainz. 1845.

Beda Weber, Meran und seine Umgebungen, oder das Burggrafenamt von Tirol. Innsbruck 1845.

Ant. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. IV. ab annis 1268 — 1293. Olomucii 1845.

K. A. Schimmer, Die französischen Invasionen in Oesterreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Wien 1845.

Dr. H. Meynert, Geschichte Oesterreichs, seiner Länder und Völker. Lief. 9 — 24. Pesth 1845.

Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Mainz 1845

F. W. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg. Magedeburg 1845.

N. Luttringshausen, Handbuch der Verfassung, Gerichtsordnung und gesammten Verwaltung der Pfalz. Buch 1 — 3. Speyer 1845.

Fr. Stettler, Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern. Bern 1845.

J. M. Rudolf, Geschichte der Feldzüge und des Kriegsdienstes der Schweizer im Auslande. Bd. 1. Lief. 1. 2. Schaffhausen 1845.

Dr. G. A. Matile, Monuments de l'histoire de Neuchatel. Livr. 1. Neuchatel 1844.

Will. J. O'neill-Daunt, Ireland and her agitators. Dublin 1845.

P. Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 9. Edinb. 1845.

G. A. Poole, History of England from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. Vol. 2. Lond. 1845.

Sir N. Harris Nicolas, The Dispatches and letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. 4. 1799 to 1801. London 1845.

James Logan, The clans of Scotland. Part 10 — 12. London 1845.

Balth. Rüssow's livländische Chronik. Aus dem Plattdeutschen übertr. von E. Pabst. Reval 1845.

Ed. Rudolphi, Dreyßig Jahre in Rußland. Bd. 1. 2. Zürich 1845.

Dr. P. A. F. Possart, Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livland und Esthland. Th. 2.

Report of the commissioner of patents for the year 1844. Washington 1844.

W. Johnson, A report of the navy department of the united states on American coals applicable to steam navigation ant to other purposes. Washington 1844.

Communication from the auditor general transmitting the quarterly statements of the several banks and savings institutions of Pennsylvania. Harrisburg 1845.

Vinc. Calza, Algeria. Rom 1845.

Dr. J. G. Büttner, Briefe aus und über Nordamerika. Bd. 1. 2. Dresden 1845.

Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 6 — 11. Paris 1844 — 1845.

Ed. Thornton, The history of the British empire in India. Vol. VI. Schluß. London 1845.

K. Matthiä, August Matthiä in seinem Leben und Wirken. Quedlinburg 1845.

Dr. A. F. Pott, Die Zigeuner und ihre Sprache. Th. 2. Halle 1846.

D. Fr. G. v. Busse, Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs. Th. 1. 2. 3. Dresden 1825 — 27.

M. Coraboeuf, Mémoire sur les operations géodésiques des Pyrénées et la comparaison du niveau des eaux mers. Paris 1831.

Dr. E. H. Dirksen, Organon der gesammten transcendenten Analysis. Th. 1. Berlin 1845.

H. Mosely, Die mechanischen Principien der Ingenieurkunst und Architektur. A. d. Engl. übers. von H. Scheffler. Lief. 2 — 7. Braunschw. 1845.

Dr. E. Guhl, Versuch über das Jonische Kapitäl. Berlin 1845.

C. L. von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 23. Neue Folge. Bd. 3. Wien 1844.

Alex. Petzholdt, Geologie. 2. umgearb. Aufl. Leipz. 1845.

Lud. Lalanne, Recherches sur le feu grégeois et sur l'introduction de la poudre à canon en Europe. Paris 1845.

Gräße, Bibliotheca magica et pneumatica. Leips. 1843.

G. J. Mulder, Verſuch einer allgemeinen phyſiologiſchen Chemie. A. d. Holländ. überſ. von J. Moleſchott. Lief. 2 — 5. Heidelberg 1845.

A. Morelet, Description des mollusques terrestres et fluviatiles du Portugal. Paris 1845.

Jo. R. Forster, Descriptiones animalium, quae in itinere ad maris australis terras per annos 1772, 1773 et 1774 suscepto collegit, observ. et delineav. Nunc demum editae cur. Henr. Lichtenstein. Berolini 1844.

Dr. R. Wagner, Lehrbuch der Zootomie. Lief. 2. Leipzig 1844.

The zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur, under the command of Captain Sir Edward Belcher, during the years 1836 — 1840. No. 6 — 8. Mollusca. P. 1 — 3. No. 9. 10. Ichthyology by Richardson. P. 2. 3. London 1845.

Dr. J. J. v. Tſchudi, Unterſuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reiſe in Peru während der Jahre 1838 — 1842. Lief. 2 — 5. St. Gallen 1845.

F. A. L. Thienemann, Fortpflanzungsgeſchichte der geſ. Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft. Heft 1. Leipzig 1845.

J. B. A. de Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. 2e édition revue . . par Deshayes et Milne Edwards. T. 10. 11. Schluß des Werkes. Paris 1845.

J. C. Suſemihl, Die Vögel Europas. Lief. 12 — 26. Stuttg. 1845.

Andr. Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. No. 18 — 22. London 1844 — 45.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Decas 6 — 8. Mammalia. Decas 3. Animalia vertebrata elaborantibus C. J. Temminck. Aves. Fasc. 1. Lugd. Bat. 1845.

J. Richardson and J. Ed. Gray, Zoology of the voyage of H. M. SS. Erebus and Terror, under the command of Capt. J. Clark Ross during the years 1839 to 1843. Part 3 — 10. London 1845.

Fr. A. Römer, Die Alpen Deutſchlands. Hannover 1845.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Vol. II. fasc. 4. 5. Lugd. Bat. 1844.

Dr. C. F. Ledebour, Flora Rossica. Fasc. VI. Stuttg. 1845.

Fr. A. Quenſtedt, Petrefaktenkunde Deutſchlands mit beſonderer Rückſicht auf Würtemberg. Heft. 1. Tübingen 1845.

F. J. Pictet, Traité élémentaire de Paléontologie. T. 2. 3. Genève 1844.

E. Th. Wolff, Quellen-Literatur der theoretiſch-organiſchen Chemie. Halle 1845.

Liebich, Die Reformation des Waldbaues im Intereſſe des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels. Th. 2. Prag 1845.

Dr. F. H. Ungewitter, Geſchichte des Handels. Heft 2 — 12. Meißen 1845.

Guſt. v. Gülich, Die geſammten gewerblichen Zuſtände in den bedeutendſten Ländern der Erde. 3. u. letzter Bd. Jena 1845.

Dr. E. Beneke, Lehrbuch der Pſychologie als Naturwiſſenſchaft. 2. verm. Aufl. Berlin 1845.

K. Fr. Burdach, Die Zeitrechnung des menſchlichen Lebens. Leipzig 1829.

H. Lücken, Die Einheit des Menſchengeſchlechts und deſſen Ausbreitung über die ganze Erde. Hannover 1845.

Dr. H. Ulrici, Das Grundprincip der Philoſophie, kritiſch und ſpeculativ entwickelt. Th. 1. Leipzig 1845.

Matter, Schelling ou la philosophie de la nature et la philosophie de la révélation. Paris 1845.

C. de Remusat, De la philosophie allemande. Paris 1845.

Dr. E. Zeller, Die Philoſophie der Griechen. Th. 2. Tübingen 1846.

Dr. Fr. Harms, Der Anthropologismus in der Entwickelung der Philoſophie ſeit Kant und L. Feuerbach's Anthropoſophie. Leipzig 1845.

Dr. C. L. Michelet, Die Epiphanie der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes. Nürnberg 1844.

Dr. W. Stephan, Ueber das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum poſitiven Rechte. Göttingen 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1845.

(Schluß.)

Malden, De la publication de l'histoire de Jacques de Thou, éditée par Samuel Buckley. — Bulletin du Bibliophile 1845. Dec. p. 527.

Saint-Génois, Liber floridus Lamberti canonici, manuscrit du XII siècle (dans la bibliothèque de la ville et de l'Université de Gand). — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. p. 264. (cf 1844 p. 475).

Nisard, examen de l'histoire de la littérature française. T. 1. 2. Par. 1844. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 462.

French Literary Journals: La Revue nouvelle. Par. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 70.

Jacob, Réforme de la bibliothèque du Roi. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Oct. p. 892.

Rammelman-Elsevier, Uitkomsten van een onderzoek omtrent de Elseviers etc. Utrecht 1845. — Messag. des scienc. hist. 1845. p. 292.

Dietrich, Abhandl. für semitische Wortforschung. Lpz. 1844. — Journ. as. 1845. Nov. p. 401.

Jones, Grammaire persane, augm. par Garcin de Tassy. Par. 1845. — Ebendaſ. p. 414.

Grey, On the languages of Australia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 365.

Kayser, Historia critica Tragicorum graecorum. Gött. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 799.

Gore Ouseley, Note sur le véritable auteur du Dabistan. — Journ. as. 1845. Nov. p. 406.

Garcin de Tassy, La rhétorique des nations Musulmanes, d'après le traité Persan intitulé: Hadâyik ul-balâgat. (2. extrait.) — Journ. as. 1845. Dec. p. 425.

Taki-eddin Ahmed Makrizi, Histoire des sultans Mamlouks de l'Egypte, trad. p. Quatremère. Vol. 3. 4. — Journ. as. 1845. Dec. p. 464. Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 944.

Mohammed ebn-Djobaïr, Voyage en Orient, texte arabe, suivi d'une trad. franç. p. Amari. — Journ. as. 1845. Dec. p. 507.

Nève, Les historiens de l'Arménie au cinquième siècle. Elissée, traduit par Greg. Garabed. — Univ. cath. 1845. Nov. p. 389. Dec. p. 479.

British Museum-Mss. from the Egyptian monasteries: 1) Eusebius, on the theophania. A syriac version ed. by S. Lee. 2) The same. Translated by S. Lee. 3) The ancient syriac version of the epistles of St. Ignatius to St. Polycarp etc. Ed. by W. Cureton. 4) Journal of a tour through Egypt. etc. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 39.

Sainte-Croix Pajot et D'Alciati de Grilhon, Résumé d'un voyage en Arabie et en Egypte, exécuté en 1844 et 1845. — Bulletin de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 185.

Rochet d'Héricourt, Communication sur son voyage au Choa. — Ebendaſ. p. 208.

Wrède, Voyage dans la vallée de Doan et autres lieux de l'Arabie méridionale. — Journ. as. 1845. Nov. p. 386.

Schayes, Baudouin de Gand, grand-mâitre des Templiers dans l'Occident. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. Livr. III. p. 454.

Delécluze, Roland, ou la chevalerie. T. 1. 2. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Oct. p. 901.

Notice of a roman villa recently discovered at Wheatley, near Oxford. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 350.

Birch, On the torc of the Celts. — Ebendaſ. p. 368.

Braun, (Em.) Antike Marmorwerke. Lpz. 1843. — Journ. des Sav. 1845. Dec. p. 743.

Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. Par. 1843. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 354.

Capefigue, Louis XVI. Par. 1844. — Rev. nation. de Belg. T. XIII. p. 90.

Lebeau, Bavai. Archives hist. et litt. du Nord de la France et du Midi de la Belgique. T. V. p. 113. 249.

Bruyelle, Recherches sur les monuments religieux qui existaient à Cambrai avant la revolution de 1789. — Ebendaſ. p. 286.

Beugnot, Anciennes coutûmes d'Alais. — Bibl. de l'éc. des chartes. 1845. Nov. — Dec. (T. II.) p. 93.

Thiers, Hist. du consulat. — Rev. d. deux mond. 1845. Oct. T. IV. p. 121.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. I. Etat de la question. Origine des Germains. — Corresp. T. XII. p. 930.

— —, II. La religion. — Ebendaſ. T. XIII. p. 314.

Saint-Génois, Lettres adressées par Maximilien I., archiduc d'Autriche à l'abbé de St. - Pierre à Gand etc. 1477 — 1487. — Messager des scienc. hist. et archives des arts de Belgique. 1845. Livr. II. p. 193. Livr. III. p. 368.

Le gouverneur - général des Pays - Bas espagnols Maximilien Emmanuel. — Revue nationale de Belgique. T. XIII. p. 129.

Van de Walle, De la richesse artistique et scientifique de la ville de Gand. — Messag. des scienc. hist. de Belgique. 1845. p. 268.

Tombeaux de l'ancienne abbaye de St. - Bavon à Gand. — Ebendaſ. p. 289.

Joly, Antiquités celto - germaniques et gallo - romaines, trouvées sur le territoire de Renaix. — Ebendaſ. p. 399.

Gerlache, Critique de l'histoire de Liége. Brux. 1843. — Nouv. Revue de Brux. T. III. p. 597.

Hartshorne, On the ancient parliament and castle of Acton Burnell. — Arch. Journ. Vol. II. 1845. Dec. p. 325.

Turner, The will of H. de Bohun, Earl of Hereford and Essex, with extracts from the inventory of his effects. 1319 — 1322. — Ebendaſ. p. 339.

Thornton abbey, Lincolnshire. — Ebendaſ. p. 357.

Proceedings of the central committee of the Archaeological Institute of Great Britain and Ireland etc. July 7, 1845. — Ebendaſ. p. 383.

Wellbeloved, Eburacum, or York under the Romans. York 1842. — Ebendaſ. p. 412.

Richardson, Monumental effigies of the Temple Church, London. 1845. — Ebendaſ. p. 416.

O'Conor (M.) The military history of the Irish nation. Dublin, 1845. — Dubl. Rev. 1845. Dec. p. 281.

Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart. 7 vols. Lond. 1844. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 139.

Townsend, History of the House of Commons. Lond. 1843. — Ebendaſ. p. 192.

Malden, On the lower course of the Dnieper. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 358.

White, Three years in Constantinople or domestic manners of the Turcs. — Blackw. Mag. 1845. Dec. p. 688.

Robert, Des peuples de la péninsule Greco-slave, les Bulgares, Moldo-Valaques, Serbes, Monténégrins, et leur avenir. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 470.

Munk, Palestine. Description géograph., hist. et archéolog. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 932.

Basevi, Esposizione di alcuni dubbi sull' epoca assiria attribuita alle iscrizioni cuneiformi e ai bassi rilievi scoperti presso Khorsabad dal signor Botta. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 224.

Defrémery, Sur un personnage appelé Ahmed, fils d'Abd-Allah. — Journ. asiat. 1845. Nov. p. 345.

Biot, Recherches sur la civilisation chinoise au IVe siècle avant notre ère, d'après le livre de Meng-tseu. — Ebendaſ. p. 362.

Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX. siècle. Texte arabe imprimé en

1811 par Langlès. 2 Vols. Paris, 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 916.

Guarracino, Notes of an excursion from Batum to Artvin. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 296.

Macqueen, Notes on African geography. — Ebendaſelbſt p. 371.

Daussy, Détermination de la position de Saka, en Abyssinie. — Bullet. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 230.

Nève, Relation d'un voyageur chretien sur la ville de Fez et ses écoles, dans la première moitié du XVI siècle. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. Livr. III. p. 352.

Duncan, Journal in Ashantee. — Journal of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 346.

Cooley, (W. Desborough), The geography of N'yassi, or the great lake of Southern Africa investigated. — Ebendaſ. p. 185.

Hunt (Carew), A description of the islands of St. Mary and St. Michael. (Azores). — Ebendaſ. p. 258.

Bradford, American antiquities etc. New York. 1845. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 489.

Isbister, Account of Peel river, (N. America). — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 332.

Masters, Remarks on the gulf of Mexico and the Tabasco. — Ebendaſ. p. 236.

Berthelot, Exploration du Pilcomayo. — Bull. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 218.

Russel (H. Stuart), Exploring excursions in Australia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 305.

Eyre, Notice of the lower course of the river Darling. — Ebendaſ. p. 327.

Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 1.

Arago and Brougham on Black, Cavendish, Priestley and Watt. — Ebendaſ. p. 105.

Louise de Medicis (resp. Michel Angelo Buonarotti). — Bibl. univ. 1845. Dec. p. 232.

Quicherat, Histoire de Jeanne d'Arc, d'après une chronique du XV. siècle. — Bibl. de l'éc. des chart. T. II. p. 143.

Pichon, Notices biographiques et littéraires sur la vie et les ouvrages de Jean Vauquelin de la Fresnaye et Nicolas Vauquelin des Yveteaux, gentilshommes et poètes normands, 1536 — 1649. — Bulletin du Bibliophile. 1845. Dec. p. 509.

Le critique A. W. Schlegel. — Rev. nat. de Belg. T. XIII. p. 149.

Burke, Correspondence. Lond. 1844. Prior's life of Burke. Lond. 1840. — Rev. d. deux. mond. T. IV. p. 287.

Marlborough. — Blackw. Mag. 1845. Dec. p. 649.

Maxims and opinions of the Duke of Wellington, collected from his despatches and speaches. Lond. 1845. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 280.

Hubert et Jean Van Eyck. — Revue nationale de Belgique. T. XIII. p. 73.

Roux de Rochelle, Discours prononcé aux obsèques de M. Warden (ancien consul des Etats-Unis à Paris). — Bullet. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 226.

Cayley, On the transformation of elliptic functions. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 424.

Booth, On a new class of properties of lines and surfaces of the second order. — Phil. Mag. 1845. Suppl. p. 538.

Viollet-Leduc. De la construction des édifices religieux en France depuis le commencement du christianisme jusqu' au XVIe Siècle. Suite. — Ann. arch. T. III. 1845. Dec. p. 321.

Bernan, The history of the art of warming and ventilating rooms and buildings. 2 Vols. Lond. 1845. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 419.

Hind, On the comets which have been discovered since July 1844. — On the elements of several comets not previously computed. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 409. 416.

Humboldt, Kosmos. Bd. I. Stuttg. 1845. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 154.

Playfair and Joule, On atomic volume and specific gravity. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 453.

Anderson, Some remarks upon the freezing of streams in North America. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 367.

Hopkins, On the diurnal changes of the aqueous portion of the atmosphere etc. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 427.

Laming, Observations on electric conduction and the nature of matter. — Ebendaſ. p. 420.

Draper, Account of a remarkable difference between the rays of incandescent lime and those emitted by an electric spark. — Ebendaſ. p. 435.

Wartmann, Second memoir on electric induction. — Phil. Mag. 1845. Suppl. p. 547.

Moon, On Fresnel's theory of double refraction. — Ebendaſ. p. 553.

Stenhouse, Analyses of the ashes of sugarcanes from the West-Indies. — Ebendaſ. p. 533.

Cantor, Notice of the foetus of Zyaena laticeps. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 372.

Reid, Anatomical and physiolog. observations on some zoophytes. — Ebendaſ. p. 385.

Bowerbank, Observations on the Spongiadae. — Ebendaſ. p. 400.

Quatrefages, Mémoire sur le système nerveux et sur l'histologie du Branchiostome ou Amphioxus. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 197.

Filippi, Sunto di alcune osservazioni sulla embriologia dei pesci. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 153.

Des Murs, Notice sur l'espèce de Passereau nomée Poëphila mirabilis. — Rev. zool. 1845. Dec. p. 447.

Lafresnaye, Melanges ornithologiques. — Ebendaſ. p. 449.

Tarragon, Description d'une nouv. espèce du genre Macronyx. — Ebendaſ. p. 452.

Bell Salter, Remarks on some forms of Rubus. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 361.

Coste, Researches on the primary modifications of organic matter and on the formation of cells. — Ebendaſ. p. 377.

Hassal, A history of the British freshwater Algae. 2 vols. Lond. 1845. — Ebendaſ. p. 410. 429.

Harting, Recherches micrométriques sur le développement des parties élémentaires de la tige annuelle des plantes dicotylédonées. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 210.

Reeve, On the dissolution and recalcification of the shell in Cypraea. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 374.

Boisse, Sur les depôts gypseux des environs de Saint-Affrique, (departement de l'Aveyron). — Ann. des mines 1845. T. VIII. p. 3.

Marcel de Serres, Sur les fossiles du bassin d'Aix. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 249.

Zigno, Sopra due fossili rinvenuti nella calcarea dei monti Padovani. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 283.

Odart, Ampélographie. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1845. Dec. p. 705.

Bourgeat, Cours sur l'histoire de la philosophie. Philosophie de l'Inde. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 420.

Cimorelli, Origine, progresso e stato attuale delle belle lettere italiane. Milano 1845. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 182.

Duffy, The ballad poetry of Ireland. Dubl. 1845. — Dubl. Rev. 1845. Dec. p. 373. cf. Engl. Rev. 1845. Oct. p. 173.

Dyke, Decorations in distemper in Stanton Harcourt church, Oxfordshire. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 365.

Schellink (Th.) De la peinture historique en Belgique. — Messag. des scienc. hist. 1845. p. 244.

Broglio, Gargano e Valerio, Memorie in risposta al quesito: Qual è l'influenza delle associazioni industriali e commerciali sulla prosperità pubblica? — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 35.

Estienne, Une ladresse en 1548. — Arch. du Nord de France. 1845. T. V. p. 312.

Greppo, Trois mémoires relatifs à l'histoire ecclés. des premiers siècles. Par. 1845. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 187.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer. By his brother Alexander Simpson. London 1845.

Die Reisen des eben genannten Mannes so wie die ganze Persönlichkeit desselben, gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche die Geschichte der Länderkunde in neuester Zeit aufzuweisen hat. Seine Verdienste, nicht nur um die Wiederbelebung der fast erloschenen Hoffnung auf die Entdeckung einer brauchbaren nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, sondern um die sichere Nachweisung einer bis dahin unbekannten, südlicher als 70° N. Br. gelegenen Verbindungsstraße zwischen den beyden Meeren, sind von allen Freunden der Länderkunde, am meisten in England, anerkannt, und viele von uns, denen vielleicht bisher eine nähere Bekanntschaft mit Simpsons kühnen Reiseunternehmungen abgieng, hatten wenigstens mit Theilnahme die Berichte über das noch immer etwas räthselhafte, unglückliche Ende desselben vernommen. Denn ob, wie dieß eine ziemlich verbreitete Meinung ist, der kräftige Körper und der gleichmüthige Sinn unsres Reisenden, aufregbarer gerade damals als gewöhnlich, dem mächtigen Eindrucke erlagen, den bald nach der Zurückkehr von einer ungemein anstrengenden Reise die Nachricht hervorrief, daß die königliche Regierung, seine Verdienste anerkennend, ihm eine ansehnliche jährliche Leibrente gewährt, die geographische Gesellschaft in London ihn durch Uebersendung ihrer goldenen Medaille ehrenvoll ausgezeichnet habe, und ob die über das gesunde Maaß gehende Freude, wie man sagt, einen plötzlichen Ausbruch von Tobsucht zur Folge hatte, in welchem er mehrere seiner Reisebegleiter erschoß, und zuletzt selber von einer fremden Kugel getroffen fiel, oder ob, wie dieß sein Bruder und Lebensbeschreiber zu vermuthen scheint, ein strafbarer Raubmord an ihm begangen wurde, welchem er erst nach tapferer, blutiger Gegenwehr erlag, das mag dahin gestellt seyn; doch bleibt die erstere Annahme noch immerhin die wahrscheinlichere. Was kann aus der Menschennatur werden, wenn von dem blendend grellen Scheine und von der Gluth ihrer auflodernden Leidenschaften oder Affecte das von oben kommende Tageslicht der Vernunft überstrahlt und verdunkelt wird. Die Seele des Thieres wird in instinktartiger Weise durch eine außer ihr liegende Naturkraft auf der gesunden Bahn des Lebens erhalten; das Wirken der Menschenseele stehet unter dem Walten des inwohnenden, selbstbewußten Geistes, und wenn dieser seine Herrschaft über sie verliert, sinkt sie aus ihrer Höhe noch tief unter die Verlassenheit des wildesten Thieres herab. Doch nicht das Ende, sondern die Blüthenzeit des Lebens und der Wirksamkeit des Mannes, den die Ueberschrift unserer Anzeige nennt, soll uns hier beschäftigen.

Eine kurze Uebersicht über das Resultat der wichtigsten Entdeckungsreisen in die Polarzone der westlichen Halbkugel bis zum Jahr 1837, in welchem Simpson den Faden dieser Forschungen aufnahm und weiter entspann, mag hier als Einlei-

tung zu dem Auszug seiner Reiseberichte am rechten Orte seyn.

(Fortsetzung folgt.)

1. Zusätze zu den grammatischen Bemerkungen über das Puschtu.
2. Auszüge aus Afghanischen Schriftstellern.

(Schluß.)

Ein gewisser Mensch, sagt Achun unter andern, der sich Vater des Lichtes*) nennt, dem ich aber den Namen Vater der Finsterniß beylege, ließ eine große Anzahl Dichtwerke in der Nation ausgehen, voll der verderblichsten ketzerischsten Lehren; sie fanden unter den Stämmen, namentlich bey den Jusoffi, vielen Beyfall. Da trat ich ihm mit ähnlichen Gedichten entgegen und brachte eine Menge seiner Anhänger zum wahren Glauben zurück (Leyden a. a. O. 367). Von Ningarhar vertrieben, mußte sich Bajesid zu noch ungebildetern Stämmen am Rande der Berge, dem Glauben oder dem Truge leichter zugänglich, flüchten. Hier trat er nun förmlich als Apostel des Afghanenvolkes auf; er verkündete seine Lehren in den öffentlichen Versammlungen der Gaugenossen und legte sie in Schriften nieder, welche in vier verschiedenen Sprachen, Arabisch, Persisch, Hindi und Puschtu abgefaßt und in allen diesen Zungen vortrefflich dargestellt waren. Das Volk der Afghanen hatte, so viel wir wissen, vor Bajesid keine schriftlichen Erzeugnisse in seiner Sprache aufzuweisen; dieser denkwürdige Mann ist nicht bloß der Prophet, sondern auch der erste Schriftsteller der Nation. In einem seiner Werke gibt er Nachricht von seiner Person und seinen Schicksalen; in einem andern sind die Lehren des neuen Glaubens enthalten. Nach der Weise der frühern Propheten läßt auch er, wie

*) Piri Roschan. Hievon erhielten seine Anhänger den Namen Roschenier oder die Erleuchteten.

der Verfasser des Dabistan berichtet,*) Gott den Allmächtigen und Allgerechten seinem treuen Diener Bajesid die Lehren des Heils verkünden; es sollte dieses Buch, Cheir albien, die freudige Botschaft genannt, so befahl die Gottheit des neuen Sehers, an die Stelle des Korans treten. Es war in vier Sprachen abgefaßt, im Arabischen und Persischen, im Hindi und Puschtu (The Dabistan III. 40).

Bajesids Lehren sind nur wenig von denen der Ismaelier oder Batanier verschieden. Sein philosophisch-religiöses System besteht in einem Pantheismus, welcher die Natur idealisirt oder vergöttert. Was da ist, lehrt der Prophet, ist leerer Schein, eine Form der Gottheit. Was man hört, was man sieht, ist Gott, der allein ist; die Materie ist bloß äußerliche Erscheinung, ein leerer Gedanke. Gott ist im All, oder er ist selbst das All; die Wesen sind bloß besondere Formen seiner Erscheinung **). „In der That, spricht Gott der Herr, ich bin euch näher als eure Hälse; es gibt keine Trennung zwischen mir und der Menschheit, ich bin eins mit der Menschheit, aber sie weiß es nicht. Niemand kann hievon Kenntniß erlangen, außer durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift; durch Gehorsam und eifriges Nachdenken mag er dann ein vollkommener Mensch werden ***).“ Am vollkommensten zeigt sich aber immer die Gottheit in dem Pir (das Wort bedeutet ursprünglich Vater, Vorgesetzter) oder heiligen Lehrer. Dieselben Leh-

*) Leyden 416. Der Verfasser des Dabistan erzählt, daß Bajesid zu Kabal durch seinen Geist und seine Kenntnisse alle Ulemah beschämt habe. Dabistan III. 41.

**) Der Kundige wird von selbst die überraschende Aehnlichkeit mit modernen Philosophemen herausfinden. Der Gott des Bajesid ist der des Spinoza, von dem es in der Ethik I. prop. 11 heißt: Deus, sive substantia constans infinitis attributis, woraus natürlich die propos. 33 folgt: Res nullo alio modo, neque alio ordine a Deo produci potuerunt, quam productae sunt.

***) Diese Stelle aus dem Werke des Bajesid findet sich im Dabistan III. 38.

ren, beynahe mit denselben Worten, finden sich auch in den heiligen Schriften der Gnostiker, welche, wenn sie nicht ganz aus östlichen Quellen hervorgegangen sind, doch ohne Zweifel, innerlich wie äußerlich, mit den Philosophemen und Religionen des Morgenlandes zusammenhängen *). In diesem Sinne konnte Bajesid sagen: Ich bin euer Pir, ich bin euer Gott; diesem Gott unbedingten Gehorsam zu leisten, ist die erste Pflicht; was er befiehlt, ist das Rechte; wer sich ihm widersetzt, ist ein Thier und soll vertilgt werden; sein Besitzthum gehört dem Pir und den gehorsamen Genossen. Paradies und Hölle, Auferstehung und jüngstes Gericht sind bloß bildliche Ausdrücke; es gibt keine andere Unsterblichkeit, als den Wandel der Seele in andere Körper, ein Wechsel der Formen; der Koran ist ein menschliches, trügerisches Erzeugniß; Gott, der allenthalben im Raume und in der Form Seyende, bedürfe keiner Anbetung, bedürfe keiner Kasteyung; nur unbedingten Gehorsam wolle er für seinen Propheten Bajesid. Die Vorschriften des Gesetzes sind bloß Mittel der Erleuchtung, Stufen, um zur Einsicht emporzusteigen, wer diese erreicht, für den sind jene unnütz; er braucht, er darf sich nicht mehr daran halten. Wer eine Last auf dem Kopfe trägt und kennt den Eigenthümer nicht, muß sie sein Lebtag tragen; sobald er diesen gefunden, wirft er sie weg und ist frey. O kommt deßhalb herbey, so ruft der Pir begeistert aus, kommt herbei und lernt den Herrn der Welt kennen, ihr Vollkommenen im Gesetze; werfet die Last von eurem Haupte, lernet die Freyheit kennen und handelt darnach! Bajesid war aber einsichtsvoll genug, seinen Glauben nicht ohne äußerliches Ceremonienwerk hinzustellen; es sind achterley Weihen nothwendig, bevor der todte oder gewöhnliche Mensch zu einem vollkommenen Leben als Jünger der neuen Religion erwacht. Waren aber diese Stufen einmal überschritten, dann ist dem Lebenden gegen den Todten

**) Epiphanii advers. Haer. Opera I. 84. *Ἐγὼ σὺ καὶ σὺ ἐγώ. καὶ ὅπου ἐὰν ᾖς, ἐγὼ ἐκεῖ εἰμι, καὶ ἐν ἅπασίν εἰμι ἐσπαρμένος, καὶ ὅθεν ἐὰν θέλῃς συλλέγεις με, ἐμὲ δὲ συλλέγων, ἑαυτὸν συλλέγεις.*

Alles erlaubt, er kann plündern, rauben und morden; nur dem Ruschenier, nur dem Erleuchteten gebührt die Herrschaft der Erde.

Diese dem Räuberhandwerk und der sinnlichen Genußsucht des Volkes schmeichelnde Lehre erfreute sich bald eines solchen großen Zulaufes, daß Bajesid in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich nicht bloß als Herrn des ganzen Afghanenlandes betrachtete, sondern auch einen Zug nach Indien unternehmen wollte, um dort die ehemalige Afghanenherrschaft wieder aufzurichten. Die Padischah zu Delhi sandten zahlreiche Heere jenseits des Indus, um dieser neuen, von Westen her drohenden Gefahr kräftig zu begegnen. So lange Bajesid klug genug war, sich innerhalb der Bergschluchten zu halten und einen Guerillaskrieg gegen die indischen Truppen zu führen, vermochten diese, wenn auch an Anzahl sehr überlegen, nichts gegen die wilde Tapferkeit seiner Jünger auszurichten. Kleine Vortheile, die er errang, machten aber den beschränkten Seher sicherer und kühner; es wagte Bajesid eine offene Feldschlacht in der Ebene, ward geschlagen und bald hernach senkten unzählige Drangsale, worunter Scham und Verzweiflung nicht die geringsten seyn mochten, den Propheten in das Grab *).

Die religiösen, literarischen und politischen Bestrebungen dieses denkwürdigen Mannes hatten jedoch in einem Theile der Nation bereits so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie durch den Tod des Urhebers kaum erschüttert wurden. Der älteste seiner fünf Söhne, Schech Omar, rief jetzt die Gläubigen der neuen Lehre zu einer allgemeinen Versammlung und verkündete ihnen: der Pir sey todt; er habe seinen Platz dem Sohne übertragen, ihm und seinen Nachfolgern die Herrschaft über die Welt verliehen. Nach dem Tode Omar's nannte sich Dschelaleddin, der dritte Sohn Bajesid's, Padischah der Afghanen und ließ ein Aufgebot unter dem Volke ergehen, ihm nach Indien zu folgen, um die Voll-

*) In dem Hal-nameh, häufig angeführt im Dabistan, hat der Prophet sein eigenes Leben beschrieben.

werke Lahors und Agra's niederzureißen. Es wurden die Gebeine Bajesids ausgegraben und in einem kostbaren Sarg als Talisman den Räuberbanden vorgetragen. Obgleich er einigemal geschlagen wurde, so wußte sich Dschelaleddin doch gegen die Truppen des Statthalters von Kabal zu behaupten. Er floh bald zu den Stämmen in den nordöstlichen Gebirgen, welche eines allgemeinen Namens entbehren und von den Muselman, Kafir, Ungläubige genannt werden *), bald auch zu den usbegischen Beherrschern Badakschans. Dschelaleddin kehrte aber immer, nach kurzem Aufenthalte in der Fremde, wieder zurück und war zu einer Zeit (1600) selbst so mächtig, daß er Ghasnah einnehmen konnte; doch hatte er am Ende nicht Mannschaft genug, um sich zu gleicher Zeit gegen die mongolischen Hasarah, welche der neuen Lehre feindlich entgegentraten, und die indischen Truppen zu behaupten; er fiel im Kampfe und mit ihm die Macht der Roschenier. Sie zogen zwar unter den Nachkommen ihres Stifters noch einige Zeit als Räuberbanden im Afghanenlande herum und unterwarfen sich den Mongolen erst während der Regierung des Dschehan Schah. Allahdad Chan, der letzte Sprosse des Bajesid, ward zum Hauptmann von vier Tausend eknannt und nach dem Dekkan beordert, wo er gegen die

*) Daß die Kafir sich selbst Kamodsche oder gar Kambodscha nennen, wie Lassen Elphinstone sagen läßt (Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes II. 57) ist ungegründet. Elphinstone sagt ausdrücklich (Account of the Kingdom of Cabul II. 429), es gibt keinen allgemeinen einheimischen Namen für die Kafir; bloß einer der vielen Stämme heißt Komodschi, welcher einer Sage nach — und sollte die einen Werth haben? — von den Arabern, also in ziemlich später Zeit, aus Kandahar vertrieben, erst nach langem Herumirren sich innerhalb seiner jetzigen Heimath niedergelassen hätte. Wie könnten nun diese Komodschi die nördlichen Kambodschas des Mahabharata seyn? Die Kafir nennen sich selbst, wie uns Burnes sagt (Cabool 207), Kafir, ohne aber eine schimpfliche Bedeutung mit dem Namen zu verbinden.

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gestorben ist. Die Sekte ist aber keineswegs ganz erloschen; heutigen Tags noch erfreut sie sich einer Anzahl Anhänger in Peschawer und Kabal, wie unter den wilden Klanen der Jusoffi (Elphinstone, Cabool I. 333). In einem alten verfallenen Gebäude zu Peschawer, wo der Sage nach Bajesid lange gehaust hat, halten die Illuminaten Afghanistans ihre geheimen Zusammenkünfte und trauern über das unglückliche Loos ihrer Religion und ihres Landes.

Gegen diese Erleuchteten, großentheils aus dem Stamme der Jusoffi, mußte auch Akber seine Waffen wenden. Sie hatten den Truppen des Padischah einige Niederlagen beigebracht. Bir Bal, der Anführer des Heeres, ein Freund des Padischah, dessen geistreiche witzige Reden in ganz Indien berühmt waren, blieb selbst in einem der Treffen. Das indisch-mongolische Heer fürchtete so sehr die wilde Tapferkeit dieses allen Verführungen der indischen Civilisation widerstrebenden Volkes *), daß ein zufälliges Geschrey: „die Afghanen, die Afghanen," sie alle in Unordnung brachte und die Reihen in eilige Flucht jagte. Akber mußte sich damit begnügen, Castelle anzulegen und die tapfern Männer innerhalb ihrer Berge einzuschließen. Dessen ungeachtet hörten aber die anlockenden religiösen Raubzüge nicht auf; sie dauerten fort unter der Regierung des Dschehangir und Schahdschehan, und flossen wohl am Ende mit dem allgemeinen Aufstande der Afghanen, in den folgenden Zeiten, zusammen (Elphinstone, History of India II. 294, nach einheimischen handschriftlichen Quellen. Dabistan III. 42).

Neumann.

*) Eine in dieser Beziehung lehrreiche Geschichte erzählt der Verfasser des Dabistan. III. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Bereits unter der für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten, milden französischen Herrschaft in Canada waren einzelne kühne Handelsleute hunderte von Meilen weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, denen sie leider zum großen Theil mit dem Gifte des Brandtweines zugleich, statt nützlicherer Geräthschaften, nur Gegenstände einer kindisch eitlen Putzsucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit jenen hatten die Sendboten des Christenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des hl. Sulpicius so wie Jesuiten, sich mit muthiger Verachtung aller Gefahren, im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturbeschaffenheit so wie über die Bewohner desselben erstattet. So interessant aber auch in vielfacher Hinsicht diese Berichte waren, blieben sie dennoch für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntnisse, namentlich der nördlichsten Gebiete von Amerika, ohne allen bedeutenden Werth. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bey der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein anderes werthvolles, nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Districte, alljährlich mit den Fellen und andern Tauschartikeln mit sich nach Churchill an der Hudsonsbay brachten, was die Aufmerksamkeit und Gewinnsucht der dort etablirten Handels-Compagnie erregt hatte. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, gediegenem Zustand und in so großer Menge an einem Fluße fern in Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmassen aus seinen aufgehäuften Klumpen bestünden. Bis dahin hatte die Hudsons-Compagnie nur noch sehr wenige Versuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angränzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her, ohne dabey die Weite des Weges in Anschlag zu bringen, ihr zuführten, unmittelbarer in ihre Hände zu bekommen, denn der Kostenaufwand für weit ausgebreitete Etablissements erschien bey der Menge und Wohlfeilheit der herbeykommenden Waaren als unnöthig. Anders aber stellte sich jetzt die anlockende Aussicht, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverständigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deßhalb im Jahr 1769 ein rüstiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne zu dem Unternehmen bestimmt, den nach der Aussage der Indianer nicht in gar zu großer Ferne abgelegnen, ansehnlichen und deßhalb selbst für Schiffe befahrbaren Fluß aufzusuchen, an dessen Ufern sich die Hügel, aus Klumpen des gediegenen Kupfers bestehend, und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln an Wildpret aller Art finden sollte und der seinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reist in diesen Gegenden am leichtesten

im Winter, weil dann, bey einer Kälte, die nicht selten der Temperatur des gefrierenden Queckſilbers nahe kommt, ja noch unter dieſen metalliſchen Gefrierpunkt herabſinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe ſtark gefroren ſind und zugleich der Schnee jene Feſtigkeit hat, wobey er Menſchen ſo wie größere Laſten trägt. Daher trat auch Hearne ſeine Reiſe am 6. Nov. an. In ſeiner Begleitung waren 2 Orkney Inſulaner, und 2 Indianer aus dem Dienſtperſonal der Compagnie. Da aber dieſe alle des Landes, ſo wie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenfluß unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlinges der nördlichen Indianer mit Namen Tſchautſchintſchau, der mit einer abgetragenen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür, mit noch 9 Indianern des nördlichen Diſtriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das ſichere Geleite der Reiſenden bis zur Gränze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimiſcher Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen ſollte. Aber der Capitän Tſchautſchintſchau erwies ſich des in ihn geſetzten Vertrauens ſehr unwürdig; er hatte überhaupt keine beſondere Freude an dem ihm übertragenen Geſchäft, deßhalb ſuchte er den ihm läſtigen Fremdling zuerſt durch das Entziehen aller ihm verſprochenen Dienſtleiſtungen, dann dadurch zur Rückkehr zu bewegen, daß er ihm durch ſeine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigſten Reiſebedarfs entwenden ließ; endlich verließ er ihn, mitten in dem Dickicht des Waldes, in einer Entfernung von 30 Meilen vom Prinz Wales Fort. Mitleidigere Indianer, die ihm begegneten, nahmen ſich der Noth des Fremden an, und Hearne kam ſchon am 12. Dec. unverrichteter Sache wieder in Churchill an. Als ihm jedoch hier ein Indianer aus dem Norden, der gerade in Handelsgeſchäften anweſend war, verſicherte, daß er gar nicht weit mehr von dem Ziel ſeiner Reiſe, dem kupferreichen Fluße entfernt geweſen ſey, ergriff ihn die Luſt das Unternehmen noch einmal zu beginnen in unwiderſtehlicher Weiſe, und die Compagnie zeigte ſich gern bereit die Mittel zu der verhältnißmäßig nur ſehr wenig Aufwand erfodernden Landreiſe zu gewähren. Dießmal trat Hearne ganz allein, ohne einen einzigen Europäer zum Begleiter zu haben, bloß im Geleite von Indianern die Reiſe an, den 23. Febr. 1770. Die Expedition bewegte ſich langſam am Sealfluß hinauf, denn es gab einen Ueberfluß an jagdbarem Wildpret und die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Freunde der Jagd, daß ſie nur ſchwer ſich entſchließen können einen Ort zu verlaſſen, der ihnen eine beſondere Befriedigung ihrer Luſt verſpricht. Aber auch unſer Reiſender gewann allmälig dem Leben wie dem unterhaltenden Geſchäft dieſer Jäger einen Geſchmack ab, der ihm das langſame Vorrücken ſo wie alle Mühſeligkeiten vergeſſen ließ. Endlich am 23. May ließen ſich die Indianer bewegen die Reiſe nordwärts in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabey allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen ſehr erſchwerte; die jetzt häufigen Regengüſſe, denen Hearne bey Tag wie bey Nacht ausgeſetzt blieb, weil der Indianer-Capitän, ſo dienſtwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte auch nur den Kopf unter ſein armſeliges, kleines Indianerzelt zu ſtecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden und brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde das Fleiſch der erbeuteten Fiſche und des Wildpretes meiſt roh zu genießen, alle dieſe und noch andere Mühſeligkeiten hätten den kräftigen Reiſenden nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken können. Sogar die Erklärung ſeiner Indianergefährten, als dieſelben ſich wieder in einem für die Jagd überaus reichen Gebiet befanden, daß ſie hier für dieſes Jahr Halt machen und erſt im nächſten weiter ziehen wollten, würde den ſelber von der Jagdluſt beherrſchten Mann nicht entmuthiget haben, wäre ihm nicht durch einen Windſtoß ſein Hadley'ſcher Quadrant zerbrochen worden, das einzige Werkzeug deſſen er ſich zu ſeinen allerdings nicht ſehr genauen Meſſungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade ſolche geographiſche Beſtimmungen für eine Reiſe, wie die ſeinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich nothwendig noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um ſich mit einem neuen Inſtrument zu verſorgen. Es war aber daſelbſt kein anderes zu haben als ein alter Quadrant, der ſeit 30 Jahren im Compagnie-Gebäude hieng und

welcher noch viel unzureichender zur Erfüllung seines Zweckes war, als das, in Vergleich mit unsern jetzigen Apparaten ebenfalls ziemlich unvollkommene, verunglückte Werkzeug. Hearne war, nach 8 monatlicher Abwesenheit, am 25. November wieder nach Churchill gekommen und schon am 27. Dez. begab er sich von neuem auf den Weg; dießmal in Begleitung von Indianern, welche, wie sich später ergab, um einen Streifzug in das Land der Esquimaux zu machen, denselben Weg zu gehen gedachten. Er hatte es bey dieser Reise glücklicher getroffen als bey seinen beyden ersten Expeditionen; seine Begleiter brachten ihn, freylich nach manchen langen Stillständen und Querzügen in den wildpretreichen Gegenden, wirklich am 13. July 1771 zu dem sehnlich erwünschten Ziele — zum Kupferminenfluße. Die Stelle, an welcher Hearne an den Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographische Meilen von der Mündung desselben ab. Es war gegen die Erwartung unsers Reisenden, welcher hierin zu viel auf die Aussage der Indianer vertraut hatte, als er, statt eines angeblich für Schiffe hinlänglich wasserreichen Stromes einen Fluß vor sich sahe, der selbst für die kleinen Fahrzeuge der Indianer kaum zureichendes Wasser hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel, sah er seine Hoffnung getäuscht, doch fand er am Ufer des Flußes ein Stück gediegenes Kupfer auf, das ein Gewicht von 4 Pfd. hatte und bereits seine Angaben setzen es außer Zweifel, daß eine bergmännische genaue Untersuchung jenes Landstriches zur Entdeckung vielleicht sehr mächtiger, reichhaltiger Erzlagerstätten führen könne. Ueberdieß und vor Allem bleibt doch dem Thomas Hearne der Ruhm, daß er der erste Europäer war, welcher von Amerika's Festlande aus das große nordische Polarmeer vor sich sah. Allerdings sind seine Angaben über die Lage der von ihm besuchten Gegenden, schon wegen der Unvollkommenheit der gebrauchten Instrumente im hohen Grade mangelhaft und haben deßhalb lange Zeit zu fehlerhaften Verzeichnungen der Nordküste von Amerika auf unsern Landkarten Veranlassung gegeben, auch würde es bey der Beschreibung einer solchen Entdeckungsreise zweckmäßiger und ziemlicher gewesen seyn, statt des raubmörderischen Ueberfalles und der blutigen Gräuelthaten, welche sich seine Indianer, die hiebey auf seine abrathenden Vorstellungen nicht achteten, an den harmlosen, friedlichen Esquimaux zu schulden kommen ließen, lieber die Gegenden genauer zu schildern, durch die seine Rückreise nach Churchill ihn führte; dennoch hatte diese erste größere Landreise durch das nördlichste Amerika der Compagnie so wie den Freunden der Länderkunde es gezeigt, daß das Vordringen in jene sumpfigen, theils von unübersehbaren Wäldern bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden weder so außerordentlich schwer noch auch mit solchem Aufwand verbunden sey, als man bis dahin gemeint hatte. Ueberdieß kann uns auch die Beschreibung von Hearnes Reise, bey welcher wir uns eben aus dieser Absicht etwas länger verweilten, lehren, wie viel besser man seitdem es gelernt habe, solche nordamerikanische Landreisen, bey ungleich weiterer Ausdehnung der Räume in verhältnißmäßig wenig Zeit zurückzulegen. Namentlich mag der kurze Abriß von Hearnes Expedition dazu dienen, durch ihren auffallenden Contrast die nachher näher zu beschreibenden Unternehmungen des Thomas Simpson desto augenfälliger hervorzuheben.

Von einem freylich viel glücklicheren, großartigeren Erfolg und zweckmäßigerer Anlage ihres Planes erscheint, im Vergleich mit der des Thomas Hearne, die Entdeckungsreise des Alexander Mackenzie, dessen Andenken in Folge der Uebertragung seines Namens an den durch ihn zuerst genauer bekannt gewordenen und von seinem Ausfluß aus dem Sklavensee bis zur Mündung im Eismeer befahrnen Strom, vielleicht für immer in der Länder- und Völkerkunde ein gesichertes Feststehen erlangt hat. Schon im Jahr 1778 war Pond mit seinen genaueren Erforschungen des Landes bis zum Athabaska-See (58° n. Br.) am Sklavenfluße vorgedrungen und seit dem Jahr 1781 bestund an dieser für das Erbeuten von Pelzwerk höchst ergiebigen, an Fischen und Wildpret sehr reichen Stelle ein bleibendes Etablissement der Compagnie (das Fort Chipewyan). Von nun an wurde dieses der Ausgangspunkt für alle nach Norden gehenden Landreisen und von hier aus trat bereits Mackenzie am 3. Juny 1789 seine Reise, zunächst auf dem Sklavenfluß hinabwärts nach dem Sklavensee an.

Berichte der Indianer, welche in Handelsgeschäften nach dem Fort Chipewyan kamen, von einem großen Strom, der aus dem zuletzt genannten See seinen Abfluß nehmen sollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt einen Verbindungsweg aus dem nordwestlichen Amerika nach dem stillen Meere zu entdecken; denn nach diesem Meere, nicht nach dem nördlichen Eismeere, so hoffte er, sollte der Strom seinen Ausfluß nehmen. Als Mackenzie am 9. Juny den Sklavensee (63° n. Br.) erreicht hatte, fand er denselben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß desselben seine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforscht werden und erst am 29. Juny gelangte man zu dem gesuchten Punkte. Ein wasserreicher, großer Strom nahm von hier seinen Lauf zunächst nach Westen, und der Reisende nahm keinen Anstand sich auf demselben einzuschiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jenem Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andren reich zu seyn scheinen, ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Wasserfällen so wie von riesenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf seiner Wasserfahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all diesen Abentheuern und Gefahren keine Spur; der Strom, ohne sich von Bergen herabzustürzen, geht ruhig seinen Weg; kein Ungeheuer sperrt gegen das Fahrzeug und dessen Mannschaft seinen häusergroßen Rachen auf; schon am 10. July entdeckte man verlaßne Lagerstätten der Esquimaux, dieser Bewohner der eisigen Seeküste; am 12. genießt Mackenzie, zu seiner großen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenziefluß seinen Ausgang nimmt; es ist aber freylich nicht das stille Meer, wie er dieß anfangs erwartet hatte, sondern das nordische Eismeer und ein Theil der nördlichsten Küste von Amerika, dessen Erkenntniß nun abermals ein festgesichertes Eigenthum der Länderkunde wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Tableau de la littérature espagnole depuis le 12. siècle jusqu'à nos jours, précédé d'une introduction sur l'origine de la langue espagnole par M. F. Piferrer, Bachelier èslettres, Professeur-suppléant de langue espagnole au collége royal de Toulouse. Paris, chez Baudry. Toulouse, chez l'auteur. 1845. 455 S. 8.

Die Firma der europäischen Romanen-Nachdrucks-Schmiede dient dem vorliegenden Werke zum wenig empfehlenden Aushängschilde; wenn man es daher schon deßhalb mit einigem Mißtrauen zur Hand nimmt, so — irrt man sich nicht. Es ist nämlich dieses Buch trotz des stattlich klingenden Titels nichts anderes als eine ganz gewöhnliche Chrestomathie aus den Dichtern und Prosaikern Spaniens mit einigen wenigen interpretativen Anmerkungen und kurzen biographisch-literarhistorischen Notizen über die excerpirten Autoren.

Aus der Vorrede erfahren wir zu unserer Ueberraschung, daß die spanische Sprache ausser Wien, Brüssel, Neapel und Mailand eine Zeit lang auch die Hofsprache in Bayern gewesen sey. — Die Einleitung über den Ursprung der spanischen Sprache beginnt p. 9 mit dem Jahre 1500 vor Christi Geburt, bemerkt zuvörderst, daß Spanien damals von einfachen Menschen bewohnt gewesen sey, welche die Erde bebauten und mit den von ihr im Ueberfluß hervorgebrachten Früchten zufrieden lebten, und endet p. 15 (ohne von den Arbeiten eines Raynouard, Lewis, Diez auch nur eine Ahnung zu haben) mit dem Forschungsresultate, daß die spanische Sprache eben die jener genügsamen Ureinwohner sey.

„Il reste donc démontré, et par la plus saine logique, et par les plus incontestables autorités, que, rigoureusement parlant, la langue espagnole n'est point derivée de la latine (! —) mais que c'est une langue primitive, qui passant à travers les siècles a perdu une grande quantité de ses mots et s'est enrichie d'un nombre immense de mots étrangers pris des idiomes de divers peuples et particulièrement de la langue latine."

Es ist wohl nicht nöthig, zur weitern Charakterisirung dieses Buches und seines Herausgebers noch etwas beyzufügen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reisende seinen Rückweg abermals im Mackenziestrom aufwärts und schon am 12. Sept. hatte er den Ausruhepunkt im Fort Chipewyan am Athabaskasee wieder erreicht. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freylich als halbwilder Jäger und Indianerschützling in einer dreymal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiteren, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wissenschaftlichen Ausbeute, den beyde Reisen brachten, dann neigt sich freylich die Wagschale sehr bedeutend zu Gunsten von Mackenzies Reise herab.

Obgleich die Erwartung, daß der ansehnliche schiffbare Strom, welcher den Alfluß aus dem großen Sklavensee bildet, seinen Lauf nach dem stillen Meer nehme, sich nicht bestättigt hatte, indem seine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrschend eine westliche ist, sich beym weitren Verlauf in die vorherrschend nördliche umsetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß sich der Hudsons-Compagnie am Athabaskasee ein Mittelpunkt des Verkehres zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer späteren Landreise, auf welcher er die Küste des stillen Meeres unter dem 52° n. Br. erreichte, keinen schicklichen Verbindungsweg dieser Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit solcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den Küsten des nördlichsten Amerikas hatten diesen Zweck vor Augen; der Wunsch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere durch das Eismeer nach dem großen westlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem östlichen Asien im höchsten Grade erleichtert werden könnte, war allmälig zu einem Anliegen aller Schifffahrt treibenden Nationen von Europa und Nordamerika geworden. England durfte sich hierbey, an der Spitze von allen, den Rang nicht ablaufen lassen; das britische Gouvernement rüstete im J. 1819 mehrere Expeditionen auf einmal aus, davon die eine, unter (damals Lieutenant) John Franklin zu Lande die Nordküste des westlichen Continents nach ihrem Verlauf gegen Westen hin erforschen, die andere aber zur See, unter Edward Parry denselben Zweck verfolgen sollte. Die Leistungen dieser beyden Männer sind noch bey allen Lesern selbst nur der öffentlichen Blätter in zu frischem Andenken, als daß sie einer ausführlicheren Erwähnung bedürften; wir begnügen uns deßhalb hier nur mit einer kurzen Hindeutung auf die gewonnenen Resultate.

Franklins erste Entdeckungsreise in den Jahren 1820 und 21 erreichte den beabsichtigten Zweck nur in unvollkommenem Maaße; sämmtlichen Offizieren, welche an der damaligen Expedition Theil nahmen, so begabt an Kenntnissen, so kräftig an Eifer und gutem Willen, so tüchtig zur Ausführung schwieriger Unternehmungen sie auch sonst waren, gieng dennoch ein wesentliches Erforderniß ab: die Kenntniß des Landes und der zweckmäßigsten Weise in

ihm zu reisen; die Mannschaft mußte unter vielfachen Bedrängnissen, namentlich durch Mangel an Lebensmitteln in der Nähe der Quellen des Kupferminenflußes (unter 65° n. Br.) in einer zu diesem Zweck begründeten Station, Fort Entreprise genannt, überwintern, und als dieselbe endlich in ihren aus Birkenrinde gefertigten Booten am 18. July des darauf folgenden Sommers durch die Mündung des Flußes in's Eismeer kam, konnte sie hier nur bis zur Ostseite des Bathurstkanales (110° w. Br.) mit ihren schlechten Fahrzeugen vordringen; man hatte bis dahin einen Küstenstrich befahren, dessen Ausdehnung gegen Westen vom Kupferminenfluß noch nicht 40 geogr. Meilen betrug, während das eigentliche Ziel der Erforschungsreise, der westlichste Theil der Nordküste, bis zur Repulsebay noch über 130 g. M. weit von dem Punkt der dießmaligen Umkehr ablag. Ueberdieß hatte dieses Unternehmen fast der Hälfte der Mannschaft das Leben gekostet.

Von ungleich glücklicherem Erfolg war die zweyte Erforschungsreise, welche Sir Franklin in den Jahren 1825 und 1826 im Auftrag des brittischen Gouvernements unternahm. Ihm selber war die Weisung in Folge des Planes, den er für die Reise entworfen hatte, ertheilt worden, den Mackenzieflu ß hinabzuschiffen und von dessen Mündung aus sich nach Westen zu wenden um auf diesem Wege wo möglich Cook's Eisvorgebirge am Eingang der Behringsstraße zu erreichen; Dr. Richardson, sein muthiger Begleiter auf der ersten Reise sollte sich dagegen von der Mündung des Mackenziestromes aus nach Westen wenden und die Küste bis zur Mündung des Kupferminenflußes untersuchen. Zu gleicher Zeit hatte aber ein königliches Schiff: der Blossom, unter Capitän Beechey den Auftrag erhalten seinen Lauf um Cap Horn herum nach dem stillen Meer und in diesem nordwärts zur Behringsstraße zu nehmen um von dort gegen Osten gewendet dem Cap. Franklin zu begegnen. Auch von der Seite des atlantischen Meeres her sollte ein Zusammentreffen von Dr. Richardsons Expedition mit königlichen Schiffen dadurch eingeleitet werden, daß Parry von Prinz Regent Inlet her bis zur Gegend des Kupferminenflußes vorzudringen suchte. Franklin kam bis zum 16. Aug. 1826 an einen Punkt der Nordküste von Amerika, dessen Lage nach ihm zu 149° 37′ w. Länge bestimmt wurde, und welchen er Return Reef nannte, weil er seiner Instruction gemäß nicht länger als bis zum 20. Aug. die Seereise fortsetzen sollte und deßhalb von dort die Anstalten zur Rückkehr treffen mußte. Es war dieses Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer von Eis frey war und der Weiterfahrt nichts Wesentliches im Wege stund, um so mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher (am 22. Aug.) eine Barke des Blossom aus der Behringsstraße her bis zu Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 g. Meilen von Return Reef ablag, so daß Franklins Boote sie vom 16. Aug. an leicht zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikanischen Küste, zwischen der Mündung des Mackenzie und der Behringsstraße mit Genauigkeit erforscht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardson seine Aufgabe: die Untersuchung der Küstengegend zwischen der Mündung des Mackenzie und des Kupferminenflußes glücklich gelöst hatte. Zu diesen beyden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über diesen Theil der Länderkunde geherrscht hatte, kam noch ein dritter: die Reise, welche ein andrer der Theilnehmer an Franklins zweyter Expedition, Cap. Back im J. 1833 auf dem großen Fischfluß hinab nach einem westlichen Theile der Nordküste gemacht hatte, welcher der Insel Boothia gegenüber liegt. Daß dieses Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Festland, als Halbinsel verbunden, sondern auch an seiner Südseite vom Meere umfloßen, mithin Insel sey, dieß gieng schon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenscheinlicher Weise hervor, und auf seine Entdeckung, zu deren Sicherstellen, wie wir so eben weiter sehen wollen, Simpson das Meiste beytrug, gründet sich vornämlich die Hoffnung jener leichter möglichen nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, welche durch den zuletzt genannten Reisenden von neuem belebt worden ist. Er war es, der die noch unbekannte Strecke der Küste von Return Reef, an welchem Franklins Forschun-

gen ihr Ziel fanden und Point Barrow, an welches die Barke des Blossom herankam, bereiste und genau beschrieb; ihm gelang es nicht minder wohl, auch den östlich gelegenen Theil der Küste von jenen Punkten an, welche Franklin und die andern Theilnehmer an seiner Expedition bereist hatten, bis zu den bekannten vom atlantischen Meere her befahrenen Regionen zu erreichen und das Geschäft ihrer geographischen Aufnahme zu vollenden. Darum wenden wir uns jetzt ausschließend zu dem Bericht von Simpsons erfolgreicher Wirksamkeit.

Thomas Simpson gehörte durch seine leiblichen wie geistigen Anlagen zu jenen Männern aus der ersten Zeit dieses Jahrhunderts, welche bestimmt scheinen, dem jetzigen Treiben und Streben der Völker gegenüber nicht bloß ruhige Zuschauer, sondern selbstthätige Mithandelnde zu seyn. Er rühmte sich seiner Verwandtschaft und zum Theil seiner Abstammung von Schottlands Hochländern, von diesem ehrenfesten und dabey doch leicht beweglichen Geschlecht, aus welchem hochberühmte Reisende in alle Gegenden der Erde hervorgegangen sind. Sein Urgroßvater mütterlicher Seite war ein Laird von Gruinard, welcher, zweymal vermählt, der Vater von 32 kräftigen Kindern war, davon nur 2 jung starben, die andren alle zum Theil ein so reifes Alter erreichten, daß der Verfasser dieses Reisewerks, Alexander Simpson, noch einer Schwester seiner Urgroßmutter, der Mrs. Mackenzie, als sie in ihrem 96. Jahre verstorben war, als Begleiter ihrer Leiche die letzte Ehre erweisen konnte. Vermöge dieser Abstammung war unser Reisender auch mit seinem berühmten Vorgänger auf dem gleichen Wege der Unternehmungen, mit Mackenzie verwandt. Thomas war im J. 1808 geboren, empfieng seine erste wissenschaftliche Bildung im Kings College zu Aberdeen, welches außer seinen wesentlicheren innren Vorzügen für Söhne der minder bemittelten Aeltern auch jene äußerlichen hatte, daß es unter allen ähnlichen Erziehungsanstalten des Landes die wohlfeilste war. Vor Allen zeichnete sich hier der Jüngling durch seine Fortschritte in den mathematischen und physikalischen Gebieten der Wissenschaft aus und erwarb sich dabey so frühe jene Reife des Verstandes, die zum Geschäftsleben tauglich macht, daß schon in seinem 17. Jahre ein Verwandter von ihm, Sir Georg Simpson, welcher in der Mutter des Thomas die Pflegerin seiner Kinderjahre verehrte und welcher seit mehreren Jahren Local-Gouverneur der Ländereyen der Hudsonsbay-Compagnie war, ihm die Stelle eines Secretärs in seinem Dienste antrug. Für jenes Mal fühlte sich Thomas noch nicht geneigt, dem Rufe in die neue Welt zu folgen; dagegen ließ er sich 3 Jahre später, im Jahre 1828 bereit finden, dem Wunsche des wohlwollenden Vetters nachzugeben.

Es war gegen Ende des April 1829, als unser Reisender den Grund und Boden betrat, dessen Ausbeutung für die Wissenschaft, zu welcher er den nächsten innren Beruf fühlte, das Tagwerk seines kurzen Lebens werden sollte. Das Schiff, das ihn nach Amerika brachte, war zunächst für Canada bestimmt; von Montreal aus schloß er sich an die Gesellschaft der Reisenden an, welche in jedem Frühjahr von Canada nordwärts nach den Niederlassungen der Hudsonsbay-Compagnie ziehen und kam am 18. Juny nach Norway House, der damaligen Station seines Vetters und nunmehrigen Prinzipals, des Gouveurneurs Sir George. Mit diesem hatte er als sein Begleiter und Secretär, sogleich Gelegenheit eine Reise zu machen, welche abermals in die südlichen Gränzgebiete der Besitzungen der Compagnie nach Canada führte. Das Reisen auf den Strömen und Seen dieses Landes hat allerdings viel an seinen vormaligen Reizen verloren, seitdem unter dem englischen Gouvernement jene französisch sprechenden Eingebornen: die oft beschriebenen „Voyageurs“ außer Brod und Dienst gekommen sind, welche noch im vorigen Jahrhundert als dienstfertige, bewundernswürdig fleißige Bootsleute die Fremden nach dem Innren des Landes und aus diesem zurück nach der Küste führten. Das lebhaft leichte französische Blut war bey diesen Menschen in eine höchst vortheilhafte Mischung mit dem Naturell der zu jeder Anstrengung fähigen Ureingebornen getreten; sie ließen es sich, wann es so seyn sollte, gefallen, etliche zwanzig Stunden des Tages am Ruder zu sitzen und zu arbeiten und dabey halleten die Ufer wieder von den Tönen ihrer französischen Gesänge, deren Inhalt meist von fröhlich leichtsinniger Art war.

Eines der Lieder dieser Voyageurs, la belle rose genannt, hört man noch jetzt so häufig als in England das God save the Queen aus dem Munde der Nachkömmlinge der französischen Colonisten und ihrer Mischlinge ertönen; die fröhlich gestimmten und stimmenden Voyageurs aber haben sich in ihre Ortschaften und vom Geschäft der Fremdenbegleitung zurückgezogen, weil die streng berechnenden Engländer ihnen ihre allerdings schweitzerisch-übermäßigen Forderungen für die geleisteten Dienste und ihr beständig wiederkehrendes Begehren von Vorschüssen für künftige Leistungen nicht mehr bewilligen wollten. Man bedient sich jetzt der Hülfe andrer Leute aus dem Volk, bedarf einer größeren Zahl derselben, wird langsamer und schlechter bedient und erspart am Ende wenig oder Nichts.

Der Gouverneur, Sir George Simpson, war auf einige Zeit nach England gereist, um sich von da eine Gemahlin zu holen; unter dem Stellververtreter desselben, in der Zwischenzeit, hatte Thomas alle Bitterkeiten der abhängigen Lage seines Geschäftes erfahren. Desto fröhlicher genoß er die guten Tage, die er bis zum 10. Febr. 1831 im Hause seines Verwandten, in der Hudsons York Factorey genießen durfte. Von da an begann er sein Noviziat als Reisender im nördlichen Amerika: eine Winterreise von fast 100 geographischen Meilen nach dem Red River. Obgleich er diesen Weg im Schlitten von Hunden gezogen hätte machen können, zog er es dennoch im Kraftgefühl der Jugend vor, sich der eignen mit Schneeschuhen versehenen Füße zu bedienen und die Hunde vor den leeren oder bloß mit Mundvorräthen und Bestandtheilen des Nachtlagers beschwerten Schlitten herlaufen zu lassen. Es glitt sich so leicht auf den Schneeschuhen dahin, daß die Reisenden täglich einen Weg von 12 bis 13, zuweilen von mehr denn 20 Stunden zurücklegten. Thomas bestund diese Winterreise bey vollkommen guter Gesundheit, in einer sich immer gleich bleibenden heiteren Stimmung, und mit Wohlgefallen beschreibt er in seinen Briefen das Nachtlager unter freyem Himmel, auf einer Streu von Tannenzweigen, die man über den hart gefrorenen Schnee hingebreitet hatte, unter der leichten Decke einiger Felle, in der Nähe eines hell flammenden

Feuers; den guten Appetit, mit welchem er die Beute der Jagd oder die mitgenommenen Vorräthe verzehrte.

Die Faktorey von Red River, an welcher von jetzt an Thomas mehrere Jahre lang das Geschäft eines Oberaufsehers und Rechnungsführers bekleidete, liegt unter dem 97° der westl. Länge, unter 50° nördlicher Breite in einer Höhe über dem Meere, welche zwischen 800 bis 900 Fuß beträgt. Ihrem Breitengrade nach würde eine solche Lage in unsrer Heimath als eine sehr begünstigte erscheinen, denn das Klima ist gesund, der Boden überaus fruchtbar; aber die weit ausgedehnten Sümpfe und Waldungen stimmen die mittlere Temperatur, namentlich der Sommermonate, so tief herab, daß öfters ein starker Frost die schon hoch geschoßte Saat und die meisten Früchte des Landes vernichtet. Auf das Gedeihen unsrer Hausthiere hat dieses übrigens keinen nachtheiligen Einfluß, man sieht überall zahlreiche Heerden der schönsten Pferde, des besten Hornviehes; Schweine und Geflügel werden im Ueberfluß gezogen. Und auch der Anbau des Weizens, der Gerste, des Hafers, der Kartoffeln und Rüben gibt in günstigen Jahren einen so überreichen Ertrag, daß die Vorräthe auf lange Zeit bey jedem dazwischen eintretenden Mißwachs ausreichen könnten; ja selbst Gurken und Melonen gedeihen in warmen Sommern in den Gärten. Nur ein kleiner Theil des Landes in der Nähe der Flußufer ist angebaut; ringsumher ist der Boden noch in seinem alten Naturzustand, von Wald und üppig grünenden Wiesen bedeckt. Aehnliche, für einen künftigen Anbau, namentlich nach dem allmählichen Austrocknen der Sümpfe und dem Lichten der Waldungen höchst günstige Gegenden kennt man in Amerika viele, wir halten uns daher mit Beschreibung der Red River Colonie und der einfachen Geschäftsführung unsres Reisenden an derselben nicht auf, sondern wenden uns sogleich zu jenem Moment seines Verweilens in Amerika, in welchem er als Forscher und Entdecker im Gebiet der Länderkunde hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Jene Zweifel, welche Parry gegen die Möglichkeit der schon mehrmalen erwähnten Durchfahrt durch das Eismeer von Ost nach West erhoben hatte, waren weder in England noch in Amerika in voller Allgemeinheit als gültig erkannt worden; Backs Entdeckung, daß an der Nordküste des Continents gerade an der Stelle ein bedeutender Strom: der große Fischfluß ins offene Meer münde, wo nach Parrys Vermuthung das Festland sich in eine Halbinsel (Boothia) fortsetzen sollte, so wie die Beobachtungen, welche Cap. Franklin auf seiner ersten Reise an die Nordküste gemacht hatte, zeugten noch immer für das Vorhandenseyn eines südlicher verlaufenden Meeresarmes. Die Hudsons-Compagnie beschloß jetzt auch ihrerseits Hand an das Werk zu legen und Reisende aus ihrer Mitte zu Wasser wie zu Lande auszusenden, um über diesen Gegenstand sichere Aufklärung zu erhalten. Keiner von denen Allen, welche damals im Dienst der Gesellschaft standen, umfaßte den Plan zu einer neuen Entdeckungsreise, welchen King in einigen allgemeinen Zügen entworfen hatte, mit solcher jugendlicher Wärme als unser Thomas Simpson. Er vereinfachte den Plan, indem er vor allem die Hauptpunkte, auf deren Untersuchung es ankam, ins Auge faßte, und nicht allein das nahe Verhältniß, in welchem er zu dem Gouverneur als Verwandter desselben stand, sondern vor Allem die allgemeine Achtung, die er sich durch seine bisherigen Leistungen als Geschäftsführer in der Red River Colonie, so wie durch andere Beweise von Muth und Tüchtigkeit bey den Häuptern der Compagnie erworben hatte, leitete die Wahl zur Führung der Reiseexpedition auf ihn. Er wurde beordert, zunächst nach dem hoch im Norden gelegenen Fort Chipewyan am Athabaska, dem Nebenfluß des Sklavenstromes, sich zu begeben, um von dort aus seine eigentlichen Entdeckungsreisen zu beginnen.

Es war am 1. Dec. 1836, als er den ihm sehr werth gewordenen Ruhesitz von Red River verließ; die milde Herbstwitterung hatte damals für jene Gegend ungewöhnlich lang gedauert; das Land war noch frey von Schnee. Drey Schlitten, bestimmt um von Hunden gezogen zu werden, von denen einige Kuppeln sammt ihren Treibern ihn begleiteten, mußten in den ersten Tagen der Reise auf Karren, die Baggage auf Pferden fortgeschafft werden, denn der Weg gieng über die weiten Ebenen der Prairie, deren schwarzer Boden, weil die Indianer sein Gras niedergebrannt hatten, einen widrigen Anblick gewährte; nur im Schatten der Bäume lag etwas Schnee, welcher in dieser sonst wasserlosen Landschaft den Hunden so wie den Lastthieren zur Stillung des Durstes diente. Eis und Schnee fanden sich erst an den Ufern des Manitobah-Sees, in dessen Nachbarschaft, nach den früher bestandenen Sagen der Indianer, der Aufenthaltsort des bösen Geistes war, welcher durch furchtbare Stimmen und Schreckgestalten sich kund gab, bis die hieher kommenden Weißen (französische Einwanderer) durch ihr Singen und lautes Lärmen ihn verscheuchten. Die Schlitten mit ihrem Hundege-

spann konnten jetzt gebraucht werden, unser Reisender aber zog es vor mit seinen Gefährten, versehen mit einer sehr beschwerlichen Art von Schneeschuhen, zu Fuße zu gehen. Der Weg nahm jetzt 3 Tage lang seine Richtung an dem Winnipeg = See hin und führte dann durch einen waldigen District nach dem Schwansee. Hier war es, wo Simpson zuerst Gelegenheit fand, sich von der Zweckmäßigkeit der Anwendung der Hundeschlitten auf Reisen in diesem Lande zu überzeugen. Man kam an ein weit auslaufendes Querthal, das von einem stehenden Wasser erfüllt war, über welches nur eine dünne Eisrinde sich hinzog. Der Fuß der Menschen und noch mehr der der Lastthiere wäre da durchgebrochen, die Reisenden mußten sich, um ihre Last an vielen Punkten des Aufruhens zu vertheilen, der Länge nach ausgestreckt auf die Schlitten legen, welche von den leise auftretenden Hunden glücklich über den gefährlichen Querpaß hinübergebracht wurden.

Von nun an war kein solches Wagstück mehr nöthig, denn mit der zweyten Hälfte des Decembers trat der nordamerikanische Winterfrost ein, welcher allen ruhiger fließenden oder stehenden Landgewässern bis in bedeutende Tiefe hinab die Festigkeit der Gesteine gab. Am 16. des Abends war der Reisende in das gut gebaute, bequem eingerichtete Fort Pelly gekommen, wo er am 17. und 18. (einem Sonntag) Rasttage machte und erst am Montag, nicht abgeschreckt von der Kälte, welche — 44° Fahrenheit (76° unter dem Eispunkt) oder nach Reaumurs Scala — 34° betrug, setzte er seine Reise fort. Das Uebernachten im Freyen bey einer solchen Kälte, welche von jetzt die ganzen 11 Tage anhielt, die man von Fort Pelly bis zur nächsten Station im Fort Carlton unterwegs zubringen mußte, konnte nur von einem so blühend kräftigen Manne, wie Thomas war, ohne Nachtheil ertragen werden. Er schlief vortrefflich auf der Streu der Baumzweige oder des Buschwerkes, rings umdrängt von den Hunden, welche während der ganzen Reise eine ganz besondere Anhänglichkeit an ihn bezeugten und deßhalb auch bey Nacht sich eng zu ihm gesellten; fühlte sich beym Erwachen zu jeder Anstrengung neu gestärkt, aß mit ganz ungewöhnlichem Appetit, athmete mit Lust die reine Winterluft, die über die freye, einförmige Ebene der Prairie ungehemmt aus Norden wehete.

Das Fort Carlton, eine Factorey der Hudsons = Compagnie, liegt am Saskatchewanflusse, an der Gränze des Gebietes der freyen, vormals den europäischen Ankömmlingen nicht wenig furchtbaren Prairie = Indianer. Wegen dieser gefährlichen Nachbarschaft sind die Gebäude der Factorey von einer hohen Pallisadenwandung umgeben, an deren Ecken sich Bastionen mit Feldstücken finden, welche die Eingänge zum Fort beherrschen, während innerhalb der Pallisaden ein auf allen vier Seiten herumlaufender Wall sich erhebt, auf welchem scharf geladene Kanonen aufgepflanzt sind. So wenig diese Vorkehrungen zur Abwehr eines auf europäische Weise bewaffneten Feindes hinreichen würden, so vollkommen genügend sind sie, um die Indianer von ihren plötzlichen, wüthenden Angriffen abzuschrecken, von deren Erfolglosigkeit gegen europäische Befestigungswerke und größere Geschütze sie die Erfahrung nur zu oft überzeugt hat. Als eine unumgänglich nöthige Vorsicht erscheint jedoch noch fortwährend die festungsartige Einrichtung dieses Vorpostens und die Wachsamkeit der kleinen in Carlton befindlichen Besatzung. Denn auf die friedliche Stimmung der Prairie = Indianer ist sich niemals zu verlassen; sie betrachten die Weißen, und zwar nicht ganz mit Unrecht, als natürliche Feinde ihres Volkes, welche diesem, immer weiter vordringend, das Besitzthum des Landes und die Mittel zum Lebensunterhalt entziehen; sie lassen deßhalb ohne Rückhalt ihr Verlangen merken, sich, wenn es möglich wäre, dieser Feinde zu entledigen, und suchen denselben bey jeder Gelegenheit ihren noch ungebeugten kriegerischen Muth zu bezeugen, wie sie denn in dem Sommer vor Simpsons Ankunft in Carlton einige Male mit ihren von den Europäern erhandelten Jagdgewehren in das Fort gefeuert hatten. Bey diesem allen besteht dennoch der Tausch = und Handelsverkehr der im Fort wohnenden Europäer mit den kräftigen rothen Männern des Landes ungestört fort; den Indianern sind bereits manche Gegenstände, die sie hier erwerben, so zum Bedürfniß geworden, daß sie viele Tagereisen weit herbeykommen, um sich die Waaren der Weißen zu verschaffen, welche ihnen, im Ver=

gleich mit ihren Lieferungen, schmal genug zugemessen werden, indem man annehmen darf, daß z. B. für Pelzwerk nur der zwanzigste Theil jenes Werthes, den dieselben in Europa haben, in den Factoreyen verausgabt wird.

Nicht ohne eine Art von Bewunderung kann man das lesen, was unser Reisender von der ungeheuren Willenskraft und von dem, wenn auch nur in roher Art sich äußernden Heldenmuthe der Prairie-Indianer berichtet. Sie sind noch der letzte Rest des energischen Kernvolkes des nördlichen Amerikas, das die ankommenden Europäer bis an die Küsten des Welttheiles und bis über die angränzenden Inseln verbreitet fanden. Anjetzt sind ihnen nur noch die gras- und zum Theil waldreichen Hochebenen: die Prairien als Wohnsitz geblieben, welche sich durch die Mitte des nördlichen Amerikas in einer Ausdehnung von fast 200 geographischen Meilen von Süd gegen Nord hinanziehen, und welche von großen Heerden der Büffel, der canadischen Hirsche und andrer jagdbarer Thiere durchschwärmt werden. Hierin bestehet auch fast ausschließend der Lebensunterhalt der Prairie-Indianer; sie sind von Jugend an Jäger und, was hiermit nahe verbunden ist, Krieger. Bey dem zweyfachen Geschäft des Aufsuchens und Verfolgens der Büffel wie des Feindes, welcher einen vermeintlichen oder wirklichen Eingriff in das Jagdgehege einer Horde machte oder einen aus ihrer Mitte tödtete, kommen ihnen nicht wenig die Heerden der Pferde zu statten, die man als halb verwilderte Nachkömmlinge ihres aus Europa herübergebrachten Geschlechtes jetzt allenthalben im Lande findet, und auf deren Zucht und Benutzung jene Indianer sich wohl verstehen. Der Mann ist hier eben so kühner Reiter und Kämpfer zu Roß als Streiter zu Fuß; wie aus Eisen gegossen hält er mitten unter den mühseligsten Anstrengungen den Hunger wie den Durst, die Entbehrung des Schlafes und selbst einer kurzen Ausruhezeit zum Verschnaufen viele Tage und Nächte aus.

An solche wahrhaft über- oder unmenschliche Anspannung der leiblichen Kräfte wird der künftige Krieger schon als Knabe und Jüngling durch mannichfache Proben gewöhnt. Als die schwerste von allen erscheint jenes Rigorosum, jene letzte Prüfung, die er vor dem eigentlichen Eintritt in den Stand des Kriegers zu bestehen hat. Ein weites Zelt wird aufgeschlagen, in dessen Mitte der Jüngling stehet und um welches rings umher die Kriegsmänner des Stammes, so wie die nächsten Verwandten als Zuschauer sitzen. Die Probe beginnt; der Noviz muß jetzt drey Tage und drey Nächte ohne nur einen Augenblick zu ruhen und zu rasten, ohne einen Bissen Speise oder einen Trunk Wassers zu genießen, die wilden Waffentänze der Krieger tanzen, muß bey seinen Sprüngen und gewaltsamen Verdrehungen der Glieder abwechselnd bald das Jauchzen und Geschrey der Angreifenden hören lassen, bald die dumpf klingenden eintönigen Gesänge der Schlachten und der Waffenthaten. Das einzige Linderungsmittel der dreytägigen Qual, das den Verwandten zugelassen ist, bestehet darin, daß sie dem Tänzer, wenn er es nicht sträubend von sich weist, einigemale die Lippen mit Wasser oder Fett bestreichen dürfen. Oefters erliegt der jugendliche Körper dieser unmenschlichen Probe, wenn er sie aber durch die ungeheure Macht des Ehrgeitzes auch wirklich besteht, dann gleicht sein Zustand jenem des Fieberdeliriums; die Augen sind mit Blut unterlaufen und stier, die Lippen zerborsten und mit Schaum bedeckt, die Mienen sind wie die eines Besessenen. Von nun an ruft jeder kriegerische Waffentanz einen Anfall der Wuth hervor, bey welchem der Krieger unempfindlich gegen Schmerz und Todesgefahren wird.

Mit solchen Männern hat es die kleine europäische Besatzung von Carlton zu thun; die Stämme der Prairie-Indianer würden, wenn sie vereint und einig unter sich wären und wenn ihr Wohnsitz keine fast nach allen Seiten offene Ebene, sondern ein Alpenland mit engen Pässen wäre, ganzen Heeren der Europäer Trotz bieten. Aber auch hier stehet den Weißen eine furchtbare, alles verheerende Macht zur Seite, welche ohne ihr Zuthun sie allenthalben dahin begleitet, wo sie mit den rothhäutigen Bewohnern des westlichen Continents in Berührung treten: dieß ist die Macht der ansteckenden Seuchen, welche von Osten, von Europa herüber eingeschleppt, ganze Völkerschaften von Amerika hinwegraffen. So war es vor dem Jahre 1834 etwas nicht Ungewöhnliches, daß man wohl tausend Familien der

Indianer um das Fort Carlton versammelt und gelagert sahe; als aber in dem genannten Jahre eine Epidemie der Kinderblattern unter ihnen ausbrach, da wurden die Haufen der Besuchenden so gelichtet, daß man jetzt kaum ein Viertel der früheren Zahl wahrnimmt, und auch an diesem Reste scheint die frühere leibliche Kraft in etwas gebeugt und gebrochen. Bald wird die Eingebornen der Prairien bey der immer weiter vordringenden europäischen Besitznahme und Cultur des Landes dasselbe Loos treffen, das über die Ureinwohner nicht nur in den vereinigten Staaten, sondern selbst in Canada ergangen ist, wo dieselben mit ungleich größerer Schonung und Menschlichkeit behandelt wurden als in den Freystaaten, und wo sie dennoch auch von einer Volkszahl, welche Hunderttausende betrug und welche in einer Menge von Dörfern und Ortschaften sich angebaut hatte, zu vereinzelten Haufen von Hunderten zusammengeschmolzen sind, deren wenige Hütten noch zum Theil an der Stelle der vormaligen weit ausgedehnten Dörfer stehen. Außer den Seuchen, außer dem entnervenden Genuß des von den Europäern eingeführten Branntweins haben allerdings auch die Vertilgungskriege, welche die verschiedenen Stämme noch jetzt unter einander führen, und hin und wieder in Zeiten der Noth das Morden und Aufzehren selbst der eigenen Kinder und Verwandten das Land entvölkert. Denn daß noch jetzt, namentlich unter den Bewohnern des nördlichen Gränzlandes von Canada, wo die Natur den von der Jagd lebenden Stämmen weniger als in andern Gegenden darbietet, der Genuß des Menschenfleisches nicht ungewöhnlich sey, dieß bezeugen mehrere von Simpson angeführte Thatsachen. Unter anderen kannte derselbe einen alten Mann, der sich noch als Knabe aus seiner Aeltern Hause zu den hundsrippigen Indianern, welche übrigens auch in dem Verdacht kannibalischer Sitten stehen, geflüchtet hatte, weil er unversehens dazu gekommen war, als seine Mutter den Körper ihres eigenen Kindes, seines jüngeren Bruders, den sie geschlachtet hatte, über dem Feuer röstete, um ihn zu verzehren. Ein andrer Indianer hatte im Einverständniß mit seinem Weibe zur Zeit der Noth seine Kinder getödtet und gemeinschaftlich mit jener sie verzehrt. Es trat jetzt wieder ein Ueberfluß an Lebensmitteln ein, aber der bestialische Appetit nach Menschenfleisch war bey dem Mörder der eignen Kinder so übermächtig geworden, daß sein Weib ihn vor sich hinmurmeln hörte: sie ist fett, sie muß gut zu essen seyn, und in aller Eile dem sichern Tode entfloh. Ein anderer alter Indianer, der mit einer reichen Beute an Biberfellen von der Winterjagd zurückkehrte, sagte im Zustand des Halbrausches: Allerdings bin ich ein guter Jäger, wäre ich aber dießmal nicht so glücklich und geschäftig gewesen, dann würde mein Weib mich getödtet und geschlachtet haben. Wie man außer diesem noch erfuhr, hatte dieß unmenschliche Paar auch noch einen Knaben, der dasselbe im vorhergehenden Herbst zur Jagd begleitete, umgebracht und aufgegessen.

Nach solchen Erzählungen möchte wohl jedem Leser des Simpson'schen Reisewerkes der Appetit zu allen Arten der amerikanischen Fleischgerichte vergehen. Und dennoch ist es ein sehr berühmtes und auf Reisen im hohen Norden hoch geschätztes Fleischgericht: der Pemikan, mit dessen Bereitung im Großen man sich in Carlton, neben dem dort minder einträglichen Pelzhandel, fast ausschließend beschäftigt. Das Fleisch, vornämlich der Büffel so wie zum Theil der in der Prairie vorkommenden Hirsche, giebt hiezu das Hauptmaterial. Es wird, wenn das Wildpret erlegt ist, von den Jägern in dünne Riemen geschnitten, dann an der Sonne getrocknet und so in die Factorey gebracht, wo man dasselbe in Mörsern zerstößt und dann unter Zusatz von Salz und etwas Pfeffer mit dem geschmolzenen, sorgfältig gereinigten Fett der Thiere, zu gleichen Theilen gemischt, noch ganz heiß in lederne Säcke bringt, wo die Mischung nach wenig Stunden zu einer festen Masse gesteht, welche nach mehreren Jahren noch ein gut genießbares, überaus nahrhaftes Gericht giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Statt des Fettes wird zu einer besseren Sorte des Pemikans das Mark der Knochen genommen und dieser Mischung noch eine gewisse Quantität der nordamerikanischen Schwarzbeeren zugesetzt, was ein Gericht ähnlich dem Plumpudding giebt.

In Carlton fand unser Reisender eine so freundliche Aufnahme, daß er sich gern entschloß, dort das alte Jahr zu beschließen und das Neujahrsfest zu feyern; erst am 4. Januar verließ er in Begleitung mehrerer hiesiger Dienstleute und einiger frischer Hunde das Fort. Von hier bis Isle a la Crosse, wo ein munterer 80jähriger Hochländer aus Schottland, der Eigenthümer der Station, den freundlichen Wirth machte, waren es wieder 7 Tagreisen, und nach einigen dort gehaltenen Rasttagen beendigte unser Reisender in 12 guten Tagreisen auch noch die letzte Strecke des Weges bis zum Ziel der Reise im Fort Chipewyan, wo er am 1. Febr. sehr wohlbehalten ankam. Die Entfernung von der Red River-Station bis Chipewyan beträgt 1277 englische oder 256 geographische Meilen, diese hatte Simpson, die Rasttage abgerechnet, in 46 Tagen mitten in der Zeit des stärksten Winterfrostes zurückgelegt, was im Mittel für jeden Tag eine Wegstrecke von reichlichen 12 Gehestunden ergiebt. Selbst ein Theil der von Red River mitgenommenen Hunde hatte mit ihm die ganze Reise ausgehalten.

Der niedere Wasserstand, der sich im Beginn des Frühjahres 1837 an allen Flüssen der nordamerikanischen Polarzone kund gab und die jetzt erst einleuchtend gewordene Nothwendigkeit, das Zimmerholz zum Bau einiger für die schwierige Expedition tauglicher Boote aus abgelegenen Gegenden herbey zu schaffen, hatte unsern Reisenden veranlaßt, für diesen Sommer, um die Zeit nicht ungenützt vergehen zu lassen, den anfänglichen Reiseplan zu ändern und sich zuerst nach der Westseite der nördlichen Küste, jenseits der Mündung des Mackenzie zu wenden. Er verließ in 2 Booten das Fort Chipewyan am 1. Juny und fand am 10. auf dem großen Sklavensee noch so viel Eis, daß er erst nach 11 Tagen mit seinen Fahrzeugen hinübersetzen konnte. Am 1. July hatte er Fort Norman, unter 65° n. Br. am Mackenzie gelegen, erreicht. Von hier aus wurde ein Schiffszimmermann in Begleitung eines Fischers und zweyer Jäger nach dem großen Bärensee abgesendet, dessen Ausfluß nicht fern vom Fort Normann in den Mackenzie mündet, mit dem Auftrag, an jenem See das Winterquartier im Fort Entreprise zu errichten und dasselbe mit allen nöthigen Vorräthen für den mehrmonatlichen Aufenthalt zu versorgen. Am 4. July kam man an das Fort Good Hope unter 68° n. Br., am 9. hatte man das offne Meer erreicht durch jenen westlichsten Arm des Mackenzie-Ausflusses, den Cap. Franklin vergeblich aufgesucht. Während die Fahrt den Strom hinab von dem schönsten Wetter begünstigt war, trat jetzt am 11. July im offenen Meere bey Shingle Point unter 69° n. Br. ein kalter Nebel ein, der die Reisenden auf einem großen Theil ihrer Weiterfahrt begleitete. Bey Camden Bay unter 70° n. Br. und 145° w. L. kamen die Reisenden am 17.

July zu einer sehr ansehnlichen Niederlassung der Esquimaux, unter denen drey Männer von einer unter diesem Volke seltenen, wohlgewachsenen, gegen 6 engl. Fuß hohen Statur sich besonders auszeichneten. Man fand hier eiserne Werkzeuge und andere Geräthschaften, welche offenbar von russischer Arbeit waren; die Küstenbewohner tauschen dieselben, ihrer Aussage nach, von den Indianern eines südlicher gelegenen Bergdistrictes ein, welche sie ihrerseits aus den noch fernab liegenden russischen Niederlassungen am stillen Meere beziehen. Die Gegend der Küste scheint übrigens arm zu seyn, Pelzwerk, nur von geringem Werthe (von Polarfüchsen und Wolverenen) wird hier gewonnen, doch bezeugten es die häufig am Strande liegenden Wallfischknochen, daß für unsre Wallfischfänger das Meer sehr ergiebig seyn müsse.

Die Massen des Treibeises und widrige Winde setzten der Weiterfahrt manche Schwierigkeiten entgegen, welche übrigens den Muth unsres Reisenden nicht beugen konnten. Am 23. July gab es endlich wieder einmal heiteren Himmel und dieser gewährte bey Point Anriety eine Aussicht hineinwärts in das Land, bey welcher man eine Nebenkette des nordamerikanischen Felsengebirges vor Augen hatte, welche westwärts von dem Romanzoff-Gebirgsrücken ihren Verlauf nimmt. Am 23. July war man bey Return Reef an jene Stelle der Küste gekommen, wo Cap. Franklins Forschungen ihr Endziel erreichten; von hier an bis Point Barrow, der Gränze des Vordringens der Barke des Blossom im J. 1826, begann nun eigentlich erst jene noch ganz unbekannte Strecke, welche Simpson für den Erkenntnißkreis der Länderkunde aufschließen sollte. Return Reef selber bestehet aus einer Reihe von Klippen und kleineren Inseln, welche in dem Abstand von einer halben Seemeile die Küste, mit der sie in gleicher Richtung laufen, umgürten. Die Fahrzeuge fanden mit glücklichem Erfolg den gefahrlosen Durchgang, kamen jenseits der etwa 5 Wegstunden betragenden Ausdehnung der Klippenreihe zu einer ansehnlichen Bucht, dann, im Angesicht einer Gebirgskette, die von den Rocky Mountains ausgehet, zur Mündung eines nicht unbedeutenden Flusses, welchem Simpson den Namen Colville gab. Die Landschaft in der Nähe des Colvilleflußes (70° 48′ n. Br., 152° 14′ w. L.) war mit niederem Gras und mit jenen Flechten bedeckt, welche vorzugsweise zur Nahrung der Rennthiere dienen, von denen man dort ganze Heerden auf der Weide gehen sah. Nicht fern von jener des Colville passirte man die Mündung eines andren Flußes, der von unserem Reisenden den Namen des Garry erhielt; an seinen Ufern lag eine Menge von Baumstämmen als Treibholz, welche den Ursprung des Flußes aus einer waldreichen Gegend kund gaben.

Von hier an, weiter westwärts, erscheint die Küste, die sich nach W.N.W. umbeugt, großentheils sehr unwirthbar und öde. Man landete an einer Stelle, welche Point Pitt genannt wurde. Nur die Jagd der ziemlich häufig vorkommenden Rennthiere mag zu gewissen Zeiten des Jahres einzelne Horden der Esquimaux hieher ziehen, von deren Lagerplätzen sich vielfache Spuren zeigten. Der Boden des Meeres, der flachen Küste entlang, war dicht mit festem Grundeis bedeckt, am Lande selber fand sich nur eine wenige Zoll hohe Lage von lockerem Erdreich; unter ihr war der Boden so hart gefroren, daß man es vergeblich versuchte, die Grundpfähle der Zelte in ihn hineinzutreiben. Ein Hauptgrund der Unwirthbarkeit dieser Küstengegend ist der gänzliche Mangel an Bäumen und Strauchwerk. Die Schiffsleute hatten große Mühe und bedurften eines langen Umhersuchens, um nur einen Arm voll Holzwerk zum Anmachen eines Feuers zu finden. Sinnreich genug hatten die Esquimaux in dieser Gegend einen weiten Raum zu beyden Seiten hin mit hohen Rasenwänden umschlossen, welche in weiter Entfernung immer enger zusammenlaufend an einem See endigen. Wenn die Rennthiere im Sommer diesen guten Weideplatz besuchen und von der Gegend der Küste her in die weit geöffnete Mündung hineingehen, werden sie von den Jägern vorwärts nach dem sich verengenden Passe in den See getrieben, wo man mit Speeren sie tödtet.

Die Eismassen, welche hier die Weiterfahrt gehemmt hatten, öffneten sich am 27. July, man setzte die Reise fort mit einem Wind aus NO., welcher so kalt blies, daß das Seewasser an den Rudern und am Tauwerk gefror. Nur in einer Ent-

fernung von 1½ geogr. Meilen von Point Pitt kam man bey Point Drew zu einer weiten, dabey aber sehr seichten Bucht, in welcher lose Eismassen sich herumtrieben, während man seewärts (gegen Norden) in unübersehlicher Ausdehnung die noch ungebrochene, feste Eisdecke des Polarmeeres erblickte, als sey man hier noch mitten im Winter. Diese immer näher zur flachen Küste heranrückende Eisdecke machte denn auch jetzt bald der Wasserfahrt ein Ende; vom 1. August an sah sich Simpson genöthigt, in Begleitung von 5 Mann, welche ein leichtes, aus Theertuch gebildetes Boot, etwas Pemikan, die astronomischen Instrumente und einige Geschenke für die Esquimaux, so wie Feuergewehre trugen, die Weiterreise zu Fuße anzutreten. Ein kalter Nebel verhüllte alle Aussicht, die tiefe Stille des winterlichen Dunkels wurde nur durch das Geschrey der Seevögel unterbrochen, die in großen Schaaren hoch in der Luft nach Westen zogen. An einer Stelle der Küste sahe man viele ziemlich kunstreich gefertigte Schlitten der Esquimaux, doch keine Menschen dabey; Rennthiere scheinen hier häufig zu seyn. Als am andern Tag gegen Mittag die Sonne durch den Nebel brach, fand man die n. Br. 70° 10′. Aber die jetzt sich eröffnende Aussicht ließ auch die Reisenden zu ihrem nicht geringen Schrecken eine sehr weit und tief in das Land hineintretende Bucht gewahr werden, welche vielleicht auf einmal dem weiteren Fortkommen ein Ende machen oder wenigstens demselben außerordentlich große Schwierigkeiten in den Weg legen konnte. Wo indeß der Verstand nicht weiter konnte, da half unversehens das Glück aus. Man fand in dieser Gegend ein Lager der Esquimaux. Die Männer waren auf der Jagd, nur die Frauen und Kinder daheim, welche zwar anfangs mit Zurücklassung eines alten abgelebten Mannes in ihren Canoes entflohen, bald aber, nachdem man den Alten durch freundliche Worte in der Esquimaux-Sprache und ein kleines Geschenk von Tabak gewonnen hatte, wieder zurückkehrten. Die Gaben des Tabaks, den diese Leute alle, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, leidenschaftlich lieben, so wie andre kleine Geschenke begründeten ein so zutrauliches Freundschaftsverhältniß zwischen den Fremden und den Esquimaux, daß diese alsbald das Beste, was ihre Küche vermochte: Rennthierfleisch und Seehundsthran zur Bewirthung auftrugen. Unter den Frauen, welche bey der alljährlichen Fahrt von West nach Ost das Geschäft des Ruderns und Steuerns der großen Familienboote zu versehen haben, fand sich besonders eine, welche im Stande war, eine Art von Charte von der Küstengegend zwischen hier und Point Barrow zu entwerfen; es war ein glücklicher Gedanke unsres Reisenden, vier von diesen geschickten Ruderinnen dafür zu gewinnen, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer größeren, aus Seehundsfellen gebauten Booten nach Point Barrow führten. Die Frauen, welche in ihrer Weise den freygebigen und freundlichen Fremden keine geringe Schmeicheley zu sagen meinten, indem sie dieselben als „ächte Esquimaux“ anerkannten, waren gerne zu der Mitreise bereit und auch die Männer, welche noch vor der Abfahrt nach Hause kamen und durch Geschenke an Tabak, Pfriemen, Knöpfen und andern Kleinigkeiten sehr erfreut wurden, hatten gegen die Sache nichts einzuwenden. Die Bucht, welche an der Stelle der Ueberfahrt, die man noch am Nachmittag unternahm, eine Breite von etlichen Stunden hat, erhielt den Namen Drases Inlet; die Fahrt bey hochgehendem Meer und häufigem Treibeis gab Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Ruderinnen und die zweckmäßige Bauart ihres Bootes zu bewundern. Das Ufer an der Westseite der Bucht, wo man übernachtete, bestund aus gefrorenem Schlamm; auf der flachen Ebene zeigten sich viele kleine Seen und Sümpfe; nur die Wurzeln der nordischen Zwergweide gaben das Material zu einem kleinen Feuer, das man, dem Beyspiel der Esquimaux-Frauen folgend, in einem schnell aus Rasen erbauten Kamin anmachte. Die Weiterfahrt ward durch Nebel erschwert, doch konnte man am 3. selbst die Zeit der Nacht dazu benutzen, und als am 4. Aug. die Sonne aufgieng, da sahe man zur unbeschreiblichen Freude das Ziel der dießmaligen Reise: Point Barrow vor Augen liegen, das sich als eine aus Sand und Steingerölle gebildete Spitze weit ins Meer hinaus erstreckt. Als man jetzt von einer kleinen Erhöhung der Landzunge herab die Aussicht nach der andren westlichen Seite gewonnen hatte und hier es sich zeigte, wie nun die Küste

sich auf einmal nach Süden umbeugt, wie das Polarmeer hier seinem Ende durch die Behringsstrasse im stillen Meere entgegentritt; da wurde unter lautem Jubel die englische Flagge aufgesteckt.

Das Erste, was man von dort aus beym Weitergehen erblickte, war von abschreckender Art: es war ein Todtenacker der Esquimaux, auf welchem, nach der Sitte dieses Volkes, die Leichname in großer Zahl, mit dem Gesicht gegen Norden gewendet, unbeerdigt am Boden lagen. Nicht weit davon fand man jedoch zwey große Feldlager der Lebenden, welche mit den Fremdlingen sehr bald in freundliches Verhältniß traten, und mit den Weißen so wie mit deren Sitten durch ihren häufigen Verkehr mit den Russen sehr gut bekannt schienen. Einige Alte, die unter ihrem Volk in großer Achtung zu stehen schienen, hatten sich sogar die französische Phrase: c'est assez zu eigen gemacht, womit sie den jüngeren Leuten, wenn diese gegen die Gäste mit ihren Bitten um „Tabaccah" lästig wurden, ihre Zudringlichkeit zu verweisen suchten. Die Weiber führten indeß unter Gesängen, deren einige ziemlich wohllautende Melodien hatten, Tänze auf und man that Alles, was man konnte, um die Fremden aufs Beste zu unterhalten und zu vergnügen.

Gegen Westen und Süden hin erschien hier das Meer offen, während sich im Norden ungeheure Eisberge aus dem Meere erhuben. Man konnte hier deutlich wahrnehmen, daß die Fluth, welche an eine 12stündige Periode gebunden ist, von Westen her komme, weßhalb sie, je näher nach dem stillen Meere hin, desto stärker an der Nordküste des Welttheiles zu bemerken ist, je weiter nach Osten bis zum Mackenziestrom, desto schwächer wird. Im Mittel fand Simpson ihr Ansteigen 15 Zoll hoch. Was die Eismassen betrifft, so bemerkte er namentlich auf der Rückreise, welche zuerst wieder im Familienboot der Esquimaux-Station, dann in Begleitung einiger ihrer Männer zum Theil zu Fuße bis zu den eigenen Booten gemacht wurde, und welche oft von heiterem Wetter begünstigt war, daß in weiterer, nördlicher Entfernung von der Küste das Meer frey sey. Im July und zum Theil noch im August wehet vorherrschend der rauhe N.Ostwind, der die Hinfahrt nach Point Barrow begünstigte, später wird der (mildere) Westwind herrschend. Von der Naturgeschichte des öden Küstensaumes, den unser Reisender auf seiner Fahrt kennen lernte, läßt sich nur wenig sagen, weil nur wenig des Erwähnens Würdiges vorhanden ist. Das Rennthier, der Polarfuchs, etwa 2 Arten von Lemmingen, Robben, Schneehühnern und Schneeeulen, so wie etliche auch anderwärts vorkommende nordische Seevögel waren die einzigen Thiere, welche man zu sehen bekam; kein Felsengestein, kein herumgestreut liegender Block war an der flachen, moosigen Küste zu finden. Schon am 17. Aug. waren die Reisenden, alle gesund und wohlbehalten, wieder zur Mündung des westlichen Armes des Mackenzieflußes gekommen. Als sie am 1. Sept. wieder unter das Obdach im Fort Norman eintraten, brachten sie noch die Hälfte der Vorräthe, die sie mit sich auf die Reise genommen, unangerührt zurück.

Das Winterquartier am großen Bärensee, das Fort Confidence war indeß zur Aufnahme der Reisegesellschaft in Bereitschaft gesetzt und mit den nöthigen Vorräthen versorgt. Simpsons Berichte über die Temperaturverhältnisse dieser unter 66° 54′ n. Br. gelegenen Station sind von besonderem Interesse. Die mittlere Temperatur des Januars ist dort $27\frac{1}{2}$ Grad R. unter dem Gefrierpunkt, das Maximum der Kälte war — 37° R. Im Februar war die mittlere Temperatur — 24, die größte Kälte betrug aber 39° R. unter dem Gefrierpunkt. Auch im März betrug zwar die mittlere Temperatur — 23°, die höchste Kälte aber — 41°. Ueberhaupt stieg das Thermometer 6 ganze Monate lang (vom 17. Oktober bis 24. April) niemals bis zum Thaupunkt empor, sondern blieb immer tief unter demselben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Die Idee Gottes. Erster historisch-kritischer Theil. Von Dr. J. Sengler, ord. öffentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Freiburg. Heidelberg 1845.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie. Eine kritisch-dogmatische Untersuchung von Dr. Wirth. Stuttg. und Tübing. 1845.

Die Philosophie der gegenwärtigen Zeit, so beginnt der Verfasser der ersten dieser beyden Schriften, stehe an einem entscheidenden Wendepunkt. Schon in seiner früheren Schrift „über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie“ habe er nachgewiesen, daß die bisherige Philosophie bloß regressive, den letzten Grund der Wirklichkeit durch Selbst- und Welterkenntniß erst noch suchende Wissenschaft gewesen sey. Der Uebergang aus der bloß regressiven, subjectiven oder negativen zu der objectiven, positiven Philosophie sey die große Krisis der Philosophie in der gegenwärtigen Zeit: und das höchste, Alles setzende und daher wahrhaft positive und Alles erklärende Princip der Wirklichkeit sey das absolute Wesen, die Idee Gottes. (S. III u. IV.) Noch mehr aber, als durch diese allgemeinen Sätze über die Bestimmung der Philosophie in gegenwärtiger Zeit, weiß der Verf. im Verfolg der Vorrede und der allgemeinen Einleitung durch bestimmte Verheißungen unsere Aufmerksamkeit zu spannen, große Erwartungen zu erregen, vorläufige Zustimmung zu gewinnen. Die Formen und Formeln, in welchen man bisher dieß Problem ausgedrückt, hätten nicht „bis zum inneren Kern der Sache gereicht,“ namentlich seyen die bisherigen Begriffe des Unendlichen und Endlichen, der Außer-, Ueber- und Inner-weltlichkeit u. s. f. in ihrer jetzigen Fassung und ehe sie durch tiefere Begründung einen klareren und tieferen Sinn erhalten, „abgenutzte Formen.“ (S. V.) Und mit Recht sagt der Verf. vom Verhältnisse dieser Kategorien zur Idee Gottes, daß dieselben durch die Idee Gottes erst zu begründen seyen. (S. XXIV.)

Welches ist aber nun das Problem des Verfassers? Er will den Geist in seinem qualitativen Wesen erkennen, in seinem qualitativen Unterschied von der Natur. In dieser Allgemeinheit gefaßt ist dieses Princip das Problem der Philosophie Jacobi's, dem es von seiner zartesten Jugend und schon in seiner Kindheit ein Anliegen war, „daß seine Seele nicht in seinem Blute, oder ein bloßer Athem seyn möchte, der dahin fährt.“ (Allwills Briefsammlung.) Auf einem so edlen Geistesbedürfniß beruht auch des Verf. Welt- und Gottesanschauung, auf so edler Liebe seine wissenschaftliche Erkenntniß. Indessen hat er, was als Ziel ihm vorschwebt, nicht errreicht. Denn wenn wir auch durch seine Postulate zu der Erwartung berechtigt werden, daß er dazu beytragen werde, von der Herrschaft abstracter Formen und Kategorien uns zu befreyen, so sehen wir doch durch die Art, wie er seine Probleme näher bestimmt, diese Hoffnung vereitelt; was er sucht, ist eine, wenn auch tiefer begründete, doch nur dialektisch von andern verschiedene Formel über das

Verhältniß des Wesens und der Natur im Wesen, der Transcendenz und Immanenz Gottes, — was er sucht, ist also ein noch abstracter und formeller Geistesbegriff, nicht die sittlich und geistig gehaltvolle Idee des Geistes.

(S. XV.) „Man gelangt so lange nicht zu einer selbstständigen, absolut von der Welt freyen Gottheit, als man nicht das Wesen des Geistes unabhängig und frey von der Natur an und für sich selbst anerkennt. — (S. XVI.) Der wahre Gottesbegriff wird erst mit dem wahren Begriff des Geistes erreicht. So lange der Geist bloßer Naturgeist ist, ist Gott auch bloßer unpersönlicher Weltgeist. Wir sehen daher beyde Begriffe in der Geschichte der Philosophie in dem angegebenen Verhältniß überall hervortreten und sich entwickeln. (S. XVII.) Die neuere Zeit hat, wie die Philosophie des griechischen Alterthums, den Naturalismus in allen seinen Consequenzen außerhalb Deutschland hervorgebracht. Im Gegensatz hiervon hat die deutsche Philosophie zuerst in Leibnitz, dann in Kant und dessen Nachfolgern den Idealismus ausgebildet, und zwar zuerst den subjectiven in Kant und Fichte, dann den objectiven in Schelling und Hegel. Aber beyde Formen sind nur idealistischer Naturalismus. Der Geist ist hier nirgends in seinem selbstständigen Wesen, seinem Selbstwesen, in seiner Selbstständigkeit, in seinem qualitativen Unterschied von der Natur und seiner Unabhängigkeit und Freyheit, als wirkliches, von der Natur wesentlich verschiedenes, an und für sich seyendes Wesen, sondern nur als Naturgeist erfaßt. — (S. XXIII.) Die Philosophie steht im Begriff, vom subjectiven und objectiven Idealismus in den absoluten überzugehen. Der Begriff Gottes ist der Begriff der absoluten Natur- und Weltfreyheit. Damit ist nun freylich noch nicht entschieden, ob Gott und Welt, d. h. das Wesen Gottes und der Welt wesentlich verschieden sind. Dieses ist dann die weitere Untersuchung, die aber nur durch eine bestimmte Entwicklung des Begriffs der absoluten Natur- und Weltfreyheit bestimmt ist."

Als die Aufgabe des concreten Monotheismus, die Bedingungen der richtigen Erkenntniß Gottes und der Welt bezeichnet der Verfasser (S. 310)

a) die Unterscheidung des Wesens und der Principien desselben und die Vereinigung beyder;

b) die Unterscheidung des göttlichen Wesens und der Principien desselben von der Natur des Wesens Gottes und die Vereinigung beyder;

c) die Unterscheidung des Wesens und der Natur

Gottes von dem Wesen und der Natur der Welt und die Vereinigung und Vermittelung mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Schluß

Selbst im Juny und July stieg zwar die Wärme zuweilen, an einzelnen Tagen, bis zu 19° über, sank aber auch zuweilen bis zu 4° unter dem Gefrierpunkt. Außer diesen in das Gebiet der Meteorologie fallenden Beobachtungen theilt uns Simpson noch manche andere dahin gehörige mit. Unter andren eine, eigentlich schon früher, auf der Reise von Red River nach Fort Chipewyan gemachte, aus welcher hervorgeht, daß die seltsamen Augentäuschungen der Luftspiegelung (mirage) im hohen Norden eben so gut statt finden als in heißen Ländern. Einst, bey einem Nebel, als er nach seiner Gewohnheit den Reisegefährten vorausgegangen war, bemerkte er, so oft er hinter sich sah, daß dieselben auf ihren Fersen sitzend, ganz gemächlich rasteten. Dennoch kamen ihm, als er Halt machte, seine Indianer eben so schnell nach als gewöhnlich. Auf Befragen sagten sie aus, daß sie, ohne einen Augenblick zu ruhen immer hinter ihm drein gegangen seyen, ihn aber hätten sie erblickt in liegender Stellung, und dennoch vorwärts rückend, als würde er auf einem unsichtbaren Ruhebett davon getragen.

Nach dem wohlgelungenen Unternehmen der Erforschung eines bis dahin noch ganz unbekannten Theiles der nordamerikanischen Küste gegen Westen, blieb nur noch eine Hauptaufgabe für Simpson zu lösen: die Untersuchung der unbekannten Strecke jener Küste, an der Ostseite. Obgleich der räumlichen Entfernung nach Point Barrow von Fort Confidence abgelegner ist als der Zielpunkt, welcher der östlichen Erforschungsreise bey Prinz Regents Inlet gesteckt war, sind dennoch die Schwierigkeiten, wel-

che einem Vordringen nach dieser Richtung entgegenstehen, unvergleichbar viel größer, als die, womit eine westliche Fahrt zu kämpfen hat. Die Zunahme der Kälte, je weiter man hier nach Osten kommt, wird zum Theil in sehr schroffen, schnellen Uebergängen merklich. Die waldige Region des Binnenlandes, die sich am Mackenziestrom weit nach Norden ausdehnt, hat ganz nahe am großen Bärensee ihre Gränze, von dort an beginnt die winterliche kahle Wüste, die sich über die ganze nordöstliche Ecke des Continents ausdehnt, und welche durch ihre Verlassenheit fast von allem Pflanzenwuchs jenen nackten Felsenklippen gleicht, die sich am Gipfel unserer Hochalpen bis über die Schneeregion erheben und von denen der Sturmwind den etwa darauffallenden Schnee immer wieder hinwegführt. Es herrscht hier fast das ganze Jahr hindurch ein schneidend kalter, trockner Ostwind; nur der verhältnißmäßig mildere Nordwestwind bringt Schnee; der Südwind und selbst der reine Nordwind wehen nur selten über das todte Land und seine etwa noch für Rennthiere Nahrung darbietenden, mit graulich grünen Flechten bedeckten Felsenschluchten. Bis zum 21. Juny fand man den Kupferminenfluß unter 67° n. Br. fest zugefroren; bis dahin dauert dort der Winterfrost, während der Mackenziefluß unter derselben Breite schon mit Ende May vom Eise frey, sein Ufer, an günstigen Lagen grünlich wird. Und durch jenes kahle Land des Winters nahm die östliche Landreise ihre Richtung.

Diese Naturverhältnisse waren es, welche den ersten Versuch die noch unbekannte Küstenstrecke zu erforschen, im J. 1838 fast ganz mißrathen ließen. Die Reisegesellschaft verließ das Winterquartier am 6. Juny; die 2 sehr zweckmäßig und fest gebauten Boote mußten über das Eis auf großen, mit Eisen beschlagenen Schlitten geschleppt werden bis zum Kupferminenfluß; es dauerte die Reise an's Meer bis zum 1. July. Noch lag das Eis vor der Mündung des Flußes so fest, daß man erst am 17. July weiter fahren konnte; auch Bathhursts Inlet war noch so mit Eis belegt, daß man diese Stelle durch eine Ausbeugung nach Norden, welche gegen 30 geogr. M. betrug, umgehen mußte. Bey dieser Gelegenheit berührte man die Gruppe der Barry-Inseln, auf deren östlichster so bedeutende Stücke und Spuren von gediegenem Kupfer sich fanden, daß sie der nähern Untersuchung sehr würdig erscheint. Bis Cap Flinders mußten die Boote zum Theil über das Eis gezogen werden; am 9. Aug. ward Capitän Franklins letzter Landungsplatz erreicht. Hier sahen sich die Seefahrer 22 Tage lang durch das Eis zurückgehalten, während Franklin an derselben Stelle im J. 1821 ein offenes Meer gefunden hatte. Es mußte für dießmal die Hoffnung zum weitern Vordringen zur See aufgegeben werden. Da beschloß alsbald Simpson eine Fußreise an der eisigen Küste hin. Noch zeigten sich die Hügel mit einem matten, moosigen Grün bedeckt; eine Menge Bäche rann von den landeinwärts gelegenen Höhen nach dem Meere. Ein einziger kleiner Berg, von Simpson George genannt, erhebt sich, nicht fern von der Küste, zu einer Höhe von 600 Fuß. Von Cap Alexander aus erblickte der Reisende gegen Osten hin ein offenes Meer; die Fluth stieg hier 3 Fuß hoch; die anstehende Gebirgsart war Urtrapp. Dort in der Nähe wurde denn auch unter 68° 44′ n. Br. und 107° w. L. eine Denksäule von der kleinen Reisegesellschaft errichtet, als sie am 25. August den dießmaligen Rückweg antrat.

Nach einem schweren Winter, dessen natürliche Schrecknisse noch durch eine Hungersnoth, welche unter den Esquimaux ausgebrochen, vermehrt worden waren, brach Simpson im Juny 1839 von neuem zu einer Entdeckungsreise in derselben Richtung und nach demselben Zielpunkte auf, von dessen Erreichung die vorjährige Reise so weit hatte abstehen müssen. Auch dießmal brach die Eisdecke am Kupferminenfluß erst am 21. Juny; bey der Hinabfahrt hielt sich Simpson einige Tage mit der Untersuchung des von Richardson entdeckten, nach ihm benannten Nebenflußes auf. Das Küsteneis gestattete erst am 3. July die Abfahrt in's Meer, doch kam man in der ersten Woche nur wenige Seemeilen weit vorwärts. Jetzt stellte sich, fast mit Sturmesgewalt, günstiger Wind ein, der die Boote schon

am 20. July bis zum Cap Franklin förderte, wohin die Reisenden im vorhergehenden Jahre genau um einen ganzen Monat später gekommen waren. Der gute Wind dauerte indeß nur sehr kurze Zeit, dann trat ein fast eben so starker Ostwind ein, der das Schiff 4 Tage lang am Cap Franklin fest hielt. Unter großen Gefahren, welche das Treibeis verursachte, fuhr man am 27. und 28. July in der Gegend des Alexander-Vorgebirges (107° w. Br.) vorüber, wo im vorigen Jahre am 25. Aug. Simpson auch seine Fußreise hatte abbrechen müssen. Von hier bildet das Meer landeinwärts eine tiefe Bucht, in welcher viele kleine Felseninseln liegen. Ein Fluß, 2mal größer als der Kupferminenfluß mündet in dieselbe, dessen Ufer vielen Rennthieren und Bisamstieren zum Aufenthalt dienen. In einer, von unsern Reisenden unerwarteten Weise wendete sich auf einmal bey 104° w. Br. die Küste nach Südost und gestattete eine Durchfahrt um das Cap. Felix des Capitän Roß. Es war am 10. Aug. als Simpson den noch unbekannten, in seiner Mitte kaum eine, an dem Ein- und Ausgang mehrere Seemeilen breiten Canal entdeckte. Am 12. überraschte die Reisenden ein so heftiges Donnerwetter, als sie in dieser Erdgegend noch nie erlebt hatten. Man war jetzt in die Gegend gekommen, welche Cap. Back von der Mündung des großen Fischflußes aus näher erforscht hatte, und es mußte einen eigenen Eindruck machen, als man am 16. Aug. an der Nordseite der Insel Montreal, wo Back vor 5 Jahren an demselben Tage gelandet war, einen von seinen Leuten, vielleicht ohne ihren Willen zurückgelassenen kleinen Mundvorrath von Cacao, Chocolade und Pemikan, nebst einem zinnernen Geschirr in einer Eintiefung des Felsens fand. Eigentlich war schon bey diesem Punkte die Aufgabe, welche die Compagnie für das vorige und jetzige Jahr dem Reisenden gestellt hatte, gelöst. Auch gab es viele Gründe, welche die Umkehr wünschenswerth machten und Simpson wie seine europäischen Gefährten hatten durch den Mangel an Feuerungsmaterial, wodurch sie während der ganzen Seereise nur auf kalte Küche beschränkt waren, nicht wenig gelitten. Dennoch ward beschloßen die Fahrt noch etwas weiter gegen Osten fortzusetzen. Dieses konnte wegen des mangelnden Windes nur durch Rudern geschehen; am 17. Aug. war man bis zum Rocky Cap unter 94° 35′ w. L. gekommen. Doch setzte nun auch ein anhaltend widriger Wind bey verhältnißmäßig schon so weit vorgerückter Jahreszeit der Reise ein Ziel. Den Ort der Umkehr, an welchem die Reisenden eine 14 Fuß hohe kegelförmige Säule aus über einander gehäuften großen Steinen errichteten, nannte Simpson Cap Britannia. Die Aussicht von dort, wie die, welche man schon vom letzten Theile der Fahrt aus von den Fahrzeugen hatte, gab einen Ueberblick über die Südküste von Boothia, bis dahin wo sich dieselbe nach Ost und Norden umbeugt, und gewährte in unbezweifelbarer Weise die Gewißheit, daß zwischen der Nordküste des Continents und jener Insel, was auch die Aussage der Esquimaux bekräftigt, ein offener Durchgang nach dem weiten Meerbusen von Boothia sey, der sich durch den Prinz Regenten Canal mit der Barrows-Straße so wie durch Parry's Fury- und Hekla-Paß mit dem Fors Kanal verbindet.

Am 24. Sept. kehrten die Reisenden zuerst nach ihrem trübseligen Winteraufenthalt im Fort Confidence zurück, sie entschloßen sich jedoch gerne noch weiter nach dem ungleich heimathlicheren Fort Norman, am Mackenziestrom zu ziehen, wo sie am 14. Oct. 1839 ankamen und unter Freunden und Bekannten von den Mühseligkeiten der langen Reise ausruhten.

Andere, neue Plane zu einer weitern Forschungsreise nach der gleichen Richtung waren schon entworfen, da ereilte am 14. July 1840, mitten auf seiner an sich nicht gefährlichen, wenn auch beschwerlichen Landreise, den kräftigen, erst 32jährigen Thomas Simpson jener gewaltsame Tod, von welchem wir am Eingange dieser Anzeige sprachen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Die Idee Gottes.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Wir bedürfen aber sowohl auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß für die Einheit unseres geistigen Bewußtseyns, als auf dem Gebiete des praktischen Lebens, eines anderen minder abstracten, minder formellen, eines geistig und sittlich gehaltvollen Principes: wir bedürfen für die Wissenschaft und für die sittliche Thatkraft der Völker eines neuen Bewußtseyns, das die theoretischen Zweifel besiegt, den praktischen Widerspruch überwindet, die religiösen Bedürfnisse befriedigt: — wir bedürfen eines lebendigen, gehaltvollen, fruchtbaren Gottesbegriffes. Wahrhaftige Lebendigkeit und Fruchtbarkeit, die Kraft wohlzuthun und zu beseligen, hat nur das, was selbst innerlichen, wahrhaften, persönlichen d. i. was sittlichen Werth und Gehalt hat. Des Geistes wahres Wesen erkennen wir nicht durch die vom Verfasser geübte Methode, nicht durch Erkenntniß seines Unterschiedes von der Natur, sondern durch die Anschauung und Erkenntniß seiner lebendigen sittlichen Kräfte, der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens.

Güte, im persönlichen Sinne des Wortes, sittliche Vollkommenheit des persönlichen Geistes ist aller natürlichen und geistigen Kräfte lebendiger Inbegriff, und alle göttlichen Eigenschaften sind wahrhaft göttliche, soferne sie in der Heiligkeit Gottes angeschaut, als Thathandlungen der göttlichen Heiligkeit begriffen werden. So ist der Heiligkeit Selbstbewußtseyn die göttliche Vernunft, die Liebe der Heiligkeit Selbstgefühl.

Heiligkeit ist die Fülle der Gottheit, der Inbegriff der Göttlichkeit. Sie ist also das wahrhaft lebendige und fruchtbare Princip alles Denkens und Seyns, und wenn der Verf. für die Wissenschaft unserer Zeit ein „Alles erklärendes, Alles aus dem absoluten Grunde in der wahren Ordnung der Dinge ableitendes," ein wahrhaft „positives" Princip fordert, so kann nur die Idee der göttlichen Heiligkeit im Stande seyn, das, was er fordert, zu leisten. Die wahre Religionswissenschaft und die wahre Philosophie sind Explicationen des Begriffes der göttlichen Heiligkeit.

Nur die Anerkennung des Postulats der Vollkommenheit kann uns auf dem Gebiete der Wissenschaft von der Herrschaft todter Kategorien, im sittlichen Leben der Völker von der Herrschaft der Sünde befreyen: dieß neue Princip wird die Gesinnung der Menschheit nicht nur sittlich erneuern und stärken, sondern auch eine Restauration der Wissenschaften bewirken, zu neuen Problemen führen, zu freyeren Methoden, zu würdevolleren Darstellungsformen. Solche Wirkungen aber hervorzubringen, dazu genügt nicht der formelle metaphysische Begriff der Persönlichkeit, nicht der formelle logische Vollkommenheitsbegriff, sondern dazu bedürfen wir der Idee sittlich geistiger, göttlich heiliger Vollkommenheit. Nur eine solche Philosophie, die den Gehalt der göttlichen Vollkommenheit explicirt, führt zur wahrhaften und lebendigen Anbetung Gottes zurück.

Daß auch der Verfasser einen formellen Geistesbegriff zum Princip seiner Gotteslehre macht, erhellt nicht nur aus jenen allgemeinen Postulaten, sondern auch aus der Art, wie er die historische Kritik in diesem ersten Theile seines Werkes geübt hat. Der Gesichtspunkt, aus dem er die Systeme darstellt, der Maaßstab, nach dem er sie beurtheilt, ist nur ein formeller und dialektischer Begriff. Die Zweckmäßigkeit dieser Methode überhaupt, die Darstellung philosophischer Wahrheiten und Ueberzeugungen durch ein historisch kritisches Resumé zu begründen ist nicht unbedingt zuzugeben. Musterhaft hatte Aristoteles diese Methode geübt; seit Hegel geschieht in dieser Beziehung zu viel. Auch der Verfasser scheint uns von dieser Methode einen falschen Gebrauch gemacht zu haben.

Zuerst, weil er nicht Maaß zu halten, nicht Enthaltsamkeit zu üben wußte. Der Autor muß bey solchen historischen Nachweisungen sowohl im Interesse der Kunstform als der wissenschaftlichen Einheit der Darstellung das Gesetz weiser Sparsamkeit beobachten; es ist genug, wenn der Leser fühlt und einsieht, daß der Autor von der Geschichte der von ihm vorgetragenen Lehre durchdrungen sey.

Nachdem der Verfasser die Beweise vom Daseyn Gottes als ungenügend dargestellt hat, verheißt er den wahren Aufschluß, die rechte Erkenntniß des Monotheismus in der Lehre vom Wesen Gottes. Hat die Darstellung der Beweise ihren Zweck erreicht, so ist der Leser fähig, die Lehre vom Monotheismus zu fassen, begierig mit dem Verfasser über das wahre Wesen Gottes zu philosophiren. Anstatt nun dieses Verlangen zu befriedigen und den Leser in mediam rem zu führen, kritisirt der Verfasser alle Formen des Pantheismus, alle Formen des Polytheismus, ja den Fetischismus sogar.

Zweytens zieht der Verfasser in den Proceß der geschichtlichen Entwickelung auch solche Erkenntnisse hinein, die durch ihre innere Evidenz und Selbstständigkeit einer geschichtlichen Entwickelung weder fähig noch bedürftig sind. So bezeichnet er die neutestamentliche Trinitätslehre als eine untergeordnete Form des concreten Monotheismus, weil sie die immanente, die ontologische, die Wesens-trinität von der ökonomischen, der historischen, der Offenbarungstrinität nicht bestimmt unterscheide (S. 317). Er ist dabey ganz unbekümmert, es entsteht ihm nicht die Frage, ob nicht vielmehr das neue Testament, indem es diesen Unterschied nicht macht, die Auffassung des Dreyeinigkeitsbegriffes in dem vom Verfasser geforderten Sinne nicht gestatten und verhüten will; und eben so wenig vermag der Mangel dieser Unterscheidung der Wesens- und Offenbarungstrinität in Augustins Dreyeinigkeitslehre (S. 341) und Augustins zurückhaltende und ehrfurchtsvolle Scheu in der Behandlung dieses Gegenstandes den Verfasser aufmerksam zu machen, daß eine Formel über das Verhältniß der drey Personen in der Gottheit, wie sehr sie auch dialektisch begründet seyn mag, einen wahrhaft gehaltvollen Gottesbegriff uns nicht gewähren kann.

Indem er endlich auf den Begriff des Monotheismus die Lehre vom Wesen Gottes zurückführt, anstatt den wahren Begriff des Monotheismus durch die Erkenntniß des göttlichen Wesens zu begründen, hat er auch die Geschichte der Religion und Philosophie diesem formellen Gesichtspunkt unterworfen und den sittlich religiösen Gehalt der Systeme oft verkannt. Der Verfasser von Nro. 2 (S. 121 seines Buches) bezeichnet mit Recht Hegels Darstellung der Theologie der geschichtlichen Systeme als unhistorisch, weil Hegel beynahe alle diese Systeme in Pantheismen verwandele, die in einem entgegengesetzten Sinn lautenden Stellen entweder ganz übergehend oder in seinem Sinne deutend; und Hegel selbst hat zunächst in Beziehung auf Thales (Geschichte der Philosophie. I. S. 209) gesagt, daß es bey einem Philosophen nicht darauf ankomme, ob er außer dem, was er als Princip ausgesprochen, auch an Gott glaube. Ganz so wie Hegel hat auch der Verfasser von Nro. 1. oft nur Pantheismus gesehen, wo das Wirken sittlicher Kräfte thatsächlich bezeugt, daß monotheistischer Geist die Systeme erfüllt und durchdringt. Fichte's System nennt er Pantheismus. Welche einseitige, nicht erschöpfende Bezeichnung! Fichte's Sittenlehre, seine Lehre vom Wesen des Gelehrten, von dem Beruf eines Volkes, von dem Endzweck der Geschichte, seine Lehre vom seligen Leben ruht auf sittlichem Monotheismus. Kant und Fichte haben durch ihre hochherzige Sit-

tenlehre nach dem Zeugnisse ihrer geistvollsten Schüler und Zeitgenossen Tausende zur Erkenntniß Gottes zurückgeführt. Von seinem Standpunkte aus konnte der Verfasser auch die Kraft und Bedeutung des moralischen Beweises für das Daseyn Gottes nicht erkennen und Kant's Versuch, alle göttlichen Eigenschaften aus dem Begriff des absoluten Sittengesetzes abzuleiten, nicht wahrhaft würdigen. (Vergl. S. 57.)

Aus diesem Gesichtspunkte, daß die wahre Gotteslehre auf der richtigen Erkenntnißformel über das Verhältniß der drey Personen in Gott beruhe, unternimmt der Verfasser, nachdem er die Beweise vom Daseyn Gottes mit Berücksichtigung der neueren Literatur, namentlich der Kant'schen Kritik und der Hegel'schen Darstellung dieser Beweise geprüft, in dem Abschnitte vom Wesen Gottes die historische Entwickelung des Dreyeinigkeitsbegriffes, dessen Geschichte in neuester Zeit auch von Meino („die Lehre der Trinität in ihrer historischen Entwickelung") und von Bauer („die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit") dargestellt worden ist.

Er handelt zuerst vom Fetischismus, vom orientalischen und griechischen Polytheismus, dann von dem abstrakten Pantheismus griechischer Philosophen, von dem substantiellen Pantheismus Spinoza's und vom idealistischen Pantheismus Fichte's, Schelling's und Hegels.

Den Monotheismus charakterisirt er im Unterschied gegen den Pantheismus mit Innigkeit und Eifer.

„(S. 237 u. 238.) Dem Pantheismus ist die Ureinheit oder das Urwesen nichts weiter als unmittelbar das All- oder Alleinheit. Das Eine hat keine Beziehung auf sich selbst im Unterschiede von der Welt, ist daher nur die Einheit dieser, nicht aber ihrer selbst im Unterschiede von der Welt. Sie ist nur von den besonderen und einzelnen Bestimmungen als sie befassende Einheit unterschieden und verschieden und in diesem Sinne einzig in ihrer Art. — Gott besitzt sein Wesen nicht ausschließend, sondern theilt es mit Anderen, und ist nicht als Gott einzig in seiner Art. Diese wesentliche Verschiedenheit Gottes und den ausschließlichen Besitz seines Wesens drückt das Wort Monotheismus aus d. h. die schlechthinnige Einzigkeit Gottes in seiner Art als Gott oder seiner Gottheit

nach, oder den Begriff Gottes als eines besonderen, Alles außer sich von dem Mitbesitz der Gottheit als solchen ausschließenden Wesens. Es ist eine besondere von allem weltlichen Inhalt, dem ewigen Wesen nach abgesonderte und unabhängige Einheit, worauf auch der Begriff der unendlichen absoluten Erhabenheit Gottes über alles Weltliche und die Heiligkeit, überhaupt alle sittlichen Bestimmungen Gottes, ferner die Verschlossenheit, Abgeschlossenheit in sich und die Verborgenheit des göttlichen Wesens beruhen, die daher nur durch freywillige Offenbarung oder Mittheilung Gottes enthüllt werden kann."

Auch hier unterscheidet der Verfasser den abstracten vom concreten Monotheismus. Abstract nennt er den Monotheismus Platon's und der Neuplatoniker, den Monotheismus des alten Testamentes und Philons, den Monotheismus bey Leibnitz und der Schleiermacherschen Schule. Alle diese Systeme hätten, sagt der Verfasser, das Wesen der Persönlichkeit nicht in ihrem wesentlichen Unterschiede von der Natur gedacht.

Diese Unterscheidung und Vereinigung, die allen früheren Formen der Gotteserkenntniß fehle, sey nun die Aufgabe der folgenden Entwickelung, des concreten Monotheismus. Im ersten Kapitel dieses Abschnittes stellt der Verfasser dar den concreten Monotheismus der christlichen Religion und Theologie und zwar den concreten Monotheismus 1. des neuen Testamentes, 2. der christlichen Religion und Theologie im Morgenlande, 3. der christlichen Theologie im Abendlande, bey Augustinus, Joh. Scotus Erigena, Anselmus von Canterbury, Richard von St. Victor, Thomas von Aquin, Duns Scotus; im zweyten Kapitel den concreten Monotheismus der Theosophie und Philosophie, die Kabbalah, Jakob Böhme, Franz v. Baader, Schellings neueste Philosophie.

Der Monotheismus der bisherigen Religion und Theologie hat nach dem Verfasser das Problem nicht gelöst, weil das Christenthum keine freye selbstständige auf sich selbst beruhende Philosophie erzeugt, sondern die heidnische Philosophie als die Form für den Gottesinhalt adoptirt hat. So habe die patristische und mittelalterliche Philosophie nicht zu der absoluten Idee, mithin nicht zu wissenschaft-

licher Erkenntniß des Wesens der Persönlichkeit und des natur- und weltfreyen Geistes gelangen können, sondern dieselben nur in der Vorstellung besessen und in der Kirchenlehre vorausgesetzt: Wissen und Glauben sey ein unaufgelöster Widerspruch geblieben (S. XVII. u. S. 446).

Die Resultate des theosophischen und philosophischen Monotheismus gewähren dem Verfasser so wenig Befriedigung, daß er auch in dem Abschlusse dieser geschichtlichen Entwickelung Schellings neueste Philosophie „als die höchste Steigerung jenes idealisirten Naturalismus“ bezeichnet, den wir in der alten und neuen Zeit in allen möglichen Formen hätten auftreten sehen. In diesem Monotheismus sey Gott nirgends als Gott Einer, oder seiner Gottheit nach, existire er nirgends als Gott für sich oder an und für sich, sey er nicht die Einheit seiner selbst und durch diese oder in derem ausschließlichen Besitze einzig in seiner Art. (S. 560). In dieser Ansicht vom Wesen der neuesten Philosophie Schellings stimmt der Verfasser mit andern überein, namentlich mit Alexis Schmidt, der in seiner „Beleuchtung der neuen Schelling'schen Lehre“ zu zeigen versucht, daß dieses System seinem innersten Wesen nach Naturphilosophie und also unfähig sey, die Probleme der Ethik und der Religionsphilosophie zu lösen. Eigenthümlich aber ist dem Verfasser die Folgerung, daß dieses System wie alle früheren Formen der Gotteserkenntniß unwiderbringlich der Vergangenheit angehöre. (S. 564.) Dieß sey „der entscheidende Schluß,“ daß mit diesem System alle Illusionen aufgehört hätten, denen sich die Theologie und Philosophie hingeben konnten.

Unter dem Eindruck dieses überraschenden Urtheils verläßt der Verfasser den Leser.

Möge der zweyte Theil dieses Werkes das Problem der Lehre von Gott in einer Weise erfüllen, die dem universellen religiösen und wissenschaftlichen Bedürfniß unserer Zeit genug thut und den eigenen Forderungen und Verheißungen des Verfassers entspricht.

Auch der Verfasser von Nr. 2 befindet sich durch die Resultate seiner Forschung im Widerspruch gegen seine eigenen Postulate, im Widerspruch gegen die gehaltvollen Principien der Wissenschaft, im Widerspruch gegen das religiöse Bedürfniß der Zeit.

Der Verfasser erkennt, daß die Philosophie Wissenschaft nicht der Begriffe, sondern der Ideen ist, daß die Idee der Wissenschaft so nothwendig ist, als der Kunst das Ideal und daß die Religionsphilosophie nicht minder als die Ethik „der Lehre von annoch unwirklichen aber nichts desto weniger die Wirklichkeit umbildenden Begriffen“ bedarf (S. III, XI u. XII); er erkennt die wesentliche Einheit von Wissenschaft, Religion, Kunst und Sittlichkeit (S. 81—82); er giebt zu, daß die Religion im uranfänglichen Gefühl des Geistes wurzle (S. 1), und behauptet, es sey das Wesen des religiösen Gefühls, sich selbst im Absoluten als in einem Selbst finden zu wollen. (S. 4).

Indem er also überzeugt ist; daß der Mensch nicht ein Moment, sondern eine Potenz, eine relative selbstständige Henade im Allgeiste ist (S. 2), fodert er den Glauben an persönliche Unsterblichkeit (S. 113, 114), fühlt er das Bedürfniß und die sittliche Verpflichtung zu individueller Selbstbildung und geschichtlicher That. (S. 3, 84 bis 101, 449 bis 457). Er sagt:

> „Wäre unser Zeitalter, insbesondere unsere Philosophie, nicht bis zu dem Philisterthum herabgesunken, den individuellen Genius zu einem selbstlosen Schema des Allgemeinen zu entwürdigen und dieses in seiner verfeinerten Wirklichkeit wie den höchsten Gott zu verehren und vor ihm als einem Absoluten, über welches hinaus es kein Sollen geben könne, das Haupt zu beugen, wäre der sittliche Beruf sich individuell zu bilden, nicht bis auf den letzten Rest aus der Philosophie verbannt worden, so hätte nie das subjective Bewußtseyn von der Ewigkeit der individuellen Henade ganz verschwinden können.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Recensuit et explicavit Theodorus Obbarius. Tubingae, 1845. In bibliopolio Henrici Laupp. Londini ap. D. Nutt. XLVIII. u. 324 S. in 8.

Ungeachtet in neuester Zeit in den verschiedenen Zweigen der alten Litteratur so vieles Treffliche geleistet wurde, so blieb doch seit mehr als einem halben Jahrhundert das Fach der christlichen Römischen Poesie ganz unberücksichtigt; denn Gebsers schwacher Versuch, die christlichen Lateinischen Dichter zu bearbeiten, kann hier nicht in Betracht kommen. Um so erfreulicher ist es, daß ein in den philologischen Disciplinen gründlich gebildeter junger Mann, Theodor Obbarius, der Sohn des um Horatius Briefe hochverdienten Obbarius in Rudolstadt, seinen gelehrten Fleiß dem Dichter Prudentius zuwandte und die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums wieder auf diesen Schriftsteller lenkte, welcher so lange in unverdienter Vergessenheit ruhte.

In den mit umfassender Gelehrsamkeit und musterhaftem Fleiße geschriebenen Prolegomenen, welche in zwey Kapitel getheilt sind, handelt der Herausgeber zuvörderst über Prudentius Leben und Schriften, und würdigt ihn sodann als Dichter, sich sehr ausführlich über die sprachlichen und metrischen Eigenheiten desselben verbreitend. Höchst dankenswerth ist das sehr sorgfältig gearbeitete Verzeichniß der von dem Dichter geschaffenen Formen und Wörter, oder von ihm nicht selten in ganz anderer Bedeutung, als von den frühern, ächt klassischen Dichtern der Römer gebrauchten Ausdrücke. S. XVI — XIX.

In dem zweyten Kapitel, in welchem die von den frühern Herausgebern benutzten Handschriften und die verschiedenen Ausgaben einer genauen Prüfung unterworfen werden, wird S. XXVII. die von Nicol. Heinsius ausgesprochene Vermuthung, daß der Dichter zwey Textrecensionen veranstaltet habe, mit Recht bestritten. S. XLII. werden die Codd. aufgezählt, welche Hr. Obbarius selbst verglich: nämlich zwey Wolfenbüttler, von welchen der erste, MS. August. 56. 16., in Quartform, und auf Pergament geschrieben, dem IX. oder dem Anfang des X. Jahrhunderts angehört und, nach den in den ersten Blättern vorkommenden altdeutschen Glossen zu schließen, deutschen Ursprungs ist; der zweyte, einst Eigenthum des Bernhart Rottendorph (God. 292.), in Octavformat, ebenfalls auf Pergament geschrieben und in das XI. oder XII. Jahrhundert zu setzen ist. Dieser wurde schon von Heinsius, aber schlecht verglichen. Beyde enthalten des Prudentius sämmtliche Gedichte. Die erstere ist an manchen Stellen verstümmelt. Manche Verse sind ausgeschabt und von anderer Hand ergänzt. Die Praefatio zur Psychomachia ist zweymal, von alter Hand und von neuerer des dreyzehnten Jahrhunderts, geschrieben. In der zweyten fehlen die vier ersten Hymnen der Cathemerinen und die ersten dreyundneunzig Verse des fünften Hymnus derselben.

Zur Apotheosis und Hamartigenia theilte ihm

Hr. Schoenemann Varianten aus einem Weissenburger Codex des IX. Jahrhunderts Nr. 77. mit.

Der Gothaer Pergamentcodex aus dem XIII. Jahrhundert in Folio enthält nur den vierten und fünften Hymnus der Siegeskronen. Unbedeutend ist der Kreußlerische Papiercodex aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert, wie es scheint, in welchem bloß der andere Theil des Diptychons vorkommt.

Unter allen diesen fünf Handschriften behauptet die erste Wolfenbüttler, welche stets mit der Egmondischen, Pfälzischen und Puteanischen stimmt, den Vorzug.

Auf diese gestützt, ging Hr. Obbarius von der Weitzischen, Arevalischen und Anderer Textkritik ab, sich der des Heinsius anschließend, obgleich seine Recension bisweilen auch von der dieses Gelehrten abweicht; denn da Heinsius seine Handschriften nachlässig verglichen und Hr. Obbarius einige weder von Heinsius, noch von Andern angeführte Lesarten in seinen Handschriften gefunden hatte, so räumte er ihnen unbedenklich eine Stelle im Texte ein. Selten folgte er blosser Vermuthung, weil er so sicher als möglich in der Textverbesserung zu Werke gehen wollte.

Dem ersten Wolfenbüttler Cod. stehen zunächst der Rottendorpher und der Weissenburger, obgleich letzterer bisweilen mit dem Bongarsischen und Widmannischen, welche zu den interpolirten gehören, übereinstimmt. Das nämliche gilt von dem Gothaer; der Kreußlerische aber ist ganz den interpolirten beyzuzählen.

Die Lesarten aller von ihm verglichenen Handschriften, ferner der Egmondischen, Pfälzischen, Heinsiusschen und der fünf besten Vaticanischen giebt Hr. Obbarius ganz, die der interpolirten mit Auswahl.

Referent hatte selbst Gelegenheit, einige Codd. des Prudentius einzusehen: 1) einen Tegernseer Nr. 922. auf Pergament in Quart, aus dem X. Jahrhundert, welcher 195 Blätter zählt und alle Gedichte des Prudentius enthält. 2) Den Emmeramer

E

Nr. 395. (XVIII.) aus dem XI. Jahrh. auf Pergament in Großquart, aus 208 Blättern bestehend, welchen einst Marietti für den Römischen Herausgeber, Faustin. Arevalus, verglichen hatte, und Hr. Obbarius S. XXIX. der Prolegg., ihn als Ratisbonensis aufführend, mit Marietti's Worten bey Arevalus, dessen Ausgabe dem Ref. leider nicht zu Gebote stand, charakterisirt. Unrichtig rechnet ihn Marietti in das X. Jahrhundert. In dieses setzt ihn zwar auch Coloman Sanftl, der Verfasser des vortrefflichen, in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten, handschriftlichen Catalogs der Emmeramer Codd.; auf dem Rücken des Cod. selbst aber gab Sanftl richtig „Saec. XI.“ an. Irrig bemerkt ferner Marietti, daß Peristeph. XIII. und XIV., nämlich die Passio Cypriani Mart. und die Passio Agnetis Virginis, fehlen. Die erste steht fol. 41, 1 — 43, 1., die andere fol. 47, 2 — 50, 2.

Beyde Handschriften gehören zu Einer Familie. Schade, daß die erste nicht so vollständig, als die zweyte ist. In dem Gedichte gegen Symmachus fehlt von I. 425. bis II. 440. Alles. Am Ende werden V. 1103 — 1132. vermißt. In der Apotheosis ist Bl. 109. (V. 415 — 458. enthaltend) von einer Hand des XII. Jahrh. ergänzt; ebenso Bl. 116. (V. 722 — 765.). Ueberdieß sind in den Cathemerinen mehrere Blätter verbunden. Sehr zu beklagen ist, daß diese Handschrift durch Nässe hie und da bedeutend Schaden gelitten hat.

Vorausgeht in beyden Codd. das 13. Kap. aus dem Buche des Gennadius de viris illustribus. Die Ordnung der Gedichte des Prudentius ist in beyden gleich.

Jede dieser Handschriften ist mit lateinischen und deutschen Glossen versehen, die erste jedoch mit sehr wenigen und nur vornherein; die zweyte aber ist, was ihr einen besonderen Werth giebt, mit altdeutschen ungemein reich ausgestattet, vorzüglich zu dem Liber Cathemerinon und zu dem Liber Peristephanon. Weniger zahlreich sind die zur Apotheosis, Hamartigenia, Psychomachia und die zu den Büchern gegen Symmachus. Sanftl wußte nicht, daß dieser Codex einst von Marietti verglichen worden, ein Beweis, daß die St. Emmeramer Bibliothek sich der Liberalität des römischen Herausgebers nicht rühmen konnte.

Außerdem benutzte Ref. zur Psychomachia noch vier Pergamenthandschriften in Octav, eine Benedictbeurer Nr. 122. und eine Salzburger aus St. Peter Nr. 12., beyde aus dem XII. Jahrh., ferner eine St. Emmeramer mit der Bezeichnung e. 3., welche nicht aus der oben genannten geflossen ist, und eine Aldersbacher Nro. 92. Diese zwey gehören dem XIII. Jahrh. an.

Wenn auch die Münchner Codd. nicht zu den vorzüglichsten des Prudentius zu zählen sind, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie viele der besten Lesarten bestätigen, manche neue bieten, hie und da eine bessere Wortstellung befolgen, öfter edlere dichterische Formen geben und besonders in Absicht auf antike Orthographie aller Berücksichtigung werth sind.

Ehe wir nun an die Kritik des Obbarischen Textes gehen, wollen wir vorläufig noch bemerken, daß wir in unserer Beurtheilung die Tegernseer Handschrift mit T., die älteste Emmeramer mit E.; in der Psychomachia aber mit E. 1.; die Benedictbeurer mit B., die Salzburger mit S., die zweyte Emmeramer mit E. 2. und die Aldersbacher mit A. bezeichnen werden.

Cathem. I. 5.: Auferte, clamat, lectulos, Aegros, soporos, desides; Castique recti ac sobrii Vigilate] TE. geben sopore desides. Diese Lesart glaubten wir deßhalb erwähnen zu müssen, weil sie der Besorger der Bodonischen Ausgabe, Teleolus, aus zwey Vaticanischen Handschriften anführt, und der Recensent in den Göttinger Anzeigen vom Jahre 1788. Bd. II. S. 1482, (vermuthlich Heyne) ihr Beyfall schenkte, beysetzend: Nur muß sopore desides nicht zu lectulos gezogen werden, sondern es ist: O sopore desides, auferte lectulos aegros (sic). Hierauf T. (so durch Aenderung aber von erster Hand) Anfangs casteque recte ac sobrie E., doch wurde die andere Lesart von der nämlichen Hand in T. übergeschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. Die Idee Gottes.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie.

(Schluß.)

Und in den Schlußbemerkungen:

„Die Liebe zur Natur welche sich in allen Erscheinungen der Zeit verkündet, ist zugleich der Quell der reellen Thatenlust. Die Ascese führt nothwendig zum Quietismus; denn als die höchste Bestimmung des Einzelnen erscheint in ihr, in der absoluten Einheit zu seyn und in ihr alle Individualität abzustreifen. — Der Germanismus in seinem ursprünglichen Wesen durchaus heroisch, mußte jenen Durchgangspunkt (?) durch den religiösen Quietismus nehmen, um sein ursprüngliches Wesen, welches nie völlig zum Schweigen gebracht werden kann, in einem verjüngten religiösen Heroismus zur Actualität zu bringen.“

Wenn der Verfasser aber (S. 452) fortfährt, ein solches den Heroismus erweckendes religiöses Bewußtseyn wurzele nur im Principe der Evolution, und wenn er (S. 85) die Geschichte als das reichste Drama bezeichnet, welches die Vernunft auf der Erde hervorgebracht habe, so fühlen wir uns in der Hoffnung, eine lebendige sittliche Anschauung der Geschichte und des Reiches der Wahrheit und Liebe zu finden, schmerzlich getäuscht und auch hier auf abstrakte Principien zurückgewiesen.

Daß der Verfasser die Geschichte die Succession dessen nennt, was der Begriff des Menschen zumal ist, und jedes begeisterte Individuum den Mikrokosmus der Geschichte, daß er in den Entwickelungen und Epochen der Geschichte zugleich Selbstoffenbarungen des göttlichen Geistes, in dem wir leben, weben und sind, nachzuweisen sucht, kann man von jedem Standpunkt aus gelten lassen; auch darin stimmen wir ihm vollkommen bey, daß das einzig wahre Eintheilungsprincip für die geschichtlichen Epochen in dem Begriff der die Idee Gottes constituirenden Principien enthalten sey.

Aber eben dieser Begriff Gottes ist in des Verfassers Darstellung unlebendig, abstrakt, — ohne sittliche Kraft, ohne geistige Klarheit. Dieser ganze entscheidende Abschnitt vom Wesen Gottes und des Absoluten (S. 7—115) ist unter dem Einfluß einer formellen Philosophie geschrieben: statt einer lebendigen fruchtbaren Darstellung ein leerer Aufwand von Terminologien. Diese Art philosophischer Darstellung steht durchaus im Mißverhältniß mit des Verfassers lebendigerer Gesinnung und von Vorurtheilen freyerem Urtheil.

Vier Principien unterscheidet er in Gott, die Wesenheit Gottes, Gott als Leben, Gott als Weltseele und Gott als Centralgeist (S. 7 u. folgende). Das Absolute ist nach dem Verfasser (S. 107 folgende) Gott nicht als an sich, sondern Gott als die Einheit des ewigen, zeitlichen und zeitlich-ewigen Universums. Indessen so abstract und formell ist sein Geistes- und Gottesbegriff, daß er das Wesen dieses Absoluten in seine dialektische Form setzt, entelechisch zu seyn (S. 114), so abstract und formell, daß er (S. 34) zwar den Geist die höchste und letzte Form des Seyns, die Einheit schlechthin nennt, den Begriff der Einheit aber auf die Vorstellung der Einheit in der Selbstunterscheidung reducirt. Der Geist aber ist in Wahrheit nicht durch diese dialektische Form der Selbstbejahung wahrhaftiger, über Wesenheit, Leben und Seele erhabener Geist, sondern als die Einigkeit sittlicher Kräfte, als Ebenbild der göttlichen Fülle und Herrlichkeit.

Auf dem Gebiete der Geschichtsbetrachtung, welches der Verfasser mit Recht von der Idee Gottes aus beleuchtet hat — dieß ist ein wahres und großes Verdienst des Buches — rächt sich diese abstracte Denkart zunächst. Er macht diese vier Principien, der Wesenheit, des Lebens, der Seele und des Geistes zu charakteristischen Principien der historischen Weltalter; so zwar daß das wesentliche Princip in den Völkern Afrika's und Australiens, das vitale Princip in den Völkern des Orients, Chinesen, Persern und Indiern, das seelische Princip in den Aegyptern, Griechen und Römern, das Princip des Geistes endlich im Judenthum, Muhamedanismus und Christenthum herrschend sey. Gewiß! nur die Bestimmungen des göttlichen Wesens sind die wahren Principien für die Erkenntniß und Erklärung, für die Eintheilung und Beurtheilung der historischen Weltepochen aber es sind die sittlichen Bestimmungen Gottes, in denen wir diese Principien erkennen, die Formen sittlicher Wahrheit und Vollkommenheit.

Der „Theorie des Absoluten“ im ersten Theil folgt im zweyten Theil eine „geschichtliche Entwickelung der speculativen Idee Gottes.“ Der Verfasser sagt (S. 116), unwiderstehlich sey die Kraft der Wahrheit, mit welcher die Geschichte spricht, und es müsse bey uns die Systembildung mit der Geschichtsbetrachtung Hand in Hand gehen. (S. 118). Als die Aufgabe der Geschichtschreibung betrachtet daher der Verfasser, daß der Geschichtschreiber „theils rein objektiv zu Werke gehe, nichts fremdartiges den geschichtlichen Systemen unterlege, oder wesentliche Elemente derselben ignorire, theils den Entwicklungsgang der Einen Philosophie in allen diesen Systemen verfolge, womit er die universelle Wahrheit, zu welcher als ihrem Ziele jene Entwicklung hinstrebt, hindurchleuchten lasse.“ Indessen diese Foderungen sind schwer zu erfüllen, denn nicht nur die speculative Betrachtung, sondern auch die gründliche unbefangene Geschichtsforschung setzt seltene Eigenschaften des Geistes und Charakters voraus, und nur das Auge des Allwissenden vermag ganz das Reich des Geistes und der Wahrheit zu überschauen und zu durchdringen.

Eine nähere Prüfung dieses historisch kritischen Abschnittes müssen wir uns versagen nicht nur weil der Raum dieser Blätter eine solche nicht gestattet, sondern auch aus eigener Wahl, weil, eine Kritik zu kritisiren, nach unserer Ueberzeugung ein zweckloses, unfruchtbares Geschäft ist.

Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Fortsetzung.)

Cathem. I. 97.: Tu Christe sompnum dissice] So T. und von der ersten Hand E.; der letztere Cod. von der zweyten Hand durch Rasur disice, darüber vel disiice i. e. abige, discute.

— II. 11 — 12.: Ruptis retectum nubibus Regnante pallescit Deo] Pallescit, welches Hr. Obbarius unter andern durch die Auctorität des Cod. E. zu begründen sucht, bewährt auch T. Darüber steht in beyden die Glosse fulgescit.

— II. 58. Vitamque totam dispice] So TE. Anfangs beyde despice. Marietti unterschied nicht genau, da er den Emmeramer Cod. despice unterschiebt. In T. ist die Glosse diligenter inspice; in E. deorsum aspice, diligenter aspice darübergeschrieben.

— II. 69 — 70. — qui taetram picem Candore tingis lacteo] Richtig unsere Handschriften tinguis. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 478. So unser Herausgeber selbst Hamart. Praef. 17. Psych. 402. Contra Symmach. I. 8. II. Praef. 34. II. 979. u. 1124. mit Zustimmung unserer Handschriften. Auf gleiche Weise schreiben TE. Cath. X. 100. tinguet. Perist. V. 479. tingueret, VII. 18. tinguat u. 62. tingueret, IX. 40. Tinguant, X. 500. tinguit, XI. 44. Tinguere (wie schon Ald., Weitz, Heinsius und Cellarius) und XII. 39. tinguit mit Heinsius. Hingegen liest in der Psych. 253. bloß E. 2. urguet st. urget. Perist. I. 43. mit Heinsius T. urguebat. Perist. XI. 113. haben T. und E., wie Obbarius, urget, während Heinsius und Cellarius urguet geben.

— III. 1. lucisator] lucis sator Anfangs E. Verbigena wird in T. richtig durch verbo genite erklärt. E. hat diese Erklärung am Rande; zwischen den Linien de verbo genitus.

— III. 63. Nos oleris coma (paverit)] TE. holeris. Ebenso II. contra Symmach. v. 866. holuscula (s. Wagner z. Virgil. B. II. S. 442.); hingegen Perist. X. 262. bloß E.

— IV. 13.: Omnes quod sumus ac vigemus, inde est) Omnes auch T. Ebenso Anfangs E., wo s ausgeschabt worden. Hr. Obbarius aber erwähnt unter den omne lesenden Handschriften der Emmeramer gar nicht. Ac bestätigen TE.

— IV. 49. cominus] So Hr. Obbarius auch Cath. IX. 9. Apoth. 34. und anderwärts st. des kräftigeren comminus, ohne Grund von den früheren Herausgebern, mit welchen unsere Handschriften stimmen, abgehend.

— IV. 50. Mansuescit rabies fameque blanda Praedam rictibus ambit incruentis] Lambit T. und Anfangs E. Hr. Obbarius aber führt die letztere Handschrift unter jenen auf, welche lambit lesen. Hieraus und aus mehreren andern Stellen geht deutlich hervor, daß Marietti's Vergleichung nichts weniger, als zuverlässig ist.

— IV. 86.: Nam languente truci leonis ira] Hr. Obbarius fragt: wie die Handschriften? Die unserigen bieten trucis, was wir vorziehen.

— V. 45. litoris und 50. litoribus st. lit-

toris und littoribus (ſ. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 453.) TE. Ebenſo Apoth. 669. u. Ham. 880. T. Psych. 652. Contr. Symm. Prf. 13. und 15. TE. II. Praef. v. 20. II. 55. E. Perist. IV. 99. VI. 155. u. XI. 47. TE. — Sodann V. 52. TE., wie Obbarius, Gnosiis.

Cathem. VI. 56. Species videt tremendas] In der dreyzehnten Anmerkung zum zweyten Kapitel der Prolegomena S. XXIX. läßt ſich unſer Herausgeber über die Emmeramer Handſchrift ſo vernehmen: Librarius ea, quae vulgari artis grammaticae ac metricae rationi repugnabant, aliter mutavit, quam in ceteris codd. interpolatis inveni. Harum lectionum, quas in adnot. crit., quia earum adiumento poeta emendari nequit, non omnes dedimus, aliquot hic adscribemus: C. VI. 56. vidit, quod perfect. antecessit, pro videt; XII. 133. profuit, al. proficit; Ps. 794. sese ostendant u. ſ. w. Dagegen müſſen wir jedoch bemerken, daß der Ausdruck librarius durch den Beyſatz recentior genauer hätte bezeichnet werden ſollen, da Hr. Obbarius oben im Texte ſeiner Prolegg. ganz richtig in (cod.) antiquo quidem, at a librario sec. XV. vel XVI. corrupto, Ratisbonensi gegeben hatte. Mit Unrecht aber werden die erwähnten drey Lesarten dieſem Textverderber zugeſchrieben; denn ſie ſtammen von der erſten Hand, ohne daß daran die geringſte Aenderung vorgenommen worden. Uebrigens hat der Cod. ostentant, nicht ostendant.

— VI. 109. Haec nempe TE.

— VI. 139. f. pervicaci Praestigiator astu] So auch TE.

— VII. 26. Elia] Helia TE. Dieſer Variante erwähnt unſer Herausgeber gar nicht, ungeachtet ihr Weitz, Heinſius und Cellarius eine Stelle in dem Texte eingeräumt hatten. V. 32. leſen beyde Codd. curruque — praepeti (ſt. praepete). Aehnlich Cath. IX. 42. cruore perpeti u. V. 73. praecipiti turbine. Vergl. die Anmerk. z. Cath. X. 169.

— VII. 63 ff. Setisve tectus hispida et lanugine Secessit, horrens inquinari et pollui etc.] ac pollui TE., und Ald. Weitz und Heinſius. Dieſer Lesart hätte offenbar der Vorzug gebührt, da et lanugine kurz vorhergeht. V. 69. beſtätigen TE. parvum.

Cathem. VII. 124. Ventris recessus circumibat tortiles] So zwar die Aldiniſche Ausgabe; unſere Handſchriften hingegen, wie Weitz, Heinſius, Cellarius und Teleolus richtig circuibat.

— VII. 143. cursant per ampla congregatim moenia Plebs et senatus] TE. congregati, wie der Widmanniſche Cod. bey Weitz. Dieſe Variante hätte unſeres Bedünkens eine Erwähnung verdient. V. 220. würden wir fenerantem (ſo TE.) ſt. faenerantem (frühere Ausgg. foen.) geſchrieben haben.

— VIII. 35. f. per huius Devia silvae] So Hr. Obbarius ohne Variante. Richtig TE. und alle früheren Ausgaben, welche Ref. eingeſehen, hirtae ſt. huius.

— IX. In der Aufſchrift gibt auch T. omni hora.

— IX. 8. Testis orbis est] Unſere Handſchriften: Testis est orbis, was wir vorziehen. T. ſodann videt ſt. vidit. V. 57. beyde Codd. seque nigris, mergit undis, fit (ſt. et) pecus lymphaticum, und V. 90. colla fractus sibila, worüber Heinſius und Cellarius nachzuſehen ſind.

— X. 169. f.: Nos tecta fovebimus ossa Violis et fronde frequente] Unſere Handſchriften und frühere Herausgeber kräftiger und wohlklingender frequenti. So Apoth. 918. lege latenti. Psych. 100. rore rubenti f. lege latente und rore rubente. Contra Symmach. II. 977. vere tepenti (TE. in vere tepenti) ſt. v. tepente. Perist. V. 218. Dente infrequenti. Psych. 39. ardenti ostro. 43. ardenti sulphure. 113. spumanti rictu. Contr. Symm. II. 836. redolenti in fornice. Vergl. oben die Anmerkung zu VII. 32. Daher iſt es unbegreiflich, wie Hr. Obbarius die bisherige beſſere Lesart gegen eine ſchlechtere, welche aller Beglaubigung ermangelt, ſtillſchweigend vertauſchen konnte.

Apoth. Praef. 4.: et nescientes labimur] TE. nescienter, was von mittelalterlichem Roſte zeugt.

Apoth. V. 91. Imo] TE. richtig immo (ſ. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 443.). Ebenſo Hamart. 124. beyde Handſchriften, Psych. 799. fünf und Perist. V. 165. der einzige Cod. T. Hingegen V. 200 u. 241. u. X. 525. TE., wie Obbarius, imo.

V. 145. Ipse per Assyrias vetitus vapor ire tiaras] Vetitus beſcheinigen auch TE. Letztere Handſchrift hat darüber die Gloſſe metuit.

— V. 231. Omnia percurrit naturae munia pronae] Fließender TE. naturae percurrit.

— V. 247. soboles] E. Anfangs, wie Weitz und Heinſius, suboles; dann durch Aenderung einer neueren Hand, nicht jener corrumpirenden aus ſpäterer Zeit, soboles, was ſich auch in T. findet. Unten V. 916. E. subolem, T. sobolem. Hamart. 593. u. 617. beyde trefflich suboles. Ebenſo I. 551. contra Symmach. E. S. Cellar. Orthograph. Lat. s. v. u. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 473. Bey unſerem Herausgeber aber herrſcht hierüber, wie immer in ſolchen Fällen, altum silentium.

— V. 293. Devotus cippo, ficulni stipitis unctor] TE. fügen, wie die meiſten Handſchriften, et ein, deſſen wir wohl entbehren können.

— V. 338. hat T., wie der Weitziſche Text, ſt. arbor die edlere und feyerlichere Form arbos, welche in E. der andern weichen mußte. S. Wagner z. Virgilius Ekl. III. 56. und Landbau II. 150.

— V. 370. — nec enim lex caelo carnea fluxit] So Hr. Obbarius mit Ald. und Cellarius. Beſſer Weitz, Heinſius und Teleolus mit Zuſtimmung unſerer Handſchriften caelo lex. Die kritiſchen Anmerkungen unſeres Herausgebers ſchweigen hierüber.

— V. 443. Ammon] Unſere Handſchriften treffend Hammon, wie Weitz, Heinſius und Cellarius; ebenſo E. contra Symmach. II. 355. Hammonis ſt. Ammonis. S. Wagner zu Virgil. Bd. V. S. 416.

— V. 546. ſchreibt der Herausgeber haeres mit Zuſtimmung des Cod. E. Die nämliche Schreibung befolgt er Psych. Praef. 49. u. 68., in der Apoth. 805. u. Perist. II. 79., während die Handſchriften richtig heres geben, was ebendaſ. V. 1000. auch Obbarius und die Codd. TE. anerkennen. S. Cellar. Orthogr. Lat. s. v.

— V. 560. wird excellet u. V. 613. lactantibus von beyden Handſchriften beſtätigt. V. 704. leſen wir in T. retexens. V. 722. pastumque in TE. V. 795. bieten TE.: Ille coaeternus Patri (ſt. Patris) est. V. 808. befremdet die Schreibart caetera, welche Hr. Obbarius auch contra Symmach. II. 1116. Perist. II. 40. und 435. X. 415. 775. u. 830. u. anderw. befolgt, ungeachtet er in den Verſen de Trinitat. V. 7. cetera und in den Prolegg. P. XXIX. in ceteris hat. Nach V. 937. lieſt man auch in unſeren beyden Codd. folgenden Vers: Quid peccatorum prosapia corpore in illo. V. 1011. geben TE. Simeona ſt. Simeonem.

In d. Hamart. fügen beyde Codd. nach V. 68.: Imperitare vagis mundi per inania formis ein. V. 89. ſchreiben ſie velet. Nach V. 190. reihen ſie dieſen Herameter ein: Qui cunctum regeret proprio moderamine mundum. V. 196. leſen wir corde ſt. sorde. Bemerkenswerth iſt V. 355. die Schreibung harenas in T. Ebenſo Psych. 458. T. E. 1. B., 657. T. E. 1. B. S. A.; contra Symm. I. 380. T. E. II. 355. 1044. T. 1112. u. 1128. E. Vergl. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 441. V. 458. giebt T. petulantia pectora, E. petulanti pectore, woraus Obbarius petulanti a pectore bildete.

Psych. Praef. 24. f.: Quem gaza dives ac triumphus nobilis Captis tenebant impeditum copiis] So E. 2.; die übrigen fünf Handſchriften tenebat.

V. 32. ruptis expeditus nexibus] St. nexibus ſchreibt S. vinculis.

Psych. 62. Gemmantemque torum moechi ducis aspera Judith sprevit] Alle ſechs Handſchriften gemmatumque.

V. 297. clipeo] Richtig. S. Wagner zu Virgil. Bd. V. S. 486. Hingegen V. 503. hat Hr. Obbarius clypeum und contra Symmach. II. 535. clypeata. V. 323. ſchreiben T. E. 1. B. A. harundo; ebenſo V. 826. T. E. 1. B. S. A. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 441.

— 384. ad usque Dei genitricem] TB. und Heinsius genetricem. Dieser Schreibung folgte der Herausgeber selbst contra Symmach. II. 736., wo sie auch T. anerkennt und schon Heinsius aufnahm. Hingegen Hamart., Perist. IV. 22. und Dipt. 107. liest er wieder genitrix. Die andere Form aber hat an den zwey ersten Stellen T., an der letzten E., an allen dreyen Heinsius, welcher sich consequent blieb.

— 413. f.: — — comamque madentem Pulvere foedatur] Alle sechs Münchner Handschriften foedat humi, welches Weitz und Teleolus mit Recht in den Text aufgenommen hatten und unser Herausgeber selbst in den kritischen Anmerkungen für das Richtigere hält, auf Ovid. Metam. VIII. 529. verweisend.

— V. 455.: Quidquid edax Luxus pretiosum liquerat] So vor Obbarius bloß die Aldinische Ausgabe. Richtig Weitz, Heinsius, Cellarius und Teleolus Luxus edax, was alle unsere Handschriften bestätigen.

— Psych. 529. ff.: — — nonne triumphum egimus ex Scarioth? magnus qui discipulorum Et conviva Dei etc.] T. S. E. 2. ex Scarioth, E. 1. ex Scarioth von der ersten Hand; von jener fälschenden des 15. oder 16. Jahrh. aber wurde a angeflickt und summus (so auch T. B. S. A. st. magnus) in unus verwandelt. Sonach wird magnus nur von der zweyten Emmeramer Handschrift bescheinigt.

— V. 564. f.: Talibus inludens, male credula corda virorum Fallit imaginibus: monstrum ferale sequuntur] B. E. 2. A. monstrumque. Man vergl. jedoch V. 719.

— V. 646. und 781. gibt Hr. Obbarius numquam, was die Münchner Handschriften sowohl hier, als auch anderwärts befolgen, während unser Herausgeber fast immer nunquam und unquam schreibt. Auch der Cod. Puteanus hat Cath. VI. 2. dem Facsimile (bey Mabill. de re diplom. Lib. V. p. 354. Tab. VI. Nr. 2.) zufolge umquam.

— V. 687. f.: Ipsa redimitos olea frondente capillos Ostentans etc.] St. redimitos conjicirte Arevalus, nach der Bemerkung des Hrn. Obbarius, coronatos. So aber schrieb schon im Emmeramer Cod. 1. jene spätere Hand, welche so manche ungereimte Aenderungen im Texte vornahm.

— V. 704.: Et deprensa tremunt languens vel unt manus et color albens]. So T. S., tremit E. 1., tremit B. E. 2. A.

— V. 816. f.: Nam quid terrigenas ferro pepulisse phalanges Culparum prodest?] „Phalangas Heinsius“ bemerkt Hr. Obbarius. Allein so gab schon Weitz und in neuerer Zeit Teleolus; so schreiben auch T. E. 1. B. — V. 827. hätten wir quattuor (so T. E. 1.) erwartet, da der Herausgeber auch anderwärts (z. B. Prolegg. S. XXIX. Z. 17. v. u.) diese Schreibart der gewöhnlichen mit Einem t vorzieht.

— V. 885.: — sicco quod germen cortice trudens] Alle Münchner Handschriften germina.

— V. 888. f.: Reddimus aeternas indulgentissime doctor Grates Christe tibi] St. doctor liest B. ductor. So Prudentius oben V. 11. bone ductor.

— V. 901. tetro] So schreibt unser Herausgeber auch Perist. II. 285. und XIV. 110.; taetro hingegen, welches sich als das Richtige bewährt (s. Cellar. Orthograph. Lat. s. v. und Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 475), oben Cath. II. 69. Psych. 45. und Perist. X. 861., ohne sich consequent zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Fortsetzung.)

Contra Symmach. I. 350. f.: — — — et oscula figit Cruribus aeripedum, si fas est credere, equorum] Ungenügend ist die Anmerkung des Herausgebers: „aenip. B. W. Weitz. Ar.“ Denn aenip. haben auch Heinsius und Teleolus. Warum wurden für aeripedum keine Zeugen aufgeführt? So nämlich liest die Aldiner Ausgabe. Gern hätten wir noch erfahren mögen, wie die von Hrn. Obbarius verglichenen Wolfenbüttler Codd. schreiben. Die Tegernf. und Emmeram. stimmen für aenip. Daß diese Lesart, welche Heinsius aus alten Handschriften aufnahm, nicht in den Text gesetzt wurde, befremdet um so mehr, als Hr. Obbarius in den Prolegg. P. XIX. aenipes, sich auf Ovid. Heroid. VII. 32. berufend, gegen Giselin u. A. vertheidigt.

— V. 367. Plutonia coniux] T., Weitz und Heinsius coniunx, was Beachtung verdient hätte. Sodann fügen T. E. folgenden Vers ein: Cum rapitur, Furia est et torvi Plutŏnis uxor, welchen auch Heinsius in den besten Handschriften fand.

— II. 6.: Quo mage sancta ducum corda illice flecteret arte] Hier hätte st. illice, da Hr. Obbarius in der Regel die Assimilation nicht zuläßt, nach Heinsius Vorgang, inlice geschrieben werden sollen, wie Perist. XIV. 16. Vergl. die Anmerkung z. Psych. 328.

— V. 346. — paucas posuisse in collibus aras] St. collibus bietet E. montibus,

— V. 347. ff.: Innumeros post deinde deos virtute subactis Urbibus et claris peperit sibi Roma triumphis] In den Varr. Lectt. wird bemerkt „ex (st. et) edd. ante Heins., non cdd.“ Ex aber hat die Emmeramer Handschrift ganz deutlich, und zwar von der ersten Hand.

Contra Symmach. II. 405. würden wir respublica getrennt geschrieben haben.

— V. 445.: Quamquam cur genium Romae mihi fingitis unum?] Unsere Codd. lesen Romae genium.

— V. 503. findet sich alumnos, während V. 769 u. 972. Apoth. 154 u. 492. Perist. IX. 31. und anderwärts alumpnos steht. V. 544. gibt Hr. Obbarius temptoria. Ebenso Dipt. 41. ohne Rechtfertigung; Psych. 645. u. 743. hingegen tentoria.

— V. 604. hätten wir Hister, wie schon Heinsius gab und T. E. schreiben, st. Ister, und V. 697. ab Histro (so Heinsius u. E.) f. ab Istro, was T. anerkennt, erwartet, da Hr. Obbarius V. 605. Apoth. 424. Perist. I. 4. u. 117. ganz richtig Hiberus hat. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 442.

— V. 814. Sordida sus nostro amne natat] Spurca suis T. E.; Letzterer mit der Glosse sordida sus. Demnach erklären wir spurca suis, was schon Weitz in den Text aufnahm, unbedenklich für die ächte Lesart. Man vergl. Heinsius Anmerk. S. 136. V. 813.

Perist. I. 52.: Hic duorum cara fratrum concalescunt pectora] St. pectora bieten T. E. corpora.

Perist. I. 65.: Aureas auferte torques sauciorum praemia] Unſere Handſchriften aureos, wie Heinſius, Cellarius und Teleolus.

— I. 87.: Quae superno rapta flatu lucis intrat intimum] T. E. mit der Ald., Weitz. Heinſ., Cellar. und der Bodon. Ausgabe leſen richtig intrant.

— II. 323. beſtätigen T. E. egon'.

— III. 16. f.: Iam dederat prius indicium, Tendere se Patris ad solium, Nec sua vel re membra dicata toro] E. dicare, T. dicata. Unterhalb V. 21. beſtätigen beyde Codd. die Lesart flere rosas. V. 176. u. 203 ſchreiben ſie hiemps f. hiems, wie die älteſten Codd. des Virgil. S. Wagner z. Bd. V. S. 442.

— IV. 19.: Corduba Acisclum dabit] E. clum eigentlich Acisdum (am Rande von dem Gloſſenſchreiber Acisclum); nicht Acisdum ſchlechthin, wie Hr. Obbarius angibt. V. 133. suppremum u. X. 23. suppremo T. Ebenſo oben IV. 133. VI. 69. Vergl. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 475.

— IV. 123.: Pectus abscissa patuit papilla] So ohne Variante Obbarius; abcisa T., abscisa E. u. Ald. Weitz, Heinſius, Cellarius u. Teleolus. Vergl. unten d. Anmerk z. Dipt. XXXIV. 134.

— IV. 181. St. Caio bieten T. E. trefflich Gaio.

— VIII. 11.: Spiritus aeterno solitus descendere lapsu] aetherio ſt. aeterno paſſender T. E., wie Weitz, Heinſius, Cellarius und Teleolus.

— X. 22. — — sed potens facundiae Mea lingua Christus luculente disseret] luculenter T. E. V. 92. beſtätigen beyde Handſchriften ut, V. 143. praetextae togae; im folgenden V. et trecenta insignia u. V. 180. et tot.

— X. 258. Crocodilus, Ibis et Canes cur displicent?] Canis T. E.; ſo auch Teleolus.

— X. 301. ff.: Ignosco fatuis haec tamen vulgaribus, Quos lana terret discolora in stipite, Quos saepe falsos circulator decipit] Beyde Codd. mit Recht falsus, welches ſchon die Symmetrie fordert, da falsus circulator dem lana discolora entſpricht. Unten V. 310. ſchreiben ſie quae creavit omnia und V. 351.: Illic sacerdos stat sacrato in limine.

— X. 545. Agnosce qui sis] So auch T. vel d E.; Apoth. 419. T. ebenfalls qui sis, E. qui sis.

— X. 556.: Inplet iubentis dicta lictor inpius] lictor improbus T. E. V. 626. ſtimmen auch ſie für iudicesque et principes und V. 628. für pingere formam.

— X. 664.: Quid vis roga] T. E.: Quod vis roga. Ebenſo unten V. 924.: Effare quod vis (ſt. quidvis).

— X. 864. Prunas maniplis confovere stupeis] T. E., wie Weitz und Heinſius, mit Recht stuppeis. Man vergl. Cath. V. 20.: Seu ceram teretem stuppa calent bibit. V. 907. ſchreiben unſere beyden Codd., wie der Egmondiſche und Widmanniſche, scaturriens, was Weitz und Heinſius in den Text aufgenommen.

— X. 975.: Nervos nec omnes usque quaque occideret] Wir ziehen die Lesart abscideret, welche auch unſere Handſchriften bieten, mit Weitz, Heinſius, Arevalus und Teleolus vor.

— X. 980.: Echo sed exstat inde, non oratio] „exit bm Gis. Weitz.“ bemerkt Hr. Obbarius. Vor ihm Heinſius: „Echo sed exstat, non exit, (codd.) nostri omnes cum Aldo.“ Wir hingegen tragen durchaus kein Bedenken, exstat für ein pures Gloſſem zu erklären, da es im Emmeram. Cod. über exit ſteht. Letzteres aber wird nicht nur durch das Anſehen unſerer beyden Handſchriften, ſondern auch durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt. S. Cicero pro Rosc. Amer. c. 1. u. im Brut. c. 76. u. Cornel. Nep. Timol. c. 4. §. 2. Vergl. Bos. Indic. in Cornel. Nep. v. exire.

— X. 988.: Titubante plectro factus esset debilis] Hier ſoll offenbar fatus ſtehen, wie

Aldus, Heinsius und Cellarius lesen. So auch E.; darüber ist in diesem vel factus geschrieben, was sich in T. findet. Im folgenden Verse giebt E.: Nam cum ministra (st. magistra) vocis in vitium cadit.

— X. 1013. ff.: Mire infulatus, secta vittis tempora Nectens, corona tum repexus aurea, Cinctu Gabino sericam fultus togam] Mire erkennen auch unsere Handschriften an. Statt secta lese man festa. Nectens würden wir auf die Münchner Handschriften gestützt, nach Weitzens Vorgang, in nexus verwandeln. Repexus bestätigen auch T. E.; ebenso unten V. 1075. lenibus novaculis.

— X. 1084.: Insignis auri lamina obducit cutem] Warum nicht lammina, welches hier die Tegernseer Handschrift bietet, da oben V. 62. lammina, was T. E. bestätigen, in Schutz genommen worden?

— XI. 13. ff.: Sexaginta illic defossas mole sub una Reliquias memini me didicisse hominum] Hier hätten wir relliquias, welches Aldus, Heinsius und Cellarius aufgenommen und T. E. anerkennen, erwartet, da Hr. Obbarius auch Perist. III. 194. und VI. 136. relliquias schrieb.

— XII. 59.: Nos ad utrunque tamen gressu properemus incitato] Warum nicht utrumque, wie Apoth. 561. Psych. 766. und Dipt. 165., da alle Ausgaben, welche wir eingesehen, und auch T. E. utrumque bescheinigen. Zu Perist. XIII. V. 68. bemerkt Hr. Obbarius, daß Arevalus titubet ne quis conjicirte. Allein so liest schon die Emmeramer Handschrift.

— XIII. 96.: Flevit abire virum maesta Africa] T. E. bieten obire. Diese Lesart glaubten wir deßhalb nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil unser Herausgeber keine handschriftliche Auctorität dafür aufzubringen wußte.

— XIV. 19. f.: Corpusque duris excruciatibus Ultro referebat, non renuens mori] T. E., wie Aldus, Weitz, Heinsius, Cellarius und Teleolus, offerebat, so daß sich referebat durch ein Schreib- oder Druckversehen eingeschlichen haben dürfte, da in den Varr. Lectt. keine Abweichung bemerkt ist. Während unser Herausgeber in der Regel tempnere schreibt, finden wir V. 28. temnere. V. 30. bestätigen unsere Codd. petit.

— XIV. 79. f.: Sic nupta Christi transiliam poli Omnes tenebras aethere celsior] T. E. und alle obengenannten Ausgaben mit Recht Christo.

— XIV. 112.: Haec calcat Agnes ac pede vel ac proterit] T. haec pede. So auch E., nicht haec schlechthin, wie man bey unserem Herausgeber liest.

Dipt. XXXIV. 134. abscissum quod (d. i. Ioannis caput) lance reportet]. So stillschweigend Obbarius. Unsere Handschriften und die oben angeführten Ausgaben abscisum. Vergl. d. Anmerk. z. Perist. IV. 123.

Auffallend ist es, daß sich Hr. Obbarius, da er in seiner Ausgabe sich an die alte Orthographie hielt, in der Vorrede nicht über die Grundsätze ausgesprochen, nach welchen er verfuhr, nämlich in wie fern er in Bezug auf die mit Präpositionen zusammengesetzten Wörter die Assimilation zugelassen oder nicht.

So viel wir gesehen, ist ad ungeändert vor f (adfatim, adfero, adfixus, adfirmare, adflare), vor g (adgredi), vor l (adlectus, adlegare, adloquium), vor m (administrare), vor n (adnotare, adnuere), vor p (adpetere, adplicare), vor q (adquirere), vor r (adridere), vor s (adspergo. Abweichend Ham. 947. aspergine. Ferner adspicere, adstringere). Vor c assimilirt es sich (accire, accingere, accola, accumulare); ebenso vor p (appetere, apponere. Dagegen adparere, adparitor, adplicare, adprobare), und vor t (atterere, attingere, attollere, attonitus).

Con ist ungeändert vor b (conbibo), vor l (conlatus, conluctari), vor m (conmercium, conmovere), vor p (conpages, conpaginare, conpendium, conpescere, conpetere, conplex, conponere, conprendere, conprimere), vor r (conrigere, conrumpere).

Ebenso in vor b (inbecillus, inbibere, in-

buere), vor l (inlitus, inlaqueare, inluminare, inlustrare, inlutus), vor m (inmemor, inmergere, inmotus), vor p (inpastus, inpavidus, inperium, inpiger, inpius, inpotens, inprobus, inpunis), vor r (inrepere, inrigare, inrisus, inritare, inrogare, inruere).

Ob geändert vor c (occallescere, occiduus, occupare, occurrere), vor f (offendere, offensaculum, offerre, officere), vor p (oppallescere, oppandere, oppetere, opponere, opprimere, opprobrium, oppugnare).

Sub geändert vor c (succedere, succinctus succumbere), vor f (suffigere, suffire, sufflare, suffodere, suffragari, suffundere), vor g (suggerere), vor p (suppeditare, supplicare, supponere).

Die größte Uebereinstimmung der Handschriften mit der Ausgabe des Hrn. Obbarius herrscht in Bezug auf die mit ad, ob und sub zusammengesetzten Wörter. Doch fehlt es nicht an mancherley Abweichungen. So z. B. liest man adtemptare Psych. 207. in S. u. E. 2., adtonitus Psych. 568. in S., adtrectare Psych. 389. in B. S., adtritus Ps. Praef. 33. u. 443. in S., obcalluit Perist. X. 582. in T. E., obpalluit ebendas. I. 92. in T. E., obpansus Psych. 410. in S., obpressus Ps. 579. in T. S. A., obprobrium Cath. VII. 133. in T., obpugnare Ps. 17. in A., subcubuit ebendas. 299. in B. u. 539. in E. 2., subfixus Apoth. 382. u. Perist. X. 585. in T. E., subfundere Ps. 45 u. 114. in A., subpeditare Cath. III. 57. in T. u. Ps. 628. in 5 Codd., subpositus Perist. XI. 220. in T. E. Bemerkenswerth ist auch die Schreibart opfuit des Cod. T. in der p. 185. col. 2. l. 5. der exeget. Anmerkungen aus Symmachus angeführten Stelle; ferner optinet des nämlichen Cod. Perist. XI. 146. u. optulisti, welche er Perist. X. 298. bietet. Oft tritt die Assimilation der Präposition sub ein, wenn sie einem mit m anfangenden Worte vorgesetzt ist. So liest man Cath. XII. 59. in T. summissum. Ferner Apoth. 598. Contr. Symm. II. 598. in T. E. Contr. Symm. I. 430. summissa in E. Ebendas. 556. summittere in E. u. Per. XIII. 47. in T. Apoth. 666. geben T. E. summersus. Auf gleiche Weise verwandelt sich ad z. B. Perist. X. 574., wo T. amministrat schreibt.

Am meisten schwanken die Handschriften in den Präpositionen con und in, welche bald assimilirt werden, bald nicht.

Ferner geben sie meistens ascendere, aspergere, aspicere, astare oder asstare, asscribere, assistere, astringere, assit und assunt.

Haut, haut minus, haut quaquam finden sich einige Male im Tegernseer Cod.

Größten Theils übereinstimmend mit den Handschriften, schreibt Hr. Obbarius exanguis, exerere, exculpere, exors, expatiari, expectare, extimulare, extinguere, extirpare, exuperare (abweichend Perist. V. 170. inexsuperabilis und 176. exsibilat), exurgere. Ferner transcendere und transilire.

In den erklärenden Anmerkungen, welche von gründlicher Gelehrsamkeit zeugen, beschränkte sich der Hr. Herausgeber sehr zweckmäßig nur auf die Erläuterung des Geschichtlichen und des Sinnes, das Dogmatische und Grammatische in die Prolegomenen verweisend. Zu dem zweyten Buche des Gedichtes gegen Symmachus V. 246. f., wo von den verschiedenen im Alterthume beliebten Marmorarten die Rede ist, hätte Petri Erasmi Mulleri Commentatio historica de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani. Partic. I. p. 118. sq. angeführt werden können. Daß die Phrygischen Marmorstückchen zu Musivarbeiten gebraucht wurden, ersehen wir aus Ausonius Mosella V. 48. f.:

I nunc et Phrygiis sola levia consere crustis,
Tendens marmoreum laqueata per atria campum!

wo Böcking's Anmerkung S. 50. zu vergleichen ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Sancti Bonaventurae eximii ecclesiae Doctoris Breviloquium. Textum recognovit Carol. Jos. Hefele. Tubingae, in bibliopolio Henrici Laupp. MDCCCXLV. XII. u. 272 S. in 8.

Diese Schrift des geistreichen Bonaventura, des Zeitgenossen Alberts des Großen und des Freundes und Nebenbuhlers des Thomas von Aquino, hatte, so ausgezeichnet sie auch durch ihren inneren Werth ist, in neuerer Zeit keinen Herausgeber gefunden.

„Wenn genanntes Werk,"

sagt Joseph Widmer, der Herausgeber der Werke des verewigten Bischofs Sailer, in der Vorrede zu seiner, in Sarmenstorf bey den Gebrüdern Keller 1839 erschienenen, deutschen Uebersetzung derselben S. IV.,

„bloß als Abriß oder als Miniaturgemälde der Theologie des Mittelalters für den unbefangenen Freund theologischer Wissenschaften einen nicht unbedeutenden Werth hat, (so) wird derselbe doch noch um Vieles erhöhet durch den Geist, welcher durchgängig den Verfasser belebt und geleitet hatte, durch die Schärfe, Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher die einzelnen Gegenstände behandelt werden, und vorzüglich durch den tiefen Sinn, in welchem alles aufgefaßt und mit welchem in scheinbar weniger wichtigen Dingen das Eine höchste Princip hervorgehoben und hiedurch die Einheit in der Mannigfaltigkeit und die Mannigfaltigkeit in der Einheit nachgewiesen wird. Der Geist wahrer Frömmigkeit spricht aus allen Theilen des Werkes den Leser wohlthuend an, und das Ganze faßt in sich jene Salbung, welche zur Erkenntniß göttlicher Wahrheiten vorzüglich befähiget."

Trefflich charakterisirt ein anderer schweizerischer Schriftsteller, Troxler in seiner Logik Th. III. S. 68., unseren Bonaventura als philosophischen Denker mit folgenden Worten:

„Religiöse Richtung und Bildung des Gemüths erhob ihn über die Dogmatik ohne Grund, wie über die Scholastik ohne Stoff, in denen sein Zeitalter sich zerarbeitete. Es war ein tiefer und in sich zu hoher Einigkeit gelangter Geist, der auch schon die Richtigkeit der Trennung des Willens vom Verstande, der praktischen Seite der Philosophie von der theoretischen, einsah und mit speculativer Forschung ascetische Uebung verband. Er ging darauf aus, die Demonstration und Auctorität, die Wissenschaft des Verstandes und die Erkenntniß durch Offenbarung mit einander zu vereinigen. Alles führt er auf Offenbarung und Erleuchtung von Gott zurück, ohne den natürlichen und freyen Gebrauch der Vernunft- und Denkkraft zu verwerfen oder zu beschränken. Er strebt, alle Erkenntniß in Einklang zu setzen, indem er eine stufenweise Erhebung und Annäherung zur Anschauung und Willensvereinigung mit ihm annimmt."

Während Bonaventura in seinem Itinerarium mentis in Deum, von dem Irdischen oder Sinnlichen durch sechs Stufen sich zu dem Göttlichen erhebend, sein philosophisches System entwickelt, stellt er uns in seinem Breviloquium, von dem ersten Principe, nämlich von Gott, ausgehend und über Wahrheiten, welche zunächst als göttliche betrachtet werden, sich verbreitend, seine theologische Ansicht dar. Beyde Schriften ergänzen sich demnach gegenseitig und sind im engsten Verbande zu einander stehend, so daß man ihren Gesammtinhalt erfassen muß, wenn man den Werth Bonaventura's als philosophischen Denkers des Mittelalters, in wel-

chem Philosophie und Theologie noch auf das Innigste mit einander vereint waren, gehörig würdigen will.

Daher müssen wir Hrn. Hefele zu großem Danke dafür verpflichtet seyn, daß er uns dieses von Gerson so hoch gerühmte Erzeugniß des seraphischen Lehrers in einem neuen Gewande vorführte.

Nach Voraussendung einer kurzen, in schönem und leicht fließendem Latein abgefaßten biographischen Skizze geht der Herausgeber in der Vorrede auf die verschiedenen Ausgaben über, welche ihm zu Gebote standen. Unter diesen war auch die von Joh. Sensenschmidt zu Nürnberg 1472. in Fol. gedruckte, welche sich, wie er S. XI. bemerkt, vor allen übrigen dadurch unterscheidet, quod editor styli et sermonis excolendi causa proprio Marte saepius verba mutaverit, ordinemque eorum non raro inverterit. Dieser Ansicht kann aber Ref. nicht beystimmen; er ist vielmehr der Ueberzeugung, daß der Druck derselben nach einer Handschrift veranstaltet wurde; denn Wortänderungen und Umstellungen finden sich in allen Handschriften Bonaventura's und auch in andern Incunabeldrucken dieses Werkes, z. B. in der zu Straßburg durch Heinrich Eggesteyn ohne Ort und Jahr und in der zu Augsburg durch Anton Sorg, ebenfalls ohne Ort und Jahr gedruckten Ausgabe, welche Ref. genau einsah. Bey Schriftstellern, welche so häufig abgeschrieben, gelesen und oft glossirt wurden, können solche Abweichungen durchaus nicht befremden. Uebrigens bietet die Nürnberger Incunabelausgabe manches Treffliche, welches nicht nur von besseren Handschriften, sondern auch von der Eggesteynischen und Sorgischen Ausgabe bestätigt wird.

Als Beleg des Gesagten mögen folgende Bemerkungen dienen, wozu Ref. mehrere Münchner Handschriften benutzte: 1) die Windberger Nr. 73. (W.) aus dem XIII. Jahrh. in 4., 2) die St. Nicolaer Nr. 67. (SN.) aus dem XIV. Jahrh. in 4., 3) die Oberalteicher Nr. 159. (O.) aus dem näml. Jahrh. in 4., 4) die Aldersbacher Nr. 103. (A. 1.) aus dem näml. Jahrh. in 8., 5) die Aldersbacher Nr. 119. (A. 2.) aus dem XV. Jahrh. in 8., 6) die Aldersbacher Nr. 164. (A. 3.) aus dem XIV. Jahrh. in 4., 7) die Emmeramer 1. 6. (E.) aus dem näml. Jahrh. in 8., 8) die Weihenstephaner Nro. 32. vom Jahr 1466. in Fol. Bd. I. Diese acht sind sämmtlich auf Pergament geschrieben. 9) Die Tegernseer Papierhandschrift Nr. 652. (T.) aus dem XV. Jahrh. in 4.

Sogleich der Anfang des Prooemiums erregt uns kritisches Bedenken. Wir sind der Meinung, der Verfasser habe die Paulinische Stelle (Ephes. 3, 14. ff.), sie seinem Zwecke anpassend, so gegeben:

Flecto genua mea ad Patrem Domini nostri Jesu Christi — —, ut det nobis — virtutem, — — — habitare Christum per fidem in cordibus nostris, — — ut possimus comprehendere — — —, ut impleamur in omnem plenitudinem Dei.

Nobis st. vobis lesen SN. A. 2. 3. u. E. nebst der Sorg. Ausgabe. Ebenso mit Ausnahme des Cod. E. nostris f. vestris. Possimus st. possitis SN. Impleamur hat weder eine Handschrift, noch eine alte Ausgabe. Da nos und vos und nostri und vestri in den Handschriften häufig verwechselt und die Bibelstellen oft nicht ganz ausgeschrieben, sondern manche Worte nur mit den Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben angedeutet sind, wie auch hier in A. 3. pos. und imp. abgekürzt ist, so läßt sich eine solche Vermischung leicht erklären. In diesem Sinne faßte die fragliche Stelle auch der deutsche Uebersetzer. Der ersten Person im Plural bedient sich übrigens Bonaventura auf gleiche Weise in dem Prologe des Itinerarium mentis in Deum und anderwärts. Vergl. hier unten S. 4. f.

S. 2. Z. 20.:

Haec est notitia Jesu Christi, ex qua originaliter manat firmitas et intelligentia totius scripturae sacrae. Unde et impossibile est, quod aliquis in ipsam ingrediatur agnoscendam, nisi prius Christi fidem habeat sibi infusam, tanquam ipsius totius scripturae lucernam, ianuam et etiam fundamentum]

Alle Handschriften und die drey Ausgaben lesen fidem Christi. Ipsius lassen sie mit Recht weg. Vor ianuam fügen die drey Ausgaben und acht Codd. et ein. Ebenso Bonaventura S. 4. Z. 9. v. u.: Hoc igitur fine, hac etiam intentione

sacra scriptura perscrutanda est et docenda et etiam audienda, wo jedoch einige Handſchriften und die drey Ausgaben vor docenda die Partikel et weglaſſen. S. 12. Z. 3.: quae spectant ad gratiam et gloriam et etiam ad sapientiam aeternam.

S. 3. Z. 3.:

ne quis sapiat plus quam oportet sapere, sed sapiat ad sobrietatem, et unicuique sicut Deus divisit mensuram fidei]

Sapiat an der zweyten Stelle erkennen weder unſere neun Handſchriften, noch die drey Ausgaben an.

S. 3. Z. 8. v. u.:

describit (näml. sacra scriptura) excellentiam finaliter salvandorum, in quo attenditur sublimitas; describit et miseriam damnatorum, in quo profunditas consistit, non solum ipsius universi, verum etiam divini iudicii]

Fünf Handſchriften und die drey Ausgaben laſſen et weg. Damnatorum fanden wir bloß in A. 2.; die übrigen leſen, wie die drey Ausgaben, dampnandorum, welches dem salvandorum entſpricht.

— Z. 4. v. u.:

Et sic describit totum universum, quantum expedit de ipso habere notitiam ad salutem, secundum ipsius latitudinem etc. Ipsa etiam habet in suo progressu haec quatuor etc.]

Nachdrücklicher A. 3. u. O. habet etiam ipsa. So unten S. 8. Z. 6.: Habet etiam haec sacra scriptura longitudinem. S. 63. Z. 15.: Habet etiam in mente imaginem Trinitatis etc. Habet etiam voluntatis libertatem, ut assimiletur Deo. Der obigen Leſart ſtimmt auch die Nürnberger Ausgabe bey, mit dem Unterſchiede jedoch, daß ſie nach etiam noch et einfügt. Habens etiam ipsa bieten ſechs Handſchriften und die Sorgiſche Ausgabe; habens etiam et ipsa hat die Eggeſteyniſche Ausgabe. Habet ipsa etiam W. Eine beſſere Wortſtellung befolgen auch S. 4. Z. 13. alle Codd. und die 3 Edd., indem ſie: Nam haec est scriptura, in qua sunt verba (ſt. verba sunt) vitae aeternae geben.

S. 4. Z. 5. v. u.:

inchoandum est ab exordio, hoc est, ut cum mera fide ad Patrem luminum accedamus, flectendo genua cordis nostri, ut ipse per filium suum in Spiritu sancto det nobis veram notitiam Jesu Christi, et cum notitia amorem ipsius, ut sic ipsum cognoscentes et amantes — — possimus ipsius scripturae sacrae nosse latitudinem]

Acht Handſchriften und die drey Ausgaben amorem eius und noscere ſt. nosse. Im Folgenden: et per hanc notitiam pervenire ad plenissimam notitiam et excellentissimum et excessivum amorem beatissimae Trinitatis, quo Sanctorum tendunt desideria, würden wir, auf das Anſehen von acht Handſchriften und der drey Ausgaben geſtützt, et excellentissimum ſtreichen, da es einem Gloſſeme der Worte et excessivum nur zu ſehr ähnelt und außerdem den Satz ſchwerfällig macht. Aehnlich Bonaventura unten S. 219. f.: — per quam (d. i. gratiam) — — — in ipsum Christum per excessivum amorem ardentissime transferantur. Statt tendunt desideria leſen alle unſere Handſchriften mit Zuſtimmung der genannten Ausgaben beſſer desideria tendunt. S. 6. Z. 1. ziehen wir die Leſart correspondent, welche acht Handſchriften und die drey Ausgaben bieten, dem einfachen respondent vor.

S. 7. Z. 11.: Nam libri sapientiales (movent) per documenta veritatis sapientissimae] Acht Handſchriften und die drey Ausgaben veritatis providentissimae; die Windberger Handſchrift v. prudentissimae. Providentissima sapientia gebraucht Bonaventura unten S. 130. Z. 4. v. u.

S. 9. Z. 4.: Nam prima aetas mundi — recte respondet primae diei, in qua facta est lux et divisa a tenebris] Alle unſere Codd. ſchreiben distincta a tenebris, welches auch die älteſten Drucke beſtätigen. Die St. Nicolaer Handſchrift ſetzt nach distincta noch est bey.

S. 17. Z. 11.: — providit Deus huic scripturae certitudinem auctoritatis, quae adeo magna est, quod omnem perspicuitatem humani ingenii superexcellit] Unſere Handſchriften, mit Ausnahme der Weihenſtephaner, welche ſchon mit dem vorhergehenden Abſchnitte ſchließt, und die drey alten Drucke geben ganz richtig perspicacitatem. S. 63. Z. 2. gebraucht Bonaventura perspicacitas

in cognoscendo u. S. 64. Z. 4. perspicacitas in discernendo.

Ebendaſ. Z. 14: Et quia non est certa auctoritas eius, qui potest fallere et falli, nullus autem sit, qui falli non possit et fallere nesciat, nisi Deus et Spiritus sanctus] Treffend die Nürnberger Ausgabe, mit welcher auch die zwey andern und alle unſere Handſchriften ſtimmen, vel falli ſt. et falli. Statt sit, was wir nicht ändern möchten, geben W. A. 3. u. T. nebſt der Eggeſt. Ausgabe est, welches in W. vor nisi eingeſchoben iſt. Die übrigen Handſchriften haben weder sit, noch est. A. 1. E. u. T. mit Zuſtimmung der Eggeſt. und Sorgiſchen Ausgabe leſen solus Deus. Demnach möchten wir vermuthen, daß Widmer, welcher ſo überſetzte: „Keiner aber, welcher betrügen oder betrogen werden kann, vermag eine zuverläßige Gewißheit zu gewähren; Gott aber und der heilige Geiſt ſind (es) einzig und allein, welche weder betrogen werden, noch betrügen können," die Eggeſt. oder die Sorg. Ausgabe vor Augen gehabt habe.

(Schluß folgt.)

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Schluß.)

Ueber den Lakoniſchen Marmor leſe man Tafels gelehrte Abhandlung de marmore viridi Veterum in den Abhandlungen der philoſophiſch-philolog. Klaſſe der k. Bayer. Akademie d. Wiſſenſchaften. Bd. II. S. 133. ff.

Druck und Papier ſind gefällig. Doch müſſen wir es ſehr beklagen, daß ſo viele arge Druckverſehen ſich eingeſchlichen haben. Wir wollen in der unten ſtehenden Note nur auf die bedeutendſten derſelben aufmerkſam machen.*)

*) Cath. III. 149. lies cernua (vipera) ſtatt cornua. VII. 151. l. pullati ſt. bullati. VII. 174. l. supplicum ſt. supplicem. IX. 91. l. profane ſt. prophane. — Apoth. 222. l. scrutati ſt. scrutari. 847. l. trahens ſt. tranhens.

Möge der gelehrte Herausgeber dieſe freymüthige Beurtheilung einer freundlichen Aufnahme würdigen und als ein Zeichen verdienter Anerkennung ſeiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſe und des großen Verdienſtes, welches er ſich um Prudentius erworben, betrachten! Ref. ſcheidet von ihm mit wahrer Hochachtung, zugleich den Wunſch ausſprechend, daß es ihm gefallen möchte, ſich der Bearbeitung einer Geſammtausgabe der chriſtlichen Römiſchen Dichter zu unterziehen, wodurch eine nicht unbedeutende Lücke im Fache der alten Litteratur ausgefüllt würde.

1055. l. crede ſt. credo. — Ham. 364. l. palaestras ſt. palaestra. 500. l. te ſt. de. — Psych. Praef. 3. l. syllaba ſt. sillaba. 73. l. sevit ſt. saevit. 87. l. lutulenta ſt. luculenta. 328. l. inlex ſt. ilex. 348. l. ganearum ſt. ganeorum. 395. l. tam ſt. iam. 401. l. nec sors lacrimabilis ſt. nec lacrimabilis. 432. l. Caede ſt. Cede. 477. l. Cognatam ſt. Cognatum. 566. l. capit ſt. caput. 599. l. frusta ſt. frustra. 640. l. super ſt. simul. 886. l. decorem ſt. decorum. — Contra Symmach. I. 369. l. sub nomine ſt. suo nomine. 491. l. squalens st. squalans. 643. l. confidere ſt. considere. II. 56. l. versicolorus st. versiculorus. 239. l. sum ſt. dum. 618. l. ex ſt. et. 745. l. mera ſt. mea. 803. l. fit ſt. sit. 792. l. Phryx ſt. Pryx. — Perist. II. 42. l. Caelestis ſt. Caelistis. 44. l. Votasque ſt. Notasque. 485. l. Hic ſt. Hinc. III. 23. l. severa ſt. serena. 134. l. Pulsat ſt. Pulsam. 183. l. cedat ſt. cedit. V. 421. l. audienti ſt. audiendi. 571. l. Carnem ſt. Carmen. VI. 162. l. hendecasyllabos ſt. hendecasillabos. VIII. 18. l. Evectus ſt. Devectus. X. 54. l. paventum ſt. paventem. 221. l. Cycnus ſt. Cygnus. 725. l. cedere ſt. credere. 878. l. morte ſt. more. 940. l. parce ſt. parte. XI. 72. l. caesa ſt. celsa. 161. l. inmissa ſt. inmensa. 213. l. Angustum ſt. Augustum. XII. 8. l. tropaeis ſt. trophaeis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Sancti Bonaventurae eximii ecclesiae Doctoris Breviloquium.

(Schluß.)

S. 18. Z. 2. v. u.:

Unde sicut qui dedignatur prima ediscere elementa, ex quibus dictio integratur, nunquam potest agnoscere nec dictionum significatum, nec rectam legem constructionum; sic qui litteram sacrae scripturae spernit, ad spirituales eius intelligentias nunquam assurget]

Alle unsere Handschriften und die drey Ausgaben lesen addiscere elementa, und sechs Handschriften nebst den drey Incunabeldrucken noscere st. agnoscere, wofür W. addiscere, O. hingegen discere hat. Letzteres bot Anfangs auch A. 3. Assurget erkennen bloß W. und O. an; die übrigen geben, wie die drey Ausgaben, assurgit. Doch möchten wir assurget nicht ändern.

S. 19. Z. 2. ff.:

Debet autem expositor dirigi in expositione sacrae scripturae secundum triplicem regulam, quae trahi potest de verbis beati Augustini]

Die Bezeichnung beati erkennt außer der St. Nicolaer keine Handschrift an; eben so wenig die ältesten Ausgaben. Daß das Beywort beatus oder sanctus von dem Verf. nur selten gebraucht wird, davon zeugen in dieser Schrift die wenigen Stellen S. 53, 94, 247. und 268. Nach Augustini fügen, so wie die drey Ausgaben, auch unsere sämmtlichen Codd. die Worte: in libro de doctrina Christiana bey, welchen Zusatz wir nicht mißbilligen möchten, da er sich auf so viele Auctoritäten stützt.

S. 20. Z. 11. ff.:

Tertia regula est ista: quando aliqua scriptura habet aliquem intellectum litteralem et spiritualem, debet discutere expositor, utrum illa attributio conveniat historico an spirituali significato, si forte utrique non poterit convenire. Si autem utrique competit, tunc litteraliter et spiritualiter debet affirmari]

Alle Handschriften mit Ausnahme der O. E. und A. 1., in welchen hier Einiges fehlt, geben, wie die ältesten Drucke, non potest convenire; et si utrique competit.

S. 21. Z. 19. ff.: — —

novi theologi frequenter ipsam scripturam sacram exhorrent tanquam incertam et inordinatam et tanquam silvam opacam]

Hier möchten wir mit W. SN. A. 1. 2. 3. E. u. T. tamquam quandam silvàm schreiben, wofür auch Sorgs Ausgabe stimmt. Tanquam silvam quandam bietet die Nürnberger. So Bonaventura S. 4, Z. 5. tanquam speculum quoddam nobilissimum und S. 57. Z. 13. ff.: Haec autem sensibilis corporalium machina est tanquam quaedam domus a summo opifice homini fabricata.

Ebendas. Z. 22. ff.: rogatus a sociis, ut paupere portiuncula scientiolae nostrae aliquid breve in summa dicerem de veritate theologiae] Vollständig und der mittelalterlichen Latinität ganz angemessen hat die Nürnberger Ausgabe de paupertaticula scientiolae nostrae, was von unserm Herausgeber nicht hätte übersehen werden sollen. Diese Lesart bestätigen nebst der Sorgischen Ausgabe auch SN. E. O. T. Ebenso las Anfangs A. 3.; durch Aenderung aber erhielt sodann diese Handschrift paupertatula, was bekanntlich Hieronymus gebrauchte. De pauperticula schreibt W., paupertacula A. 2. u. 3. Ueber diese im Mittelalter gebräuchlichen Ausdrucksweisen handelt Dufresne in seinem Glossarium med. et infim. Latinit. ed. Henschel T. V. p. 154. Fehlerhaft hat die Eggestein. Ausgabe de paupercula scientiolae. Unten S. 22. sagt Bonaventura: venia - paupercula scientiae concedatur. O. schreibt hier pau-

pertaticulae, A. 3. paupertaculae. Doch verdient pauperculae, welches von den meiſten Handſchriften und von den älteſten Ausgaben beſcheinigt wird, den Vorzug. Pauculae gibt SN.

S. 22. z. E.:

Ut autem sequentia clarius elucescant, titulos particulares capitulorum praemittere curavi, ad faciliorem memoriam et lucidiorem contuitum dicendorum, quae septem partitionibus et septuaginta duobus capitulis distinguuntur]

Die Lesart titulos particulares capitulorum erkennen bloß die Handſchriften E. u. A. 1. an. Letztere hatte vor capitulorum die Partikel et, welche man auch in W. SN. A. 2. T. und in Sorgs Ausgabe findet. O. und A. 3. geben, wie die Eggeſtein. und die Senſenſchmid. Ausgabe, et capitula. Widmer überſetzte: „Dem Werke mehr Deutlichkeit zu geben, habe ich beſondere Aufſchriften — — — gegeben.“ Wir halten tituli particulares et capitulorum für das Richtige und nehmen particulares in der Bedeutung von partium oder partitionum, d. i. Theil- oder Kapitelüberſchriften; denn es handelt ſich hier, nach den Schlußworten: quae septem partitionibus et septuaginta duobus capitulis distinguuntur, zu urtheilen, eben ſo wohl um die Aufſchriften der Theile, als der einzelnen Abſchnitte.

S. 54. Z. 11. f.: quodlibet habet duas qualitates, unam activam et aliam passivam] So die Nürnberger Ausgabe; die zwey andern hingegen mit Zuſtimmung aller unſerer Handſchriften alteram. Das voranſtehende et erkennen E. A. 3. O. nicht an. Den im Folgenden von unſerm Herausgeber aus der Venetianer Ausgabe der ſämmtlichen Werke Bonaventura's aufgenommenen Zuſatz alteram accidentalem vel acquisitam fanden wir weder in dem Eggeſt., noch in dem Sorgiſchen Incunabeldrucke. Unter den Handſchriften hat ihn bloß T., aber nur zum Theile, indem ſie aliam accidentalem bietet; in O. iſt er in der nämlichen Weiſe am Rande, doch von alter Hand, bemerkt.

S. 76. Z. 9. ff.:

Iuxta quae datum est sibi quadruplex adiutorium, scilicet scientiae, conscientiae, synderesis et gratiae, ex quibus sufficienter habuit, ut posset stare in bono et proficere, et a malo cavere et declinare]

W. und O. nebſt der Eggeſt. und Sorg. Ausgabe leſen iuxta quod. Statt sibi hat W. richtig ei; ebenſo durch Aenderung A. 3. — O. A. 3. und T. mit Zuſtimmung der Sorg. Ausgabe fügen nach scientiae die Bindepartikelt et ein. Anſtatt der falſchen Schreibung synderesis, wenn ſie auch alle Handſchriften und Ausgaben anerkennen, würden wir unbedenklich synteresis (συντήρησις) gegeben haben. S. Hieronym. Comment. in Ezech. L. I. c. 1. Tom. V. pag. 10. col. 2. D. ed. Vallars., Tennemanns Geſchichte der Philoſophie. Bd. VIII. Th. II. S. 532. und Liebners Monographie: Hugo von St. Victor und die theologiſchen Richtungen ſeiner Zeit. S. 340. Da dieſer Ausdruck den Wenigſten verſtändlich ſeyn dürfte, ſo wollen wir Einiges zur Erklärung desſelben beyfügen.

Synteresis vis est,

ſagt unſer Verfaſſer in Compend. theolog. veritat. L. II. c. 51. Tom. VII. p. 763. col. 1. F.,

animae motiva, quae semper nata est figi in superioribus, naturaliter movens et stimulans ad bonum et abhorrens malum; et in istis numquam errat, neque secundum synteresim est peccare.

Der geiſtreiche Gerſon de myst. theolog. specul. L. II. Consid. XIV. p. 373. col. 1. A — B. Tom. III. Operum omn. definirt die synteresis ſo:

Synteresis est vis animae appetitiva suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi monitionem boni, ex apprehensione simplicis intelligentiae praesentati.

Weiter unten bemerkt der nämliche Schriftſteller:

Synteresim autem aliis nominibus appellamus vel habitum practicum principiorum, vel scintillam intelligentiae, ratione cuiusdam suae evolationis et ardoris ad bonum, vel portionem virginalem animae, vel stimulum naturalem ad bonum, vel apicem mentis, vel instinctum indelebilem aut aliquo tali nomine, ut quod est caelum supremum in affectivis potentiis.

Dieſe Stelle enthält offenbar eine Anſpielung auf Bonaventura's Itinerarium mentis in Deum c. 1., wo es heißt:

Iuxta sex gradus ascensionis in Deum sex sunt gradus potentiarum animae, per quos ascendimus ab imis ad summa, ab exterioribus ad intima, a temporalibus ad aeterna, scilicet sensus, imaginatio, ratio, intellectus, intelligentia, apex mentis seu synderesis scintilla.

Vergl. unſern Verf. hier unten S. 78. Ausführlich handelt über die synteresis Albert der Große de homine Tract. I. Quaest. LXIX. Tom. XIX. p. 320. sqq. ed. Lugd. 1651. II. Part. summae theolog. Tract. V. Quaest. XXV. Tom. XVIII.

pag. 156. sq. und Tract. XVI. Quaest. XCIX. Tom. cit. p. 465. u. 468. sq.

S. 86. Z. 5. v. u.: — per omne, per quod poterat in tentationem induci] Das erste per fehlt in A. 3. Das zweyte, welches der Hr. Herausgeber aus einer Incunabelausgabe, welche weder mit Ort, noch mit Jahr bezeichnet ist, aufnahm, bestätigen Alle Handschriften und die Eggest. Ausgabe.

S. 105. Z. 21.: magnum exercitum vitiorum secum trahunt] So alle Codd. mit Ausnahme des jüngsten Aldersbachers, welcher, wie die Eggestein. Ausgabe, fehlerhaft exercitum hat.

S. 119. Z. 12.: incipere esse, creari] Auch diese von Herrn Hefele hergestellte Lesart wird von allen Handschriften und den drey Ausgaben bestätigt. Bloß A. 1. hatte Anfangs creare.

S. 203. Z. 25. f.: Verum, quia extra unitatem fidei et charitatis, quae facit nos filios Ecclesiae et membra, nullus potest salvari etc.] Statt charitatis hätten wir caritatis erwartet, da der Herausgeber in der Vorrede S. V. richtig caritate schrieb. W. u. SN. lassen nos, welches leicht in Gedanken ergänzt werden kann, mit Recht weg.

Da der Herr Herausgeber die Stellen der h. Schrift und der Kirchenväter, auf welche Bonaventura anspielt, sehr sorgfältig nachgewiesen, so hat es uns befremdet, daß S. 80. die merkwürdige Stelle des platonisirenden Hugo von St. Victor über das dreyfache Auge des Menschen unberücksichtigt blieb. Sie findet sich im zweyten Bande der sämmtlichen Werke Hugo's S. 521. Col. 1. C.

Schließlich können wir nicht umhin zu bemerken, daß von Seite der Orthographie auf größere Genauigkeit hätte gesehen werden mögen. S. 1. Z. 6., S. 2. Z. 1. und anderwärts findet man charitas st. caritas; ferner S. 20. Z. 9. u. 10. foetus st. fetus. Während S. 30. Z. 5. assumtionem, S. 30. Z. 16. transumtive und S. 30. Z. 21. transumtivo vorkommt, steht. S. 34. Z. 5. assumptum. S. 22. Z. 10. verbessere man obscurum st. obscursum.

Das Aeußere des Werkchens ist gefällig und verdient alle Anerkennung.

J. G. K.

Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1845. 8. XLVIII, 612 S.

Die Geschichte unserer hochdeutschen Sprache und Litteratur zerfällt bekanntlich in drey große Perioden, in die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche. Die Blüthezeit der mittelhochdeutschen Litteratur während des 12. und 13. Jahrhunderts ist uns durch die Arbeiten ausgezeichneter Forscher in solchem Umfang aufgeschlossen worden, daß wir kaum irgend einen Theil der europäischen Litteratur besser und nur wenige gleich gut kennen. Es lag in der Natur der Sache, daß man sich zuerst an die Höhepunkte der geistigen Entwicklung hielt und erst später an die genauere Durchforschung der weiten Niederungen gieng, die sich zwischen den Gipfeln der mittelhochdeutschen Poesie und dem Hervortreten des Neuhochdeutschen ausbreiten. Je mehr uns aber die Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts zugänglich gemacht wird, um so mehr tritt uns ihre große Bedeutung sowohl für die Geschichte der deutschen Sitte und Denkweise als für die Geschichte unsrer Sprache entgegen. An die Blüthezeit der deutschen Dichtung unter Kaiser Friedrich dem Zweyten schließt sich nämlich unmittelbar eine hohe Ausbildung der deutschen Prosa an. Im Anfang unterscheidet sich die Sprache dieser zum Theil vortrefflichen Prosaiker nur sehr wenig von der unsrer großen mittelhochdeutschen Dichter. Nach und nach aber verläßt sie mehr und mehr das alte Geleise und lenkt merklich den neuhochdeutschen Formen zu, so daß uns in den Denkmälern jener Zeit die deutlichen Anfänge der Sprache vorliegen, die seit dem 16. Jahrhundert die Schriftsprache von ganz Deutschland geworden ist. Wenn demnach die deutschen Prosaiker des 13., 14. und 15. Jahrhunderts auch nicht durch ihren Inhalt das hohe Interesse darböten, das ihnen keiner absprechen wird, der die Predigten des Bruder Berchtold oder die Spekulationen des Meister Eckhart kennt, so würden sie schon um ihrer Sprache willen zu den wichtigsten Quellen unsrer geistigen Geschichte gehören. Noch immer nämlich liegt über der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache ein gewisses Dunkel. Ganz und gar wird sich dieß Dunkel zwar niemals lichten lassen. Daß wir aber auch über das Erforschbare der Sache so Manches noch nicht wissen, daß wir das Verhältniß des Mittelhochdeutschen zum Althochdeutschen besser kennen als das des Neuhochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, hat seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß ein großer Theil der Sprachquellen, in denen wir die Anfänge des Neuhochdeutschen zu suchen haben, bis jetzt noch nicht durch den Druck zugänglich gemacht worden ist. Die Herausgabe der deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, die Hr. Franz Pfeiffer mit vorliegendem Bande beginnt, wird deßhalb eine

wesentliche Lücke in unsrer Kenntniß der deutschen Litteratur füllen. Die Sammlung wird in den nächsten Bänden unter Anderem auch die Werke des Meister Eckhart, Taulers und Seuses liefern. Die Schriften dieser Männer sind bisher theils noch gar nicht gedruckt, theils sind sie zwar veröffentlicht, aber in einer Form, die von ihrer ursprünglichen Gestalt sehr weit entfernt ist. Nur einen sehr kleinen Theil besitzen wir in wirklich brauchbaren Ausgaben des Grundtextes. Durch eine kritische Ausgabe dieser höchst merkwürdigen Anfänge einer deutschen theologischen Speculation leistet demnach Hr. Pfeiffer keineswegs bloß dem Sprachforscher, sondern eben so sehr dem Kirchenhistoriker und jedem, der sich für diese Seite der deutschen Geistesentwicklung interessirt, einen wesentlichen Dienst. Um auch solchen Lesern, die nicht Sprachforscher von Profession sind, seine Ausgabe zugänglich zu machen, hat Hr. Pfeiffer folgenden Weg eingeschlagen. Wie billig, setzt er bey jedem Leser einige Kenntniß der mittelhochdeutschen Sprache voraus. Was aber über die ersten Elemente hinausgeht, alle eigenthümlicheren Formen oder selteneren Wörter, erklärt Hr. Pfeiffer in fortlaufenden Anmerkungen, die er hinter jedem Bande in die adnotatio critica einfügt. Zuletzt giebt er dann noch ein alphabetisches Register aller in den Anmerkungen erklärten Wörter, das den Leser auf die Stelle verweist, wo er das Wort erklärt findet.

Der vorliegende erste Band enthält die Schriften dreyer Männer, des Hermann von Fritslar, des Nicolaus von Straßburg und des David von Augsburg. Die Schriften des Letzten unter den drey Genannten verweist der Herausgeber in einen Anhang (S. 307 ff.), wohl aus zu ängstlicher Berücksichtigung des Titels, den er seiner Sammlung gegeben hat. Denn nicht nur der Zeit, sondern auch dem Werthe nach nimmt Bruder David von Augsburg die erste Stelle ein unter Allem, was dieser erste Band bietet. David von Augsburg war nämlich der Lehrer und späterhin der Begleiter Bruder Berchtolds, des berühmten Predigers. Wie Hr. Pfeiffer (S. XXVIII) nachweist, war er erst im Barfüsserkloster zu Regensburg, dann zu Augsburg Novizenmeister und Professor der Theologie. Sein Geburtsjahr fällt etwa in die Zeit, als Kaiser Friedrich II. zur Regierung kam, gestorben ist er am 15. Nov. 1271 zu Augsburg. Von den vielen schönen Stellen, die diese kleinen Schriften enthalten, hebe ich einige zur Probe aus. Von der Liebe der Christen untereinander sagt er (S. 340, 36): Sleht (schlägt) etewenne von geschiht (von ungefähr) ein hant die andern (alteram), si richet (rächt) sich niht mit widerslahen (dagegen schlagen), si sî denne töbic (sie sey denn unsinnig). Alsô suln sich mit einander halten diu gotes gelider (Glieder) hie mit den tugenden, sô wirt ouch in himele ir aller wünne in allen gemeine, als sie hie gemeine sint gewesen in der minne an liebe und an leide. Ein andermal (S. 323) spricht Bruder David davon, daß wir uns Gottes Einwirkung nicht verschließen sollen. Sô daz venster verschoben ist, sô mac der sunne schîn dar în niht vrîlîchen (frey, ungehindert) gevliezen, sô ist daz hûs kalt unde vinster. Alsô geschiht uns: sô wir daz venster der gehügede (des Denkens) verrünen (verrammeln) mit irdischen schübelen (Strohbündeln) ûzers (äußere) gescheftes übervlüzlîchen, sô enmac (kann nicht) der wâre sunne schîn in unser herze niht milteclîchen gevliezen unde troestlîchen, wan (den) im der vluzganc verleit (verlegt, versperrt) ist, daz er weder daz lieht der lûtern erkantnüsse noch die hitze der gotlîchen liebe dâ în gegiezen mac. Dâ von belîbet ez vinster von unverstandenheit unde kalt von kleiner liebe. En ipse stat post parietem nostrum respiciens per fenestras etc. Din sunne ist ir schînes milte (freygebig mit ihrem Schein), swâ (wo nur immer) si niht irresals (Hinderniß) hât von andern dingen unde dâ man ir den wec nit versetzet. Diese beyden Beyspiele werden genügen, um die klare und eindringende Darstellungsweise des Bruders David anschaulich zu machen.

Den größten Theil dieses ersten Bandes füllt das Heiligenleben des Hermann von Fritslar, eine kurze Geschichte der Heiligen, welche die abendländische Kirche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verehrte, geordnet nach den Heiligentagen und überall durchflochten mit geistlichen Betrachtungen. Die Heidelberger Handschrift, in der sich das Werk erhalten hat, ist unter den Augen des Verfassers in den Jahren 1343 — 1349 geschrieben.

Der dritte Autor endlich, dessen Schriften Hr. Pfeiffer in diesem Bande veröffentlicht, Nicolaus von Straßburg, war ein angesehener und für seine Zeit gelehrter Dominikaner, den im Jahre 1326 Papst Johann XXII. zum Nuncius ernannte. Seine Schriften tragen unter den in diesem Bande mitgetheilten am meisten mystisches Gepräge. In welchem Verhältniß er zu dem tiefsinnigen Meister Eckhart steht, werden wir erst dann recht deutlich überblicken, wenn uns Hr. Pfeiffer im folgenden Band die Werke dieses Mystikers zugänglich gemacht hat.

Was die kritische und exegetische Behandlung betrifft, ist diese Ausgabe der deutschen Mystiker mit demselben Fleiß und derselben Sachkunde ausgeführt, die dem Publikum schon aus den früheren Leistungen des Hrn. Pfeiffer bekannt sind. Einzelne kleine Versehen werden bey jeder so umfangreichen Arbeit nicht zu vermeiden seyn. S. 332, 24 lies: die in got erzeiget hête. Zu S. 338, 24 sollte eigniu dienaerinne erklärt seyn. Im Index ist bey eigene lûte auf 103, 40 verwiesen; dort steht aber nichts. Heißt lewiu S. 263, 5 wirklich lau? Bey solchen für den ungeübten Leser verführerischen Wörtern wie bezennen S. 266, 1 sollte auf die Erklärung (hier 213, 17) aufmerksam gemacht werden, wenigstens scheint mir dieß der ganze Charakter des hier gegebenen Commentars zu fordern. Dergleichen kleine Ausstellungen ließen sich natürlich noch mehr machen, ohne daß dadurch das Verdienst dieser Ausgabe geschmälert würde. Möge uns Hr. Pfeiffer nicht zu lang auf den zweyten Band warten lassen. Denn was den Inhalt dieses ersten im Ganzen betrifft, so hat sich der Herausgeber an die Regel gehalten, das Beste nicht gleich vorwegzunehmen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.
Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Zur Feyer des 81. Jahrestages der k. Akademie hielt, nach einem einleitenden Vortrage des Hrn. Vorstandes, Staatsraths Freyherrn von Freyberg-Eisenberg, Hr. Professor von Lasaulx eine Rede über das Studium der römischen und griechischen Alterthümer. Hierauf las Herr Hofrath von Schubert folgendes

Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

Die Aufgabe, welche ich mir heute gestellt, das Andenken an Henrich Steffens im Kreise unsrer Akademie, deren Mitglied er war, zu erneuern, muß gerade für mich in mehrfacher Hinsicht als eine schwierige erscheinen. Denn abgesehen davon daß ich lebhaft fühle, wie sehr es zu wünschen wäre, daß ein ebenbürtigerer Geist als der meinige ist, das Lob eines solchen Mannes spräche, habe ich auch nie in meinem Leben das Glück gehabt, Steffens von Angesicht zu sehen, obgleich ich seit fast dreyßig Jahren durch Briefe mit ihm in Verkehr gestanden und seit länger als vierzig Jahren in seinen Schriften Belehrung, so wie geistigen Genuß gefunden. Wenn indeß in jenem Sprüchwort einige Wahrheit ist, daß die Liebe beredt mache, dann darf ich es wohl wagen von einem Manne zu reden, dem sich kaum ein Andrer unter uns in dankbarer Anerkennung näher befreundet fühlen kann, als ich.

Steffens nächster, eigentlichster Beruf war der zum Lehrer. Es ist bekannt, wie sehr derselbe geeignet war durch seine ganze Persönlichkeit, am meisten aber durch die Macht seines Wortes, in Schriften wie beym mündlichen Vortrag in jugendlichen Seelen die lebendigste Theilnahme zu wecken, und geistig anregend so wie erhebend auf dieselben zu wirken. Ihm selber war die hohe Gabe eines „freudigen Geistes“ verliehen, der ihn erhielt in jugendlicher Frische bis an sein Ende; das Greisenalter ist ihm gekommen, er hatte es kaum gefühlt und bemerkt; die Lust an einem Leben, welches niemals altert, noch von sterblicher Art ist, ergoß ihre Kräfte in gleichem Maaße in sein ganzes Wesen, als er noch jung und als er hoch betagt war. Für den Einfluß einer solcher Menschennatur, in welcher neben der Fülle der andren Gaben ein freudiger Muth und die ächte Lust am Leben walten, ist das Gemüth der Jünglinge in vorzüglicherem Maaße empfänglich; dieses ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach für das Gefühl der Freude, für den Genuß des Lebens gestimmt und es liegt in der Macht eines Lehrers, dergleichen Steffens gewesen, jenen Bewegungen der jugendlichen Seele die rechte, gesunde Richtung aus dem bloß Sinnlichen heraus nach einem Ziele anzuweisen, welches tiefer gründet und höher raget, als der Lebensgenuß des Leibes. In dieser Hinsicht hat der Fremdling aus dem scandinavischen Norden, welcher schon frühe

unter uns das geistige wie leibliche Bürgerrecht empfangen, sich selber ein Denkmal gesetzt, nicht von Stein oder Erz, sondern ein solches, welches lebt und lange fortleben wird. Nur wenig Schriftstellern und Lehrern der neueren Zeit ist das gegeben gewesen, so wie Steffens, von ihrem frühesten öffentlichen Auftreten an bis zu ihrem späten Ende die Jünglinge in immer gleicher Kraft an sich zu ziehen und gleich ihm für das sie zu begeistern, was er in unveränderlicher Frische ihnen darbot.

Es sey mir erlaubt, hier aus eigner Erfahrung zu reden. Ich war Student in Jena, als im Jahr 1801 die „Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“ erschienen. Dem eigenen Triebe folgend hatte ich mich bis dahin nicht ohne Fleiß und Eifer auf der ebenen Bahn der empirischen Naturwissenschaft fortbewegt; beym Lesen jenes Buches ergriff mich ein Gefühl, ähnlich vielleicht dem eines Mannes, der aus der Ebene, in welcher er geboren worden und aufgewachsen, in die Nähe der Alpen tritt. Ich weiß nicht soll ich sagen ich nahm das Buch oder das Buch nahm, zog mich mit sich dahin auf eine einsame Fußreise durch das Fichtelgebirge, den Thüringer Wald, zu den Höhen des fränkischen Jura, durch den Spessart und Odenwald bis zu den Thälern des Schwarzwaldes. Ich hatte früher auch schon Felsarten und Gesteine von gleicher Art gesehen und gekannt; was Physik, Chemie und Naturgeschichte uns lehren, das war mir nicht fremd geblieben, das aber, was mein stummer und dennoch der Gedankensprache so mächtiger Reisegefährte, jenes Buch mir kund that, das war eine andre Erkenntniß der Natur als die, deren ich damals mich rühmte. Was ich hier beschreiben will, das ist nicht meine Erfahrung allein; es ist die gleichzeitige, so wie spätere, vieler für einen solchen geistigen Einfluß empfänglicher Jünglinge und auch Männer gewesen, welche die Schriften von Steffens lasen oder ihn hörten.

In zweyfacher Weise wird die Welt des äußerlich Erkennbaren ein Eigenthum unsrer wahrnehmenden Seele, unsres erkennenden Geistes. Einmal dann, wenn die Sprache den einzelnen Gegenständen ihren Namen, ihre für die sinnliche Untersuchung ausreichende Beschreibung giebt. Selbst das räumlich Getrennte wie das längst Vergangene müssen alsbald vor dem Gesichtskreis unsres inneren Sinnes als Gedankenbilder sich darstellen, wenn wir es verstehen, dieselben bey ihrem Namen zu nennen, bey ihren Eigenschaften sie anzusprechen. Die äußere Welt der Dinge wird durch die Sprache, vor allem durch die Sprache der Wissenschaft zu einer inneren, unsrer Vorstellung angehörigen. Aber diesem Bild im Spiegel, so treu, so feststehend, gleich wie in Erz gegraben es erscheinen mag, fehlt dennoch der belebende, unser innerstes Erkennen ansprechende Geist, so lange uns an ihm das noch nicht offenkundig ward, was selber von der Natur unsres Geistes, was dem Wesen desselben verwandt ist.

Ein Geschlecht der längst vergangenen Zeiten hat hin und wieder am nordischen Meeresstrand in das Felsengestein die räthselhaften Züge der Runen eingegraben. Ein solcher beschriebener Felsen gewinnt selbst für den Fischer und Jäger, der an ihm vorübergeht, eine Bedeutung, welche die andren Felsen nicht haben; der Beduine der sinaitischen Halbinsel wandert niemals bey den Bergwänden vorüber, an denen jene Inschriften stehen, deren Verständniß uns noch fehlt, ohne durch stumme Geberde seine Ehrfurcht zu bezeugen; er ahnet es, daß diese Schriftzüge von einem Etwas reden, das jeder Menschenbrust heilig ist. So ergehet es dem Freund und Forscher der Natur, wenn ihm der innere wahrnehmende Sinn geöffnet wird für die uralte Sprache der Schöpfung, für jenes dem Werden gebietende Wort, dessen Schriftzüge in alle Dinge der Sichtbarkeit unvergänglich fest eingegraben sind. Denn wie die Magnetnadeln, wenn die Menschenhand sie vom Boden erhebt und ihnen freyschwebende Stellung giebt, nach den Polen der Erde; so deuten alle endliche Dinge auf die Angelpunkte eines uranfänglichen ewigen Daseyns hin, sobald der erkennende Geist sie frey über die Schranken des zunächst nur sinnlichen Erkennens zu erheben vermag. Damit ihm aber dieses Werk des Befreyens, der Erhebung des sinnlich Wahrnehmbaren zur höheren geistigen Bedeutung gelingen könne, muß der forschende Menschengeist selber von der Befangenheit im Niedreren frey geworden seyn; es muß, wie Steffens sich hierüber ausdrückt, „sein Daseyn von

einem Höheren getragen werden, welches des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund ist *)." Und diese Weihe eines wahrhaft religiösen Sinnes, diese Kraft der Begeisterung, welche ihm beständig aus des Lebens frischem Urgrunde kam, war es, was seiner Rede ihre unwiderstehliche Gewalt, ihren anziehenden Reiz, vor allem für die Seelen der Jünglinge gab. So manche seiner vormaligen treuen Schüler sind seitdem Männer mit ergrauendem Haar und von vielfach verschiedener Geschäftigkeit geworden; die Zeit aber hat den tiefen Eindruck nicht verlöschen können, den Steffens auf sie machte, in welchem sie fortwährend den Lehrer verehren, der ihnen, mitten in der Fülle des äußeren Wissens, die Kräfte eines inneren, höheren Wissens nahe brachte; eines solchen, das nicht aufblähet, sondern den Geist demüthig erhält, weil es ihn sein eigenes Wesen einem göttlichen gegenüber erkennen lehrt und ihm zeigt, wie das Leben in uns seine Macht nur aus des Lebens ewigem Urgrund empfange.

Nicht aber nur seinen gewesenen Zuhörern, sondern uns Allen, auch denen, welche niemals in seine persönliche Nähe traten, muß Steffens in seinen Schriften wie durch sein bedeutungsvolles Leben, davon er uns in seinen Denkwürdigkeiten **) das treue Bild hinterlassen, einer liebenden, ehrenden Anerkennung werth erscheinen. Zum großen Theil ist die Geschichte seiner Denkwürdigkeiten zugleich die Geschichte seines Lebens, darum fassen wir von beyden einige Hauptzüge zusammen.

Man schreibt mit Recht der leiblichen Natur, wie der Gemüthsstimmung der Amme, an deren Brust das Kind seine erste Nahrung empfängt, auf das nachmalige leibliche wie geistige Gedeihen von diesem einen entschiedenen Einfluß zu. Nicht minder groß und folgenreich ist der Einfluß, den die Gestalt des Landes, den der Himmelsstrich, dessen Luft der Mensch bey seiner Geburt und in den ersten Jahren seines Lebens athmet, auf die Kräfte und die Richtung seines späteren Lebens haben. Steffens ist in einem Reiche der alten Heldensagen, in dem Lande starker, lebensmuthiger Männer, zu Stavenager in Norwegen am 2. Mai 1773 geboren. Von den nackten Felsen, in deren Mitte der anjetzt nur durch den Häringsfang wohlhabende Ort mit seiner uralten Kirche liegt, war ihm aus frühester Kindheit eine dunkle Erinnerung wie an ein Bild der Träume geblieben. Snorro Sturleson nennt uns jene von kleinen Inseln und Felsenklippen umgürtete Gegend der Küste als einen Schauplatz alter Heldenthaten seines Volkes. Den noch nicht dreyjährigen Henrich führte die Versetzung seines Vaters, welcher Regimentsarzt war, von Stavenager nach dem rauher gelegenen Tronthiem, und auf der Reise dahin zum erstenmale auf das Meer, nach dessen Nähe und Anblick ihm später, als er Jahre lang in der Mitte des Landes wohnte, stets ein Zug des Sehnens blieb. Dort an Tronthiems Klippen wie an der nahe gegenüber gelegenen Insel Munkholmen verstummet niemals, selbst bey stillem Wetter, der Wogenschlag; den Fuß der Felseninsel umschäumt die anbrandende Fluth, auf ihrem Gipfel, den eine alte wohlbefestigte Burg krönt, sammeln sich die Nebel. Da, wo sich an Tronthiem vorüber der breite Meeresarm gegen Ost und Nord weit in das ebene Land hineinzieht, ist ein Heerweg der Ungewitter und Stürme, die vom Meere nach dem Gebirge streichen. Hier auf dem Kampfplatze, wo Hakon Jarl und mit ihm zugleich die Macht des Heidenthums dem Oluf Tryggveson erlag, verweilte Henrich bis zu seinem siebenten Jahre. Er sollte frühe an das Loos des Pilgrims und Fremdlinges auf Erden gewöhnt werden, denn zur Freude der hier, im Lande des langen Winters und der Stürme beständig kränkelnden Mutter, hatte sein Vater eine Berufung nach dem milder gelegenen Helsingör erhalten.

*) Was ich erlebte, Bd. I. S. 61. „Ich bedaure die Menschen, deren Daseyn von keinem höheren getragen wird. Dieses ist des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund und wer ihn verloren hat, von dem muß man sagen, daß er umgeht wie ein hohles Gespenst, seine Welt ist todt, sie ist sein Grab geworden; es schlägt kein Herz in seiner Brust."

**) Der eigentliche Titel heißt: „Was ich erlebte" B. 1. bis 10.

Steffens gehörte zu den geistig frühe reifenden Kindern. Schon in seinem vierten Jahre konnte er lesen; jene Keime der höchsten geistigen Art, welche seine fromme hochgebildete Mutter, die aus einer der angesehensten Familien des Landes stammte, in sein Herz legte, hatten hier zeitig Wurzel geschlagen. Das, was alle späteren Schulen, was die Wissenschaft, was der Verkehr mit der Welt ihm nicht geben konnte, das Beste, was der Mensch auf Erden gewinnen mag, hatte der Knabe von dieser Mutter empfangen, welche ihre Kinder in der rauhen, vom Wasser gefährdeten Umgegend von Trondhiem fast nie aus der Haft ihrer häuslichen Pflege oder der geleitenden Obhut entließ. Er war mit ihr und sie mit ihm in jene Wüste des nordischen Meeresstrandes geführt worden, damit hier in tiefer Stille ein Werk des Geistes beginnen könne, das an ihm im Verlauf des Lebens so kräftig hinausgeführt worden ist.

In Helsingör trat Henrich zum ersten Mal, wenn auch nur in vorbildlicher Weise, in den öffentlichen Verkehr mit Menschen, — in die Welt ein. Wenn die Zeit des täglichen Besuches der deutschen und ein Jahr später der lateinischen Schule vorbey war, da nahm der rüstige Vater die Knaben mit sich, hielt sie zur leiblichen Bewegung, vor allem zum Schwimmen im Meere an, mit dessen Element er, der seine früheste Jugend in einer der amerikanischen Insel-Colonien zugebracht, befreundet war. Die Lage des Ortes, an der Gränzscheide zweyer Meere, macht die Rhede von Helsingör zu einem Sammelpunkt des Verkehres der Völker so wie der Thierwelt der Ostsee und Nordsee. Henrich, dem der Vater es nicht verwehrte, mit den Fischern in ihren Booten selbst bey stürmischem Wetter weit hinaus zu fahren in das Meer, gieng hier bey der Natur, deren beredter Ausleger er zu werden bestimmt war, selber in die Schule; bald machte er sich mit allen Fischen, Crustaceen und Mollusken seines Nachbarmeeres bekannt und lernte dieselben wenigstens in der Sprache der dortigen Seeleute unterscheiden; der öftere Anblick von Schiffen aus den verschiedensten Ländern der Erde ward für ihn ein ganz eigenthümlicher, lebendiger Elementarunterricht in der Völker- und Länderkunde. Aber diese Uebungen und Beschäftigungen, welche einen Theil seiner freyen Stunden dahinnahmen, hemmten keineswegs den Fleiß und Eifer, welchen er dem Unterricht der Schule zuwendete, deren Rector damals Treskow, ein trefflicher Gelehrter war. In dem Gebiet der Erkenntnisse, welches jener Unterricht ihm aufthat, ahnete er schon frühe das Mittel, welches uns zur näheren Genossenschaft an dem gemeinsamen Werk der Weisheit alt vergangener so wie der fortlebenden Zeiten geschickt macht. Folgenreich für sein späteres Leben und Wirken war es auch, daß die kleine Büchersammlung seines Vaters mehrere, zum Theil klassische Werke deutscher Schriftsteller enthielt, deren Sprache, zunächst wohl unter der väterlichen Anleitung, er bald verstehen lernte und lieb gewann.

Nach sechs Jahren kam der Vater abermals an einen andren Ort; er wurde als Arzt zu einem Regimente in Roeskilde versetzt. Von der einst so gepriesenen Herrlichkeit dieser vormaligen Residenzstadt der Könige des Landes hat sich kaum noch etwas andres erhalten als die mittelalterlich prachtvolle Domkirche mit den Grabstätten eines längst ausgestorbenen Herrscherstammes. Im Vergleich mit Helsingör herrscht da eine Stille, gleich wie der Gräber. Der Meeresarm, welcher in früheren Jahrhunderten vom Kattegat herein bis an die Stadt führte, hat sich weithin dem Verkehr der Schifffahrt verschlossen; Sand und Moorgrund breiten sich über einen Theil seines ehemaligen Bettes aus; der Erwerb der Bewohner von Roeskilde bestehet vorzugsweise im Feldbau und in der Viehzucht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.
Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes

Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Aber gerade diese ländliche Stille, diese Abgeschiedenheit des von waldigen Hügeln umgebenen Ortes mit seinen Erinnerungszeichen an eine mächtige, hochstrebende Vorzeit hatte für das Gemüth des Knaben einen ganz eigenthümlichen Reiz; Steffens zählte die beyden Jahre, die er in Roeskilde verlebte, zu den genußreichesten, glücklichsten seines Lebens. Wohl schien es hier, als könne der Erfüllung des sehnlichen Wunsches seiner Mutter und der Hoffnung mehrerer der ansehnlichsten Verwandten nichts entgegenstehen, daß Henrich ganz dem geistlichen Stande sich widmen möge, da seine Entwicklung eine Richtung nahm, von welcher man dafür hielt, daß sie ganz den künftigen Theologen bezeichne. Denn außer den eifrigen, erfolgreichen Beschäftigungen mit jenen Arbeiten der Schule, auf welche die wissenschaftliche Bildung des Theologen sich gründet, zog ihn die Kirchengeschichte und alles das, was in das Gebiet der religiösen Forschung und Belehrung gehört, so mächtig an, daß er der ersten Regung des künftigen inneren Berufes zum Schriftsteller nachgebend, Aufsätze von verwandtem Inhalt niederschrieb, welche in Verbindung mit kleinen Gedichten und Erzählungen den Stoff zu einem Wochenblatt bildeten, das, freylich nur in zierlichen Abschriften, unter den Bewohnern von Roeskilde einen Kreis von Lesern fand. Dennoch blieb, nur wenig bemerkt von den Verwandten und Bekannten, Henrichs innigste Neigung dem stillen Umgang und der Anschauung der Natur zugewandt. Die Umgegend von Roeskilde theilet mit den fruchtbaren waldigen Länderstrichen der norddeutschen Ostseeküste einen Reichthum und einen Reiz der Natur, durch die sich öfters der aus Süden kommende Reisende überrascht und seine Erwartungen weit übertroffen siehet. Solche Waldungen der Buchen, einen solchen hohen kräftigen Wuchs der Eichen sucht man in südlicheren Gegenden vergebens; auch die Pflanzenwelt von kleineren Formen ist hier so reich an Arten, so kräftig strotzend in der Fülle ihrer Blätter und Blüthen, wie man sie nirgends in den Ebenen des mittleren Deutschlands und noch weniger in den unter gleicher Breite liegenden östlicheren Binnenländern findet. Reich, wie diese Pflanzenwelt, ist die dort einheimische so wie vorüber wandernde Thierwelt. Die Züge der Kraniche wie der Störche, die Heerschaaren der Drosseln und der kleineren Singvögel nehmen im Frühjahr und Herbste, nur zum Theil ungesehen, ihren Weg über diese Küstengegenden hin; im Winter, wenn das Eis die Seen, wenn der Schnee die beerentragenden Gebüsche bedeckt, dann kommen dorthin in Menge die geflügelten Bewohner des höchsten Nordens, welche bey uns zu den seltneren Erscheinungen gehören. Wenn diese Wintergäste scheiden, dann stellt sich mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit der dort einheimische Kranich ein, welcher, tanzend am Boden, mit aus-

gebreiteten Flügeln leichte Gegenstände mit dem Schnabel emporwerfend, die Lust des Lebens und das Gefühl der Freude ausdrückt über die Heimkehr zu der Nähe des Nestes, das er listig zu verbergen weiß, während die Schaar der Störche fast auf jedem Hüttendach der Dörfer das ihrige zur Schau ausstellet. Wenige Wochen nachher wird jedes Gebüsch, jeder Theil des Waldes zu einem Concertsaale der Natur, in welchem die Nachtigall ihre Lieder, der goldgelbe Pirol seine flötende Stimme vernehmen lässet, während aus der Tiefe des Forstes der Gesang der Musikdrossel weithin vernehmbar hervorhallet. Mitten unter den kräftigen Gestaltungen und Stimmen der lebenden Wesen wird die theilnehmende Aufmerksamkeit des Freundes der Natur in diesen Küstengegenden durch jene mächtigen Felsenblöcke angezogen, welche in unbekannter Zeit und durch unbekannte Ereignisse der Natur aus dem weit abgelegenen Norden der skandinavischen Urgebirge hieher geführt und auf dem fremden Boden zerstreut wurden. Wechselnd wie die Gestalten des Gewölkes, das an dem unverändert festen Gipfel des Gebirges hängt, gehen an diesen steinernen Denkmalen einer Urgeschichte der Erdveste die Erscheinungen des Lebens vorüber; abgeschlossen und vorläufig zu ihrer Ruhe gekommen stehet jene Urgeschichte in ihren Werken da, während das Werk des organischen Lebens, in Hoffnung einer Vollendung, im Geiste des Menschen immer von neuem vergehet und wieder entstehet. Allerdings glich jener Zustand, in welchem sich damals Henrich der Anschauung und dem Genuß der ihn umgebenden herrlichen Natur hingab, mehr einem Traum, als einem klaren selbstbewußten Forschen; dennoch bildete sich vornämlich dort in dem ihm unvergeßlich gebliebenen Roeskilde jene Stimmung seines Gemüthes, welche später in seinen Lehrvorträgen wie in seinen Schriften eine herrschende geworden ist: jene Stimmung, die sich nicht nur als eine poetische in gewöhnlichem Sinne, sondern als eine andächtige bezeichnen lässet, weil sie auf dem Gefühl des Naheseyns eines göttlichen alldurchdringenden Waltens in der Natur beruhete.

Neben jener sinnig poetischen Auffassung der Natur machte sich jetzt in Steffens auch die mathematische geltend. Krügers Naturlehre zog ihn durch ihren Inhalt in unwiderstehlicher Weise an; das, was darin von Neutons Gravitationslehre erwähnt ist, führte ihn in das Studium der Geometrie ein, wozu ihm, da der Unterricht in der lateinischen Schule keine Gelegenheit darbot, einige Lehrbücher die Anleitung geben mußten. Auch bey den Lehren über Magnetismus und Electricität gieng ihm zwar großentheils die Anschauung ab, desto mehr regten ihn aber jene Lehren zu einem tiefen Nachsinnen über die zuletzt nur von einem allgemeinen Grunde des Bewegens ausgehenden Naturkräfte an. Weder die Verwandten noch die Jugendgenossen hatten für diese stillen meist innerlichen Beschäftigungen des künftigen Naturforschers einen Sinn; dieser trug wie ein Geheimniß die Keime seiner nachmaligen wissenschaftlichen Entfaltung in sich, welche durch die Abgeschlossenheit nach außen nur desto lebenskräftiger und selbständiger wurden.

Der Vater war, seinem eigenen Wunsche gemäß, von Roeskilde nach Copenhagen versetzt worden. Hier beschäftigte sich Steffens zunächst mit jenen Studien der Schule, durch welche der jugendliche Geist am tüchtigsten für die Leistungen der Universität und des Lebens überhaupt vorbereitet wird. Daß er dieses mit Fleiß und glücklichem Erfolg gethan, bewies das höchst ehrenvolle Zeugniß, mit welchem er drey Jahre später nach bestandener Prüfung an die Universität entlassen wurde. Noch immer und zwar in gesteigertem Maaße blieb ihm jedoch in freyen Stunden die Beschäftigung mit der Natur eine Hauptaufgabe seines Lebens, und während das Lesen des ersten Bandes von Büffons Naturgeschichte ihn auf ein Meer der unsicheren, obwohl für die jugendliche Phantasie mächtig anreizenden Hypothesen führte, gewährte Linné's System der Natur seinem Triebe zum Erkennen einen festeren Boden. Als er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit den reichen Stoff, den das Linne'sche Werk darbietet, sich anzueignen suchte, bemerkte er freylich bald, daß ihm zum Bewältigen jenes Stoffes noch etwas Wesentliches abgehe. Für den Anfänger und Autodidacten in der Naturgeschichte gleicht ein Werk jener Art in seiner meisterhaften Kürze und in seiner gleichsam hieroglyphischen Darstellungs-

weise dem Handwerksgeräthe eines Kunstverständigen, das für den Lehrling erst dann die rechte Bedeutung und Geltung empfängt, wenn der Meister ihm die Handgriffe der Benutzung zeigt. Erst dann, als die mündlichen Vorträge, welche Wahl, dieser ausgezeichnete Schüler Linne's, über Botanik und Zoologie hielt, Farbe und Leben in die Umrisse der systematischen Beschreibungen brachten, ward es dem Jünglinge klar, daß, wie er hierüber sich ausdrückt*), „neben den wissenschaftlichen Schriften eine lebendige Tradition hergehe; daß die Geistesschätze nur durch diese sich dem Forscher fruchtbringend ergeben.“ Vor allen andren Gebieten der Naturgeschichte fühlte sich übrigens Steffens schon damals von dem der Geologie und Mineralogie angezogen. Die Felsengesteine und ihre buntfarbigen Geschiebe waren ihm als Kind an Norwegens nordischem Meeresstrand eine Ergötzung der Augen, ein Spielwerk der Hände gewesen; sie wurden später dem Jüngling ein Stoff des wißbegierigen Forschens und blieben noch dem gereiften Manne wie dem Greise ein Lieblingsgegenstand der tiefer gründenden Betrachtung.

Das erste Halbjahr an der Universität gewährte dem Jüngling eine ungesuchte Gelegenheit, sich selber neben dem aufmerksamen Hören der öffentlichen Vorträge im Lehren zu üben. Eine Anzahl dürftiger Studenten, denen die Mittel fehlten einen Repetenten zu bezahlen, der nach dortiger Sitte sie für die halbjährige Prüfung vorbereiten konnte, versammelten sich um ihn, und diesen wiederholte er täglich den Inhalt jener sieben Vorlesungen, welche im ersten Semester gehört werden mußten. Er selber hatte hierbey am meisten gewonnen, dieß bewies die Prüfung, die er am Ende des Halbjahres mit so glänzendem Erfolge bestund, daß sein Name, mit rühmlicher Anerkennung seines Fleißes, in öffentlichen Blättern genannt zur Kunde des ganzen Landes kam. Uebrigens hatte er sich nicht wenig Gewalt anthun müssen, um diesen Preis zu erringen, denn die damalige Lehrart in dem Gebiet der sogenannten philosophischen Studien pflegte den jugendlichen Geist großentheils durch dürre Stätten zu führen, in denen er nirgends Nahrung und Erquickung fand. Für diesen Zwang hielt er schon im zweyten Halbjahr sich schadlos, indem er jetzt ungehemmt jenen Studien sich hingab, für welche er den dringendsten innern Beruf fühlte. Der Physiker Kratzenstein, ursprünglich ein Deutscher, dessen mündliche Vorträge ein komisches Gemisch von Deutsch und Dänisch, dabey nach der Weise der damaligen deutschen Universitätsprofessoren mit Spässen für die Mehrzahl der Zuhörer gewürzt waren, fand an ihm nicht bloß den lehrbegierigsten Zuhörer, sondern einen thätigen Gehülfen bey seinen Experimenten, und mit nicht geringerem Eifer gab sich der Jüngling der ernsten Beschäftigung mit andren Gebieten der Naturlehre und Naturgeschichte hin. Die ökonomischen Verhältnisse des keineswegs ökonomisch gesinnten Vaters, der nach dem Tode seiner treuen einsichtsvollen Lebensgefährtin auf sein eigenes Nachsuchen nach Rendsburg versetzt war, hatten indeß in Henrichs Universitätsleben eine Unterbrechung hervorgebracht, welche jedoch nur von kurzer Dauer war, da der Bruder seiner Mutter, der treffliche Arzt Bang, sich der Unterstützung des vielversprechenden Neffen aufs Kräftigste annahm. Obgleich jener väterliche Freund nicht wenig beunruhigt ward, als Steffens sich gegen ihn erklärte, daß er sich nicht der Theologie, sondern ganz der Naturwissenschaft widmen wollte, wobey nach der Ansicht des Oheims so wenig Aussicht zu einer künftigen Versorgung war, blieb dennoch das freundliche Verhältniß der beyden ungestört. Henrich war indeß als Repetent und Privatlehrer thätig, erwarb sich durch seine Arbeiten in Zeitschriften eine vielseitige Anerkennung und was vor allem für seine weitere wissenschaftliche Ausbildung von bedeutenden Folgen war, das Vertrauen einer Privatgesellschaft, die sich die Erweiterung einer naturgeschichtlichen Erkenntniß des heimathlichen Landes und seiner Küstengegenden zu ihrer Aufgabe gemacht hatte. Diese Gesellschaft ertheilte dem 21jährigen Jünglinge den Auftrag, Norwegen zu bereisen, um das dortige Gebirge in geologischer und mineralogischer Hinsicht zu durchforschen, so wie zugleich am Land und im Meere naturgeschichtliche Gegenstände zu sammeln. Nach der mühsamen Arbeit eines ganzen Sommerhalbjahres fand Steffens seine Aufgabe, vor allem

*) Was ich erlebte I. S. 302.

den geologischen Theil derselben so wenig gelöst, daß er den Entschluß faßte, vor der Hand nicht nach Copenhagen zurückzukehren, sondern nach Deutschland zu gehen. Er hatte erst jetzt recht gefühlt und erkannt, wie viel ihm noch fehle, um sich als Geognost von Profession brauchen zu lassen; die Sammlungen jedoch, die er namentlich an Seethieren gemacht hatte, waren so gut ausgefallen, daß ihre Sendung nach Copenhagen eine hinreichende Entschädigung gewähren konnte für den sehr geringen Aufwand, den seine Freunde für ihn zu dieser Reise gemacht hatten. Freylich gab es mancherley Gründe, die ihn von dem Gedanken einer Auswanderung in das fremde Land abschrecken konnten. Er war zwar des Verständnisses der deutschen Sprache so weit mächtig, daß er nicht nur die Schriften ihrer Klassiker lesen, sondern selbst kleine Gedichte in derselben zu schreiben vermochte, aber mündlich in ihr sich auszudrücken, das wollte ihm nur mit Mühe gelingen. Ueberdieß fand er sich zu Bergen, von wo er die Rückreise antreten wollte, fast ganz ohne Geld, und überhaupt bestund sein ganzes eigenes Vermögen nur in jener nicht unansehnlichen Bibliothek und Naturaliensammlung, auf deren Anschaffung er seit mehreren Jahren alle seine Einnahmen als Repetent, als Privatlehrer und als Mitarbeiter an Zeitschriften verwendet hatte. Jene Sorge, welche am schwersten lasten mochte, die wegen der äußeren Mittel zur Reise, wurde dadurch gehoben, daß ein reicher wohlmeinender Freund in Bergen ihm eine Summe Geldes und eine Anweisung an ein Handelshaus in Hamburg aufdrang, wohin Steffens spät im October mit einem Kauffahrteyfahrer abzugehen sich entschloß. Seine norwegische Sammlung nahm er mit sich; diese sollte seiner Absicht gemäß von Hamburg nach Copenhagen gesendet werden. Er hatte bis dahin aus eigner Erfahrung das Meer nur als ein Schatzhaus für seinen Trieb zu sammeln und zu forschen, als einen friedlichen Nachbar kennen gelernt, der ihm manche Erquickung der Sinne, manche Uebung der jugendlich kühnen Kräfte gewährte; dem Naturforscher geziemte es, daß er auch mit den Schrecknissen dieses gewaltigen Elementes bekannt werde. Die Seefahrt von Norwegen nach der Elbmündung in der letzten Hälfte des Octobers und in der ersten Hälfte des Novembers bey anhaltend stürmischem Wetter, mit einem unwissenden Capitän von brutaler Gesinnung, war eine der peinlichsten, welche man in jenen Meeresgegenden machen kann. Steffens, obgleich kein geborener und für dieses Gewerbe gebildeter Seemann, erkannte allein die Irrgänge des Schiffes nach Westen zu den Klippen der schottischen Küste hin und das Vorrücken desselben nach der deutschen Nordseeküste; aber auch diese Einsicht so wie die Warnungen, die aus ihnen der Capitän hätte entnehmen können, vermochten es nicht, das Scheitern des Schiffes an der Elbmündung zu verhindern. Henrich hatte zuletzt als Matrose mitgearbeitet; nur auf die Rettung des Lebens all seiner Gefährten sinnend hatte er nicht auf die seines kleinen Eigenthumes gedacht; mit dem Schiff zugleich war seine Sammlung, waren ihm Kleider, Wäsche und Anweisung zu Grunde gegangen; er selber nebst den Unglücksgefährten, die mit ihm im kleinen Boot aus dem Schiff sich retteten, durch eine vorbeysegelnde Fregatte ans Land gebracht kam in einem fremden Ueberrock, der die schlanken Glieder des Jünglinges weit schlotternd wie ein Bademantel umhüllte und mit einer Baarschaft, die nur für wenige Tage zum Unterhalt ausreichend schien, in Hamburg an. Die Beweise von zuvorkommender Menschenfreundlichkeit und von Vertrauen, welche er hier als armer Fremdling und dann als Kranker von ganz Unbekannten empfieng, sind ihm für sein ganzes späteres Leben ein Mittel zur Bekräftigung des Lebensmuthes und jener festen Hoffnung geworden, welche niemals zu schanden werden läßet.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.
Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 20. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Der Kaufmann, an welchen die mit dem Schiffe zu Grunde gegangene Anweisung gestellt war, hatte zwar die Summe, auf welche dieselbe lautete, ohne sich zu bedenken, ausgezahlt, aber diese Gabe aus Freundes Hand war nur hinreichend, die Bedürfnisse des mehrmonatlichen Aufenthaltes in Hamburg zu decken. Nach Copenhagen umzukehren, das widerstrebte jetzt, nachdem auch die dorthin bestimmte Sammlung verloren gegangen, Steffens innerstem Gefühl; er meldete den Freunden sein Unglück und bat sie, bald möglichst durch Verkauf seiner Bibliothek und seiner Sammlungen ihm die Mittel zu verschaffen, in Deutschland sich einen Weg der weiteren Ausbildung und zugleich des äußeren Unterhaltes zu eröffnen. Was jedoch ihm das Wasser nicht genommen, das sollte das Feuer verzehren. Die Freunde in Copenhagen hatten mit der Vollziehung des Auftrages gezögert; ein Brand, der in der Nachbarschaft ausgebrochen, ergriff auch das Haus, darin Steffens kleines, doch nicht werthloses Eigenthum sich befand, Niemand beeilte sich mit der Rettung; es gieng ihm Alles verloren. Er sollte, dieß lernte er nachmals verstehen, durch einen Umweg nur desto sicherer und fruchtbringender zu dem Ziele geführt werden, nach welchem sein Sehnen und die Richtung des inneren Berufes ihn hinwiesen. Ihm war in der jenesmaligen Noth kein andrer Ausweg geblieben, als statt nach Süden wieder gen Norden nach Rendsburg zu gehen, zu dem selber unter der Last der Schulden und der Entbehrungen gebeugten Vater, dem es eine Lust und Freude war, mit dem geliebten Sohne das zu theilen, was sein armes Hauswesen vermochte. Das, was dort dem äußeren Leben abgieng, das ersetzte in vollem Maaße das innere, welches, von der treuen aufopfernden Liebe des Vaters so wie der Geschwister gepflegt, in der stillen Zurückgezogenheit sich ungewöhnliche Kräfte sammelte. Ein Jahr lang hatte dieses verborgene Leben gedauert; durch eine Uebersetzung von Willdenows Kräuterkunde ins Dänische, welcher ein Abriß von Dänemarks Flora beygefügt war, hatte sich Steffens die belobende Theilnahme mehrerer ausländischer Litteraturzeitungen erworben und hierdurch von neuem die Aufmerksamkeit und Beachtung seiner Landsleute auf sich gezogen; sein väterlich freundlicher Lehrer Wahl ermahnte ihn, sich an der Universität Kiel als Privatdocent zu habilitiren und begleitete den wohlmeinenden Rath mit der That, indem er ihn durch kräftig empfehlende Briefe bey einigen der vielvermögendsten Häupter der Universität einführte. Unter diesen vor allen war der berühmte Entomolog Fabricius bereit, dem jugendlichen Talent des Empfohlenen, der gleich nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen sein volles Zutrauen gewann, den Eintritt in die neue

Laufbahn zu erleichtern. Steffens wurde zum Privatdocenten der Naturgeschichte ernannt; er versah als solcher, während Fabricius ein Jahr lang in Paris abwesend war, dessen Stelle. Eines ähnlichen Zulaufes und Beyfalles der Zuhörer mögen sich die Vorträge nur weniger Privatdocenten zu erfreuen gehabt haben, als die, welche jetzt der fremde des Deutschen noch nicht einmal vollkommen mächtige Jüngling begann. Die Gesammtzahl der Studirenden an der Universität Kiel betrug kaum dreyhundert, von diesen nahmen siebenzig bis achtzig an einer Vorlesung Antheil, deren Gegenstand für die meisten von ihnen ganz außerhalb dem Kreise des sogenannten Brodstudiums lag. So wie als Lehrer im mündlichen Vortrage, versuchte Steffens auch als Schriftsteller in deutscher Sprache aufzutreten; er gab im Jahr 1797 seine erste deutsche Schrift „über die Mineralogie und das mineralogische Studium“ heraus. Für die damalige Zeit war mitten unter dem Altbekannten in jenem kleinen Buche so mancher eigenthümliche Gedanke, so manche geologische Andeutung enthalten, daß dieselbe auch bey Männern vom Fach in Deutschland nicht unbeachtet blieb, und namentlich den berühmten Charpentier sehr günstig für ihren Verfasser stimmte, dessen Name zwar nicht auf dem Titel genannt, bald aber durch Zeitschriften, vor deren Forum das Buch Gnade und Gunst fand, bekannt wurde. Im Allgemeinen legte man damals in Dänemark einen großen Werth darein, daß ein Gelehrter des Landes durch ein deutsches Werk mit den Gelehrten Deutschlands, namentlich in einem Gebiet, darin sich diese besonderen Ruhm erworben, sich zu messen versuche. Dieses und vor Allem der gute Ruf, den sich Steffens als Universitätslehrer, so wie durch seinen wohlthätigen sittlichen Einfluß auf die Studirenden in Kiel erworben, bewirkte in Copenhagen eine solche Stimmung zu seinen Gunsten, daß ihm ohne sein besonderes Bemühen ein nicht unbedeutendes Reisestipendium für das Ausland zugesichert wurde. Erst jetzt war die rechte Stunde gekommen zum Auslauf nach dem Ziele, das ihn seit Jahren gleich einer Regung des Instinktes nach sich hingezogen. Hätte Steffens, wie sein Wunsch war, schon im Spätherbst 1794 statt jetzt im Frühling 1798 die Mittel gewonnen nach Deutschland zu reisen, dann würde er die Quelle noch nicht eröffnet gefunden haben, deren nährendes Gewässer den Keimen, die in ihm lagen, so zuträglich, so unentbehrlich war; die ganze Gestaltung seines wissenschaftlichen Strebens wie seines äußeren Familienlebens hätte eine andere Richtung genommen.

Jene Mitte von Deutschland, in welcher sich damals ein neu erwachendes geistiges Leben am kräftigsten regte: Weimar mit dem benachbarten Jena, war der erste und nächste Zielpunkt seiner Reise. Göthe, nach der ihm eigenthümlich verliehenen Gabe, verwandte Kräfte zu erkennen und dieselben an sich zu ziehen, trat nach kurzer Zeit in ein wahrhaft väterlich sorgendes, anregendes Verhältniß zu ihm; Fichte, A. W. Schlegel und mit diesen die andren jenesmaligen Notabilitäten der Hochschule von Jena nahmen den jungen Nordländer freundlich als einen geistig Angehörigen in ihre Mitte auf; am wichtigsten jedoch, am einflußreichsten wurde für Steffens die nähere Verbindung mit Schelling, der gerade in diesem Jahre zuerst als Universitätslehrer in Jena auftrat. Galilei und Kepler, die in verschiedenen Ländern, entsprossen aus verschiedenen Stämmen der Völker, zu der Arbeit an einem und demselben Bauwerk des Erkennens berufen waren, fanden sich, weil der unmittelbarste Vereinigungspunkt ihrer Werkthätigkeit noch im fern Verborgenen lag, nur durch den vermittelnden Weg des Briefwechsels zusammen; Steffens aber hatte das Glück mit dem Manne, dessen gewaltiger Umfang des Erkennens der ergänzende, vermittelnde, freundschaftlich verwandte Pol seines eigenen Erkennens werden sollte, schon in seiner Jugend wie noch einmal gegen Ende seines Lebens in persönlich nahe Gemeinschaft zu treten. So wie diese beyden sich gegenseitig verstunden, begriff kein Anderer das, was sie eigentlich erstrebten und wollten; es war ein Bund der Geister geschlossen, welcher in der Geschichte der tiefer gründenden Erkenntniß der Natur den Beginn eines neuen, bedeutungsvollen Zeitraumes bildet.

Das Reisestipendium, welches Steffens von seinem vaterländischen Ministerium empfangen hatte,

war ihm zunächst für seine weitere Ausbildung im Gebiet der Mineralogie und Geognosie bestimmt worden. Nicht dieses allein, sondern zunächst die eigene innere Neigung führte ihn jetzt nach Freyberg in die Schule des größesten Meisters in jenem Reiche der Wissenschaft: zu Werner. Die vorhin genannte Schrift von Steffens über Mineralogie, so wie ein eben damals erschienener Aufsatz desselben in Schellings Journal für speculative Physik, „über den Oxydations- und Desoxydationsproceß der Erde," waren dem jungen Nordländer als kräftige Empfehlung in den Kreis der Männer, in welchen er jetzt eintrat, vorausgegangen. Vor allem fühlte sich Steffens durch Werners Persönlichkeit so wie durch die geistige Kraft und Klarheit angezogen, mit welcher dieser seltene Mann den Kreis seines Erkennens bis ins Kleinste hin durchdrang und beherrschte. Hier in Freyberg war es auch, wo Steffens seine Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde ausarbeitete. Er selber sagt: „Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, das bildete das Grundthema meines ganzen Lebens *)." Dieses Thema aber war nach einer andren Aeußerung von ihm kein andres als „die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit" (nicht aufgedrungenen Naturnothwendigkeit) „in der großartigen Entwicklung des Alls zu verfolgen. **)" Daß auf einige Theile des Inhaltes jener Schrift, namentlich auf die Idee von der polarischen Scheidung des Steinreiches in eine Kiesel- und Kalkreihe, Werners geniale Entwicklung der Formationssuiten von anregendem Einfluß gewesen, erscheint unverkennbar.

Eine Fußreise durch Böhmen und Franken an den Rhein, im Geleite eines Freundes, der nach Paris zu gehen im Begriff war, machte auf Steffens einen zwar sehr erheiternden, dabey aber schnell vorüber gehenden Eindruck. Desto tiefer griff in die ganze Geschichte seines Lebens die Bekanntschaft mit der Familie des Kapellmeisters Reichard ein, dessen Tochter bald nachher seine Gemahlin

*) Was ich erlebte B. IV. S. 286.

**) Ebendaselbst S. 289.

wurde, welche in seltener Einigkeit des Geistes und Gemüthes Freud und Leid bis zu seinem Ende mit ihm getheilt hat.

Zunächst war es jetzt ein Gefühl der dankbaren Verpflichtung, was ihn nach seinem Vaterland zurückführte. Vor Andren erkannte dort der geistreiche für des Landes Wohl treulich besorgte Minister, Graf Schimmelmann, Steffens außerordentliche Gaben und seinen Beruf zur geistigen Anregung der Jugend an; er wollte ihn vorläufig durch eine Pension für Dänemark erhalten. Aber Steffens galt neben Schelling als der Mitbegründer einer Philosophie, welche in dem damaligen Schlummerzustand, darin die Weltweisheit der Schulen befangen lag, noch viel beschwerlicher eingriff als die Speculation von Fichte. Die Anhänglichkeit an das Sinnliche liegt nach allen Richtungen hin tiefer in der menschlichen Natur, als wir dieß anzuerkennen pflegen; nur das erwachte geistige Leben macht uns von jenen Banden frey, indem es uns mit seiner verklärenden, neu gebärenden Kraft mitten in der Welt des sinnlichen Scheines das Erkennen und die Kräfte eines Seyns nahe bringt, das nur in unsrem Innern seine rechte Gestalt gewinnen kann. Es ist nicht die Lust, die feinere oder gröbere, nicht die Liebe des Sinnlichen allein, darinnen die Menschennatur einen scheinbaren Frieden findet, dessen Störung durch die Stimme eines Predigers in der Wüste sie mit Unwillen empfindet, sondern auch jener Kreis des Erkennens, den der Mensch durch seine natürliche Kraft aus dem Boden des Sinnlichen sich erzeuget, erscheint ihm so ausreichend und befriedigend, daß er nur mit Widerstreben die Anforderung vernimmt, sich über denselben zu erheben. Mit einer solchen ganz bestimmten Anforderung trat aber die deutsche sogenannte Naturphilosophie in Schelling und Steffens *) hervor. Es ist diesen beyden Männern in der weiteren Entwicklung ihrer Philosophie wie ihres Lebens gelungen, das Ziel klar der Welt vor Augen zu legen, das ihnen gleich anfangs bey ihren tieferen Forschungen vor der Seele schwebte;

*) Freylich nicht so allgemein in den Andren, welche später Naturphilosophen genanut wurden.

sie haben eine Sicherheit des Erkennens gesucht und gefunden, welche nicht aus der Anschauung des Sinnlichen, nicht durch eigene natürliche Kraft gegeben werden kann, sondern welche ihre Klarheit so wie Bekräftigung durch ein Licht empfängt, das aus der Tiefe eines höheren, göttlichen Daseyns als ein geoffenbartes hervorbricht. Nur in diesem Kreise des Erkennens wird die eigentliche Befriedigung jenes Sehnens in uns, das nach Gewißheit ringet, gefunden; nur hier bestehet der wahre, ewige Frieden des äußeren und inneren Menschen; des sinnlichen wie des geistigen Erkennens, denn in ihm findet sich das vergängliche von dem unvergänglichen Seyn vollkommen durchdrungen, ja in diesem aufgelöst; es gehet von dort ein Licht und lebendiges Bewegen in alle Regionen des Wissens und Wahrnehmens aus.

Obgleich die Sprache der gleichsam algebraischen Figuren, in denen die Naturphilosophie bey ihrem Auftreten sich aussprach, den in dem logischen Einmaleins befangenen Zeitgenossen großentheils unverständlich war, ahneten diese dennoch hinter jenem Geheimniß verborgen eine Richtung der Speculation, welche mit der herrschenden Denkweise in offenbarem Widerspruche stand; ein ganzes Heer der Gegner trat auf, unter ihnen Viele, welche damals in der deutschen Literatur als bedeutende Namen galten. Man schrie über wahnwitzigen Unsinn oder, wann dieß nicht ausreichen wollte, über atheistische und pantheistische Lehren, durch welche jene neue Philosophie ein Gift und Verderben für die Jugend werden könnte. Namentlich suchte der bekannte Nicolai in Berlin gleich von vorn herein Steffens ganze Wirksamkeit in Dänemark zu vernichten durch eine Recension in der allgemeinen deutschen Bibliothek, darinnen falsche, entehrende Gerüchte selbst über die Persönlichkeit des jungen dänischen Naturphilosophen mit den unverständigsten Schmähungen seiner Schriften vermischt

waren *). Dieser Angriff war in seinen Folgen nur zu gut berechnet; das Heft, das die Recension enthielt, war dem Herzog von Augustenburg, dem dirigirenden Minister des Unterrichtswesens und Schwager des Königes von Dänemark gewidmet; einem Manne, dessen natürlich wohlwollender Sinn bey all seiner sonstigen großen Erkenntniß dennoch in dem damals herrschenden Urtheil über die neue deutsche Philosophie sehr befangen war. Obgleich daher die Vorlesungen von Steffens in Copenhagen einen Zudrang und Beyfall der Hörer fanden, der die ganze Stadt, ja das Land in Aufregung setzte und in kurzer Zeit mehrere der edelsten Keime in empfänglichen Geistern weckte, blieb dennoch seine Stellung im Vaterlande so wie die Aussicht auf eine Anstellung als Universitätslehrer eine höchst unsichere und gefährdete. Auch seine Vorschläge und Ansichten, die er in Folge einer ihm aufgetragenen geognostischen Reise über die bessere Benutzung der Salzlager bey Segeberg der Regierung vorlegte, wurden kalt und geringschätzend aufgenommen. Da kam ein Ruf für ihn an einen Lehrstuhl der Universität Halle und er folgte demselben freudig.

(Schluß folgt.)

*) Steffens habe, so behauptete unter Andren N., die Summen, die eine wohlwollende Regierung ihm auszahlen lassen, um ihn zu einem gründlichen und soliden Mineralogen auszubilden, nutzlos verschwendet, indem er sich den phantastischen Schwärmereyen einer unverständlichen Philosophie hingegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.
Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes

Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Schluß

Steffens war ein und dreyßig Jahre alt, als er im Herbst 1804 seine Vorlesungen an der deutschen Hochschule begann. Die bedeutendsten unter den damaligen dortigen Lehrern, der berühmte Philolog Wolf, der große Arzt Reil*), der noch jugendliche Schleiermacher**) schlossen sich alsbald geistig befreundet ihm an, auch Curt Sprengel nahm an der Naturphilosophie wie an ihrem Lehrer wohlwollenden Antheil. Wie die ausgezeichnetsten unter den Lehrern seine Freunde, so wurden auch die geistig begabtesten unter den Studirenden der Universität seine eifrigsten, hingebendsten Zuhörer. Freylich fehlte es zu gleicher Zeit nicht an erbitterten Gegnern, namentlich unter den älteren Lehrern der Philosophie, davon mancher es sich zur Aufgabe machte, die Jugend vor der neuen Lehre zu warnen; eine Fluth von Lästerungen über Steffens Persönlichkeit, den man als einen beständig trunkenen Opiophagen darstellte, ergoß sich heimlich und öffentlich unter der verdorbenen so wie leichtgläubigen Masse. Dennoch ward durch diese aufsteigenden Nebel die Heiterkeit nicht gestört, welche über Steffens damalige Lebensverhältnisse sich verbreitete; sein Wirken auf die Jugend war ein tief eingreifendes, durchaus gesundes.

Aber diese glücklichen Verhältnisse sollten nur kurze Zeit dauern. Als im Jahre 1806 Napoleon nach der Schlacht bey Jena gleich wie ein Herrscher in dem besiegten Lande schaltete, da ward von ihm alsbald die Universität Halle, deren Geist ihm als ein aufrührerischer erschien, aufgelöst, die Studenten wurden aus der Stadt verwiesen, die Professoren ihres Amtes und seiner Besoldung beraubt. Nach einer kurzen Zeit des genügsamen, äußerlich höchst beschränkten Zusammenlebens mit Schleiermacher begann für Steffens, der jetzt Familienvater war, eine Wanderschaft an verschiedene Orte, dahin zum Theil Aussichten ihn lockten, welche eben so schnell verschwanden als sie sich gezeigt hatten. Diese heimathlose Lage, welche auf einen minder starken Geist als der seinige war, völlig lähmend würde gewirkt haben, dauerte anderthalb Jahre und als endlich im Frühjahre 1808 Steffens sich entschloß, an die unter westphälischer Regierung wenigstens dem Namen nach wieder fortbestehende Universität

*) Ein würdiges Denkmal hat Steffens diesem trefflichen Manne in seiner Denkschrift auf Joh. Chr. Reil, Halle 1815 gesetzt.

**) Unter andrem vergleiche man Steffens Aeußerung über sein Verhältniß zu Schleiermacher in „was ich erlebte“ B. X. S. 60.

Halle zurückzukehren, da war ihm mit der zum Theil neu gewonnenen äußeren Ruhe nicht zugleich die innere geworden, welche durch die lebhafte Theilnahme an dem Schicksal seines neuen Vaterlandes tief gestört war.

Während dieses zweyten Aufenthaltes in Halle machte Steffens seine „geognostisch-geologischen Aufsätze *)“ bekannt, die an die Beyträge sich anschliessen und großentheils jene Beobachtungen und Ansichten enthalten, die ein Ergebniß der vorhin erwähnten Reise in die salzhaltigen Landstriche von Holstein und Lüneburg waren. Hierauf erschienen von ihm die ersten Bände seines „Lehrbuches der Oryktognosie **)“ und die „Grundzüge der Naturphilosophie in Aphorismen ***),“ darinnen ein großer Reichthum eigenthümlicher Gedanken und fruchtbarer Gedankenkeime gefunden wird, während sich in der kleinen Schrift „über die Idee der Universitäten“ eine Ansicht von dem letzten, höchsten Zweck der Wissenschaften ausspricht, welche auf dem Grunde fester Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des Christenthums beruhet †).

Von jener Stimmung, welche damals fast allgemein in Deutschland gegen ein fremdes Gewaltregiment herrschte, das unsere Nationalität zu untergraben und zu vernichten drohte, konnte kaum ein Anderer tiefer durchdrungen seyn als Steffens. Es galt hier nicht allein eine Befreyung von politischer Art; es galt die Rettung eines neu aufkeimenden geistigen Strebens in Deutschland, an welches er mit all seinen Hoffnungen sich hingegeben hatte. Seine Dienstverhältnisse unter der französisch-westphälischen Regierung in Halle hatten für ihn, wie für mehrere der gleichgesinnten Männer etwas durchaus Unheimliches; er folgte deßhalb willig einem an ihn ergehenden Rufe zu der preußischen Universität Breslau, der man so eben bedacht war eine bedeutende Erweiterung ihres Wirkungskreises zu geben.

Zunächst war Steffens für die Professur der Experimentalphysik bestimmt worden; seine innere Beweglichkeit und vielseitige geistige Bildung gab ihm jedoch Veranlassung in ungleich weiterem Umfang, als Lehrer und als Freund auf die studierende Jugend zu wirken. Wie groß sein Einfluß auf diese sey, das zeigte sich, als er der damaligen Erhebung von Deutschlands Männern zur Befreyung des Vaterlandes sich anschließend, durch seine begeisterte Rede wie durch sein Beyspiel ganze Schaaren der edelsten Jünglinge mit sich zu der gleichen Bewegung fortriß. Die Geschichte des folgenreichen Kampfes der nur scheinbar gebrochenen deutschen Kraft mit einer fremden Uebermacht in den Jahren 1813 und 1814 ist allerdings in jedem ihrer einzelnen Züge bekannt genug; dennoch gewährt es ein ganz eigenthümliches Interesse, die Reihenfolge der damaligen Ereignisse und die geistige Gestalt der hierbey einflußreichsten Männer in einem solchen Spiegel abgebildet zu sehen, dergleichen uns Steffens in seinem biographischen Werke „was ich erlebte“ darbietet.

Auch nach Beendigung des Krieges und nach der Zurückkehr zu seinem Lehramt in Breslau, war für Steffens noch nicht das Ende der damaligen Kämpfe gekommen. Der äußere Feind war besiegt, da traten innere Feinde, Aeußerungen der verschiedensten Art und Form hervor, deren Folgen Zwiespalt und betrübende Mißverständnisse waren *). Daß jedoch durch

---

*) Hamburg 1810.

**) Halle 1811.

***) Bestimmt „zum Gebrauch bey Vorlesungen“ Berlin 1806. M. s. besonders den Schluß der Einleitung, mit den Bemerkungen des Verfassers in seinem: „was ich erlebte“ B. X. S. 58 — 60.

†) Berlin 1809. M. vergl. Steffens Aeußerungen über die Tendenz dieser kleinen Schrift in seinem: „was ich erlebte“ B. VI. S. 44.

*) Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit etlicher Schriften von Steffens aus dieser Zeit, deren Inhalt zum großen Theil mit den damaligen Kämpfen und Mißverhältnissen in Beziehung steht:

Turnziel. Sendschreiben an den Prof. Kaysler und die Turnfreunde.

alle diese Verhältnisse mit der äußern Ruhe zugleich sein innerer Frieden nicht gestört worden, das bewies sein sich immer gleichbleibendes Wirken als Lehrer und als Schriftsteller. Namentlich verdient es erwähnt zu werden, daß der erste Studierende, der sich an Steffens, da dieser aus dem Kriege zurückgekommen war, mit der vollen jugendlichen Empfänglichkeit anschloß, Ottfried Müller war, welcher bis zu seinem Ende in Steffens den Lehrer und Freund verehrte und liebte, dem er für die Entwicklung und Bekräftigung seines geistigen Strebens ein sehr wesentliches Element verdanke. Denn Steffens pflegte den Jünglingen, die sich ihm nahe-ten, nicht nur Lehrer, sondern ein väterlicher Erzieher zu werden und es mag schwer zu sagen seyn, ob dieselben mehr in seinen geistig belebenden Vorträgen oder in seinem persönlichen Umgange gewannen, dessen anziehender Genuß Jedem frey stand, der ihn benutzen wollte. Selbst die Schriften, welche Steffens während seines Aufenthaltes in Breslau ausarbeitete, geben ein Zeugniß von dieser zweyfachen Art seiner Einwirkung auf die Studirenden und der Form seines vertrauten Umganges mit ihnen.

Ueber Kotzebues Ermordung. Breslau 1819.

Carricaturen des Heiligsten 1819 — 1821.

Die gute Sache, eine Aufforderung, zu sagen, was sie sey, an alle, die es zu wissen meinen 1819.

Widerlegung der gegen ihn von dem Herrn Consistorialrath Schulz erhobenen öffentlichen Anklage 1823.

Ueber Deutschlands protestantische Universitäten.

Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten. Ein Fragment aus den Vorträgen über Hodegetik.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben; eine Stimme aus der Gemeinde 1823.

Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik 1829 (das zweyte Heft erschien mit der neuen Ausgabe des ersten zugleich, 1835).

Denn während die streng wissenschaftlichen Werke, wie die „Anthropologie“, wie die letzten Bände der „Dryktognosie“ und selbst sein vielgelesenes, allgemeine Theilnahme erregendes Buch über „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“, so wie die christliche Religionsphilosophie einen theilweisen Inbegriff des Gegenstandes seiner Vorlesungen darbieten, weckt der anmuthig belehrende Inhalt seiner Novellen, in Denen, die sich ihrem Verfasser persönlich naheten, Erinnerungen an die Erzählungen und Gespräche auf, die sie von ihm während der unvergeßlichen Abendstunden im Kreise seiner edlen Familie vernahmen.

Mit seiner Versetzung an die Universität Berlin im Jahre 1832, wurde ihm endlich ein langgehegter Wunsch gewährt. Es war vornämlich das Verlangen nach dem persönlichen Verkehr mit einer nicht geringen Zahl geistig verwandter Männer und ein Gefühl der innig liebenden Ehrfurcht gegen Den, auf welchen die Hoffnungen des ganzen Landes ruheten, was ihn so mächtig dahin zog. Er war jetzt in sein sechszigstes Lebensjahr getreten; das jugendliche Streben und Hoffen seines Gemüthes war jedoch nicht gealtert; wie ein Jüngling, voll Zutrauen und Liebe, mit warmer Begeisterung, wirkte er unter den Jünglingen, als Mann und erfahrener Greis schloß er sich dem Lebenswerk der edelsten Männer an.

Wenn auch aus diesem letzten Jahrzehend seines reichen Lebens nichts anderes zurückgeblieben wäre als sein viel umfassendes Werk „was ich erlebte“, dann würde dieß als ein Gewinn erscheinen, der durch die Mühen und Beschwerden eines Menschenlebens nicht allzu theuer erkauft wäre, denn in diesem Buche wird auch noch ein späteres Geschlecht nicht nur mannichfaltige Züge aus der Geschichte zweyer bedeutungsvoller Menschenalter, sondern vor Allem das treue Bild eines Mannes finden, welcher das Gute erkannte, redlich wollte und nach Kräften that. In einer jugendlichen Frische, welcher der Verlauf der Zeiten ihren Reitz nicht rauben kann, wird jenes Buch noch manchem seiner künftigen Leser, wie den jetzigen, ein Bach am Wege seyn, daraus das Herz eine Freudigkeit schöpfet,

deren Boden die Hoffnung ist, welche Steffens bis an sein Ende sich erhalten hat. „Die endliche bessere Zeit, welcher die Entwicklung unseres Geschlechtes nach manchem stürmischen wie heißen Tage entgegenreifet, ist dem Menschen seit seiner Erschaffung und in dieser selber zugesagt, und das Wort stehet fest.“ Wenn wir auch in der eben genannten letzten, wie in mancher andern schriftstellerischen Arbeit von Steffens das Mangelhafte, zuletzt wohl jedes Menschenwerkes fühlen, so muß, um hier mit den Worten eines Meisters in der Würdigung fremder Verdienste zu reden*), „die Bewunderung des Mannes, wenn sie durch den Anblick des Unvollendeten in seinen Werken sinken möchte, an der Erinnerung des mannichfachen Hindernisses, mit welchem er sein Leben lang zu kämpfen hatte, sich wieder hoch aufrichten.“ Denn nicht in würdevoller Muße oder in vergnügter Unabhängigkeit, wie manche der gepriesenen Schriftsteller der alten und neuern Zeit, „sondern viel umgetrieben, viel geplagt, sehr lang an fremdartige Beschäftigungen angekettet, hat er Zeit und Kraft dennoch gewonnen“ Werke eines tüchtigen Gehaltes hervorzubringen.

Zu der Erheiterung des Sonnenunterganges eines solchen äußerlich oft getrübten Lebens wie das von Steffens war, trug das nicht wenig bey, daß in seinen letzten Lebensjahren der Mann persönlich nahe zu ihm gesellt wurde, mit welchem er als Jüngling den Weg der Forschungen Hand in Hand betreten hatte. Schelling kam nach Berlin, und ein Zusammenleben der beyden Freunde begann, so innig durch Liebe, damit sie gegenseitig sich trugen und ergänzten, als vormals das in Jena gewesen.

Was einer der jüngsten seiner Schüler, Bolhuis, in der Rede an Steffens Grabe aussprach, das galt von diesem nicht nur in seinem spätern Alter, sondern während des ganzen Lebens: „er war eigenthümlich in allem; eine tiefe, klare, Ehrfurcht gebietende Natur, schlicht und einfach, voll Milde und voll Treue. So erschien er denen, die in seinem Umgang aufwuchsen; — und wiederum als der starke entschlossene Mann, der Mann der raschen That, dem das jüngere Geschlecht sich beugte und gerne anschmiegte.“

Eine Ahnung seines nahen Dahinscheidens wandelte in den letzten Tagen seines Lebens ihn öfters an. Es erscheint als ein bedeutungsvoller Zug in der Geschichte dieser letzten Tage, daß die Vorboten des Todes ihn im Kreise theurer Freunde, nach dem Anhören des Vorlesens von Dantes Paradies ereilten*). Der Gedanke der Ewigkeit, der ihm ein Licht auf dem Wege des Lebens gewesen, blieb ihm dieß am Eingang in das Thal des Todes. Das Schlußwort seines letzten Werkes sprach von einer Hoffnung, welche niemals altert noch vergeht, weil sie im Glauben wurzelt, in der Liebe lebt. Diese Hoffnung ist das Erbtheil, welches Steffens in seiner Nachwirkung uns allen, seinen Freunden, hinterließ.

*) Fr. Roth Lobschrift auf Johann v. Müller, den Geschichtsforscher. S. 43 u. f.

*) Am 8. Febr. 1845, im Hause des geistig nahe befreundeten Hrn. Geheimenraths Göschel. „Im Begriff die Gesellschaft zu verlassen, sinkt er zusammen und es erfolgt ein Blutbrechen; schon nach einer Stunde hatte er sich wieder in so weit erholt, um in Begleitung der Seinigen nach Hause zu gehen.“ Mit tröstlich beruhigenden Worten war er von den Freunden geschieden. Fünf Tage verlebte er noch in stiller, heiterer Fassung des Gemüthes, obwohl bey immer zunehmender leiblicher Schwäche. Sein Tod am Abend des 13. Februars glich einem sanften Einschlummern. M. s. D. Heinrich Gelzer: Zur Erinnerung an Henrich Steffens. Vier Gedächtnißreden (von Hofprediger Strauß, Superintendent Kober, von dem Stud. theol. Bolhuis und von Gelzer selber) gehalten am Tage der Bestattung, 18. Februar 1845.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.
Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Bayern mit dem Auftrage beehrt, auf einer größeren Karte eine Darstellung der geographischen Verbreitung der wichtigsten Thiere aus der bayerischen Fauna zu versuchen, konnte ich es nicht verhehlen, wie viel noch, selbst bey einer solchen Beschränkung der Aufgabe, zu ihrer befriedigenden Lösung dermalen fehle. Eine Darstellung der Art würde nur alsdann mit gewünschter Vollständigkeit ausfallen, wenn von hinreichend vielen Lokalitäten unsers Landes die Fauna gekannt und verzeichnet wäre. Allein dieß ist bisher nur von sehr wenigen Bezirken geschehen und die hier in Rede kommende Aufgabe muß daher ihre vollständige definitive Lösung erst von der Zukunft erwarten. Um indeß dem höchsten Auftrage so weit als möglich zu entsprechen, habe ich mir von verschiedenen Seiten her Beyträge zu ihrer Ausführung erbeten, und insbesondere habe ich mir durch die sämmtlichen k. Forstämter des Reiches Notizen über das Vorkommen der wichtigsten Thiere in ihren Bezirken verschafft. Hierdurch habe ich bereits schätzbare Anhaltspunkte gewonnen und indem ich mir erlaube, auf Grundlage derselben und meiner eigenen Erfahrungen von einigen der wichtigeren und bekannteren Thiere aus der Abtheilung der Wirbelthiere ihre Verbreitungsverhältnisse in den sieben Kreisen diesseits des Rheins anzugeben, hoffe ich damit Vielen einen Dienst zu erweisen, während andrerseits ich wünsche, daß die Publikation dieses Vortrages eine Anregung geben möchte, mir immer mehr Beyträge zur Kenntniß unserer bayerischen Fauna oder Berichtigungen mangelhafter und irrthümlicher Angaben zu verschaffen.

Es läßt sich schon im Voraus, auch ohne Vornahme näherer specieller Untersuchungen, erwarten, daß die bayerische Wirbelthier-Fauna in ihrer horizontalen Verbreitung durch Bayern der Hauptsache nach dieselben Formen wie das übrige Deutschland und das mittlere Europa überhaupt darbieten werde, und es giebt in dieser Beziehung fast das Wasser eine größere Differenz als das Land zu erkennen. Etwas Anderes ist es da, wo die Fauna Gelegenheit findet, in vertikaler Verbreitung zu einer beträchtlichen Höhe emporzusteigen, wie dieß in unsern Alpen der Fall ist. Hier stellen sich nun eine Menge Thiere ein, welche dem übrigen Lande und überhaupt ganz Deutschland nordwärts der Alpenkette vollständig abgehen, und gerade diese Alpenthiere sind es, welche die interessantesten Vorkommnisse in der bayerischen Fauna ausmachen.

Die Thierarten, über deren Verbreitungsverhältnisse in Bayern ich mir Erörterungen vorzulegen erlaube, obschon sie allerdings gegenwärtig bey mei-

nem noch nicht vollständigen Materiale nicht erschöpfend seyn können, sind die nachstehend verzeichneten.

I. Säugthiere.

1. Der Bär (Ursus arctos) ist in ganz Bayern als Standwild vollständig ausgerottet; ja seit einem Decennium ist selbst nicht einmal der Fall mehr vorgekommen, daß er über die Gränze hereingebrochen wäre. Im Fichtelgebirge ist seine Vertilgung schon vor mehr als hundert Jahren erfolgt. Dort hatten sich vor dieser Zeit die Bären so vermehrt, daß große Treibjagden auf sie angestellt und eigne Bärenfänge angelegt wurden. Ein solcher hat sich in seinem Mauerwerke auf der Platte des Waldsteins bis auf unsere Tage erhalten und im Jahre 1710 ist daselbst der letzte Bär gefangen worden. Seitdem hat sich im Fichtelgebirge keiner mehr spüren lassen.

Länger haben sich die Bären im bayerischen Walde und zwar als Standwild gehalten, denn Poschinger sah noch, wie Schrank berichtet, zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Landgerichte Zwiesel diese Thiere als ständige Bewohner, auch giebt derselbe Beobachter an, daß er einmal im Oktober drey Junge mit ihrer Mutter beysammen gesehen hätte. Wann der Bär daselbst ausgerottet wurde, kann ich nicht angeben, da sich die k. Forstämter Schönberg, Wolfstein und Zwiesel mit der einfachen Bemerkung, daß derselbe bey ihnen nicht vorkomme, begnügen. Indeß hat unsere Sammlung, wie Wagler *) berichtet, noch im Jahre 1826 einen Bären von Zwiesel erhalten, doch während des Winters, daher er wahrscheinlich nur aus Böhmen herübergestreift war.

Das bayerische Hochgebirge (Alpengebirge) hat aus den großen Salinenwaldungen von Ruhpolding zwey Bären unserer Sammlung geliefert, die daselbst in den Jahren 1822 und 1835 geschossen wurden; seitdem wurden daselbst keine mehr wahrgenommen. Wagler giebt noch an, daß im Jahre 1828 ein Bauer bey Traunstein ebenfalls einen Bären erlegte. Alle wurden nur in den Wintermonaten beobachtet und sind als versprengte Flüchtlinge anzusehen. Der übrige Theil des Hochgebirges hat keine Bären geliefert; nur um Tegernsee und dem angränzenden Tyroler Gebirge wurde von 1826 — 28 ein solches Thier verspürt, das im letzteren erlegt wurde. Um Hohenschwangau wurde der letzte Bär im Jahre 1629 geschossen.

2. Der Wolf (Canis Lupus) ist ebenfalls längst ausgerottet. Im Fichtelgebirge hatte er in älteren Zeiten so überhand genommen, daß in den Jahren 1601 und 1602 in den sechs Aemtern große Wolfsjagden angestellt und viele Wolfsgruben angelegt wurden. Dadurch gelang es, daß dieses Raubthier seit mehr als hundert Jahren daselbst vollständig vertilgt ist und nur sehr selten stellt sich ein Flüchtling ein, wie z. B. im Jahre 1803, wo ein solcher in der Weißenstädter Revier geschossen wurde, und während des vorigen strengen Winters, wo man zwey im Forstamte Selb verspürte, die aber wieder verschwanden. Auch in allen übrigen Theilen Bayerns ist der Wolf nicht mehr vorhanden und höchst selten wird ein versprengter gesehen. Im bayerischen Hochgebirge ist seit langer Zeit nur ein einziger Fall der Art bekannt geworden, indem bey Tegernsee im Jahre 1837 ein alter Wolf, nachdem er drey Jahre im dortigen Bezirke sich aufgehalten und große Verheerungen unter dem Wilde angerichtet hatte, geschossen wurde; er ist jetzt in unserer Sammlung aufgestellt. Bey Vohenstrauß wurde vor zwanzig Jahren ein anderes Exemplar erlegt. Im Würzburgischen wurde ein herumstreifender Wolf 1810 bey Burgwallbach geschossen und in der zoologischen Sammlung der Universität Würzburg aufgestellt.

3. Der Luchs (Felix Lynx) wird noch von Wagler im Jahre 1828 als gemein im bayerischen Hochgebirge angegeben, mit dem Zusatze, daß alle Winter 10 — 14 Stück im Tellereisen gefangen würden. Binnen den achtzehn Jahren, vor welchen Wagler seine Bemerkungen über die bayerische Fauna niederschrieb, hat sich dieß Verhältniß dermassen geändert, daß seitdem der Luchs aus der Reihe der im Hochgebirge ansässigen Thiere wohl ganz verschwunden ist, und in demselben nur noch zuweilen

*) Einzelne Beyträge zur bayerischen Fauna in der Isis 1828. S. 1140.

als größte Seltenheit auf seinen Streifereien aus Tyrol her verspürt wird. Ein solches Resultat ergiebt sich aus den Berichten der k. Forstämter, die ich hiermit darlege. Im Forstamte Berchtesgaden ist seit Jahren keiner mehr vorgekommen; ebenso in dem von Ruhpolding und Marquartstein, obgleich die Luchse hier sonst häufig waren; im letztgenannten Bezirke wurde der letzte 1830 erlegt. Im Forstamte Tegernsee, wo sie früher zahlreich waren, jedoch immer nur periodisch, sind sie seit dem Jahre 1826, wo ein ganzes, aus den alten Thieren und zwey jungen Luchsinnen bestehendes Gehecke am Hirschberge erlegt wurde, ausgerottet, so daß seitdem nur noch einzelne dieser Raubthiere erschienen sind. Auch im Forstamte Benediktbeuern, wo sie vor ein Paar Decennien nicht besonders selten waren, zeigt sich jetzt nur noch in einzelnen und strengen Wintern ein oder das andere Stück auf seinen Raubzügen von Tyrol her. Dasselbe gilt vom Forstamte Partenkirchen, wo jetzt nur manchmal der Winter einzelne durchwechselnde Luchse bringt, während sie daselbst noch vor 10 — 12 Jahren einheimisch waren. Auch im Hohenschwangauer Gebirg, von wo Schrank sie anführt, sind sie nunmehr seit etlichen und zwanzig Jahren verschwunden. Nur im schwäbischen Antheil des bayerischen Hochgebirgs westwärts des Lechs (Forstamt Immenstadt) wäre es möglich, daß der Luchs sich noch in einem oder dem anderen Schlupfwinkel als ständiger Bewohner gehalten hätte, da er hier wenigstens noch vor zwanzig Jahren ziemlich häufig war und Alte und Junge damals gefangen wurden.

Die schnelle Vertilgung der Luchse im bayerischen Hochgebirge ist hauptsächlich der von der k. Regierung früher ausgesetzten hohen Prämie zuzuschreiben, indem für jedes eingelieferte Stück 75 Gulden bezahlt wurde. Mit der Verminderung dieser Raubthiere hat die Vermehrung des übrigen Wildstandes gleichen Schritt gehalten.

In den andern Theilen des Landes sind die Luchse seit undenklichen Zeiten verschwunden. Vor zweyhundert Jahren schoß man im Fichtelgebirge noch manchmal einen Luchs, seitdem weiß man daselbst nichts mehr von ihnen. Vom bayerischen Walde giebt Schrank nach den Mittheilungen Poschinger's an, daß der Luchs alle Winter aus Böhmen in die Waldungen des Landgerichts Zwiesel herüberstreife; die Berichte der k. Forstämter Schönberg, Wolfstein und Zwiesel geben einfach an, daß er im bayerischen Wald nicht vorkomme.

4. Die Wildkatze (Felis Catus ferus), welche keineswegs mit unserer Hauskatze zu einer und derselben Art zu zählen ist, hat sich besser als die drey vorhin genannten Raubthiere der Ausrottung zu entziehen gewußt, so daß sie noch immer weit verbreitet, wenn gleich sehr vereinzelt und daher spärlich vorkommt, auch großen Landstrichen ganz fehlt. Dem bayerischen Hochgebirge geht sie gänzlich ab; ja sie wird in dem großen Flächenraume, der westwärts vom Lech, nordwärts von der Donau, ost- und südwärts von den österreichischen Provinzen begränzt wird, also ganz Oberbayern und den größten Theil von Niederbayern umfaßt, fast vollständig vermißt. Es ist mir von daher nur ein einziger Fall bekannt, wo eine ächte Wildkatze erlegt wurde, nämlich bey Alt-Hegnenberg (gegen Augsburg hin liegend). In den Waldungen um den Starnberger See soll sie zwar auch als höchste Seltenheit vorkommen, doch fehlt darüber eine sichere Auskunft. Jenseits des Lechs stellt sie sich hie und da ein; im Forstamte Ottobeuern war sie sogar früher nicht besonders selten, jetzt aber kommt sie nur mehr vereinzelt vor, wie letzteres auch der Fall ist in den Forstämtern Biburg und Weisingen.

Nordwärts der Donau fehlt die Wildkatze im ganzen bayerischen Waldgebirge, so wie im Fichtelgebirge; sie kommt erst westwärts in den tiefer liegenden Waldungen um Bamberg, Vilseck, Burglengenfeld, im Hienheimer Forste bey Kelheim, bey Bach im fürstl. Thurn- und Taxis'schen Herrschaftsgericht Wörth, bey Pyrbaum, Kastell und Beilngrieß (Holnstein), aber überall nur als Seltenheit vor. Sie breitet sich dann weiter westwärts durch Franken aus, indem sie sich einzeln in den Waldungen um Forchheim, Nürnberg, Altdorf, im Steigerwalde, etwas häufiger im Eichstädtischen, Pappenheimischen und Ansbachischen, namentlich bey Gunzenhausen, Hoheneck unfern Windsheim, Flachslanden, Mitteldachstetten ꝛc. aufhält. Von hieher (Egenhausen) hat erst vor zwey Jahren unsere Samm-

lung ein großes altes Individuum erhalten, das ein Gewicht von 16 Pfund hatte. Nicht selten ist die Wildkatze im Guttenberger Walde bey Würzburg, wo jährlich 4 — 6 Stück erlegt werden; auch im Gramschatzer Walde ist sie noch öfter zu finden. Durch den ganzen Spessart, so wie durch einen Theil der Rhön ist die Wildkatze ebenfalls verbreitet, aber nirgends in größerer Frequenz. Da dieses Thier sehr versteckt lebt und mit großer Vorsicht zu Werke geht, so wird es sich in den größeren Waldungen auch für die Zukunft forthalten.

5. Nicht so ist es mit dem Wildschweine (Sus Scrofa ferus), dessen gänzliche Vertilgung im freyen Zustande in unserm Lande schon fast allenthalben durchgeführt ist, so daß seine Existenz nur noch durch die Parke gesichert wird. Schrank erzählt, daß unter Kurfürst Maximilian I. die Schweinsjagd der Kammer jährlich 200,000 Gulden eingetragen habe. Diese Zeiten sind längst vorüber, denn im ganzen damaligen Umfang des bayerischen Kurfürstenthums sind keine Wildschweine mehr im freyen Stande vorfindlich. Mit Ausnahme des Spessarts sind sie nunmehr in allen andern Theilen des Landes ausgerottet oder kommen nur höchst selten als vereinzelte Flüchtlinge aus den Parken vor und werden dann gleich weggeschossen. In Oberbayern werden sie in den Parken von Grünwald, von Egelharting bey Ebersberg und von Forstenried gehalten.

In der Oberpfalz werden sie im fürstlichen Taxischen Parke bey Donaustauff gehegt, sonst sind sie seit dem Anfang dieses Jahrhunderts allenthalben verschwunden; vor 70 Jahren sind sie im Passauischen ausgerottet worden. Im Bayreuthischen, wo diese Thiere unter der markgräflichen Regierung häufig vorhanden waren, sind sie bereits unter der preußischen ganz weggeschossen worden. Dasselbe war im Ansbachischen der Fall, wo sie nunmehr spurlos verschwunden sind. In dem großen Reichswalde um Nürnberg kamen noch vor zwanzig Jahren einzelne Wildschweine vor, wie ich denn damals ein auf einer großen Treibjagd in der Sebaldi-Waldung erlegtes Individuum für die zoologische Sammlung der Universität Erlangen ankaufte. Jetzt sind sie daselbst so wie im Laurenzi-Walde ganz ausgerottet; im Forstamte Altdorf seit 18 Jahren. Ein Gleiches

gilt von den Pappenheimischen und Eichstädtischen Waldungen; nur in dem herzoglich Leuchtenberg'schen Parke, Forstreviers Breitenfurth, werden sie gehalten. Aus dem Steigerwalde sind sie seit 30 Jahren verschwunden; auch im Guttenberger- und Gramschatzer-Walde sind sie nicht mehr ständig, sondern nur mitunter auf dem Durchwechsel zu spüren. Die Rhön hat gar keine Wildschweine aufzuweisen, und so ist es denn nur noch der Spessart, der abgesehen von den Wildparken, worin sie gezogen werden, in seinen geschlossenen Waldungen ihnen hie und da einen Aufenthalt gewährt, doch werden sie auch hier immer seltener, da die Hege dieses Wildes außer dem Parke verboten ist. Es ist daher vorauszusehen, daß auch hier nach einer nicht sehr langen Frist die letzten Reste dieser Thierart im freyen Zustande vertilgt seyn werden.

6. Zu den interessantesten Vorkommnissen in Bayern gehört der Biber (Castor Fiber), der sich trotz aller Nachstellungen noch erhalten hat, wenn gleich nur in sehr beschränkter Anzahl und in sehr vereinzeltem Auftreten. Ueber sein Vorkommen in Bayern, so wie über seine Lebens- und Benützungsweise hat vor 15 Jahren ein geehrtes Mitglied unserer Klasse, Herr Hofrath Dr. Medicus *) höchst dankenswerthe Nachrichten mitgetheilt, so daß ich mich hier lediglich auf die gegenwärtige Verbreitung dieses Thieres zu beschränken brauche, wie ich sie nach den mir vorliegenden Berichten in Erfahrung gebracht habe. Ich habe hiebey zu bemerken, daß, da die Biber durch häufige Verfolgungen öfters zum Auswandern veranlaßt werden, also ein und dasselbe Individuum mitunter an verschiedenen Orten gesehen wird, ihre Anzahl größer erscheinen dürfte als sie in der That ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bayerische Annalen Jahrg. 1833. S. 267 u. f.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.
Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Der Biber findet sich in Bayern gegenwärtig nur an der Donau und deren südlichen Zuflüssen; nordwärts jenes Stromes ist er in unserm Lande nirgends vorhanden. Zwar sagt Schrank, daß er auch in der Waldrevier an der böhmischen Gränze vorkommt; allein alle amtlichen Berichte von dorther geben ihn als nicht vorhanden an. Er mag also seitdem hier ausgerottet worden seyn, wie dieß auch an einem andern nördlichen Seitenfluß der Donau, nämlich an der Altmühl, sich ereignet hat, wo der letzte Biber vor 20 Jahren bey der Kratzmühle (Landgerichts Kipfenberg) geschossen wurde.

Längs der Donau sind mir folgende Punkte als Aufenthaltsörter des Bibers bezeichnet worden. Im Forstamte Günzburg hat er nur noch Bauten in den Gemeinds-Waldungen von Oberelchingen unterhalb der Elchinger Brücke am linken Donauufer und ist daher sein Vorkommen sehr selten; seit zwey Jahren wurde keiner mehr gespürt. Ich mache hierbey bemerklich, daß etwas unterhalb Elchingen auf der rechten Seite der Donau ein Flüßchen Biber und eine Ortschaft Biberberg vorkommt, was auf ein häufigeres Vorkommen dieser Thiere daselbst in älteren Zeiten hinweist. Vom k. Forstamte Dillingen wird der Biber als äußerst selten an der Donau bezeichnet; vom Forstamte Donauwörth als an der Donau und dem Leche vorkommend, jedoch nicht in großer Anzahl. Nach der Angabe des k. Forstamtes Neuburg dürften längs der Donaustrecke vom Einflusse des Lechs bey Lechsend bis Ingolstadt höchstens 4 — 5 Biber vorhanden seyn. Vom k. Forstamte Neuburg a. d. D. wird bemerkt, daß die Biber sonst häufig an den Donauufern waren, in neuerer Zeit aber sich gänzlich verloren haben. Forstrath Koch *) giebt an, daß der Biber, obwohl eigentlich auf den Donauinseln bey Ingolstadt hausend, doch bisweilen auf seinen Wanderungen gegen Regensburg zu streife. Von der k. Forstverwaltung Deggendorf wird er von der Donau, Isar und Vils, aber noch seltner als der Fischotter aufgeführt. Ebenso zählt ihn das k. Forstamt Passau unter die Seltenheiten der Donau und des Inns, so daß er vielleicht an der untern Donau keinen ständigen Aufenthalt hat.

Der Lech wird an verschiedenen Punkten von Bibern bewohnt. Erst vor 5 Jahren wurde ein solcher an diesem Flusse bey Füssen gefangen. Nach dem Berichte des k. Forstamtes Landsberg hält sich seit 4 Jahren am Leche unfern Landsberg ein Biber als Einsiedler auf, und zwischen Kaufring und Pritriching schneiden zwey Biber in den Lechauen.

*) Fürnrohr's Topograph. v. Regensb. III. S. 7.

Eben so dürften noch 2 Paare an der Ammer domiziliren. Am untern Lech halten sich einzelne Biber auf.

Die Ammer (Amper) ist seit alten Zeiten als Aufenthaltsort der Biber bekannt und hat noch jetzt verhältnißmäßig die meisten aufzuweisen. Schon in einer Urkunde von 1229 wird hier dieser Thiere gedacht. Am häufigsten kommen sie hier bey Fürstenfeldbruck und Olching vor, woselbst ihre einfachen Bauten öfters gefunden werden.

Von der Ammer mögen mitunter Biber in die Isar übergehen, woher es dann kommt, daß bisweilen als große Seltenheit einer oder der andere selbst oberhalb Freysing an den Isarufern erscheint, ohne jedoch dort einen ständigen Aufenthalt zu haben. Herr Hofrath Medicus gibt an, daß schon Biber in der Gegend von Ismaning erlegt wurden. Daß jedoch solche Thiere selbst an der obern Isar bey Lenggries und Hohenburg von Zeit zu Zeit vorgekommen seyn sollen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Schon seit älteren Zeiten scheinen die Biber nur an der untern Isar von Landshut abwärts gewohnt zu haben, indem ein churfürstlicher Befehl von 1685 lediglich auf dieser Strecke des Flusses den Biberfang verpönte. Bey Landshut haben sich noch vor zwanzig Jahren mehrere auf den dortigen Isarinseln aufgehalten. An der untern Isar, wo er sonst ziemlich häufig war, ist der Biber jetzt sehr selten geworden, und wohnt nur noch in Erdlöchern, während bei Pöring noch Ueberreste von künstlichen Bauten früherer Zeit vorhanden sind.

Der Traun (um Stein bey Troßberg) und der Salzach weist schon Schrank den Biber zu. Wie es sich mit dem ersteren Vorkommen verhalte, weiß ich nicht; dagegen geben die mir vorliegenden forstamtlichen Berichte von Reichenhall und Burghausen an, daß noch einzelne Biber an der Salzach vorkommen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß zwar Biber noch an mehreren Punkten der Donau und deren südlichen Zuflüssen gesehen werden, daß sie aber allenthalben zu den vereinzelten Vorkommnissen gehören. Da unter allen unsern einheimischen Thieren der Biber dasjenige ist, welches weit am höchsten im Preise steht, folglich zum Wildfrevel am meisten anreizt, so ist zu befürchten, daß trotz aller Verbote seine Ausrottung in einer nicht sehr fernen Zeit erfolgen dürfte.

7. Das Murmelthier (Arctomys Marmota) ist lediglich ein Bewohner der Hochalpen, ohne jedoch auf allen heimisch zu seyn, indem es sich nur an den beyden Gränzen des bayerischen Hochgebirges einstellt. Es bewohnt nämlich auf der Ostgränze das Gebirge von Berchtesgaden, wo es z. B. am Untersberg ziemlich verbreitet und häufig ist, und findet sich dann erst wieder jenseits des Leches an der Westgränze im Gebirge von Immenstadt, wo es in ziemlicher Menge in den Revieren Fischen und Burgberg (z. B. auf dem Grinden) domizilirt. Vor vier Jahren wurden Murmelthiere im Hohenschwangauer Gebirge, wo sie sonst nicht zu Hause waren, eingesetzt.

8. Der Hamster (Cricetus frumentarius) gehört gleich dem Murmelthiere zu den partikulären Vorkommnissen in Bayern, ist aber kein Bewohner der Berge, sondern des getreidereichen Flachlandes. Er findet sich lediglich in einem Streifen des nördlichen Frankens, der sich in der Richtung von Ost nach West ausdehnt und im größten Theile seiner Länge vom Main durchflossen wird. Daß der Hamster um Würzburg, Schweinfurt und Gerolzhofen vorkommt, war mir schon früher bekannt, daß er sich aber noch weiter ausbreitet, ersehe ich aus den forstamtlichen Berichten, die mir jedoch noch nicht vollständig vorliegen, da mir die der mediatisirten Herrschaften fehlen. So weit meine Materialien reichen, kann ich über die Verbreitung des Hamsters einstweilen folgende nähere Angaben liefern. Im Forstamte Aschaffenburg kommt er allenthalben, jedoch nicht häufig vor. In der Gegend von Würzburg, zumal um Rimpar, ist er einzeln allenthalben verbreitet; im Ochsenfurter- und Schweinfurter-Gau und um Werneck ist er hier und da häufig, von wo er bis ins Revier Buchold gegen Hammelburg und bis gegen Neustadt an der Sale, jedoch nur vereinzelt, vorschreitet und hier seine Nordgränze findet, da er weder in die Rhön, noch in den Spessart eindringt, höchstens im Vorspessart ausnahmsweise angetroffen wird. Um Gerolzhofen ist er all-

gemein verbreitet, ohne jedoch häufig zu seyn. Seine südlichste Gränze in Mittelfranken wird wohl Suggenheim und Baudenbach seyn, wo er indeß nur selten ist. Um Ebrach und Bamberg wird er nicht gefunden, dagegen wird er im Forstamte Lichtenfels als Seltenheit angeführt, im Forstamte Kronach ist er allenthalben zu treffen, ebenso in dem von Horlach, wo er an manchen Orten sogar in beträchtlicher Menge vorkommt.

9. Der Alpenhase (Lepus variabilis), von dessen Daseyn Schrank nicht ganz gewiß überzeugt war, indem er selbst keinen zu sehen bekam, ist durch das ganze bayerische Hochgebirge von Berchtesgaden an bis nach Immenstadt verbreitet. Da sein Fleisch nicht geachtet wird, so wird er nicht häufig erlegt.

10. Die Gemse (Antilope Rupicapra) ist noch immer in ziemlicher Anzahl durch das ganze Hochgebirge zu finden und der ausgezeichnetste unter dessen Bewohnern.

11. Das Rothwild, nämlich der Edelhirsch (Cervus Elaphus) und das Reh (Cervus Capreolus), ist trotz aller Verminderung doch noch fast in allen Waldungen Bayerns zu finden, und wenn auch der erstere in verschiedenen Bezirken ganz ausgerottet ist oder doch nur auf dem Durchwechsel erscheint, so stellt sich dagegen noch allenthalben das Reh ein, und übertrifft an Frequenz die andere Art, doch hat es im vorigen Winter sehr gelitten. Flüchtlinge aus den zahlreichen Wildparken tragen übrigens bey, den Abgang an Hirschen einigermassen wieder zu ersetzen.

Edelhirsch und Reh sind durch das ganze bayerische Hochgebirge in ziemlicher Menge verbreitet, und es geht insbesonders ersterer in demselben zu einer Höhe von 3 — 4000 Fuß über der Meeresfläche hinauf, und hält gut aus. Auch die Waldungen des oberbayerischen Flachlandes haben noch einen ziemlich guten Wildstand, und nicht nur hier, sondern ebenfalls in den Isarauen von München bis Landshut und im Schleißheimer Moose halten sich Edelhirsche, Damhirsche und Rehe auf. In den großen Eichstädter und Pappenheimer Waldungen ist auch noch ein ziemlicher Wildstand vorhanden. Im bayerischen Walde erscheint der Edelhirsch nur noch als Wechselwild, während das Reh noch überall vorhanden ist; in der Oberpfalz haben ersteren insbesondere die Forstämter Weiden, Tirschenreuth und Waldsassen aufzuweisen. In den ehemaligen Fürstenthümern Bayreuth und Ansbach, wo sonst die Hirsche in übermäßiger Anzahl gehegt wurden, sind nur noch wenige Reste vorhanden, während die Rehe sich fortgehalten haben. Dasselbe gilt von den großen Waldungen um Nürnberg, wo der Edelhirsch nur zufällig als Wechselwild gesehen wird. Im Gramschatzer und Guttenberger Wald ist er sehr selten geworden, in letzterem wenigstens nur im Durchwechsel; der Rehstand dagegen ist sehr gut bestellt. Im Spessart sind beyde Arten in ziemlicher Menge vorhanden, auch in der Rhön hat der Edelhirsch sein Daseyn gefristet, doch nur in beschränkter Anzahl.

Der Damhirsch (Cervus Dama), der nicht zu den ursprünglichen Bewohnern der deutschen Waldungen gehört, sondern aus dem südlichen Europa eingeführt ist, tritt außer den Parken nur an einzelnen Punkten in geringer Anzahl auf, hält sich übrigens im freyen Stande gut fort. Dieß beweisen z. B. die Damhirsche in den Isarauen unterhalb München, oder die im Forstreviere Wies bey Steingaden vor etlichen Jahren eingesetzten, die sich so ziemlich vermehren, oder die von Lindenbühl bey Gunzenhausen, welche aus alter Zeit her sich fortpflanzen, im Sommer häufig in die Umgegend auswechseln, im Winter aber immer wieder in ihre alte Heimath zurückkehren. So finden sich die Damhirsche noch an mehreren andern Punkten unsers Landes; dem Hochgebirge jedoch gehen sie längs seiner ganzen Ausdehnung vollständig ab.

12. Die Alpen-Spitzmaus (Sorex alpinus), bisher nur aus den Schweizeralpen bekannt, ist neuerdings von Dr. Held bey Partenkirchen und Berchtesgaden aufgefunden, und in zwey Exemplaren unserer Sammlung übergeben worden. Sie darf also als ein Bewohner des ganzen Alpengebirgs angesehen werden.

II. Vögel.

1. Der Lämmergeier (Gypaetos barba-

tus) gehört zu den seltensten Erscheinungen im bayerischen Hochgebirg; ich wenigstens habe von daher noch kein Exemplar erhalten können. Gleichwohl ist er vorhanden, wie schon Wagler anführt, daß 1827 ein altes Männchen bey Berchtesgaden geschossen worden sey, wo er auch jetzt noch vereinzelt vorkommt. Vom k. Forstamte Ruhpolding wird angegeben, daß er öfters in einzelnen Paaren bemerkt worden sey. Im Hochgebirge von Marquartstein soll er brüten; in dem von Tegernsee wurden zwar einzelne gesehen, aber ein Horst nie gefunden. In den Alpen des Forstamts Benediktbeuern soll er in sehr einzelnen Exemplaren die höchste Felsenregion bewohnen, dagegen ist er in den Aemtern Partenkirchen und Immenstadt nicht beobachtet worden, jedenfalls ist er also bey uns ein höchst seltener Vogel.

2. Der Steinadler (Falco fulvus) ist etwas häufiger in unserm Hochgebirge. Um Berchtesgaden kömmt er vereinzelt vor; ebenfalls im Hochgebirge von Reichenhall, doch nicht daselbst brütend, wohl aber in dem von Marquartstein und Rosenheim, wo sich im letztern 2 — 3 Paar ständig aufhalten. Im Forstamte Tegernsee ist er nicht selten, horstet auch daselbst in dazu passenden Höhlungen und Felsenwänden, z. B. am Peisenberg, Kamp, Leonhardstein. Im Amte Partenkirchen kommt er ebenfalls in einzelnen Paaren vor; so z. B. horstet alljährlich im hintern Reinthale ein solches. Auf der Westgränze des bayerischen Hochgebirgs hat der Steinadler seinen Sitz in den Revieren Immenstadt, Burgberg und Fischen. Außerhalb der Alpen habe ich nur von einem einzigen Orte gehört, wo noch der Steinadler horsten soll, nämlich im Köschinger Forste (zwischen Ingolstadt und Beilngries), wo zu Folge der mir gewordenen Mittheilungen nicht blos ein Paar Fischaare, sondern auch ein Paar Steinadler beynahe jährlich brüten, von welch letzteren im Jahr 1843 ein Stück geschossen wurde.

3. Der Seeadler (Falco albicilla) ist im Winter häufig in den Auwaldungen an der Isar unterhalb München in den Revieren Ismaning und Hirschau, doch wie schon Wagler bemerkt, ist es fast immer nur der junge Vogel, der bey uns sich einstellt. Am obern Starnberger See soll er gleich dem Fischaar (Falco haliaëtos) zuweilen horsten, welch letzterer übrigens in der Nähe verschiedener Gewässer brütet.

4. Der Uhu (Strix Bubo) ist zwar in den gebirgigen und waldigen Theilen Bayerns weit verbreitet, fehlt aber doch ganzen Bezirken, wo man ihn als Standvogel erwarten sollte, und zeigt sich ohnedieß allenthalben nur sehr vereinzelt. Verhältnißmäßig am häufigsten kommt er im Hochgebirge vor, wo er in den meisten Bezirken getroffen wird, so z. B. im Forstamte Berchtesgaden, Marquartstein, Rosenheim, wo jedoch höchstens zwey Paar horsten, ferner Ruhpolding an den Felsengehängen des Stauffen, Falkenstein, Hausgraben; auch um Tegernsee, im Hochgebirge von Benediktbeuern und um Partenkirchen ist er sehr selten, wo im letzteren dermalen nur sein Aufenthalt am Framersbach bekannt ist; endlich in dem Gebirge von Immenstadt. Im Flachlande Oberbayerns wird der Uhu auch zuweilen auf dem Striche gesehen. Dagegen horsten alle Jahre einige in den größern Waldungen um Kempten, namentlich dem Kempter-Walde, ebenso an den Felsengehängen bey Obergünzburg und an den steilen Illerhalden im Revier Grünenbach. An der Donau horstet er selten, so z. B. in den Felsengehängen derselben und der Altmühl bey Kelheim; bey Günzburg wurden seit drey Jahren zwey geschossen. In den Gebirgsgegenden des bayerischen Waldes nistet der Uhu nicht, dagegen an vielen Punkten der Oberpfalz, z. B. bey Sulzbach, Breitenbrunn und Unterbürg im Bezirke von Beilngries, an den Ufergehängen des Regens und der Naab im Amte Burglengenfeld, im Revier Kastel.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.
Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Im Innern des Fichtelgebirgs hat er keinen ständigen Sitz; außerhalb desselben findet er sich z. B. bey Berneck in der Oelschnitz, im Forstamte Horlach, bey Lauenstein (Falkenstein); das fränkische Juragebirge bietet ihm insbesondere in seinen zerklüfteten Dolomitfelsen einen bequemen Bergungs- und Brütort dar, und man findet ihn deßhalb an verschiedenen Punkten desselben, wie z. B. bey Lichtenfels, Muggendorf, den Felsengehängen der Altmühl. Im Innern des Spessarts und der Rhön wird er dagegen nicht angetroffen, sonst aber horstet er an einzelnen Punkten Unterfrankens, namentlich an den felsigen Uferwänden des Mainthales bey Karlstadt, Retzbach und selbst in der nächsten Umgebung von Würzburg, an der Festung Marienberg, wo jährlich Junge ausgebrütet werden.

5. Die Alpendohle (Corvus Pyrrhocorax) ist als ächter Alpenbewohner blos auf das Hochgebirge beschränkt, in dessen ganzer Ausdehnung von Berchtesgaden bis Immenstadt sie auf nackten Felsenkuppen, die sie in Schaaren unter einem eigenthümlichen hell klingenden Pfeifen umschwärmt, gesehen wird. — Die Steinkrähe (Corvus Graculus) will man zwar hier und da in unserem Hochgebirge einzeln wahrgenommen haben, doch ist mir kein sicher verbürgter Fall bekannt.

6. Die Ringdrossel (Turdus torquatus) ist häufig im Hochgebirge. Der Steinröthel (Turdus saxatilis) und die Blauamsel (Turdus cyanus) kommen zwar in demselben auch vor, doch sind sie häufiger im Tyroler Gebirge. Der Steinröthel beschränkt sich übrigens nicht blos auf die Alpen, sondern brütet auch in andern gebirgigen Gegenden. So z. B. gibt schon Schrank als Wohnort von ihm die Umgegend von Regensburg an, und Forstrath Koch*) hat dieß neuerlich bestätigt, indem er anführt, daß dieser Vogel in den Mauern der Schloßruine zu Kalmünz und bey Hohenfels nistet. In neuerer Zeit hat er sich auch, wie Gloger**) erwähnt, in den Dolomit- und Jurakalkfelsen des Muggendorfer Gebirges zu mehreren Paaren eingefunden und soll überhaupt noch an mehreren anderen Punkten des Juragebirgs nisten.

7. Die Nachtigall (Sylvia Luscinia) fehlt allen gebirgigen oder mit dichten Waldungen bedeck-

*) An a. O. S. 16.
**) Vollst. Handb. der Naturgesch. der Vögel Europa's I. S. 190.

ten Gegenden und sucht sich überhaupt wärmere Lagen auf. Um München, überhaupt in Oberbayern und dem größten Theile von Niederbayern, fehlt sie oder kommt nur auf dem Zuge durch. In den obern Donauauen ist sie einheimisch, doch durch den Fang an vielen Orten sehr vermindert. Auch Forstrath Koch klagt, daß um Regensburg die Nachtigall jedes Jahr von den Vogelstellern ausgerottet werde; an der untern Donau, wenigstens um Passau, kommt sie gar nicht vor. In Franken hört man ebenfalls an vielen Orten die Klage, daß die fortwährenden Nachstellungen diese lieblichsten aller Sänger immer mehr vermindern. Um Nürnberg sind sie bereits fast ganz, um Erlangen und Forchheim vollständig verschwunden, um Bamberg wenigstens selten geworden. Sonst waren sie in den quellenreichen Laubwaldungen des Hahnenkamms sehr häufig, aber durch den Wegfang werden sie auch daselbst immer seltner. Am zahlreichsten finden sie sich in den Maingegenden, und zwar weit mehr in den untern als in den obern. Um Kulmbach, Lichtenfels, Eltmann noch spärlich, stellen sie sich um Mainburg und Schweinfurt und hinüber nach Gerolzhofen überall in den Gärten und an den Waldsäumen der Niederungen ein. Zahlreich ist die Nachtigall um Würzburg, wo allenthalben im Hofgarten und in den buschigen Anlagen um die Stadt herum ihr Gesang gehört wird. So findet man sie am Maine fort bis nach Aschaffenburg, wo sie ebenfalls in den Gärten und Feldhölzern zahlreich nistet. Hier am Maine, wo durch den größern Schutz die jungen Nachtigallen Gelegenheit haben nach dem Muster der Alten ihren Gesang vollständig auszubilden, trifft man daher auch weit ausgezeichnetere Sänger, als dieß in der Regel in München mit den im Käfig gehaltenen der Fall ist, da letztere gewöhnlich jung eingefangen sind und daher kein Muster zur Ausbildung ihres Gesanges oder nur das ihnen fremdartige anderer Singvögel vor sich hatten.

8. Die Waldhühner, nämlich das Auerhuhn (Tetrao Urogallus), das Birkhuhn (Tetrao Tetrix) und das Haselhuhn (Tetrao Bonasia) gehören zu denjenigen Thieren, welche ursprünglich durch alle Waldungen, des Gebirgs- wie des Flachlandes, verbreitet sind, entweder zusammen, wie es gewöhnlich der Fall ist, oder doch in der einen und andern Art. Auch jetzt noch sind es nur wenige Waldungen, die sie nicht beherbergen, wenn gleich ihre Anzahl in den meisten sich sehr vermindert hat. Unter den drey genannten Arten kommt dem Birkhuhn die größte Verbreitung zu, da es aus den Hochwaldungen auch in die Möser übergeht; das Haselhuhn zeigt durchgängig die geringste Frequenz.

Am häufigsten sind die drey Arten in dem bayerischen Hochgebirge verbreitet, da sie dasselbe nach seiner ganzen Ausdehnung bewohnen und in manchen Gegenden noch in ziemlicher Menge zu finden sind. Auch im bewaldeten Flachlande am Fuße desselben stellen sie sich ein, so z. B. in der Nähe des Ammersees die drey Arten zusammen in den Jagdrevieren Gimmenhausen und Dießen, Auer- und Birkhuhn auch noch in denen von Reisting und Wessobrunn, letzteres überdieß in der Revier Esting und im Großelfinger Moos. In den Waldungen am obern Starnbergersee zeigen sich alle drey Arten, Auer- und Haselhühner zwar selten, das Birkhuhn aber in ziemlicher Menge und überdieß noch bey Königsdorf. In den großen Mösern um den Chiemsee und den Moorgründen von Rosenheim, die sich abwärts weit ausbreiten, kommt das Birkhuhn ziemlich häufig vor, während die beyden andern Arten zurückbleiben. Um München, wo weder Auer- noch Haselhühner sich aufhalten, ist es wieder das Birkhuhn, das die Gattung vertritt, indem es sich sowohl auf den Filzen und Mösern der Leibgehegrevier Allach, als auch in den Auwaldungen und Mösern von Ismaning, Hirschau und bey Birkeneck findet. Weiter abwärts in Oberbayern im Geisenfelder-Forste (gegen Neustadt an der Donau) stellt sich ebenfalls das Birkhuhn allein ein und besucht namentlich die Mooswiesen.

Im Kreise Schwaben und Neuburg zeigt sich dasselbe Verhalten wie in Oberbayern, daß das Birkhuhn vom Hochgebirge an nordwärts weiter sich ausbreitet und aus den Waldungen heraustritt. In mehreren Waldungen des Forstamts Kempten sind noch die drey Arten beysammen oder hausen doch in der Nähe, und das Birkhuhn erscheint auch auf

den ausgedehnteren Mösern des Kempter-Waldes. Im Forstamt Ottobeuern kommt südwärts (zwischen Bayersried und Lauchdorf) noch das Haselhuhn vor, nordwärts auf dem Ried bey Boos und Winterrieden nur noch das Birkhuhn. Bey Kaufbeuern ist es lediglich dieses, das sich in einigen Mösern in der Nähe des Auerbergs, wenn gleich selten einstellt. Auch bey Neuburg an der Donau findet sich allein das Birkhuhn ein, in lichten Schlägen und nur in geringer Anzahl.

Im bayerischen Walde (Forstamt Wolfstein, Schönberg und Zwiesel) kommen Auerhühner und Haselhühner zum Theil ziemlich häufig vor; das Birkhuhn dagegen ist in den beyden ersten Bezirken gar nicht und im letztern nur sehr selten vorhanden. Die Oberpfalz hat die drey Arten Waldhühner an vielen Punkten aufzuweisen, doch ist das Haselhuhn dasjenige, das an Verbreitung und Menge den beyden andern, welche mitunter häufig sind, nachsteht. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich für Oberfranken, und bey Bamberg, Forchheim und Ebrach zeigen sich noch Birkhühner, während die Verwandten fehlen.

Im Nürnbergischen und Ansbachischen sind Auer- und Birkhühner nur an sehr wenigen Orten vorhanden, Haselhühner aber gar nicht. Im Sebalder-Wald ist nur das Birkhuhn und zwar in mäßiger Anzahl vorfindlich, im Laurenzi- und Altdorfer-Walde (Feucht, Prunn, Ungelstetten und Röthenbach) gesellt sich noch das Auerhuhn bey. Beyde Arten zeigen sich auch, doch selten, bey Schwand (Schwabach) und Hilpoltstein; bey Neustadt an der Aisch, Ullstadt und Markt Einersheim kommt das Birkhuhn allein und als Seltenheit vor. Im Eichstädtischen gibt es weder Auer- noch Haselhühner, obschon erstere sonst im Distrikte Hellerberg vorhanden waren; von Birkhühnern halten sich einige Familien im h. Forstrevier Schernfeld auf. Auch im Pappenheimischen sind es nur die Birkhühner, die daselbst, obgleich ebenfalls sehr spärlich, zu finden sind. Im Spessart und auf der Rhön stellen sich wieder die drey Arten mit einander ein, aber auch hier ist das Haselhuhn dasjenige, welches die mindeste Frequenz hat.

9. Das Schneehuhn (Tetrao Lagopus) ist durch das ganze Alpengebirge, aber allenthalben nur spärlich, verbreitet. Noch seltener ist das Steinhuhn (Perdix saxatilis).

10. Der Storch (Ciconia alba) ist zwar in vielen Theilen Bayerns ganz gemein, dagegen in andern sehr selten oder völlig fehlend. Dem Hochgebirge, dem bayerischen Walde, dem Fichtelgebirge, dem innern Spessart und der hohen Rhön geht er ganz ab, wie sich dieß aus seiner Lebensweise leicht erklären läßt. Dagegen fehlt er auch vielen Lokalitäten, wo man ihn wohl noch erwarten sollte. So wird er zwischen der Donau und dem Alpengebirge in den meisten Gegenden gänzlich vermißt oder höchstens auf dem Zuge wahrgenommen: in Kempten, Kaufbeuern, München, Freysing, Landshut, Passau ist er ganz unbekannt. Erst weiter abwärts bey Dachau und Pfaffenhofen, dann um Aichach (in Friedberg, Schrobenhausen, Hörzhausen und Weichenried), so wie westwärts des Lechs im untern Theile des Kreises Schwaben, und namentlich in den dortigen Donaugegenden stellen sich die Störche nistend ein; in Landsberg und Althegnenberg sind sie wieder verschwunden, wahrscheinlich weil sie weggeschossen wurden. Von der Donau an nordwärts ist in Bayern die eigentliche Heimath der Störche. Schon in der Oberpfalz werden sie zahlreicher; dem ganzen Fichtelgebirge, selbst noch Bayreuth und Kulmbach, gehn sie ganz ab, desto häufiger sind sie im Bambergischen, um Gerolzhofen und in ganz Mittelfranken, wo sie allenthalben in Städten und Dörfern, (z. B. in Nürnberg, Erlangen, Bayersdorf, Forchheim, Bamberg, Gunzenhausen, Ansbach u. s. w.) als willkommene Sommergäste sich einstellen. In Unterfranken wird der Storch wieder seltener und nistet z. B. nicht in der ganzen Umgegend von Würzburg, während er im Forstamte Aschaffenburg häufig vorkommt.

11. Der Kranich (Grus cinereus) wird zwar auf dem Zuge häufig wahrgenommen, dagegen brütend trifft man ihn nur auf etlichen Mösern Oberbayerns und auch da nur in sehr beschränkter Anzahl an. Diese Möser sind bey Murnau, dann bey Rosenheim zwischen Aibling und Brannenburg, wo

ein oder zwey Paar sich aufhalten und das Ismaninger Moos, wo wenigstens vor etlichen Jahren ein junger Kranich gefangen wurde.

III. Amphibien.

1. Wie mir Herr Dr. Waltl in Passau mitgetheilt hat, wurde seit seiner Zeit die gemeine Flußschildkröte (Emys europaea) zweymal in der Donau gefangen, wovon er das eine Exemplar erhielt.

2. Die Kupferotter (Vipera Berus) ist viel weiter in Bayern verbreitet, als man gewöhnlich glaubt, und gehört den Gebirgen so gut an wie dem Flachlande, wenn sie nur Waldungen oder Möser findet; bey ihrer einsiedlerischen Lebensweise wird sie nicht so häufig gesehen, als sie es in der That ist.

In Oberbayern kömmt sie sowohl in den meisten Bezirken des Hochgebirges als auch in den vor demselben liegenden Filzen und Mösern, z. B. in denen von Marquartstein, Rosenheim, Benediktbeuern ꝛc. vor. Sie ist hier, zumal in der schwarzen Varietät (Vipera Prester), unter dem Namen Beißwurm gekannt und von den Landleuten sehr gefürchtet. In der Gegend von Wolfratshausen, in den Mösern am Starnbergersee, denen von Freysing, Dachau und Erding, um München*) (in den Isarauen unterhalb Harlaching und Groß Hessellohe), in der Hirschau bey Garching, im Rotterfilz und in den Filzen bey Söchtenau, Halfing und Eckstädt, so wie in den anliegenden nassen Waldungen im Forstamte Haag ist die Kupferotter bekannt. Auch von ihrem Vorkommen in den untern Lechauen, in den sumpfigen Gegenden des Forstamtes Burghausen und den Moorwiesen der Reviere Geisenfeld, habe ich sichere Nachricht. — In Niederbayern kommt der dortigen Lokalität nach die Kupferotter spärlicher vor, doch wird sie von der Umgegend von Regensburg, Deggendorf und Passau angegeben; im bayerischen Walde scheint sie sehr selten zu seyn. — Im Kreise Schwaben wird sie von Kempten, Mindelheim (in den Mösern), Ottobeuern und Günzburg angeführt.

Aus der Oberpfalz sind mir für das Vorkommen der Kupferotter die Forstämter Kelheim, Neumarkt (Gnadenberg, Heimburg), Wernberg, Vilseck, Weiden, Vohenstrauß, Kulmain bezeichnet worden. Aus Oberfranken: die Forstämter Wunsiedel, Selb (Rehau, Selb und Seußen), Goldkronach, Bayreuth, Kronach, Lichtenfels, Ebrach; ich selbst habe sie in diesem Kreise bey Schwarzenbach an der Sale und an der Wiesent zwischen Muggendorf und Gößweinstein gesehen; bey Hof, wenn ich nicht irre, erlag ein Kind an den Folgen eines Vipernbißes.

In Mittelfranken ist es hauptsächlich der große Laurenziwald bey Nürnberg, der diese Giftschlange (in den Revieren Laufenholz, Forsthof, Fischbach, Altenfurt, Feucht und Prunn) und zwar ziemlich häufig beherbergt. Dort kommt es öfters vor, daß Leute von ihr gebissen werden; in einem Falle (am 28. April 1815) mit tödtlichem Ausgange, der schon anderthalb Stunden nach dem Bisse herbeygeführt war. Auch im Sebalderwalde hält sich diese Schlange auf, doch weit seltener; um Erlangen ist sie mir nie vorgekommen. Am Hahnenkamm, im Eichstädtischen und Pappenheimischen läßt sie sich auch hier und da sehen.

In Unterfranken hat Herr Dr. Held schon vor vielen Jahren die Kupferotter um Gerolzhofen gefunden; sie kommt in diesem Forstamte, das einen Theil des Steigerwaldes umfaßt, noch immer sehr verbreitet, jedoch nur vereinzelt vor. Im Forstamt Goßmannsdorf findet sie sich im Haßberge beym Sambachshofe in geringer Anzahl; von eben diesem Bezirke (Königshofen im Grabfelde) hat die Universitätssammlung zu Würzburg ein Exemplar erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. die Münchner gel. Anz. II. S. 1047.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.
Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Im Forstamte Mainberg bewohnt sie hie und da die Waldungen. Um Würzburg, auch in dem Guttenberger- und Gramschatzer-Walde fehlt sie; aus dem Spessart und um Aschaffenburg ist sie ebenfalls nicht bekannt, wohl aber aus der Rhön, wo sie einzeln im Revier Oberbach (Forstamts Kothen) sich aufhält.

Durch die vorstehenden Angaben, die lange noch nicht vollständig sind, wird meine vorhin ausgesprochene Behauptung, daß die Kupferotter in Bayern weit häufiger, als man es gewöhnlich meint, verbreitet ist, vollständig gerechtfertigt. Es ereignet sich daher öfters, daß Menschen von ihr gebissen werden, und wenn dieß nicht so oft geschieht als man von ihrer weiten Verbreitung erwarten sollte, so hat dieß darin seinen Grund, daß sie doch allenthalben sehr vereinzelt vorkommt, auch zum Theil in Lokalitäten, wie Möser und Filze, sich aufhält, die von Menschen seltner besucht werden, ferner daß sie immer den Sonnenschein aufsucht, und daher leicht gesehen und gemieden werden kann, und daß sie überhaupt ungereitzt den Menschen nicht beschädigt, und dieser zum Theil durch seine Bekleidung geschützt ist. Daß ihr Biß nicht immer einen lebensgefährlichen oder tödtlichen Erfolg hat, sondern einen bessern Ausgang zuläßt, rührt davon her, daß theils nicht beyde Zähne eindringen, theils die Schlange kurz vorher durch Ertödtung einer Beute den größten Theil des Giftes verbraucht haben kann, also nur wenig Gift in die Wunde gelangt. Im schlimmsten Falle kann übrigens der Tod schon nach 50 Minuten eintreten.

IV. Fische.

Zwey große Stromgebiete sind es, denen in Bayern fast alles Gewässer zufließt: das der Donau und des Maines. Zur Vergleichung ihrer Bevölkerung an Fischen stelle ich drey Verzeichnisse zusammen, wovon das erste, von Dr. Perty*) gefertigt und von Dr. Agassiz und mir revidirt, die Fische, welche auf den Münchner Fischmarkt aus den oberbayerischen Flüssen und Seen gebracht werden, aufzählt. Das zweyte Verzeichniß hat Forstrath Koch**) verfaßt, und darin die Fische der Donau um Regensburg und ihrer drey nördlichen Zuflüsse: der Laber, Naab und des Regens aufgeführt. Das dritte Verzeichniß, die Fische der Gewässer um Würzburg benennend, verdanke ich der Gefälligkeit des

---

*) Isis 1832 S. 716.
**) A. a. O. S. 38.

Dr. Leiblein. Das vierte ist von Dr. Küster*) verfaßt, und zählt die Fische der Gegend von Erlangen und Nürnberg auf*).

*) System. Verz. der in der Umgegend Erlangens beobachteten Thiere. I. S. 8. — Ferner ein Verzeichniß der Fische um Nürnberg in Lochner's Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart. S. 364.

*) Die mit Sternchen bezeichneten Arten sind als Fremdlinge anzusehen.

Gattung	Donau-Gebiet		Main-Gebiet	
	München	Regensburg	Würzburg	Erlangen und Nürnberg
CYPRINUS				
Cyprinus	carpio	carpio	carpio	carpio
	carassius	carassius	carassius	carassius
	gibelio	gibelio		
	amarus	amarus	amarus	amarus
Barbus	barbus	barbus	barbus	barbus
Gobio	gobio	gobio	gobio	gobio
	uranoscopus			
Tinca	tinca	tinca	tinca	tinca
			tinca aurata	tinca aurata
Abramis	brama	brama	brama	brama
	blicca	blicca		
	vimba	vimba		
Leuciscus	erythrophthalmus	erythrophthalmus		erythrophthalmus
	rutilus	rutilus	rutilus	rutilus
	orfus	orfus		orfus
	idus	idus		
	jeses	jeses	jeses	
	grislagine			
	dobula	dobula	dobula	dobula
	leuciscus		leuciscus	leuciscus
	aphya			
Chondrostoma	nasus	nasus	nasus	nasus
Aspius	aspius	aspius		
	bipunctatus			
	alburnus	alburnus	alburnus	alburnus
	mento			
Phoxinus	phoxinus	phoxinus	phoxinus	phoxinus
Pelecus	cultratus			
COBITIS	fossilis	fossilis	fossilis	fossilis
	barbatula	barbatula	barbatula	barbatula
	taenia	taenia		taenia

Gattung	Donau = Gebiet		Main = Gebiet	
	München	Regensburg	Würzburg	Erlangen und Nürnberg
SALMO				
Salmo	trutta		trutta	
	fario	fario	fario	fario
	hucho	hucho		
	salvelinus			
	lacustris			
Thymallus	thymallus	thymallus	thymallus	
Coregonus	Wartmanni			
CLUPEA			alosa	
SILURUS	glanis	glanis		
ESOX	lucius	lucius	lucius	lucius
GADUS	lota	lota	lota	lota
ANGUILLA			fluviatilis	fluviatilis
COTTUS	gobio	gobio	gobio	gobio
GASTEROSTEUS			aculeatus	
PERCA				
Perca	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis
Lucioperca	lucioperca	lucioperca		
Aspro	zingel	zingel		
	asper	asper		
Acerina	cernua	cernua	cernua	cernua
	schraetser	schraetser		
ACCIPENSER		glaber *		
	ruthenus *	ruthenus *		
		Guldenstaedtii *		
		huso *	sturio *	
PETROMYZON			marinus	marinus *
	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis
	Planeri	Planeri		Planeri
AMMOCOETES	branchialis	branchialis	branchialis	branchialis.

Vergleicht man die beyden vorstehenden Verzeichnisse der Fische des Donau- und des Maingebietes miteinander, so ersieht man allerdings, daß zwar der größte Theil ihrer Arten gemeinschaftlich ist, daß jedoch auch jedes Gebiet ihm eigenthümliche hat, die dem andern abgehen. Die hauptsächlichsten Verschiedenheiten in dieser Hinsicht sind folgende.

Das Maingebiet hat überall den Aal aufzuweisen, während er dem Donaugebiet abgeht. Dieß Resultat habe ich nicht bloß aus obigem Verzeichniß gefolgert, sondern auch aus den mir vorliegenden forstamtlichen Berichten und meinen eignen Erfahrungen entnommen. Der Aal kommt im Maine von seinem Ursprunge bis nach Aschaffenburg vor, so wie

in den meisten seiner Seitenflüsse z. B. der fränkischen Sale, Werra, Regnitz (Rednitz), Pegnitz, Wiesent, Aisch u. s. w. vor *). Dagegen in den Verzeichnissen der merkwürdigsten Fische, die ich von Günzburg, Dillingen, Donauwörth, Neuburg, Neustadt a. D., Kelheim, Regensburg, Deggendorf und Passau besitze, und in welchen der Aal, als weit der theuerste unter all unsern Fischen den ersten Platz einnehmen würde, ist desselben nirgends gedacht. Eben so wenig ist der Aal in einem Verzeichnisse der Fische von den südlichen Zuflüssen der Donau in den Kreisen Schwaben und Oberbayern aufgeführt **); desgleichen finde ich ihn nicht aus den nördlichen Seitenflüssen derselben, wie der Wörnitz, Altmühl, Laber, Vils, Naab ***), dem Regen, der Cham und Ilz angegeben. Nur aus dem Zottbach, einem der obern Nebenflüßchen der Naab bey Vohenstrauß, ist er als selten verzeichnet, so wie aus dem Wendenabfluße und aus Teichen und Bächen der wiesenreichen Gegend zwischen Mitterteich, Wiesau und Tirschenreuth (Forstamts Waldsassen). Da der Aal allen andern Theilen des großen Donaugebietes fehlt, so liegt die Vermuthung nahe, daß er an den eben genannten Orten nur eingesetzt worden ist.

Gleich dem Aale wird auch die Lamprete (Petromyzon marinus) im ganzen Donaugebiete vermißt, während sie dagegen zur Laichzeit im Frühjahre im Maine hie und da angetroffen und selbst schon mitunter in der Rednitz bey Erlangen gefangen wird. — Auch der gemeine Stichling und die Alse (Clupea alosa) scheinen dem ersteren zu mangeln.

Dagegen hat das Donaugebiet nicht wenig andere Arten aufzuweisen, die dem Maingebiete ganz abgehen; darunter sind die werthvollsten der Wels oder Waller (Silurus glanis) und aus der Salmgattung der Huche (Salmo hucho), der Salbling (Salmo salvelinus), der Silberlachs (Salmo lacustris) und der Renke (Salmo s. Coregonus Wartmanni). Unter den genannten hat der Huche (in Schwaben Rothfisch genannt) die größte Verbreitung und nächst ihm der Wels; ersterer kommt in der ganzen Donau von Günzburg bis Passau und in allen ihren südlichen Zuflüssen vor, und ist unter ihnen, meines Wissens, der einzige der eben verzeichneten, der auch noch in den nördlichen Zuflüssen, aber nur in denen des bayerischen Waldes (Forstämter Wolfstein, Schönberg und Zwiesel) aufsteigt. Alle übrigen sind unter den Fischen der Naab, Vils, Altmühl und den andern nördlichen Seitenflüssen der Donau nicht mit aufgezählt, daher auf den Hauptstrom und seine südlichen Gewässer beschränkt. Von diesen Donaufischen kommt nur der Wels nordwärts noch in andern deutschen Flüssen vor, während der Salbling nicht eher als in den Seen von Cumberland und Westmoreland wieder gefunden wird.

(Schluß folgt.)

---

*) Vom obern Main giebt das k. Forstamt Kulmbach folgende Fische an: Cyprinus carpio, rex cyprinorum, barbus, tinca, brama, rutilus, orfus, dobula, nasus, alburnus u. phoxinus. — Cobitis barbatula. — Salmo trutta u. fario. — Esox lucius. — Gadus lota. Anguilla fluviatilis. — Perca fluviatilis u. cernua.

**) Nach Schrank sollen zwar Aale in der Traun bey Traunstein und nach Dr. Perty auch in der Isar vorkommen, allein auf Nachfrage in der k. Hoffischmeisterey sind mir diese Angaben nicht bestätigt worden.

***) Nach der Angabe des k. Herrn Forstmeisters Drexel in Wernberg (Oberpfalz) sind die hauptsächlichsten Fische der Naab, Pfreimdt, dem Ehenbache, Leenau- und Lubbache folgende: Cyprinus carpio, macrolepidotus, carassius, barbus, tinca, brama, erythrophthalmus, rutilus, orfus, jeses, leuciscus, aphya, nasus, risela, aspius, alburnus. — Cobitis barbatula u. taenia. — Salmo fario. — Esox lucius. — Gadus lota. — Cottus gobio. — Perca fluviatilis, zingel u. cernua. — Petromyzon Planeri.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Dav. Bertolotti, Il salvatore. Torino 1844.

Ch. N. Simonon, Poesies en Patois de Liège précédées d'une dissertation grammaticale sur ce patois et suivie d'une glossaire. Lüttich 1845.

K. Simrock, Die deutschen Volksbücher, gesammelt und in ihrer ursprünglichen Aechtheit wieder hergestellt. Bd. 1. Frankfurt 1845.

Kudrun. Die ächten Theile des Gedichtes. Mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von K. Müllenhoff. Kiel 1845.

G. Scholl, Deutsche Literaturgeschichte. Bd. 2. Stuttgart 1845.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von J. M. Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von Palacky. Prag 1845.

Sophiowka, poeme polonais par St. Trembecki. Vienne 1815.

Th. Percy, Reliques of ancient english poetry. Lond. 1845.

Fr. Bodenstedt, Die poetische Ukraine. Stuttgart 1845.

Lord Mahon, The letters of Phil. Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield, including numerous letters now first published from the original Mss. Vol. 1 — 4. Lond. 1845.

L. Batissier, Histoire de l'art monumental dans l'antiquité et au moyen age, suivie d'un traité de la peinture sur verre. Livr. 1 — 21. Paris 1845.

Fr. Zanotto, Il Palazzo ducali di Venezia. Fasc. 9 — 17. Venezia 1843 — 44.

Wilh. Zahn, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä. Heft 9. 10. Berlin 1844.

Dr. G. F. Waagen, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Th. 2. Leipzig 1845.

Giov. Rosini, Storia della pittura Italiana. Atlas Dispensa 23 — 48. Schluß. Pisa 1844.

Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. Serie V. 1844. Bologna.

G. Vasari, Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567. Bd. 3. Abth. 2. Stuttg. 1845.

Vic. Marchese, Memorie dei più insigni pittori, scultori e architetti Domenici. Vol. I. Roma 1845.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 19. 20. Par. 1845.

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Bd. 31 — 33. Berl. 1844 — 45.

The medical times. 1845. London.

Th. v. Sömmerring, vom Bau des menschlichen Körpers. Bd. 8. Abth. 1. J. Vogel, Pathologische Anatomie des menschlichen Körpers. Leipzig 1845.

G. v. Kuczuran, Deskrierea czelor mai ünsemnate spitaluri din Germania Englitera schi Franzia etc. Jassy 1842.

C. G. Wächter, Erörterungen aus dem römischen,

deutschen und württembergischen Privatrechte. Heft. 1. Stuttgart 1845.

Dr. W. Th. Kraut, Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehen- und Handelsrechtes nebst beygefügten Quellen. 3. Aufl. Göttingen 1845.

Dr. J. Jos. Nowotny, Oesterreichs Jurisdictionen. Bd. 2. Wien 1845.

Wilh. Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. Bd. 1. bis auf Hugo Capet. Frankf. 1845.

Ordenanzas generales de la armada naval. T. 1. 2. Madrid 1793.

Swod sakonow rossiiskoi imperii, isdanie 1842 goda. Vol. 1 — 16. Prodolschenie Vol. 1 — 4. St. Petersb. 1842 — 44.

Polnoje sobranie sakonow rossiiskoi imperii. Sobranie I. T. 1 — 48. II. T. 1 — 19. 1830 — St. Petersb. 1845.

Dr. C. G. v. Wächter, Beyträge zur deutschen Geschichte insbesondere zur Geschichte des Strafrechts. Tübingen 1845.

F. Hélie, Traité de l'instruction criminelle ou théorie du code de l'instruction criminelle. Paris 1845.

M. G. Massé, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. T. IV. Paris 1845.

Dr. A. Neander, Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung. 4. verb. Aufl. Hamburg 1845.

Dr. J. P. Lange, Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt. Buch. 2. Th. 2. Heidelberg 1845.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Fasc. 3 — 5. Lips. 1846.

Mich. Angel. Lanci, Paralipomeni alla illustrazione della sagra scrittura per monumenti Fenico-Assirii et Egiziani. T. I. Parigi 1845.

Dr. E. Sartorius, Ueber die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Stuttg. 1845.

Dr. Alex. Schweizer, Die Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt. Bd. 2. Zürich 1845.

H. D. Lacordaire, Conférences de Notre-Dame de Paris. T. II. Années 1844 — 45 — 46. Paris 1845.

H. Reuter, Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit. Bd. 1. Berlin 1845.

E. Quinet, Le christianisme et la révolution française. Paris 1845.

Dr. Giov. Prezziner, Storia della chiesa dalla promulgazione del Vangelo fino all' anno 1818 dell' era volgare. Vol. 1 — 9. Firenze 1818 — 1822.

Dr. A. Neander, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens. 3. verb. Aufl. Th. 1. Hamburg 1845.

Dr. Chr. U. Hahn, Geschichte der Ketzerey im Mittelalter. Bd. 1. Geschichte der neu manichäischen Ketzer. Stuttg. 1845.

Les Dogmes, le clergé et l'état; études religieuses par E. Pellaton, Colin etc. Paris 1844.

Jos. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 1 — 32 Florenz 1844.

O. Cabouchet, Istoria de' primi tempi della chiesa e dell' impero sino al primo concilio di Nicea. Milano 1844.

Jul. Simon, Histoire de l'école d'Alexandrie. Vol. II. Paris 1845.

J. Doellinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen im Umfange des Lutherischen Bekenntnisses. Bd. 1. Regensb. 1846.

J. Ferd. Fenger, Geschichte der Trankebarschen Mission nach den Quellen bearbeitet. Aus dem Dänischen übers. von Dr. E. Francke. Grimma 1845.

K. H. Sack, Die Kirche von Schottland. Th. 2. Heidelb. 1845.

G. J. Th. Lau, Gregor I. der Große nach seinem Leben und seiner Lehre geschildert. Leipzig 1845.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

Conticini, Appunti sulla organizzazione del commercio librario in Germania. Siena 1842.

J. Petzholdt, Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden 1845.

Dr. Zunz, Zur Geschichte der Literatur. Bd. 1. Berlin 1845.

Statuta universitatis Pragensis. Opera Dr. A. Dittrich et D. A. Spirk. Pragae 1845.

Ph. A. F. Walther, Systemat. Repertorium über die Schriften der sämmtl. histor. Gesellschaften Deutschlands. Darmstadt 1845.

Ant. Schmid, Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone, der erste Erfinder des Musiknotendruckes mit beweglichen Metalltypen und seine Nachfolger im 16. Jahrhundert. Wien 1846.

Dr. K. A. Espe, Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Leipzig 1845.

J. P. Jordan, Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft. 1846. Leipzig.

G. H. Berenhorst, Aus dem Nachlasse von —, herausg. von Ed. v. Bülow. Abth. 1. Dessau 1845.

Brosset, Elements de la langue Géorgienne. Paris 1837.

O. Böhtlingk, Sanskrit-Chrestomathie. Petersburg 1845.

Hul. Vandenhoven, La langue Flamande, son passé et son avénir. Bruxelles 1844.

A. J. Murko, Deutsch-Slowenisches und slowenisch-deutsches Wörterbuch. Grätz 1833.

J. Ch. E. Buschmann, Textes Marquésanes et Taïtiens. Berol. 1843.

— —, Aperçu de la langue des îles Marquises et de la langue Taïtienne, précédé d'une introduction sur l'histoire et la géographie de l'Archipel des Marquises. Berol. 1843.

V. P. Ziack, Böhmische Sprachlehre. Brünn 1846.

Ch. Lassen und N. L. Westergaard, Ueber die Keilinschriften der ersten und zweyten Gattung. Bonn 1845.

R. Klotz, Handbuch der lateinischen Literaturgeschichte. Th. 1. Leipzig 1846.

M. Letronne, Inscription grecque de Rosette. Paris 1841.

Hesiodi Theogonia. Librorum Mss. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacob. van Lennep. Amstelod. 1843.

H. Düntzer, Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte. Th. 5. Braunschweig 1846.

M. Steinschneider, Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benützung für die Linguistik. Prag 1845.

Kalonymus, Apologia Mosis Maimonidis, ed. Goldenthal. Lips. 1845.

Leop. Dukes, Zur Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie. Frankf. 1842.

Tarikh-I Asham, Récit de l'éxpedition de Mir-Djiumlah au pays D'Assam traduit sur la version Hindustani de Mir-Huçaini par Theod. Pavie. Paris 1845.

Abu Dolef Misaris Ben Mohalhal de itinere asiatico commentarium nunc primum edidit K. de Schloezer. Berol. 1845.

Macrizi, Geschichte der Kopten mit Uebers. und Anmerk. von Wüstenfeld. Götting. 1845.

Ch. M. Frähn, Miscellen aus dem Gebiete der orientalischen Literatur. Petersburg 1840.

Beidhawii commentarius in Coranum instruxit H. O. Fleischer. Fasc. III. Lips. 1845.

E. Desor, Nouvelles excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes de M. Agassiz et de ses compagnons de voyage. Neuchatel 1845.

W. D. Bernard, Narrative of the voyages and services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China. London 1845.

Ch. Wordsworth, Diary in France, concerning education and the church. London 1845.

Dr. Wolff's Sendung nach Bokhara. Aus d. Engl. übers. von Dr. E. Amthor. Bd. 1. Leipz. 1846.

Dr. Ed. Selberg, Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena. Oldenburg 1846.

Dr. L. G. Carus, England und Schottland im Jahre 1844. Th. 2. Berlin 1845.

A. Schilling, Beyträge zur Geschichte des souveränen Johanniter-Ordens. Wien 1845.

Ch. Petersen, Zur Geschichte der Religion und Kunst bey den Griechen. Hamburg 1845.

Dr. K. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Bd. 1. 2. Halle 1845.

Dr. Sichel, Cinq cachets inédits de medecins-oculistes romains. Paris 1845.

W. A. Becker, Zur römischen Topographie. Leipzig 1845.

O. Siefert, Akragas und sein Gebiet. Hamb. 1845.

Portfolio. Eine Sammlung politischer Documente der Gegenwart. Lief. 1 — 3. Braunschw. 1845.

Capefigue, L'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe. Vol. 5. 6. Paris 1845.

M. A. Bazin, Etudes d'histoire et de Biographie. Paris 1844.

E. Arnd, Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des franz. Volkes. Bd. 3. Leipzig 1846.

Diplômes et chartes de l'époque mérovingienne, sur papyrus et velin, conservés aux archives du royaume, publiés sous la direction de M. Letronne. Livr. 3. Paris 1845.

Bar. de Girardot, Essai sur les assemblées provinciales, et en particulier sur celle du Berry, 1778 — 1790. Bourges 1845.

D'Allonville, Mémoires secrets de 1770 à 1830. Vol. 6. Schluß des Werkes. Paris 1845.

K. Limmer, Urkundlich pragmatisch = allgemeine Geschichte der neu sächsischen Lande. Bd. 1. Grimma 1845.

W. Jung, der Gewerbsmann und die gewerblichen Verhältnisse Würtembergs. Ulm 1845.

A. Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Gustav Adolph in Deutschland. Zwey historische Abhandlungen. Berlin 1846.

C. F. Haug, Chronici Sindelfingensis quae supersunt etc. Tubing. 1836.

Chronik des Landes Hadeln. Otterndorf 1843.

J. Steininger, Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Trier 1845.

R. Melzer, Geschichte der Findlinge in Oesterreich, mit besonderer Rücksicht auf ihre Verhältnisse in Illyrien. Leipzig 1846.

J. v. Hammer-Purgstall, Ueber die Verhandlungen mit Herrn von Rosenberg während des Einfalles des Passau'schen Kriegsvolkes in Böhmen im Jahre 1611. Prag 1845.

L. F. v. Lützow, Die Schlacht zu Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Potsdam 1845.

E. Heinrich, Schlesiens landwirthschaftliche Zustände im Jahre 1845. Breslau 1845.

W. Dieterici, Die statistischen Tabellen des preußischen Staates nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1843. Berlin. 1845.

Fr. Wimmer, Die religiösen Zustände in Bayern um die Mitte des 16. Jahrhunderts. München 1845.

Dr. Buchinger, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau (bis 1800). München 1844.

W. Vischer, Antiquarische Mittheilungen aus Basel. Die Grabhügel in der Hardt. Zürich 1842.

J. Fr. Denner, Die Oberfläche der Schweiz, topisch und physikalisch dargestellt. Bern 1845.

Fr. Vogel, Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820. Lief. 1 — 5. Zürich 1845.

Dr. N. H. Julius, Englands Mustergefängnisse in Pentonville. Berlin 1845.

J. Venedey, England. Th. 1. 2. Leipzig 1845.

C. Forsell, Statistik von Schweden, übersetzt von A. G. F. Freese. 4. Aufl. Lübeck 1845.

M. J. Golovine, La Russie sous Nicolas I. Paris 1845.

Ch. J. Beke, Abyssinia. Lond. 1845.

Chr. W. Spieker, Darstellungen aus dem Leben des General-Superintendenten C. F. Brescius. Frankfurt 1845.

K. Rosenkranz, Aus Hegels Leben. Leipzig 1845.

Biographie universelle. T. 8 — 11. Brux. 1845.

La vita di Petrarca, memorie di C. Leoni. Padua 1843.

K. F. Heyd, Melanchthon und Tübingen 1512 — 18. Tübingen 1839.

G. H. Francis, Maxims and opinions of the Duke of Wellington. London 1845.

Luig. Rangoni, Estratto di due Memorie sulle funzione generatrici. Pavia 1826.

H. Erb, Die Probleme der geraden Linie, des Winkels und der ebenen Erde. Heidelb. 1846.

Ant. Araldi, La Genesi delle quantitá col mezzo di due meccanici strumenti dimostrata memoria. Modena 1829.

J. W. Lahmeyer, Erfahrungsresultate über die Bewegung des Wassers in Flußbetten und Kanälen. Braunschweig 1845.

M. Bouniceau, Etude sur la navigation des rivières à marées etc. Paris. 1845.

J. S. Gehler, Physikalisches Wörterbuch. Bd. 11. Sach- und Namenregister. Nebst Nachträgen zur Vergleichniß geographischer Ortsbestimmungen von C. L. v. Littrow. Leipzig 1845.

W. v. Bruchhausen, Die periodisch wiederkehrenden Eiszeiten und Sündfluthen. Trier 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1846.

Leroy (Aimè) Manuscrits de la bibliothèque de Valencienne. (Suite.) — Archives hist. et litt. du Nord de la France etc. T. V. p. 361.

Foster (John), Biographical, literary and philosophical essays. New York 1844. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 141.

Arnold (Thom.) Miscellaneous works. New York 1845. — Ebendaſ. p. 165.

Cayley, Inquiries in the elements of phonetics. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 47.

Burnouf, Sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. as. 1846. Jan. p. 5.

Garcin de Tassy, Lettre à J. Mohl au sujet d'un article sur la nouvelle édition de la grammaire persane de W. Jones. (Cf. Journ. as. 1845. Nov. p. 414.) Ebendaſ. p. 93.

Newman, On the pronunciation of Greek. — Classical Museum Vol. III. Nr. X. 1846. Jan. p. 382.

De l'état actuel de la langue française: 1) Genin, Des variations du language français depuis le douzième siècle Par. 1845. 2) Francis Wey, Remarques sur la langue française, sur le style et la composition littéraire. 2. Vols. Par. 1845. Bibl. un. 1846. T. I. p. 85.

Amari, Du voyage en Orient de Mohammed ebn-Djobaïr, texte arabe, suivi d'une traduction française et de notes. — Journ. as. 1846. Jan. p. 73.

Vivien de St. Martin, Notice sur le progrès des découvertes géographiques et les travaux de la société de géographie pendant l'année 1845. — Bull. de la soc. de géogr. 1845. Nov. et Dec. T. IV. p. 246.

La collection géographique de la bibliothèque royale (à Paris) en 1845. — Ebendaſ. p. 301.

Lyell, Travels in North America etc. 2 Vols. Lond. 1845. — Ediub. Rev. 1846. Jan. p. 129.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les cotes de Sicile. I. La Grotte de San-Ciro, la Torre deli' Isola. — Rev. d. deux mondes. 1845. T. IV. p. 493.

D'Estourmel, Un voyage en Orient. 2 vols. Par. 1845. (Rec. Al. de Lamartine.) — Ebendaſ. p. 528.

Mohamed-el-Tounsy, Le Darfour et les Arabes du centre de l'Afrique. Par. 1845. — Ebendaſ. p. 537.

Wex, On the leges annales of the Romans, translated by Watson. — Class. Mus. Vol. III. Nr. X. p. 405.

Birch, The youth of Jason renewed by Medeia. (A Canino vase.) — Ebendaſ. p. 417.

Bunbury, On the topography of Rome. With an appendix on the Regionarii. — Ebendaſ. p. 319.

Capefigue, L'Europe depuis l'avènement du Roi Louis Philippe. Par. 1845. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 437.

Clement, Surintendants controleurs généraux et ministres des finances célèbres. III. Colbert. (Contin. VIII.) — Corresp. 1846. T. XIII. p. 10.

Boré, (L.), Un prétendant à la couronne de France au XIV. siècle (Gianni Guccio di Mino di Gieri Baglioni). — Ebendaſ. Livr. III. p. 543.

Guilhermy, Travaux à Notre-Dame de Mantes. — Ann. archéol. T. IV. p. 65.

Notice sur différentes communes de l'arrondissement d'Avesnes. — Arch. du Nord de la France T. V. p. 426.

Brittany: 1) Cambry, voyage dans le Finistère. Brest. 1836. 2) Trollope, a summer in Brittany. Lond. 1840. 3) Souvestre, Les derniers Bretons. Par. 1843. 4) Pitre-Chevalier, La Bretagne ancienne et moderne. Par. 1845. — Christ. Remembrancer 1846. Jan. p. 130.

Lacretelle, Histoire du consulat; Brougham, Voltaire et Rousseau; Barante, Lettres et instructions de Louis XVIII. au comte de Saint-Priest. — Corresp. T. XIII. p. 146.

Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution. Lpz. 1845. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 371.

Eylert, Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preussen, Friedr. Wilh. III. Potsd. 1844. — Ebendaſ. (Vol. 56. Nr. 72.) Jan. p. 354.

Parliament and the Courts. — Edinb. Rev. 1846. Jan. p. 1.

The age of Pitt and Fox. By the author of „Ireland and its rulers.“ Lond. 1845. (Earls Grey and Spencer.) — Ebendaſ. p. 240.

Orijen de la elevacion del gran poder britanico en la India. — Revista lit. 1846. Nr. 39. p. 1. Nr. 40. p. 4.

Finlay, Greece under the Romans. Edinb. 1844. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 1.

Vivien de St. Martin, Voyage en Asie-Mineure de Hamilton. Fragment inédit d'une histoire géographique de l'Asie-Mineure. — Bull. de la soc. de géogr. T. XIII. p. 336.

Raumer, America and the American people. Translated by W. Turner. New York 1846. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 253.

Bancroft, History of the United States. T. I. — III. Boston 1838 — 1840. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 56.

Greenhow, The history of Oregon and California. Boston 1845. Falconer, The Oregon question. Lond. 1845. — North. Am. Rev. 1846. Jan. p. 214.

Latham, On the ethnography of Russian America. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan. p. 35.

Amador de los Rios (Josè) De los Judíos de España. (Art. X. y ult.) — Revista lit. de el Español 1846. Nr. 38. p. 5.

Sainte-Beuve, Mademoiselle Aïssé. — Rev. des deux Mondes. 1845. T. IV. p. 659.

Le Glay, Mémoriaux de Robert D'Esclaibes, seigneur de Clermont en Cambrésis. — Arch. du Nord de la France. 1846. T. V. p. 385.

Rosny, Eloge de M. le Baron d'Ordre et notice sur ses ouvrages. — Ebendaſ. p. 411.

La Gournerie, (Ed. de) Le cardinal d'Amboise à Rouen (1494 — 1510). — Corresp. T. XIII. p. 91.

Macaire, On the life and writings of Theodore de Saussure. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 1.

Holmes, The life of Mozart. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 389.

Chasles (Ph.) Le comte de Chesterfield. — Rev. des deux mondes 1845. T. IV. p. 471.

Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. La jeunesse de Cromwell. (Lettres and speeches of Ol. Cromwell, with elucidations by Thom. Carlyle. 2 Vols. Lond. 1846.) — Ebendaſelbſt p. 603.

Sir William Follet. — Blackw. Mag. 1846. Jan. p. 1.

Malmesbury (James Harris first Earl of) Diaries and Correspondence. Lond. 1844. — Rev. d. deux Mondes 1845. T. IV. p. 642.

Palfrey, A discourse on the life and character of the Rev. Henry Ware. Cambridge, 1845. The life of Henry Ware, jr. By his brother John Ware. Boston. 1845. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 189.

Lagènevais, Un homoriste en Orient. Eothen. (Lond. 1845.) — Rev. d. deux Mondes 1846. T. 1. p. 59.

Fuss, Correspondance mathematique et physique de quelques célèbres géomètres du XVIII. siècle. St. Petersb. 1843. — Journ. des Sav. 1846. Jan. p. 50.

Young, On the general expression for the sum of an infinite geometrical series. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 10.

Twining, Attempt to demonstrate the assumed point in the doctrine of parallels. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 89.

Anderson, On some new and curious curves generated by the images reflected from plane mirrors, in a state of rapid rotation around a fixed

axis. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan. p. 59.

Bronwin, Equations for the determination of the motion of a disturbed planet by means of Hansen's altered time. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 20.

Gautier, Sur les comètes observées en 1845. — Nouvelle petite planète. — Bibl. un. Suppl. 1846. T. I. p. 87.

Neef, de la polarité électrique dans ses rapports avec la lumière et la chaleur. — Bibl. un. Suppl. 1846. T. I. p. 30.

Faraday, Recherches relatives à l'influence du magnétisme sur la lumière etc., suivies de l'examen qu'en a fait M. Pouillet. — Ebendaſelbſt p. 70.

De La Rive, Des mouvements vibratoires. — Ann. de Chim. 1846. Janv. p. 93.

Redfield, On three several hurricanes of the American seas and their relations to the Northers, so called, of the gulf of Mexico and the bay of Honduras, with charts illustrating the same. — Am. Journ. of science and arts. 1846. Jan. p. 1.

Leedom, Experiments and observations on the solar rays. — Ebendaſ. p. 28.

Allen (John H.) Some facts respecting the geology of Tampa Bay, Florida. — Ebendaſ. p. 38.

Herrick, Account of observations on shooting stars at the meteoric periods of August 10 and Nov. 13. 1845. — Ebendaſ. p. 86.

Hunt, The influence of magnetism on molecular arrangement. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 1.

Stokes, Remarks on Challis's theor. explan. of the aberration of light. — Ebendaſ. p. 15.

Sabine, On some points in meteorology of Bombay. — Ebendaſ. p. 24.

Davy (John), Miscell. observation made during a voyage from England to Barbadoes (Temperature of the sea etc.). — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 45.

Newbold, On the temperature of the springs, wells and rivers of India and Egypt. — Ebendaſelbſt p. 99.

Fyfe, Experiments on electro-culture. — Ebendaſ. p. 143.

Treffery, Account of a torrent of mud in the plain of the Lagunilla, New Granada. — Ebendaſelbſt p. 198.

Malaguti, Recherches sur les éthers chlorés. — Am. de Chim. 1846. Janv. p. 5.

Marignac, Sur les relations qui existent entre les propriétés physiques et la composition chimique des corps composés. — Bibl. un. Suppl. 1846. (Arch. des scienc. phys. et nat.) T. I. p. 5.

Marignac, Remarques sur le mémoire de Ch. Gerhardt, sur le poids atomique du chlore. — Ebendaſ. p. 53.

Hare (R.) An attempt to refute the reasoning of Liebig in favor of the salt radical theory. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 82.

Tilley and Maclagan, On the conversion of cane-sugar etc. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 12.

Yorke, On the solubility of oxide of lead in pure water. — Ebendaſ. p. 17.

Taylor (Th.) On some new species of animal concretions. — Ebendaſ. p. 36.

Humboldt. De l'étude et de la contemplation de la nature. — Rev. des deux mondes. 1845. T. IV. p. 374.

Dujardin, Mémoire sur le développement des meduses et des polypes hydraires. — Ann. des scienc. nat. 1845. Nov. Zool. T. IV. p. 257.

Rusconi, Observations sur le système veineux de la grenouille. — Ebendaſ. p. 282.

Brullé et Hugueny, Expériences sur le développement des os dans les mammifères et les oiseaux, faites au moyen de l'alimentation par la garance. — Ebendaſ. p. 283.

Hartlaub, Notices et rectifications synonymiques. — Rev. zool. 1846. Janv. p. 1.

Robin, Note sur quelques portions du système veineux des raies. — Ebendaſ. p. 5.

Récluz, Déscription de plusieurs animaux mollusques bivalves. — Ebendaſ. p. 8.

Fairmaire. Espèces nouvelles de Membracides. — Ebendaſ. p. 12.

Guérin Méneville, Note sur les migrations des larves de la Sciarae Thomae. — Ebendaſelbſt p. 14.

Johnston, An index to the British Annelides. — Ann. and. Mag. of nat. hist. 1845. Vol. XVI. Suppl. p. 433.

Allman, Note on a new genus of nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ. Vol. XVII. 1846. Jan. p. 1.

Walton, Notes on the genera of insects Phyllo-

bius, Polydrosus and Metallites. — Ann. of nat. hist. 1846. Jan. p. 12.

Brightwell, Observations on a specimen of the bottle-nosed Dolphin. — Ebendaſ. p. 21.

Doubleday, Descriptions of new Diurnal Lepidoptera. (Contin.) — Ebendaſ. p. 22.

Eyton, Notes on birds. (Contin.) — Ebendaſ. p. 26.

Blackwall, Notice of spiders captured by Pr. Potter in Canada. — Ebendaſ. Jan. p. 30. Febr. p. 76.

Pearce, Notice of what appears to be the embryo of an Ichthyosaurus. — Ebendaſ. Jan. p. 44.

Morris, Contributions toward a history of entomology in the United States. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 17.

Wydler, Recherches entreprises dans le but de déterminer l'ordre qui préside au mouvement des étamines de la Rue (Ruta L.). — Ann. des sciens. nat. 1845. Nov. Bot. T. IV. p. 280.

Trecul, Recherches sur la structure et le développement du Nuphar lutea. — Ebendaſ. p. 286.

Dickie, Contributions to the physiology of fecundation in plants. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Jan. p. 5.

Review of the New York geological reports (Onondaga falt group, water lime group, Catskill shaly limestone, Oriskany sandstone, Onondaga limestone). — Am. Journ. of sc, and arts 1846. Jan. p. 43.

Sullivant and Asa Gray, Musci Alleghanienses, sive spicilegia muscorum atque hepaticarum etc. Fasc. 1. 2. Ohio 1845. — Ebendaſ. p. 70.

Clarke, On dykes of marble and quartz in connection with plutonic rocks in Argyle county, New South Wales. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 201.

Fox (Rob. Were) On certain pseudomorphous crystals of quartz. — (Ebendaſ. p. 115.) Phil. Mag. 1846. Jan. p. 5.

Dana, On the minerals of trap and the allied rocks. — Ebendaſ. p. 49.

Forbes, Notes on te topography and geology of the Cuchullin hills in Skye. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan p. 76.

Maclaren, On the existence of glaciers and icebergs in Scotland at an ancient epoch. — Ebendaſelbſt p. 125.

Forbes, Tenth letter on glaciers. — Ebendaſ. p. 154.

Low, On the classes and breeds of british horses. Ebendaſ. p. 179.

Rochet d'Héricourt, Les moeurs religieuses dans le royaume de Choa. — Bull. de la soc. de géogr. T. XIII. p. 317.

Maine de Biran, Fragmens inédits publiés par Naville. Cinquième fragment. Des progrès qui ont été faits jusqu' à ce jour dans la psychologie. — Bibl. univ. 1846. T. I. p. 40.

The greek and romantic drama. — Blackw. Mag. 1846. Jan. p. 54.

Lombia (Don Juan) El teatro. Origen, indole e importancia de esta institucion en las sociedades cultas. Titulos de gloria con que cuenta la nacion española para cultivarla con empeño etc. (Art. II.) — Revista lit. 1846. Nro. 38. p. 1.

Carlo Goldoni, et sa réforme de la comédie italienne. (Extrait du New Quarterly Review Nro. 12.). — Bibl. un. 1846. T. I. p. 116.

Saint-Victor, Le Dittamondo par Fazio degli Uberti. — Corresp. T. XIII. p. 65.

Mazade (Ch. de) Poètes modernes de l'Espagne. Le Duc de Rivas. — Rev. des deux mondes. 1845. T. IV. p. 679.

Monmerqué et Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge. — Journ. des Sav. 1846. Jan. p. 5. Fevr. p. 76.

Jullien, Hist. de la poésie française à l'époque impériale. Par. 1844. — Ebendaſ. Jan. p. 17.

Shakspeare in Paris: 1) Othello, trad. par le comte Alfred de Vigny (Oeuvres complètes, Vol. VI. Par.). 2) Hamlet, trad. par Léon de Wailly. (Ms. Paris.) 3) Jules César, trad. par Auguste Barbier. (Ms. Paris.) — Edinb. Rev. 1846 Jan. p. 47.

Fernandez-Guera Orbe, Reseña historica de las nobles artes en España. — Revista literaria 1846. Nro. 40. p. 1.

Didron, Ameublement et décoration des églises. — Annales archéolog. T. IV. p. 1.

Guilhermy, Iconographie historique — Ebendaſ. p. 12.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.
Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Schluß.)

Der Lachs (Salmo salar) kommt in Bayern weder dem Donau-, noch dem Maingebiete zu, sondern findet sich bey uns nur in dem zum Rheingebiete gehörigen Bodensee. Die Lachsforelle (Salmo trutta) bewohnt zwar die Gewässer des Main- und Donaugebietes gemeinschaftlich, sie ist jedoch in den Seen des letztern nicht bloß häufiger, sondern wird hier zugleich größer und wohlschmeckender.

Unter den Fischen, die dem Donau-, aber nicht dem Maingebiete eigen sind, sind noch mehrere Arten Barsche anzuführen, nämlich der Schrätser (Acerina Schraetser), der Streber (Perca aspera) und der Zingel (Perca zingel); selbst der Amaul oder der Schill (Perca lucioperca), obschon in vielen andern deutschen Flüssen vorkommend, scheint doch im Maingebiete allenthalben vermißt zu werden. Unter den Karpfen, die das Stromsystem der Donau bewohnen, dürfte zwar bey weiteren Nachforschungen in dem des Maines noch die eine oder die andere Art gefunden werden, indessen scheint es doch, als ob Cyprinus uranoscopus, grislagine, aphya und mento dem Maingebiete völlig fremd wären.

Noch ist einiger Fremdlinge zu gedenken, die nur je zuweilen in dem einen oder dem andern Stromsysteme zu Besuch kommen und also nicht unter deren ständige Bewohner gehören. Dieß sind mehrere Arten von Stören, die aus der Nordsee durch den Rhein in den Main, oder aus dem schwarzen Meere in der Donau aufsteigen. Von jenen ist es nur der gemeine Stör (Accipenser sturio), der zur Laichzeit schon manchmal im Main bey Würzburg gefangen wurde. Von diesen kennt man mehrere Arten, die in seltenen Fällen ihre Wanderlust bis nach Bayern ausdehnten. Der Sterlet (Accipenser ruthenus) geht nicht selten über Passau herauf und im Jahre 1673 wurde, wie Schrank erzählt, einer sogar bey Stepperg gefangen; selbst in der Isar ist er schon bis gegen Landshut aufgestiegen. Von Accipenser Güldenstaedtii wurde 1679 ein 36 Pfund schweres Exemplar bey Regensburg gefangen. Ein anderes, eben daselbst erlegtes, mochte, wie Heckel *) meint, dem Accipenser glaber angehört haben. Von einem Hausen, der 1692 bis Straubing herauf kam und mehr als Mannslänge hatte, berichtet Schrank; bey Passau wird diese Art öfters gefangen. Selbst der Acci-

---

*) Annalen des Wiener Museums I. S. 271.

penser stellatus, der unter den Stören des schwarzen Meeres die mindeste Reiselust zu haben scheint, soll nach Dr. Perty's Angabe in der Donau und selbst in der Isar erschienen seyn.

Schließlich füge ich ein Verzeichniß der in den oberbayerischen Seen sich aufhaltenden Edelfische bey, nach ihren dort gewöhnlichen Benennungen, denen ich die systematischen Namen zugesetzt habe.

1. Würm- (Starnberger-) See.

Boden-Renken. } Bisher unter Salmo Wartmanni zusammengefaßt.
Kleine, sog. gemeine Renken. }
Lachse (Salmo trutta).
Karpfen.
Hechte.
Waller (Silurus glanis).
Rutten (Gadus lotta).

2. Ammer-See.

Boden-Renken.
Karpfen.
Hechte.
Waller.
Rutten.
Huchen.
Amaul (Perca lucioperca).

3. Waller-See.

Renken.
Grundforellen.
Hechte.
Salblinge (sog. Wildfang-Salblinge).

4. Kochel-See.

Renken.
Hechte.
Rutten.
Huchen.
Aeschen.

5. Schlier-See.

Salbling.
Karpfen.

6. Spitzing-See.

Hechte.

7. Tegern-See.

Salbling.
Seeförchen (Salmo trutta).
Karpfen.
Hechte.

8. Bartholomä- (Königs-) See.

Salbling.
Kleinere Sorte Salblinge werden geräuchert als sog. Schwarzreuter verkauft.

9. Chiem-See.

Lachse (Salmo trutta und lacustris).
Renken.
Hechte.
Rutten.

---

2) Ueber die Wirkung des Zuckers auf die Zähne von Hrn. Akademiker Dr. A. Buchner.

Es ist eine bekannte Annahme, daß bey dem häufigen Zuckergenuß die Zähne leiden, und man las vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern eine Bestätigung dieser Thatsache mit der Erklärung derselben, daß nämlich der Zucker durch seine Neigung, sich mit Kalk zu verbinden, die Zähne corrodire.

Einer meiner wissenschaftlichen Correspondenten, Hr. Apoth. Heumann in Bayreuth, schrieb mir vor einigen Tagen, daß er hierüber Versuche angestellt und folgendes gefunden habe.

Legt man einen gesunden Zahn von einem Säugethiere in eine klare Auflösung von Rohrzucker, so findet man nach einigen Wochen, daß die Flüssigkeit trübe und sauer geworden ist, indem sich durch die Einwirkung der thierischen Materie des Zahnes auf den Zucker Milchsäure gebildet und aus dem Zahne phosphorsauren Kalk aufgelöst hat. Es ist also nicht der Zucker als solcher, sondern die Milchsäure, welche durch Einwirkung thierischer Substanzen bey gelinder Wärme aus dem Zucker entsteht, die den phosphorsauren Kalk auflöst und so die

Zähne allmählig corrodirt; wahrscheinlich weil durch die Vermischung des Speichels mit dem Zucker bey täglichem Genuße desselben und bey der Mundwärme ebenfalls Milchsäure nach und nach entsteht.

---

3) Beytrag zur Kenntniß der Bierbestandtheile von demselben.

Es ist zuweilen vorgekommen, daß ein Bierbrauer oder Wirth sein sauer gewordenes Bier mit Pottasche zu entsäuern versucht hat, wodurch allerdings die entstandene Essigsäure abgestumpft wurde aber das Bier immer verdorben und schaal blieb, wenn man es nicht unter eine größere Menge noch trinkbaren Bieres mischte. Es ist auch möglich, aber nicht recht wahrscheinlich, daß manchmal ein Brauer seinem noch trinkbaren Lagerbiere kohlensaures Kali gleichsam als prophylaktisches Mittel in geringer Menge zusetzt, um den Gehalt an Kohlensäure zu vermehren, denn außer dieser ist stets eine andere freye Säure, nämlich Milchsäure im Biere vorhanden, welche eine saure Reaction des eingekochten Bieres verursacht, und, indem sie sich mit dem Kali der zugesetzten Pottasche verbindet, die Kohlensäure derselben frey macht. Uebrigens scheint auch die Essigsäure nie ganz zu fehlen, denn als ich sehr gutes Lagerbier bey gelinder Wärme bis zur Syrup-Consistenz abdampfte und hierauf mit Schwefelsäure aus einer Retorte der Destillation unterwarf, erhielt ich ein saures Wasser als Destillat, welches durch Kali neutralisirt und zur Trockne abgedampft ein an der Luft zerfließliches und in Weingeist lösliches Salz lieferte, das sich bey näherer Prüfung als ein Gemisch von essigsaurem und salzsaurem Kali erwies.

Es kann auch vorkommen, daß ein Brauer für den erwähnten Zweck Soda, d. h. kohlensaures Natron statt Pottasche wählt; jedensfalls kann die bestimmte Beantwortung der Frage, ob eine solche Fälschung statt gefunden habe oder nicht, in gewerbs- und gesundheitspolizeilicher Beziehung von Wichtigkeit seyn.

Es mögen bereits 35 oder 36 Jahre seyn, als ich das erstemal ein Bier zu untersuchen hatte, welches im Verdacht einer Fälschung mit Pottasche stand; ich hatte mir anfangs die Lösung der Aufgabe leichter vorgestellt, als sie wirklich war; ich ging nämlich von der Ueberzeugung aus, daß ein sauer gewordenes, dann mit kohlensaurem Kali entsäuertes Bier essigsaures Kali enthalten müsse, welches keinen Bestandtheil des Malzes und Hopfens ausmacht, mithin im unverfälschten Biere nicht vorkommen kann. Da nun dieses Salz, ebenso wie das essigsaure Natron, im Weingeist löslich ist, so dampfte ich das verdächtige Bier bis zur Syrup-Consistenz ab und schüttelte es mit höchstrectificirtem Weingeist, wobey sich eine große Menge sogenanntes Malzgummi ausschied. Die davon abfiltrirte weingeistige Auflösung gab mit Weinsäure einen ziemlich reichlichen Niederschlag von Weinstein, wodurch der Verdacht einer stattgefundenen Fälschung des Bieres mit Kali allerdings sehr bestärkt wurde; als ich aber denselben Versuch mit einem erwiesen guten und unverfälschten Lagerbier wiederholte, erhielt ich daraus beynahe dieselbe Menge Weinstein.

Im Herbste 1844 wurde ich veranlaßt einen ähnlichen Versuch anzustellen und ich erhielt ein gleiches Ergebniß; ich überzeugte mich durch fortgesetzte vergleichende Versuche, daß jedes, auch das beste braune Bier, bis zur Syrup-Consistenz abgedampt, ein sauer reagirendes Extract liefert, welches mit dem sechs- bis achtfachen Quantum Weingeist von 80 bis 85 Proc. Alkohol-Gehalt geschüttelt, in diesem ein das Lakmus röthendes Kalisalz abgiebt, welche mit einer concentrirten wässerigen Auflösung der Weinsäure vermischt, so viel Weinstein liefert, daß sich derselbe von 1000 Gewichtstheilen Bier nahe auf 1 Theil berechnet.

Dieses Ergebniß berechtigt zum Schluß, daß das braune Bier ein in Weingeist auflösliches Kali-Salz enthalte, etwa milchsaures oder essigsaures, weil das phosphorsaure Kali, welches aus der Gerste in das Malz und Bier übergeht, in Alkohol unauflöslich ist.

Die Asche der Gerste enthält nach den Analysen von Bichon, Köchlin und Erdmann dreybasisches phosphorsaures Kali, oder je nach der Beschaffenheit des Bodens, worauf sie gewachsen war, auch Natron aber nie kohlensaures Kali*), was zu beweisen scheint, daß die Gerste kein pflanzensaures Kali enthält. Was aus dem Hopfen an pflanzensauren Salzen in das Bier übergeht, ist zu unbedeutend, als daß es hier in Betracht gezogen werden dürfte, weil sich auf jede Maß Bier kaum ein Quentchen Hopfen berechnet. Es wäre also in der That merkwürdig, wenn sich bey der Bier-Erzeugung aus dem phosphorsauren ein pflanzensaures Salz bilden sollte. In diesem Falle sollte man meinen, daß die Bierasche auch kohlensaures Kali enthalten müsse; ich habe mich aber überzeugt, daß dieß nicht der Fall ist, denn diese Bierasche, welche allerdings stark alkalisch schmeckt und reagirt, entwickelt keine Spur von Kohlensäure, wenn man sie mit Essigsäure übergießt und erwärmt; ich habe den Versuch sowohl mit Lagerbier als auch mit Winterbier angestellt, und erhielt von 1000 Gewichtstheilen trockenen Bier-Extractes 34 bis 39 Thle. schmelzbare Asche, welche größtentheils basisches phosphorsaures Kali mit phosphorsaurem Kalke war. Da man nun weiß, daß das normalmäßig gebraute braune Lagerbier in 1000 Theilen ungefähr 60 Theile extractive Bestandtheile enthält, so berechnen sich auf 1000 Gewichtstheile Bier 2 Gewichtstheile und wenig darüber Aschen-Bestandtheile.

Gelegenheitlich muß ich bemerken, daß die Einäscherung des Bier-Extracts etwas schwierig ist, weil sich das Extrakt vor dem Verkohlen stark aufbläht, und weil die Asche leicht zusammenschmilzt und eine vollkommene Verbrennung der Kohle erschwert. Am besten gelingt die Verbrennung, wenn man das möglichst stark ausgetrocknete und zu Pulver zerriebene Extract in einen glühenden Silbertiegel einträgt und, wenn die noch kohlige Asche zusammenzuschmelzen beginnt, den Tiegel aus dem Feuer nimmt und nach dem Erkalten die Asche zerreibt, um sie dann bey sehr mäßigem Glühfeuer völlig grau zu brennen.

Ich habe auch den in Weingeist auflöslichen Antheil des Bier-Extractes, welcher stets das Lakmus stark röthet und freye Milchsäure zu enthalten scheint, zur Trockene abgedampft und zu Asche verbrannt. Auch diese Asche zeigte sich sehr schmelzbar; sie schmeckte und reagirte stark alkalisch, ohne daß sie freyes Kali-Hydrat oder kohlensaures Kali enthielt, denn kochender Weingeist löste davon nichts auf und nahm keine Reaction an, und mit Wasser befeuchtet und erwärmt entwickelte sich auf Zusatz von Essigsäure keine Spur von Kohlensäure. Ich fand in dieser Asche nur basisches phosphorsaures Kali, Chlorkalium und phosphorsauren Kalk.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß das Bier kein einfaches pflanzensaures Kali oder Natron enthält; daß, was der Weingeist aus dem Bier-Extracte an Salzen aufnimmt, um so weniger beträgt, je weniger Wasser dabey ins Spiel kömmt, daß dieses Auflösliche nur eine saure Verbindung der phosphorsauren und salzsauren Salze mit der Milchsäure des Bieres ist, und daß die Phosphorsäure dieser Verbindung in der Glühhitze die Milchsäure so zersetzt, daß sie kein kohlensaures Salz zurücklassen kann.

(Schluß folgt.)

*) Ann. d. Chem. u. Pharm. B. L. S. 404 und 419. B. LIV. S. 347 u. 355.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.
Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

3) Beytrag zur Kenntniß der Bierbestandtheile von Herrn Akademiker Dr. A. Buchner.

(Schluß.)

Ich habe mich bey fortgesetzten Versuchen überzeugt, daß es nicht so schwierig ist über die Frage, ob ein Bier mit Pottasche oder Soda verfälscht worden sey, mit Zuverläßigkeit zu entscheiden, als es mir früher geschienen hatte, wenn man nur das Bier-Extract bis zum zerreiblichen Zustande austrocknet und dann mit Weingeist kochend auszieht, welcher nicht über 15 Procent Wasser enthält; findet man in dieser alkoholischen Auflösung ein essigsaures Salz, so kann es nur von irgend einer unerlaubten Künsteley herrühren, weil das unverfälschte Bier wohl etwas freye Essigsäure aber kein essigsaures Salz enthält. Der alkoholische Auszug enthält allerdings eine freye Säure, welche Milchsäure zu seyn scheint und darin etwas von den phosphorsauren Salzen des Bieres aufgelöst; aber dieses beträgt so wenig, daß ich von 1000 Gran Bier-Extract kaum 1 Gran Asche aus dem in Alkohol auflöslichen Antheil erhielt.

Es hat sich gezeigt, daß das Princip, welches mich schon vor 35 oder 36 Jahren bey meinen Bier-Untersuchungen geleitet hatte, richtig war, daß ich es aber fehlerhaft angewendet habe, theils weil ich sowohl das Bier-Extract als auch den Weingeist in einem zu wässerigen Zustande genommen habe, und theils weil ich von der irrigen Meynung befangen war, auch das normalmäßige Bier enthalte ein essigsaures Salz, was nicht der Fall ist, wenigstens beträgt die Essigsäure, welche man durch Destillation des alkoholischen Auszuges mit Schwefelsäure erhält, so wenig, daß sie wohl nur durch Oxydation des angewendeten Weingeistes beym Abdampfen des Auszuges erst entstanden seye dürfte. Uebrigens kann ich schließlich nicht unterlassen auf eine sehr gründliche und lehrreiche Abhandlung des Hrn. Prof. Dr. Kaiser „über Bier-Untersuchungen und Fehler, welche dabey gemacht werden können“ aufmerksam zu machen; diese Abhandlung steht im Kunst- und Gewerbe-Blatt des polytechn. Vereins 1845. S. 763 — 792.

4) Auszug aus einer Abhandlung über die Nummulinen des bayerischen östlichen Gebirges. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

Bey keinem fossilen Thiergeschlechte ist die charakteristische Bestimmung der Arten schwieriger, als gerade bey den Nummuliten, deren indifferente schei-

benförmige Form dem Naturhistoriker so wenig feste charakteristische Anhaltspunkte darbietet, daß selbst d'Orbigny eine Charakteristik der verschiedenen Arten seiner Nummulina nicht zu geben vermochte und Bronn in seiner Lethaea p. 1135 erklärt: „die Wahrheit zu sagen, so kenne ich noch nicht ein verläßiges Artkennzeichen.“

Selbst über die Stellung dieser Petrefacten im Systeme ist man noch nicht im Reinen. D'Orbigny hält sie für Foraminiferen und Ehrenberg für Rückenplatten quallenartiger Thiere.

Der innere Bau dieser Thierüberreste würde auch hier, wie so ziemlich bey allen Thieren die sichersten Aufschlüsse über ihre Stellung im Systeme geben; allein der innere Bau der Nummulitenversteinerungen konnte bisher nur studirt werden aus Individuen, die durch Verwitterung in zwey Hälften getheilt waren, oder aus solchen, die auf einer Seite angeschliffen wurden. Die Versteinerungsmasse ist jedoch oft vollständig mit der bey den meisten sehr zarten zellenartigen inneren Structur zusammengeflossen, wodurch häufig nach dem Schleifen ein so verworrenes undeutliches Bild der inneren Organisation entsteht, daß z. B. Montfort, Blainville und Defrance mehrere solcher Nummuliten den Polypen anzureihen bemüht waren.

Ich schlug deßhalb, die innere Structur der Nummuliten bloß zu legen, einen Weg ein, der mir schon in manchen dem Anscheine nach ganz homogenen Gesteinen die deutlichsten Thierüberreste entwickelte.

Da die Nummuliten in der Regel von kohlensaurem Kalk durchdrungen sind, ihr Skelet aber aus kieselhaltigem und noch überdieß verschieden gefärbten kohlensaurem Kalke besteht, so wird der infiltrirte kohlensaure Kalk von Säuren viel rascher aufgelöst, als der Kieselkalk des Skelets, und es gelang mir auf diese Art mittelst einiger höchst einfacher Handgriffe, die innere Structur eines jeden Nummuliten, der mir bisher unter die Hände kam, bis zum Anfange der Spirale bloß zu legen.

Da ergab sich denn, daß jede früher als zufällig angesehene Veränderung in der äußern Form auch einer abweichenden jedoch stets bestimmten inneren Structur entspreche. So heißt es in der Lethaea von Nummulina Faujasii p. 711: „die kleineren Individuen sind auf beyden Flächen leicht gewölbt, die größeren sind oft unregelmäßig auf einer Seite flach, auf der andern conver oder in der Mitte zitzenförmig. Beginnt man jedoch die innere Structur dieser Nummuliten vermittelst Salzsäure bloß zu legen, so ergibt sich sogleich, daß die kleineren leicht gewölbten, die größeren flach converen und die zitzenförmigen bestimmt drey verschiedene Arten bilden.

Aus meinen Untersuchungen ergab sich als Resultat: Jede Nummulina beginnt mit einer Blase, aus welcher eine zweyte kleinere halbkugelförmige Blase u. s. f. entspringt. Die Mutterblase ist entweder zusammengedrückt, elliptisch und steht in einem sehr kleinen Verhältniß zu den immer wachsenden Zellen oder Kammern; oder sie ist im Verhältniß zu den übrigen Zellen groß und rund. Im letztern Falle liegen die Spiralmündungen nicht mehr in einer Ebene.

Die sogenannten Kammern selbst zerfallen in zwey wesentlich von einander verschiedene Hauptgestalten. Sie haben entweder gleich laufende etwas convere Scheidewände, wobey sich die hintere oben nach der Vorderwand in einem sanften Bogen hinüber und dann wieder etwas herabbiegt, so daß jede solche Zelle mit einer zeltartigen Figur verglichen werden kann. Oder die hintere Wand biegt sich sogleich nach ihrem Ursprunge in einem flachen Bogen nach der vordern und läuft dann mit derselben in einer Spitze zusammen, so daß eine Art krummer Sägezähne entsteht. Ich habe diese Art Kellerhalszellen genannt, und nach diesen Hauptverschiedenheiten der Zellen die Nummuliten in zwey Klassen abgetheilt.

Keine dieser Zellen hat mit der andern eine auch unter der stärksten Vergrößerung zu beobachtende Verbindung.

Dagegen stehen die Schichten, aus denen jeder Nummulit zusammengesetzt ist, durch Radien, die vom Mittelpunkt aus sich strahlenförmig nach der Peripherie hin erstrecken, mit einander in Verbindung, wie man auf dem Querbruch eines Nummuliten deutlich bemerken kann. Die einzelnen Schichten sind entweder

a) überall von gleicher Dicke und schließen dicht aneinander an, oder

b) sie berühren einander an der Peripherie (dem Rücken) nicht, und lassen einen hohlen, kegelförmigen Raum zwischen sich, d. i. sie bilden eine eigentliche Kammer, wodurch zugleich eine starke Entwicklung des Thieres am Rande angedeutet wird.

Nach diesen zwey Verschiedenheiten und der Form des Querschnittes der Kammerwände habe ich jede dieser zwey Klassen wieder in zwey Unterabtheilungen eingetheilt, und diese Eintheilung ist hinreichend, alle mir bekannt gewordenen Nummuliten mittelst sicherer und leicht aufzufindender Merkmale in ein naturgemäßes System zu bringen.

Bey keinem der wirklichen Nummuliten, von denen ich die möglich vollständigsten Exemplare untersuchte, war irgend eine Oeffnung der sogenannten Wohnkammer zu entdecken. Wird ein Theil der letztern Windung eines hochrandigen Nummuliten weggebrochen, so entsteht wohl ein Absatz, der einer Wohnkammer ähnlich sieht, aber bey wohl erhaltenen Formen ist nichts der Art oder auch nur eine Obliteration der sogenannten Wohnkammer zu entdecken, wodurch man den Mangel einer solchen Oeffnung zu deuten versuchte. D'Orbignys Nummulina planulata ist übrigens keine Nummulina und Sowerby stellt unter seiner Num. elegans Tab. 538 Fig. 6, die Bronn citirt, in ihrem Wesen ganz verschiedenartige Formen zusammen.

Man wird übrigens die Idee, daß ein Cephalopode gleich unsern Nautilen, Ammoniten ꝛc. eine solche Kammer bewohnt haben könnte, sogleich fallen lassen, wenn man bedenkt, daß es Nummulinen von 11 Pariser Linien Durchmesser gibt, deren einzelne Zelle oder Kammer noch nicht den zehnten Theil einer Linie Höhe und Tiefe hat. Welch eine ungeheure Schale zu so einem so kleinen Thiere! — Auf dem Querbruche sieht man so viele solcher sogenannten Kammern übereinander liegen, als sich Schichten im Petrefakte vorfinden, und man erkennt unter dem Mikroskope gar bald, daß diese sogenannten Kammern nichts anders als die zelligen Zwischenräume zwischen den Verbindungs-Radien sind, welche durch alle Schichten hindurch nach der Mitte führen. Montfort, Blainville und Defrance hatten deßhalb ganz richtig beobachtet und gute Gründe, ihren Nummuliten lieber zu den Polypen als zu den Cephalopoden zu stellen. Es war wahrscheinlich die Verwitterung, welche ihnen zufällig das Innere ihres Nummuliten bloß legte, und es fehlte nur an einer leichteren Methode, das Innere jedes Nummuliten dem Auge des Beobachters zu enthüllen, um die gleiche vorwaltende Textur bey allen Nummuliten dieser Abtheilung zu erkennen.

Eben die eigenthümliche Struktur dieser Nummuliten leitet zu der Vermuthung, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß das Thier, welchem unser Petrefact sein Daseyn zu verdanken hat, sich über die ganze Oberfläche des Nummuliten verbreitet, und mit seinem Innern durch die seitlichen Radien in Verbindung stand, gleich den eigentlichen Korallen oder Rindenpolypen. Gemäß dieser Untersuchung habe ich folgende Nummulinen, von welchen die meisten dem Kressen- und Enzenauerberge und der Gegend von Adelholzen angehören, bestimmt, die ich jedoch hier der Kürze halber bloß mit ihrem Namen anführen will. Ich war genöthigt, selbst Namen zu schaffen, da, wie schon gesagt, in unseren Systemen wesentlich verschiedene Exemplare unter einem Namen vereinigt sind, und es bey vielen Specien kaum möglich ist, der Beschreibung nach zu urtheilen, welche der Autor eigentlich gemeint hat *).

I. Klasse. I. Ordnung.

Nummulina umbo reticulata. Sie ist wahrscheinlich die Nummulina Faujasii und zwar jene größere von 11‴ Diam., die nach der Lethaea auf der einen Seite etwas flacher ist, als auf der andern. Vom Kressenberge mit Eisenoxydhydrat durch-

*) In der neuesten Ausgabe des Lamarckschen Werkes (1845) befinden sich nur vier Specien von Nummulina: laevigata, globularia, scabra u. complanata.

zogen. Eine abgeschliffene dieser Art hat Defrance als Num. laevigata bestimmt.

I. Kl. II. Ord.

Num. modiolata striata. Ist wahrscheinlich wieder die Num. Faujasii, die kleinere nämlich, in der Mitte zitzenförmige der Lethaea, findet sich häufig im grünen und rothen Sandstein Neubeuerns (Haberkörnl) und eben so häufig im Thoneisensteine bey Sonthofen, so wie bey Dornbirn am Bodensee.

Kleine Exemplare von etwa 5‴ Durchmesser haben auf ihrer Oberfläche viel Aehnlichkeit mit Sowerbys Num. elegans. Tab. 538. Nro. 7.

Num. umbilicata ist wahrscheinlich wieder die obige Num. Faujasii mit der fein punktirten Oberfläche. Diese Punkte sind indessen die Mündungen oder Zwischenräume der Verbindungs-Radien. Diese Species bildet einen Theil der sogenannten Maria-Eckerpfenninge (bey Adelholzen).

Num. rotula. Klein $3\frac{1}{2}$‴ mit scharfem Rande (Rücken), glatt, vollkommen flach, linsenförmig, durchscheinend.

Maria-Eckerpfenninge, in einer Sammlung von Defrance bestimmt ist sie wieder unter Num. laevigata aufgeführt.

II. Kl. I. Ord.

Num. lenticularis, vielleicht Münsters scabra, aus dem grünen Sandsteine Neubeuerns und des Kressenberges.

Num. lenticularis crassa ist die Num. laevigata d'Orbignys — Grobkalk von Paris.

Num. rhomboides aus dem Roncathale. Auch im Nummuliten-Kalke von Pisino. Ist Num. nummiformis von Defrance, nach den Exemplaren des Heidelberger Mineralien-Comptoirs.

Num. nummiformis aus dem Kalk der großen Pyramide von Ghizeh.

II. Kl. II. Ord.

α.

Num. orbicularis maxima, vielleicht Num. complanata (Lamarck), der größte Nummulit von nahe 2 Zoll Durchmesser, von Adelholzen.

β.

Windungen nicht in einer Ebene liegend.

Num. elliptica, vielleicht Nummulites globularia (Lamarck), der kleinste Nummulit, aus dem Kalke der großen Pyramide von Ghizeh, so wie von Maria Eck bey Bergen.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar l. J. vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Reef in Frankfurt a. M.:

Ueber das Verhältniß der elektrischen Polarität zu Licht und Wärme. Frankf. a. M. 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. A. Rabusson in Paris:

Dévelopements historiques sur l'origine de la race française. Paris 1845. 8.

Von dem Hrn. V. Streffleur, k. k. Hauptmann und Professor in Wien:

Die primitive physikalische Beschaffenheit der Nordpolarländer. Wien. 1845. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im Jahre 1844. Breslau 1845. 4.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1843. Part I. London 1845. 4.

Fellows of the Society. London 1844. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. No. 99. 100. 101. 1843 — 1844. London. 8.

Transactions. Second Series. Vol. VII. Part the First. Part the Second. London 1845. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.
Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

Die Stellung unserer Voralpen im geognostischen Systeme ist bisher noch nicht mit solcher Sicherheit ermittelt, wie dieß bey den meisten ähnlichen Gebirgs-Systemen der Fall zu seyn pflegt.

Die Ursache dieser Unsicherheit ist einerseits der Mangel an Petrefakten, welche in der Klassifikation der geognostischen Schichten als Leitstern dienen, andererseits die Schwierigkeit der geognostischen Untersuchung solch schroffer und hoher Gebirge auf irgend eine bedeutende Erstreckung. Den eigentlich schwierigen Theil unserer bayerischen Voralpen bildet jene Zone, welche den entschiedenen Alpenkalk, d. i. reine, dem Körnigen sich nähernde kohlensaure Kalkerde, mit dem Molassengebilde verbindet.

Diese Zone ist nur an einigen wenigen Orten eigentlich geognostisch untersucht, und auch da nur in gewissen Beziehungen, welche auf die Bedeutung dieser Zone selbst und ihre Relation zum Alpengebirge sehr wenig Licht geworfen haben.

Ich habe den Anfang der geognostischen Untersuchung meines Vaterlandes mit dieser Zone begonnen, und zwar im Westen, von Füßen anfangend bis nach Osten zu, in die Gegend von Hallein.

Die südliche Gränze dieses Gürtels bilden von Westen her: der Saibling, der hohe Straußberg, das Hochblatt, der Kuchelberg, Herrntisch, der hohe Fricken, der Walchensee, der Falkenberg, Rodiberg, Hohlenstein, Schinderberg, Auerberg, Hausberg, Wendelstein, Gränzhorn, Hochplatten bey Aschau, Hochgern, Eisenberg, Rauschenberg, der Hohenstaufen, der Stadberg, Stuhlwand. Als nördliche Gränze haben wir Helfenwang am Lech, Fronreiten, die Insel Wörth im Staffelsee, Sindelsdorf, Pensberg, Oberbuchen, Warkirchen, Parsberg, Altenmarkt, Höhenmoos, Weisham, Bernhaupten und Teisendorf. Gehen wir von dieser Gränze gegen Süden zu, so finden wir auf eine Breite von nahe $\frac{3}{8}$ bayerischen Meilen ältere Braunkohlen führende Molasse. Die Braunkohlenlager lassen sich vom Lech angefangen den südlichen Theil des Chiemsees durchziehend bis hinter Traunstein verfolgen, und stehen in der Nähe des Lechs bey Zwinger am sogenannten Rabennest, der Nesselgraben-Hütte, zu beyden Seiten von Murnau, am Pensberg, Buchberg, vor Gmünd an der Mangfall, am Parsberg, zwischen Niklasreuth und Au, Höhenmoos, dann Bernau sogar zu Tage an*).

*) Es haben sich erst neuerdings in München wieder Sagen verbreitet von neu aufgefundenen Steinkohlen bey Gmünd. Steinkohlen sind in dem jüngern Gebirge, von dem wir eben sprechen, nicht zu Hause, und wenn sie im südlichen Bayern je gefunden werden, so kann dieses nur in der Nähe

Der Molassensandstein besteht aus milchigen Quarzkörnern, die sich zum Theil sehr leicht in Kalilauge lösen, also aus amorpher Kieselsäure bestehen. Körner von Hornsteinmasse sind den milchigen Quarzkörnern beygemengt, wodurch der Stein ein graues Aussehen erhält. Das Bindemittel ist kohlensaure Kalkerde und eine Thonmasse aus verwittertem Feldspath bestehend. Auf mancher Stelle, wie z. B. bey Fraßdorf tritt der Kalk ganz zurück, und man erhält dann einen sehr feuerfesten Stein. — Nur sparsame Glimmerblättchen sind diesem Steine beygemengt, doch häufig kohlige Theile.

An diesen Molassen-Streifen lehnt sich eine höchst eigenthümliche Kalkformation, die zwar nur an einigen Stellen wirklich aufgeschlossen ist, deren Spuren jedoch durch den ganzen Zug verfolgt werden können. Eigentlich bekannt wurde diese Formation erst durch Aufsuchung von Steinen zum Wiederaufbau der abgebrannten Saline Rosenheim, und seit dieser Zeit sind mehrere Steinbrüche in diesem Lager bey Sinning hinter Rohrdorf betrieben.

Der Stein hat bey flüchtigem Anblick das Ansehen von Granit und deßhalb hat er auch den Namen Granitmarmor erhalten, und wird bey uns zu Piedestalen, Grabmonumenten, selbst zu Säulen (in der Basilika, dem Königsbau ꝛc.) verwendet. Er ist aus braunen, gelblichen, weißen und schwarzen Punkten zusammengesetzt, die eine Linie an Länge und Ausdehnung selten überschreiten, in der Regel darunter bleiben.

Der Gebrauch des Mikroskopes und meine Methode den natürlichen Verwitterungs-Prozeß durch Zeit und die chemische Action der Atmosphärilien eingeleitet, auf kurzem chemischen Wege nachzuahmen, belehrte mich sehr bald, daß diese Flecken nichts anders seyen, als die Kalkstämme von ehemaligen Korallenthieren, und zwar nicht blos Bruchstücke, sondern beynahe ganz erhaltene Strünke, und es findet hier die Eigenthümlichkeit statt, daß alle die Thiere in beynahe mikroskopischer Kleinheit und zwar so dicht gedrängt beysammen lebten, wie wir wohl kein ähnliches Beyspiel in der versteinerten Thierwelt besitzen. Die kleinsten Korallenversteinerungen, die wir kennen, sind wenigstens zehnmal größer, und es ist, als ob die Lebenskraft bey Bildung dieser Korallen sehr im Abnehmen gewesen, oder als ob sich die dicht auf einen Haufen zusammengedrängten Thiere einander wechselweise in ihrer Entwicklung gehindert hätten.

Es liegt hier Koralle an Koralle gedrängt mit einigen gleichfalls mikroskopischen Nummulinen, und ist nirgends auch nur eine Spur von Bindemittel zu sehen. Die Koralle, welche den Hauptbestandtheil unsers Granitmarmors ausmacht, ist eine Ceriopora und zwar höchst wahrscheinlich die Ceriopora radiciformis, die dem Jurakalke angehört, so wie Scyphia cylindrica und radiciformis. Zugleich findet sich in sehr wohl erhaltener Form eine Röhrenkoralle, welche mit der Halmpore, Calamopora, nach Goldfuß in allen Merkmalen übereinstimmt. Nun gehört diese Koralle dem ältesten Gebirge an, in welchem Versteinerungen erscheinen, und es ist eigentlich gegen die Regel, eine solche eines der ältesten Gebilde bezeichnende Versteinerung in den jüngsten Formationen anzuführen. Allein es mag nun unser mikroskopisches Thier eine wirkliche Calamopora oder ein dieser verwandter Polyp seyn, unsere eben beschriebene Formation ist an sich sonderbar genug, und wir haben auch außerdem viele vollkommnere ältere Thiere wieder in der jüngern Formation erscheinen sehen. So findet sich das alte Geschlecht Orthoceratites aus dem Uebergangsgebirge in der neuern Kreide wieder.

Manche unserer Cerioporen fließen auch rasenartig so in einander, daß sie eine breite, flach schwammartige Masse ähnlich der Stromatopora bilden; alle aber scheiden Kieselsäurekörner innerhalb ihres Gewebes ab, nur nicht so häufig, als die eigentlichen Schwämme.

Dasselbe Lager findet sich gegen Osten hinter Traunstein im Berge zu Adelholzen wieder.

Auf diesen Korallenkalk folgt bey Neubeuern

---

des Grundgebirges d. h. nur an der Donau hinter Regensburg geschehen. Unsere Braunkohlen-Flötze interessen sind längst bekannt. Der polytechnische Verein hat durch Schurf-Versuche den früher ziemlich unbekannten Zug zwischen der Mangfall und dem Inn hinreichend aufgeschlossen, und ist sogar auf mehrere bauwürdige Flötze dort belehnt.

ein verhältnißmäßig starkes Auftreten der Nummulina modialata striata — aus einer Sandsteinbildung, die zum Theile durch kieselsaures Eisenoxydul graulichgrün, durch Uebergang des Eisenoxyduls in Oxyd roth gefärbt ist. Wegen der Form des Querschnittes dieser, in ihrem Innern gewöhnlich weißen Numuliten hat dieser Sandstein in der Volkssprache den Namen Haberkörnl erhalten.

An ihn schließen sich die Sand- und Eisenstein-Lager vom sogenannten Kressenberg bey Neukirchen hinter Teisendorf an, durch die Menge ihrer Versteinerungen bekannt, die dem tertiären Gebilde und der Kreide vorzüglich angehören.

In dem grünen Sandstein dieser Formation tritt zuerst eine für unsern Gürtel höchst charakteristische Form von grünen Quarzkörnern auf, welche der Sandsteinbildung ihre grüne Farbe geben, und wesentlich verschieden sind von dem färbenden Chlorit des eigentlichen Grünsandes.

Diese Quarzkörner sind nämlich von Eisen-Oxydul grün gefärbt; aber diese grüne Farbe rührt von Infusorien her, die dem Geschlechte Xanthidium angehören. Der grüne, versteinerungsreiche Sandstein des Kressenberges ist jüngeren Ursprungs, als die auf ihn folgenden Flötze des Thoneisensteines, welcher letztere gleichfalls wieder das Werk von Infusorien, nämlich der Gaillonella ferruginea ist.

Mit ihm korrespondiren die Nummuliten-Lager in Adelholzen, welche die Gipfel ganzer Hügel zusammensetzen. Die größten Nummuliten von 2 Zoll Durchmesser und die kleinsten finden sich hier neben einander, so daß man vorzüglich durch die kleinern oft den Weg übersäet findet, der nach dem Wallfahrtsorte Maria-Eck führt. Die Landleute geben diesen Nummuliten deßhalb den Namen Maria-Ecker Pfennige.

Nun folgt als Ueberrest dieses Gliedes auf dem Wege von Tölz nach Benediktbeuern gerade bey Enzenau in der Nähe von Heilbronn ein rothbrauner Nummuliten-Marmor, in welchem so eben ein Steinbruch eröffnet wird. Der Marmor ist sehr hart, und enthält Quarzkörner eingemengt gleich dem Granitmarmor von Neubeuern.

Schreiten wir weiter nach Süden, so fängt unser grüner Molassensandstein bald seine Natur zu verändern an. Das graue Ansehen des Steins, das Mehlige auf dem Bruche verschwindet, und das Bindemittel wird immer weniger erkennbar. Die Quarztheilchen schimmern auf dem Bruche oft glimmerartig, und lösen sich nicht mehr in Kalilauge. Die grauen Hornsteinkörner jedoch bleiben, die oben erwähnten smaragdgrünen Quarzkörner treten immer häufiger auf, so daß zuletzt ein harter Kalksandstein entsteht, der am Stahl Feuer gibt und zum Theil der Quadersandstein, Flysch und Macigno der Geognosten zu seyn scheint. Er ist es, der das Material zum Münchner-Strassen-Pflaster liefert. Mit einem ähnlichen ist Florenz gepflastert z. B. am Lungo l'Arno bei der Brücke della Sta Trinità.

Das Bitumen fängt hier gleichfalls an stark aufzutreten und färbt den lichten Mergel oft dunkelschwarz. Unser Sandstein wechselt mit Mergellagern, in welchen der Thon bald bedeutend zurücktritt, so daß sie zu hydraulischem Kalke sehr brauchbar sind, und schwarze und grauliche schieferige, etwas kalkhaltige Thone, die sich zu dünnen Blättern spalten lassen, wechseln mit diesem Sandsteine. In diesen Mergeln erscheinen als Pflanzen-Versteinerungen Chondrites Targionii und Chondrites intricatus, aber auch Ammonites costatus, Ammonites Reineckii und in den thonreichern Ammon. hecticus und insignis. Zieten.

Diese schwarzen Sandsteinschichten gewinnen noch ein hohes technisches Interesse dadurch, daß ein Theil kohlensauren Kalkes durch kohlensaures Eisen- und Mangan-Oxydul vertreten wird, ja in einigen Schichten ist der kohlensaure Kalk beynahe ganz durch obige Metallsalze vertreten, so daß ein reiner Gehalt an metallischem Eisen manchmal bis zu 36 Prozenten hervortritt, und die Schicht zu einem schmelzwürdigen vortrefflichen Eisensteine wird. Die gewöhnlich mattgraue oder weißliche Farbe dieser Steine ließ ihren Metall-Gehalt bisher ganz übersehen, und nur das spezifische Gewicht und die dunkelbraune Oxydhaut auf der Luft und dem Wasser ausgesetzt gewesenen Stücken veranlaßte mich, sie chemisch zu untersuchen. Die Kieselerde und der

Thon treten weiter gegen Süden in abwechselnden Schichten sehr zurück, der Kalk gewinnt an Dichte und wird oft zu einem, obwohl nicht sehr beständigen Trümmermarmor, wie z. B. bey Benediktbeuern und bey Schlehdorf am Kochelsee, wo er die Fortsetzung der Schichten von Benediktbeuern bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar l. J. vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Entomological Society of London:

Transactions. Vol. I. Part 1—3. 1834—36. V. II. P. 1—4. 1837—1840. V. III. P. 1—4. 1841—1843. V. IV. P. 1. 1845. London. 8.

Journal of Proceedings. Commencing January 6. 1840. London 1841. 8.

Von der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique tenue le 29. Decbr. 1844. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires des étrangers. Tom. IV. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires. VI. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tom. sixième. Seconde Partie: Sciences naturelles. Tom. quatrième. 6. livraison. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Bulletin de la classe physico-mathématique. T. III. IV. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Vom Hrn. Dr. Georg Friedr. Pohl, Professor der Physik an der Universität zu Breslau:

Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper in ihrer gegenseitigen Beziehung. Breslau 1846. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer unter Redation von Dr. Herberger. Bd. XI. Heft. IV. V. October, November. Landau 1845. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Tables des comptes rendus des séances. Premier semestre 1845. Tom. XX. Paris 1845. 4.

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXI. No. 14 — 19. inclus. Octobre — Novbr. 1845. Paris 1845. 4.

Von dem Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. IV. 1. 2. livraison. Paris 1845. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1845. No. II. III. Moscou 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Handlingar för år 1843. Stockholm 1844. 8.

Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäkter. afgifna den 31. Mars åren 1839. 1840. 1841 och 1842. af Joh. Em. Wikström. Stockholm 1844. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. Af C. J. Sundevall. Första delen. — 1843 och 1844 af Boheman. Andra delen. Stockholm. 1844. 1845. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi af Jac. Berzelius. Stockholm 1845. 8.

Ofversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. No. 8 — 10. 1844. No. 1 — 7. 1845. Stockholm 1845. 8.

Von dem landwirtschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Septbr. Octbr. 1845. München 1845. 8.

Von dem Hrn. Dir. Prechtl in Wien:

Ueber den Flug der Vögel. Wien 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.
Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Fortsetzung.)

Die Kieselerde gewinnt immer mehr an Dichte, je näher wir gegen das Gebirge hinschreiten, und sie bildet bald einen grobkörnigen Quarzsandstein aus fettglänzenden Quarz-Fragmenten ohne alles Bindemittel bestehend, den von Buch wahrscheinlich auch als Flysch betrachtet. Manche Gesteine dieser Art haben eine große Aehnlichkeit mit der alten Grauwacke, und ich fand wirklich mehrere solche Stücke in unserm Cabinete als Grauwacke bezeichnet. Die chemische Reaction läßt sie jedoch bald von Grauwacke unterscheiden. In einer solchen Formation entspringt das Steinöl von Tegernsee, dessen eigenthümlicher Ursprung jedoch weiter zurück gesucht werden muß.

Nach einem Wechsel von schwarzen Sandsteinen und verwitterten Mergel-Flötzen treffen wir endlich auf jene merkwürdige Kieselkalk-Formation, welche das Materiale zu unsern Ammergauer-Wetzsteinen liefert. Wir haben in der ausgedehnteren Abhandlung gezeigt, daß die Eigenschaften dieser Kieselkalk-Thonschichten nicht allein von ihrem Sandgehalte, sondern von der eigenthümlichen Beschaffenheit und der Gestalt des Sandes selbst herrühren. Es ist nämlich nicht amorpher, körniger Quarz, sondern harter feuersteinartiger und zwar splitteriger Quarz, der als Sand diesen Schichten beygemengt ihre eigenthümliche Rauhigkeit bewirkt.

Die Sohle dieser Wetzsteinschichten ist es, welche ich überall, wo sie entblößt war, mit Tausenden von jenem räthselhaften Aptychus lamellosus übersäet fand, die Quenstedt für Deckel von Ammoniten hielt. Mir scheinen sie eher die Funktion von Rückenstützen einer Art Cephalopoden versehen zu haben.

In den Zwischenlagern finden sich jedoch auch vielfach gewundene, langsam an Dicke zunehmende gerippte Ammoniten, die der Form ihrer Rippen wegen zu Buchs Amaltheen zu zählen wären, wenn nicht ihre 7 Windungen, ihr Habitus, die langsame Zunahme ihrer Windungen, und auch ihre Loben sie wieder den Arieten näher rückten, obwohl ihnen die beyden Rückenfurchen, d. h. der freye Sipho fehlen. Der Rippen sind nur 25, und diese sind dick und an den Seiten am höchsten, so daß sie eher verlängerten Knoten gleichen. Dieser Charakteristik gemäß kömmt er wohl mit dem von D'Orbigny Pl. 54 abgebildeten und pag. 213 beschriebenen Amm. raricostatus überein, der dem untern Lias angehört und zwar jener Schichte, die Gryphaea arcuata enthält, und demnach älter ist, als alle jurassischen Bildungen. D'Orbigny hält diesen Ammoniten identisch mit dem von Zieten Tab. 13 fig. 4 abgebideten Amm. raricostatus aus der Fa-

milie der Capricornen. Allein der Zieten'sche Ammonit hat mit dem D'Orbigny'schen kaum etwas anders gemein, als die geringe Anzahl von Rippen. Diese charakterisirt jedoch auch die Zieten'sche Abbildung Tab. 2 fig. 4, welche v. Buch dem Ammonites Bucklandi angehörend beschreibt; Quenstedt wirft jedoch den A. raricostatus Tab. 2 fig. 4 mit dem multicostatus fig. 3 zusammen und bildet eine jetzt nicht benannte Species daraus.

Vom Amm. raricostatus des Zieten und Quenstedt unterscheidet sich unser eben besprochener Ammonit durch die viel langsamer an Dicke zunehmenden Windungen, durch die auf dem Rücken immer etwas nach vorwärts geneigten sich nie rhombenförmig verflachenden Rippen, durch den auch in den ersten Anlagen nie flachen, sondern immer gewölbten Rücken mit über das Gewölbe hervorragendem Sipho. Unser Ammonit nebst dem unbenannten von Zieten Tab. II. fig. 4, der sich auch am Kochelsee, im Rottachthale hinter Tegernsee, in dem Belemnitenschiefer im Thale der Weißachen hinter Bergen findet, und den wahrscheinlich auch v. Buch gemeint hat, läßt sich in dieser und der folgenden zu beschreibenden Schichte durch den ganzen Schichtenzug bis Reichenhall verfolgen.

Die Wetzstein-Schichten, in denen bey Buching, Trauchgau, Unterammergau, Ohlstadt und Besenbach am Kochelsee Brüche eröffnet sind, liegen beynahe direkt auf einem rothbraunen Marmor mit eigenthümlichen Flecken, welcher das Material zu dem Portale unserer Michaels Hof-Kirche, der Dreyfaltigkeitskirche, der Johanniskirche, ja selbst zur Vorhalle der Stiftskirche von Tegernsee geliefert hat. Auch die Trottoir-Einfassungen der Kaufingergasse in München sind an vielen Stellen mit diesem Marmor bekleidet, von dessen Fundort kaum ein Steinhauer hier in München mehr Nachricht zu geben vermag. Auch Flurl hat ihn in keiner seiner Beschreibungen erwähnt.

Wenn man diese braunrothen Trottoir-Einfassungen nach einem Regen betrachtet, so fallen beym ersten Anblicke die vielen spiralförmigen Windungen von Ammoniten auf, deren viele 7 volle Windungen zeigen, die meistens jedoch ihrem Habitus nach den Amaltheen und den Planulaten angehören, und man gewahrt sehr bald, daß die daneben liegenden Flecken nichts als Trümmer oder eigentlich Kammern solcher Ammoniten sind, welche sich an ihren Suturen getrennt haben. Der Bruch, welcher das Materiale zu unsern Portalen lieferte, befindet sich eine halbe Stunde rechts hinter Ruppolding am südlichen Gehänge des sogenannten Haselberges. Bey der Untersuchung desselben fand ich am Wege schon verwitterte Stücke, aus denen sich ganze Ammoniten nebst ihren Trümmern sehr leicht herausschlagen ließen, und ich fand so wirklich bestätigt, daß dieß Marmorlager aus ganzen und in Trümmern zertheilten Ammoniten bestehe.

Die am häufigsten in diesem Lager vorkommenden Ammoniten sind: Ammonites triplex Ziet. (polyplocus), Ammonites annulatus anguinus Ziet., Ammonites jurensis, und ein Ammonit, der seinem Habitus und den Loben nach den Amaltheen angehört. Zwischen diesen erscheint gewöhnlich unzerstückt unser oben beschriebener Ammonites raricostatus D'Orb. Alle diese Ammoniten gehören unbezweifelt wenigstens den Jurabildungen an. Ich habe diese Marmore an verschiedenen Stellen des Zuges von Reichenhall bis Füssen wieder gefunden, ganz mit denselben Petrefakten. Er wechselt oft mit schwarzgrau gefärbtem Marmor, und enthält dann gewöhnlich, wie z. B. am Laberberg bey Ettal Stücke von sogenannten Madreporen, so daß er an solchen Stellen zum Madreporenkalke wird. Aus diesem Zuge stammen auch die häufigen Geschiebe von sogenanntem Madreporenkalke, die man in unseren Gebirgsthälern und auch Gebirgsströmen ziemlich häufig findet.

Die Marmorbrüche bey Füssen an der rothen Wand, bey Hohenschwangau, an der Klammspitz, am Sonnenberg, bey Ettal, Hohenburg ꝛc. gehören alle diesem Zuge an.

Wir kommen nun zu Kalkschichten, in deren Mischung auf eine sehr hervorragende Weise kohlensaure Bittererde tritt, so daß die Kalksteine häufig zum wahren Dolomite werden, zugleich ist er dann in den hintern Lagen von Bitumen schwarz gefärbt und so durchdrungen, daß er einen wahren Stinkdolomit im

ganzen Schichtenzuge bildet*). In seiner Begleitung findet sich stets der dichte Flötzgyps mit Schichten von Bitumen durchzogen, und ebenso das nie fehlende Kochsalz. Ich habe in meiner größern Abhandlung die wechselseitige Beziehung dieser drey chemischen Verbindungen zu einander entwickelt, so daß man bey Gegenwart zweyer der obigen chemischen Verbindungen auch auf das Vorhandenseyn der dritten schließen kann, und Oberbergrath Fuchs hat es schon lange als seine innige Ueberzeugung ausgesprochen, daß sich in der Nähe dieses Stinkdolomits im ganzen Zuge auch Kochsalz finden müsse.

Die Bohrung eines artesischen Brunnens und der Gypsbruch selbst am Kochelsee haben diese Vermuthung aufs schönste bestätigt.

Man findet in diesem Zuge von Füssen her am Fuße des Säuling, bey Au, am Jochberge bey Kochel, wie im Schwarzenbach-Thale bey Länggries, bey Kreuth, im Max-Josephs-Thale (ehemals Hachel-Hachau), dann an der Rothenwand in der Weißachen, Brüche auf Gyps eröffnet, und an der Kaumalpe auch vortrefflichen Alabaster.

Hier finden sich die Schichten bereits von einer Kreide überlagert, die einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht, ebenso abfärbend wie gewöhnliche Kreide ist, derselben jedoch an Weiße nachsteht. In ihr finden sich keine Ueberreste von Bryozoen, sie ist vielmehr ein Aggregat aus Krystallkörnern von reinem Bitterkalke, wie ich an einem andern Orte darthun und ihre Entstehung beleuchten werde. Eben so findet sich unter denselben Verhältnissen eine Art von Tuff, der häufig als Baustein benützt wird. Seine Höhlungen sind aber nicht irregulär, sondern von ebenen Flächen begränzt, deren Verbindung mit einander beweiset, daß diese Höhlungen von Kalkspath- oder Bitterspath-Krystallen herrühren, die während des Erhärtungsprozesses der Tuffmasse aufgelöst worden sind. Diese Tuffmasse selbst ist minder stark dolomitisch, und mit Thon und Bitumen gemengt.

Die Bittererde tritt, wenn wir gegen Süden fortschreiten nun wieder bedeutend zurück; dagegen fängt der Kalkstein oolithisch zu werden an, wechselnd mit Mergel, in welchen der Ammonites costatus Reinekii oder nudus Quenst. sehr häufig auftritt. Man findet die oolithische Bildung am Kochselsee und beym sogenannten Weber an der Wand hinter Brannenburg sehr schön entwickelt. Die Körner sind schalig, rund, manche aber auch elliptisch, so daß man sich beym ersten Anblick unter dem Mikroskope kaum erwehren kann, an eine Art von Nummuliten zu denken. Es war übrigens schon lange meine Ueberzeugung, daß die Körner der meisten oolithischen Gesteine ihren Ursprung gleichfalls Thieren zu verdanken haben.

Auch einzelne Schichten sehr dichter, fester Braunkohlen finden sich zwischen diesen Mergelzügen, wie z. B. zwischen dem Kochel- und Walchensee, und dann im Auwinkel bey Ruppolding. Die Kieselerde in splittriger Form tritt nun wieder mit dem kohlensauren Kalke hervor, leicht verwitterbare Kalksteine zusammensetzend, welche die Kieselerde nach der Verwitterung als scharfen gelben Sand zurücklassen.

Die Ursache der auffallenden Verwitterung gerade dieser Steine habe ich endlich aufgefunden, in meiner größern Abhandlung entwickelt, und durch Experimente erläutert. In den darauffolgenden Schichten tritt die Kieselerde bereits mäßig aus dem Kalkmergel hervor, uad zwar als ächter Hornstein, von Eisenoxyd roth gefärbt. Wir haben die Kieselerde jedoch ziemlich selbstständig schon früher als sogenannten Hornstein getroffen, zuerst in den eisenhaltigen Sandsteinzügen, dann in den Wetzsteinschichten; aber dieser fälschlich sogenannte Hornstein war immer in dem Verhältnisse, in welchem er in jüngeren Schichten gefunden wurde, mit kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Eisenoxydul in Verbindung und eben deßhalb an der Luft verwitternd, wie wir an einem andern Orte entwickelt. Bey Bergen kommen auch Hornsteine vor, die beym ersten Anblicke das Ansehen von Hornsteinporphyr haben, und von Flurl in seiner Sammlung sogar als Phonolith auf gestellt worden sind; allein das Mikroskop gibt sehr bald über die vermeintlichen Por-

*) Ueber Bitumen- und Braunkohlenbildung in Bezug auf meine neuesten Experimente habe ich in der größeren Abhandlung gesprochen.

phyrflecken Aufschluß. Diese sind durchscheinende, von Xanthidien grün gefärbte fett glänzende Hornsteinmassen und haben auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den von Krystallen herrührenden Flecken unserer eigentlichen Porphyre. Man findet jedoch in Sammlungen viele sogenannte Hornsteinporphyre, welche mit den eben beschriebenen von gleichem Ursprunge sind. Ohne Mikroskop läßt sich dieser Irrthum schwerlich vermeiden.

Unsere rothen Hornsteinmassen, die als Geschiebe eben so häufig in unsern Gebirgs-Strömen vorkommen, findet man z. B. an den sogenannten Kesselwänden an dem Scheinberg in der Nähe von Buching, im Teufelsgraben hinter Grassau und im Weißachenthale, am linken Ufer hinter Bergen u. s. f.

An diese Formation schließt sich wieder vorzüglich an manchen Stellen stark entwickelt ein eisenhaltiger Dolomit an, der z. B. im sogenanten Bainländchen dicht an der Hochplatte zum wahren Bitterspathe wird.

Nun beginnt der eigentliche Alpenkalk, der charakteristisch unsere Zugspitze *) bildet, immer mehr und mehr aufzutreten, obwohl er auch am Anfange noch immer von Bitumen durchzogen ist, so daß sich selbst beym anscheinend weißen Kalk während seiner Auflösung in Säuren braunes Bitumen abscheidet. Aber er enthält demungeachtet keinen oder nur Spuren von Thon, keine Bittererde und nur Spuren von Eisensalzen.

Er wird an manchen Stellen zum Madreporenkalke, und Eschers gelblicher krystallinischer Kalkstein im Süden von Oberammergau mit angeblichen Hippuriten, so wie v. Buchs Kalk mit ästigen Madreporen gehört in diesen Zug. Die sogenannten Madreporen sind in mehreren hellen und grauen Kalken Lithodendron plicatum; dann kommt in den ältern bituminösen schwarzbraunen Kalken ein Cyathophyllum vor, dem ich den Beynamen cylindricum geben will, da es immer einzeln, höchst selten ramificirend gefunden wird. Die Sternlamellen reichen nie bis zum Mittelpunkte. Es bildet sich immer ein bedeutender Kern aus horizontalen Lamellen bestehend, um welche sich selten mehr als zwey concentrische Anwachs-Schichten angelegt haben, die von den Sternlamellen durchzogen sind. Oft ist der Kern ganz mit dem schwarzen Kalke des einhüllenden Gesteines angefüllt, so daß dadurch leicht eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Hippuriten entstehen kann. Es bedarf übriges noch einer genaueren mikroskopischen Untersuchung der innern Struktur der „jedenfalls einander sehr nahe stehenden (wie sich Bronn ausdrückt) Geschlechter von Lithodendron und Cyathophyllum," um durchgreifend charakteristische Merkmale der beyden festzustellen. Auch Hr. Professor Zuccarini fand bey seinen botanischen Excursionen die Höhen in diesem Zuge des Alpenkalkes überall aus Madreporenkalk bestehend, z. B. den Gipfel des Roßsteins hinter Länggries, selbst die Höhen bey Oberaudorf u. dgl.

Diese beginnende Alpenkalkbildung ist z. B. im Säuling bey Füssen, im Straußberg, im Hochblatt bey Buching, kurz durch die Gränzberge unserer Zone repräsentirt.

Der höchste Berg Bayerns, die Zugspitze, ist, wie schon gesagt, ganz reiner kohlensaurer Kalk, und nicht Dolomit, wie v. Buch angibt.

Die Hochplatte ist aus zwey, beynahe parallelen über einander gelagerten und nach Süden einfallenden Kalkplatten zusammengesetzt, und zwischen diesen liegt das letzte Braunkohlen-Flötz in einer Höhe von 6130 Fuß über dem Meeresspiegel ausbeißend. An seinem steilen südlichen Fuße beginnen wieder neue jüngere Ablagerungen wechselnd mit Conglomeraten und noch weiter zurück tritt wieder eine mächtige Dolomitbildung auf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zugspitze besteht eben so wenig aus Dolomit als der Wendelstein, wie v. Buch angibt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Fortsetzung.)

Im ganzen Zuge des eigentlich beginnenden Alpenkalkes finden sich Nester und Butzenwerke von Schwefelkies, die zum Theil in Brauneisenstein, und auch Eisenocker zum Theil von dem feurigsten Gelb umgewandelt sind. Der kohlensaure Kalk ist da in Gyps verwandelt und gediegener Schwefel findet sich zwischen den Gypsablagerungen, die, so wie sie zu Tage gefördert werden, oft noch ganz weich und breyartig sind.

Diese Brauneisenerze sind seit den ältesten Zeiten auf Eisen benützt worden. Man findet alte Schlackenhalden beynahe in allen Höhen des Gebirges, so wie in dem Thale bey Niederschwangau.

Das Hauptstreichen aller Flötze dieser Zone, über welche wir so eben sprachen, ist nicht ganz von Osten nach Westen. Die einzelnen Schichten fallen unter einen Winkel zwischen 70 bis 90 Grade und zwar im Allgemeinen widersinnig, d. i. gegen das Gebirge zu, ein.

Erst etwa $4\frac{3}{4}$ Wegstunden in gerader Linie vom Hochblatt fallen die Schichten wieder recht ein. Nehmen wir diese Schichten alle horizontal abgesetzt an, so müßten sie eine Höhe von $4\frac{3}{4}$ Wegstunden, also beynahe $1\frac{1}{2}$mal so hoch als der Dhawalagiri gehoben worden seyn, ehe sie auf diese Weise umgestürzt werden konnten, sie müßten aus einer Tiefe hervorgekommen seyn, wo nach der plutonischen Hypothese das Innere der Erde sich bereits im feurigen Flusse befunden haben müßte; die unteren Gesteinschichten, also auch der Hochblattkalk müßten bereits geschmolzen gewesen seyn. Nun verräth aber der Hochblattkalk nicht nur keine Spuren von Schmelzung, sondern er enthält noch überdieß unversehrte Braunkohlen zwischen seinen Schichten. Mehrerer anderer Umstände nicht zu gedenken, die deutlich gegen die plutonische Hypothese von einem feuerflüssigen Erdkerne sprechen und klar darthun, daß auch die Hebungstheorie nicht mehr zureiche, sobald man sie eigentlich wissenschaftlich auf specielle Fälle anzuwenden versucht.

Wir konnten natürlich hier nicht die Karte wiedergeben, auf welche in Bezug auf die Lagerung der oben beschriebenen Zone noch gar manches in die Augen fällt.

Da, wo die Hauptflüsse, der Lech, die Loisach und der Inn dem Gebirge entströmen, finden sich merkwürdige Verschiebungen und Verrückungen der Schichten. Man hat die klaffenden Spalten selbst, durch welche sich diese Ströme ergießen, als Wege angenommen, welche sich die Gewässer, als sie im Gebirge aufgestaut waren, in die Tiefen herab gebahnt hatten.

Die Verschiebungen der Schichten an diesen Stellen könnte man vielleicht gleichfalls diesen Gewässern zuschreiben. Allein unglücklicher Weise finden sich diese Schichten hier zurück anstatt vorwärts geschoben, und es müßten hier Ströme in der entgegengesetzten Richtung, das heißt von der Ebene nach dem Gebirge zu, gewirkt haben, was, wenn auch nicht unmöglich, doch in Bezug auf die vorliegenden Thatsachen höchst unwahrscheinlich ist.

Was endlich die Stellung dieser Schichten in Systeme anbelangt, so findet sich im ganzen Hauptzuge ausdauernd keine einzige Versteinerung, die der Kreide angehörte. In unserem Marmorzuge und dem an ihn sich lehnenden Wetzsteingebilde finden sich vorwaltend Ammoniten und zwar:

Ammonites annulatus, annulatus anguinus. Am. annulatus colubrinus. Am. triplex Ziet. (polyplocus). Am. jurensis. Am. raricostatus D'Orbign.

nicht bloß einzeln, sondern mit ihren Gehäusen und deren Trümmern Berge zusammensetzend, dann in den diesen Zug begleitenden Mergeln findet man wieder vorherrschend:

Ammonites costatus. Am. costatus nudus Quenstedt. Am. Turneri. Am. Conybeari. Am. Strangwaysii. Am. hecticus.

und noch ein Ammonit aus der Familie der Arieten, welcher mit Zietens Abbildung Taf. II. Fig. 4. übereinkömmt, aus den mergligen Kalkschiefern vom Kochelsee, aus denen des Rottachthales, aus den bituminösen Schiefern im Weißachthale u. dgl., welche letztere Belemniten enthalten, dem Lias angehörig z. B. Bel. pyramidalis (giganteus), dessen auch v. Buch erwähnt. Auch Quenstedt hat diesem Am. keinen Namen gegeben; ich schlage deßhalb vor, ihn Am. Quenstedtii zu benennen, so wie den gleich daneben stehenden (Fig. 3.) ebenfalls unbenannten Am. Charpentierii. Gefallen diese Namen den Geologen nicht, so mögen sie ihnen andere geben.

Alle diese unzweydeutigen Exemplare gehören ganz gewiß dem Lias und dem Jura an, und deßhalb können auch diese Schichten, in welchen sie vorkommen, mit ziemlicher Sicherheit wenigstens der jurassischen Formation angereiht werden, wenn überhaupt Petrefakten ein sicherer Leitstern sind, Formationen und ihre Aequivalente darnach zu identifiren*). Es waren bekanntlich Petrefakten allein, welche Veranlassung gaben, den langen Zug von den Pyrenäen her durch die Alpen und die Karpathen der Kreideformation anzureihen, obwohl ihre Physiognomie und ihre chemische Constitution an alles eher erinnert, als an die Kreideformation Englands. Die oolithischen Kalke hinter Brannenburg, ganz vom Ansehen des Korallenkalkes von Beford aus Frankreich, ferner die am Kochelsee, die bituminösen, schwarzen Kalkmergel mit Ammoniten und Belemniten dem Lias angehörend, würden gewiß weit eher an den Lias und eigentlichen Jura als an ein Aequivalent der Kreide denken lassen.

Sicher ist deßhalb der ganze von uns untersuchte Streifen einerseits bis zum Auftreten von jenem dem krystallinischen sich nähernden Alpenkalke im Säuling, Hochplatt ꝛc. — und anderseits bis zum Granitmarmor von Neubeuern und bis zum Nummulitenmarmor von Enzenau auch von chemischer Seite her einer und derselben Formation anzurechnen, welche sich, wenn wir die Schichten umgestürzt betrachten, unten am Hochplatt nämlich, durch ein bestimmtes Hervortreten von gallertartig chemisch ausgeschiedener Kieselsäure (Hornstein) charakterisirt, welche in den successiv aufeinander gelagerten Schichten immer mehr und mehr kohlensauern Kalk aufnimmt und zuletzt an ihrer nördlichen Linie von der Molasse begränzt wird. Aber auch diese Gränzlinie ist nichts weniger als scharf, und unser Flysch verläuft sich so successiv und unmerklich in den sogenannten Molassensandstein, daß nur das Erscheinen von Petrefakten offenbar jüngeren Formationen angehörend auf das Eintreten einer neuen geologischen Epoche aufmerksam macht. In dieser chemisch sowohl als mechanisch so sanft fortschreiten-

*) Auch v. Buch ist derselben Meinung, und er führt noch in den Abhandlungen der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1828 pag. 82 sqq. eine Menge anderer Petrefakten an, die unbestreitbar dem Jura angehören, wie Nucula ovum, avicula und modiola, Gervillia pernoides (aviculoides), Terebratula digona und ovata, die sich in unserem Schichtenzuge zwischen dem rothen Marmor und dem Alpenkalke vorfinden.

den Entwickelung ist nichts aufzufinden, was vernünftigerweise als Grund eines so plötzlich eintretenden schroffen Formenwechsels in der organischen Welt angesehen werden könnte. Ob Boué unsere Zone zwischen Traunstein und Füssen selbst gesehen und überschritten, weiß ich nicht; in seinem geognostischen Gemälde von Deutschland beruft er sich bloß auf Flurls Angaben. Von Buch hat eine Linie von Tegernsee angefangen nach der Tyroler Gränze hin beschrieben, die vor Tegernsee liegenden Schichten weniger berücksichtigt und sich mehr mit den Dolomiten des Hochgebirges beschäftigt. Aber auch er kann sich nicht erwehren, bey den Schichten von Tegernsee angefangen an den Lias und Jura zu denken. Auch der ausgezeichnete Beobachter Escher von der Linth hat diesen Zug, der Strasse von Partenkirchen nach Unterammergau folgend, in einer diagonalen Richtung durchzogen, die zu manchen Beobachtungen indessen eben keine günstigen Stellen darbietet. Er nennt den Kalkstein auf seinem Wege „hellgrauen juraähnlichen Kalkstein, krystallinischen, marmorartigen Kalkstein mit undeutlichen Petrefakten, die er für die Hippuriten des Untersberges zu halten geneigt ist, dann hellgrauen aus Echinodermen-Bruchstücken bestehenden, dann flachmuschligen Kalkstein mit Belemniten," und bleibt im Unklaren, ob er alle diese Gesteine zur Jura- oder Kreideformation rechnen soll. Den Hügel zwischen Ober- und Unterammergau, in welchem sich Brüche auf Schleifsteine zur Herrichtung der Wetzsteine (übrigens nicht auf Mühlsteine, wie Escher berichtet) befinden, hält er mit der schweizerischen Molasse für identisch. Unser Sandstein hat jedoch das mikroskopische Ansehen und chemische Verhalten des mittlern Keupersandsteines um Stuttgart. Bey den Wetzschieferschichten fragt er: Gehört nun dieser Wetzschiefer dem obern Jura an, und ist der gelbweiße krystallinische Kalk südlich von Oberammergau der Kreide beyzuzählen. Nun sieht er im hohen Rücken des Trauch- und Geisberges in unserm schwarzgrünen Kalksandstein, der als Pflasterstein in München und wahrscheinlich auch in Florenz dient, den Macigno der Italiener oder den Flysch der Deutschen. Die Schichten des hohen Trauchberges finden sich übrigens schon im Thale von Trauchgau, und diese sind es, welche die merkwürdigen Schichten unserer oben erwähnten Art von Spatheisenstein in sich verschließen, wie wir auf der Karte angezeigt. Diese Schichten des Macigno? gehen in jene grobkörnig quarzigen mit fettglänzendem Bruche über, die oft täuschend der Grauwacke ähnlich sehen und lehnen sich an die Wetzsteinschichten, oder sind vielmehr von ihnen überlagert.

Alle diese Schichten von der Molasse bis zum Hochblatt folgen übrigens so regelmäßig aufeinander und gehen in chemischer Beziehung so regelmäßig in einander über, daß wohl Niemand dem Gedanken Platz geben würde, die einzelnen Theile der so eben beschriebenen Schichtenzüge verschiedenen geologischen Epochen, der Kreide und dem Jura unterzuordnen.

Die Mergel des sogenannten Macigno enthalten zwar den Fucus intricatus und Targionii und jene schlangenartig gewundenen bandförmigen Figuren, von welchen aller Wahrscheinlichkeit nach auch Haidinger bey seinen Muthmannsdorfer Mergeln spricht (Leonh. Jahrb. 1846 pag. 45). Aber man findet auch da den Ammonites hecticus, costatus nudus etc. nebst Arieten, und die Marmorschichten zeichnen sich durch eine Menge so offenbar jurassischer Versteinerungen aus, daß man nicht wohl geneigt seyn wird, sie der Kreide beyzuordnen, wenn sie auch im Allgemeinen eine Aehnlichkeit mit der z. B. von Fr. Hoffmann (Leonh. Jahrb. 1834 p. 568) beschriebenen Macigno-Formation haben dürfte. Man sieht mit v. Buch mit jedem Tage mehr ein, wie viel hier in den Alpen noch zu thun übrig bleibt, und nur ein ruhiges ausdauerndes Forschen kann zum Ziele führen.

Escher von der Linth scheint den Kalvarienberg bey Füssen nicht bestiegen zu haben. Er führt nur einen weißlichen marmorartigen Kalkstein an, der nach Studers Versicherung dem vom Untersberge gleichen soll. Dieser Kalkstein bildet indessen nur gleichsam die Umhüllung einer sehr schön entwickelten weißen Dolomitmasse, gleich den Dolomiten des fränkischen Jura, aus welcher der ganze obere Theil des Kalvarienberges besteht. Es bildet dieser Dolomit eine Fortsetzung desjenigen, in welchem sich im Haiducken-Thälchen hinter Füssen der Gyps ab-

gelagert findet, und er ist identisch mit dem in unserm oben angegebenen Zuge, der z. B. bey Eschenlohe wieder zu Tage ansteht.

Selbst in dem beschriebenen Granitmarmor von Neubeuern befindet sich keine einzige vorherrschende Koralle, die streng genommen der Kreide angehörte, denn Ceriopora radiciformis ist ganz sicher eine jurassische Versteinerung, und so möchte auch diese Formation aus der Reihe der tertiären Schichten und der Kreide hinweggenommen und der jurassischen Formation näher gerückt werden können.

Ich finde übrigens mit jedem Tage neue und so eigenthümliche Formen in diesem Granitmarmor, daß ich wenigstens keine Bildung ausfindig machen kann, die mit diesem Marmor in Vergleich gebracht werden könnte. Am allerwenigsten Aehnlichkeit ist zwischen ihr und dem Petersberge.

Die Frage möchte sich hier wieder aufdringen: In wie weit ist dem alten Satze, den Schmidt in seinem Petrefaktenbuche neuerdings aufstellt:

> „wo diese Versteinerung sich fand, steht das entsprechende Gestein an, sey es durch fremde Beymischung so oder anders gefärbt“

zu trauen? Man kann hier wieder sagen: im Allgemeinen möchte der Satz wahr seyn, wenn man unter dem entsprechenden Gesteine bloß auf sein Alter in Beziehung nämlich zu den der darin gefundenen Petrefakten und nicht auf seine chemische Constitution und sein chemisches Alter Rücksicht nimmt; allein in speciellen Fällen finden sich immer mehr und mehr Ausnahmen von obiger Regel, je gründlicher und ausgebreiteter unsere Studien in Bezug auf die einzelnen Lager werden. So sehr man sich anfangs dagegen sträubte, man hat Petrefakten, die beynahe mit dem Anfange des Auftretens von organischem Leben in den Schichten der Erdkruste erscheinen, nach einem ungeheuern Zwischenraume, in welchem Tausend und Tausend neue Gestalten auftraten und verschwanden, wieder finden und erkennen müssen.

Es bleiben hier nur drey Alternativen. Entweder ist das Gestein, in welchem wir jene Petrefakten finden, wirklich viel älter, als wir glauben, nämlich jenem Alter angehörend, das nach unserm gegenwärtigen Systeme durch das Auftreten jener Petrefakten charakterisirt wird, oder das Thier hat sich durch alle Revolutionen bis zur neuesten Zeit in Gattung und Art erhalten, oder endlich: es sind dieselben Gattungen und Arten nach dem Erscheinen und Verschwinden der mannigfaltigsten in ihrer Entwickelung successiv fortgeschrittenen Organisationen wieder im Leben einer entfernteren jüngeren Zeit erschienen. Dieser letzteren Ansicht hat im Allgemeinen auch Bronn, natürlich unter vielfachen Widersprüchen von allen Seiten her, gehuldigt, und sie hat auch in so fern die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, als sie durch Thatsachen unterstützt ist, welche lehren, daß die Lebensverhältnisse und Bedingungen des Lebens von den ältesten Tagen angefangen bis auf unsere Zeit wenigstens auf dem Meeresgrunde so gewaltig verschieden nicht seyn konnten, als man sich, der durchgreifenden Idee von gewaltigen Revolutionen zufolge, wohl einbilden möchte; denn z. B. die äußerst zart organisirte Terebratula hat sich, wenn auch nicht in ihrer Species, doch als Gattung durch alle gewaltigen Revolutionen der Erdoberfläche hindurch bis auf unsere Zeit herab erhalten. Bronn sagt: „die Petrefaktenkunde ist ein Erfahrungswissen (kaum kann man noch sagen Wissenschaft) und nichts kann darin voraus als unmöglich bezeichnet werden.“ Derselbe Ausspruch läßt sich auch auf die Geognosie anwenden. Der Geologie, die sich mit der Lehre von der Entstehung der Erde abgibt, ist es kaum der Mühe werth hier zu gedenken. Sie steht auf der Gränze der schönen Wissenschaften und ist die eigentliche Wissenschaft der Dilettanten. Fleißiges, unermüdliches, verständiges Forschen und Sammeln von Thatsachen kann allein die Aufgabe des Geognosten der gegenwärtigen Zeit seyn. Nirgends sind Hypothesen gefährlicher und in das Fortschreiten der Wissenschaft störender einwirkend, als hier, wo sie der Phantasie so unermeßlichen Spielraum gestatten.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Schluß.)

Man hat mir den Vorwurf gemacht, ich verwerfe die gegenwärtig herrschenden Hypothesen, ohne befriedigendere an ihre Stelle zu setzen. Der geologischen Hypothesen überhaupt bedürfen wir gegenwärtig nicht; es ist jedoch zehnmal leichter, die brillanteste Hypothese zu erdenken, als eine einzige Thatsache verständig zu constatiren. Wie leicht es sey, Theorien und Hypothesen zu bilden, beweisen die beynahe täglich erscheinenden und bey näherer Beleuchtung wieder nacheinander verschwindenden Versuche dieser Art *). Die der Erfahrung und der Vernunft gemäßeste Theorie übrigens ist höchst selten die herrschende. Es bedarf nur eines großen Namens, um selbst den Widerspruch plausibel zu machen; denn die Masse zieht es immer vor, auf betretenem Pfade gemächlich einem Andern nachzugehen, als mit offenen Augen sich selbst den rechten Weg zu suchen. Je weniger Positives eine solche Theorie enthält, je weniger eigentliche Kenntnisse man bedarf, um sich mit ihr vertraut zu machen, je größerer Spielraum der Phantasie gelassen ist, mit desto größerem Enthusiasmus wird sie empfangen und gepflegt. Was nur halben Weges Hoffnung gibt, sich unter ihren Fittigen vereinigen zu lassen, wird so lange gequält und gedreht, bis es sich so ziem-

*) So hatte z. B. Boussingault aus seinen Beobachtungen zwischen 10° nördlicher uad 5° südlicher Breite geschlossen, daß unter den Tropen die jährliche Temperatur im Schatten nur einen Fuß tief in den Boden eindringe. Auf diese einfache Behauptung hin wurde gläubig sogleich eine neue Theorie von Chthonisothermen gebildet, und eine Menge der schönsten Hypothesen daran geknüpft, die sich durch alle Zweige der Geologie verbreiteten. Schon in meiner Rede „die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften“ (p. 94) hatte ich mich gegen die Bildung solcher Hypothesen erklärt, die sich auf Experimente stützten, während einer solch kurzen Zeit und unter solch beschränkten Verhältnissen angestellt, und die also nichts beweisen könnten. Nun wurden uns in der neuesten Zeit wirklich durch Caldecott auf dem Hügel der Sternwarte zu Trevandrum in Indien über ein Jahr lang mit der größten Sorgfalt ausgeführte Experimente bekannt (Poggendorffs Annalen der Physik Ergänzungsband 1845. p. 192), die gerade das Gegentheil dessen darthaten, was aus den Boussingault'schen Experimenten hervorgieng, und beweisen, daß unter dem Aequator und den Tropen wenigstens der östlichen Halbkugel die Sonnenwärme ebenso tief in den Boden eindringe, wie in unserer Zone, was auch vernünftiger Weise nicht anders zu erwarten war.

lich an's Ganze angeschlossen hat; was sich indessen durchaus nicht fügen will, wird mit solcher Klugheit umgangen und unberührt gelassen, daß der Halbunterrichtete selbst von der Existenz desselben nicht einmal eine Ahnung bekömmt.

---

6) Ueber das Gebirge von Cintra. (Auszug aus einem Briefe des Generals Baron v. Eschwege an den Hrn. Classensecretär.)

Höchst auffallend ist das Profil der Serra de Cintra, eines isolirten Gebirges plutonischer Bildung, das sich in zahlreichen Kuppen, Zacken und Kegelbergen bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über das Meer erhebt, bey einer Ausdehnung von 3 Legoas von O. nach W. und einer Breite von 1 Legoa von N. nach S. ganz und gar eine baumlose Oberfläche darbietend mit Ausnahme der unteren Hälfte des nördlichen Abhanges, an welchem die beyden Städtchen Cintra und Colares liegen, deren Umgebungen mit der schönsten und üppigsten Vegetation prangen, riesigen Ulmen und Korkeichen, Kastanienwäldern und Pinien in den höheren Regionen; in den tiefer gelegenen bis ins Thal hinab mit einem Walde von Obstbäumen, unter denen die Früchte der Citronen bey Cintra und der Orangen bey dem tiefer gelegenen Colares so wie der Wein bey Caplerem besondere Fama erlangt. Außer diesen Südfrüchten gedeihen aber auch aufs beste alle unsere deutschen Obstarten, jedoch meistens auf verkrüppelten Bäumen in Vergleich mit den deutschen, z. B. Aepfel, Birnen, Kirschen, Zwetschgen, Pflaumen, Nüsse u. s. w., womit der Markt von Lissabon versorgt wird, so daß diese Gegend eigentlich der Obstgarten Lissabons genannt werden kann, denn man rechnet, daß beyde Oerter jährlich für 60,000 Thaler Obst dahin versenden.

Diese üppige schattige Baumvegetation an den tieferen Berggehängen mit hervorragenden Felsenpartien, sprudelnden Wasserquellen und Rinnsalen zwischen den Granitblöcken, über welche sich der

Epheu rankt und von da bis in die Spitzen der mächtigen Ulmen hinanklettert, üben einen großen Einfluß auf die Temperatur, besonders des höher gelegenen Cintras und machen dieses zu einem der angenehmsten Sommeraufenthalte für die königliche Familie und die vornehme Welt, da in dieser Jahreszeit gewöhnlich ein Temperatur-Unterschied von 10° F. zwischen Lissabon und Cintra Statt findet, der auf der Burg Pena aber bis zu 16° F. steigt, wenn in Lissabon die Temperatur 98° F. zeigt.

Bey Betrachtung der unteren Waldregion muß man sich aber nicht einbilden, daß auf den scheinbar kahlen Höhen gar keine Vegetation existire, sie präsentirt sich freylich aus der Ferne als Null, im Sommer sogar, wenn durch die Hitze und Trockenheit alle Gräser und weichen Pflanzen abgestorben, als Bild der traurigsten Oede, wie alle portugiesischen Berge in dieser Jahreszeit, grauer Boden und graue Felsenmassen in dämonischer Zerrissenheit; jedoch in der Nähe betrachtet gewährt sie dem Botaniker nach Aussage von Sachverständigen eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Pflanzen, wovon ich Ihnen leider keine Liste einsenden kann, da ich in diesem Stücke ein Ignorant bin. So lange aber dieser Hochboden Feuchtigkeit in sich hat, besonders nach den ersten Regen im Herbste bis zum Frühjahr hinaus, zeigt sich auch in der Ferne schon eine Farbenpracht der Blumen auf grünem Teppiche, wie sie auch der ausgedehnteste Blumengarten in dieser Fülle nicht wieder geben kann. Ericas, Geniſten, Cisten so wie die blauen, rothen, gelben und weißen Blüthen der verschiedenartigsten Zwiebel- und Knollengewächse spielen dabey die Hauptrollen, und die hervortretenden wild übereinander geworfenen Felsenmassen machen dann den angenehmsten Contrast.

Ob diese Berge je mit Wäldern bedeckt waren, wage ich nicht mit Gewißheit zu behaupten. Durch Traditionen hat es sich zwar fortgepflanzt, daß dieselben das beste Jagdrevier der alten portugiesischen Könige gewesen, worin Hoch- und Schwarzwild, so wie Wölfe in Menge sich aufgehalten. Man fabelt sogar, daß der König Don Manoel auf der Stelle, wo ich jetzt die Burg erbaue, eine weiße Hirschkuh geschossen und bey dieser Gelegenheit, als seine Blicke über das nahe Meer in die weite Ferne des Hori-

zonts streiften, zuerst die aus Indien zurückkehrende Flotte Vasco de Gama's erblickte, daher aus Freude und dem Schöpfer dankend das Gelübde aussprach, an dieser Stelle ein Kloster zu gründen und dieses war das Kloster da nossa Senhora da Pena (Penha), welches im Jahre 1834 gleiches Schicksal mit allen übrigen Klöstern theilte, aufgehoben und der Verwüstung Preis gegeben wurde, bis sich endlich der König seiner erbarmte, dasselbe mit seinem weitläufigen Bezirke käuflich an sich brachte und auf meinen Antrieb sich entschloß, an seine Stelle eine großartige Burg zu setzen mit ausgedehnten Parkanlagen und dadurch dieses alte Monument der portugiesischen Geschichte in Ehren zu halten.

Aus Obigem sollte man wohl den Schluß ziehen, daß da, wo sich so viel Wild aufgehalten, auch wohl Wälder gestanden haben müssen, und wahrscheinlich müßten es Eichenwaldungen gewesen seyn, deren Wurzeln nie haben ganz ausgerottet werden können, da man noch jetzt allenthalben an den Abhängen der Berge junge Sprößlinge derselben aus der Erde hervortreiben sieht, die aber zu keinem Strauch noch Baum gedeihen können, da sie alsbald von Schafen, Ziegen und Rindvieh abgenagt oder auch durch Feuer zerstört werden, welches die Hirten im Hochsommer auf der vertrockneten Oberfläche anzünden und um sich greifen lassen, um junge Gräser hervorzulocken. Der größte Theil des Gebirgs ist aber auch mit so weniger Dammerde bedeckt, daß darauf kein Baumwuchs Wurzeln fassen konnte und somit kann wohl angenommen werden, daß nur die muldenförmigen Thalflächen und vertieften Thalabhänge, wo mehr Dammerde sich gesammelt, mit Wald überdeckt war, das übrige Terrain aber wie jetzt nur niederes Strauchwerk hervorbrachte.

Was ferner der Baumvegetation hier ungemein hinderlich ist, wenn man dieselbe auch gegen andere Gefahren schützt, sind die verheerenden kalten trocknen so wie auch die von salzigen feuchten Nebeln begleiteten Winde, die aus dem Quadranten von NO. bis NW. zu wehen pflegen, und ihre schädlichste Wirkung auf das junge Laub äußern von dem Monat März an bis Ende Mai und oft in Zeit von 24 Stunden alle Blätter der weicheren Laubarten wie am Feuer versengen, so daß das Wachsthum für das ganze Jahr gestört ist. Nur Bäume, welche Schutz vor diesen Winden haben, können gedeihen, weßhalb man darauf Rücksicht nehmen muß, allen jungen Bäumen einen künstlichen Schutz zu verschaffen, wozu hier die Canna indica das beste Mittel an die Hand giebt, da dieselbe 15 Fuß Höhe erreicht und damit lebendige Hecken aufgeführt werden. Den besten Schutz für spätere Zeiten geben aber die hiesigen beyden Pinien-Arten, sowohl die Pinus sylvestris als auch die maritima, welche allen Winden trotzen und auf dem schlechtesten Boden gedeihen, da ihre Wurzeln sogar in die lockeren Bestandtheile des Granits eindringen und dennoch eine Vegetationskraft entwickeln, die zum Erstaunen ist, indem die Meisten vom dritten Jahre an in zwey Trieben jährlich 3 bis 5 Fuß hoch emporschießen, so daß ich jetzt schon 7jährige Waldpartien habe, die gegen 20 Fuß Höhe erreichen.

Was den Humus betrifft, welcher den granitischen Grund bedeckt, so sollte man ihn dem äußeren Anschein nach für ungemein fruchtbar halten, besonders wenn derselbe durch Regen angefeuchtet und sich alsdann ganz schwarz darstellt, daher doppelt den Unerfahrnen täuscht, der darin eine Fülle von Kraft erblicken will, fähig alles hervorzubringen ohne weiteres Hinzuthun, als die jungen Pflanzen oder den Saamen dieser Erde anzuvertrauen, so wie man es in dem Boden der Urwälder Brasiliens zu machen pflegt, um hundertfältige Früchte zu tragen. Allein zwey Lehrjahre, während welchen mir alle gemachten Anpflanzungen und Ansaaten zu Grunde giengen, waren hinreichend mich eines Besseren zu belehren. Ich sah ein, daß ohne Verbesserung des Bodens nichts zu erzielen war, denn die feuchte schwarze Erde verwandelte sich im Sommer in Aschgrau und trocknete dermassen bis auf den Grund aus, daß sie nur eine Staubmasse ohne Halt blieb, in der nothwendigerweise alle Wurzeln der Pflänzlinge absterben mußten. Durch Beymengung von Thonerde und Dünger konnte es mir also nur gelingen, nicht nur die üppigsten Pflanzungen von Bäumen und Sträuchern zu bekommen, sondern auch die schönsten Kartoffel-, Rüben- und Getreidefelder zu erhalten.

Mechanisch aufgelöster oder zerfallener Granit mit verfaulten vegetabilischen Substanzen, welche letztere der angefeuchteten Erde die schwarze Färbung geben, sind die Hauptbestandtheile dieser Dammerde, die sich um so leichter bilden kann, da die Hauptmasse des Gebirgs aus einem losen nicht durch Krystallisation fest zusammen gekitteten Granit besteht und ein höchst interessanter Gegenstand für den Geologen ist.

Ob der Granit sein Entstehen dem Feuer oder dem Wasser verdankt, soll hier nicht die Frage seyn, und ebenso überlasse ich es dem Forscher, ob er alle Gebirge ohne Ausnahme der sogenannten Urformation durch plutonische Kräfte aus dem Schooße der Erde oder des Meeres emporgehoben denkt, oder ob ihm auch Ausnahmen vorgekommen. Ich gebe hier nur, was ich selbst beobachtete und da ergiebt sich dann, daß die Serra de Cintra zu den ganz unbezweifelt emporgehobenen Gebirgen gehört und sogar, daß die Erhebung in zwey verschiedenen Perioden wahrscheinlicherweise Statt gefunden hat. Die erste Periode trat ein, nachdem sich der rund um das ganze Gebirge gelagerte Kalkstein, der sich theils als schwarzer dichter, theils als weißer krystallinischer und als Stinkspath zu erkennen giebt, gebildet hatte und wovon ganze isolirte Stückgebirge, einzelne Lager und Nester bey dem Durchbruche des Granits losgerissen und auf die Höhe des Gebirgs versetzt wurden, ohne daß man dabey auf eine Spur der jüngeren secundären Gebirgsarten trifft, die sich späterhin auf oben genannten Kalkstein lagerten, die in der Niederung nach Lissabon hin vorkommen, wie z. B. der Alpenkalkstein, der bunte Sandstein und auf diesem der Jurakalk. Da diese aber auch eine Neigung der Schichten zeigen, die sie ursprünglich nicht haben konnten und die sich immer mehr verflacht, je weiter entfernt vom Gebirge, so mußte eine zweyte Erhebungsperiode eingetreten seyn, welche auch diese neueren Bildungen aus ihrer Horizontale verrückte, die Schichtungen des erst genannten Kalksteins beynahe auf den Kopf stellte, die folgenden aber mit geringerer Neigung gestaltete. Die Serra de Cintra zeigt sich also als ein isolirtes Gebirge plutonischer Bildungen (Granit mit vielen Lagern von Grünstein, Uebergänge von einem zum andern bildend, mit Lagern von Sienit und Braunstein, und ein großer Theil besonders der Westbrüche besteht aus Feldspath-Porphyr), dessen Westende in das Meer hineinreicht beym Cap Roc, während seine drey anderen Seiten von hüglichten Niederungen umgeben sind. Die Ost- und Südseite präsentirt sich durchaus steil mit felsigter Oberfläche, mit granitischen abgerundeten wie mit übereinander gerollten und gestürzten losen gigantischen Blöcken besäet, und mit spärlicher Vegetation dazwischen. Die Abhänge der Nordseite sind sanfter und wie schon gesagt mit üppiger Vegetation bedeckt, allein das ganze Gebirge bis zu seinem Rücken ist voll kegelförmiger emporstrebender größerer und kleinerer Kuppen und mit Felsenriffen bedeckt, die theils feststehen und dann eine gewisse auf dem Kopf stehende aber dennoch verworrene Lagerung zeigen, oder auch in großen abgesonderten Blöcken übereinander gethürmt sind in den sonderbarsten Gestaltungen: manche ungeheure Massen auf kleineren balancirend, als wenn sie durch Menschenhände darauf gelegt und befestigt wären; andere wieder emporstrebend aufeinander gestellt wie Obelisken und Pyramiden; da giebt es Spitzen, Zacken, Hörner, Gewölbe mit Durchsichten, überhangende, den Umsturz drohende Massen u. s. w., welche die interessantesten Bilder geben und ein Profil von den sonderbarsten Umrissen, welches schon von manchem Gebirgskundigen bewundert, dessen Entstehen ihm aber räthselhaft blieb, und ich hörte nur immer die Ausrufung: „welche furchtbare Revolutionen und Katastrophen müssen hier vorgegangen seyn, um solche Gebilde hervorzubringen.“ — Unter Revolutionen und Katastrophen versteht man gewöhnlich etwas schnell Wechselndes, etwas gewaltsam sich Umänderndes, und wer dieses nur vor Augen hat, wird sich umsonst den Kopf zerbrechen, die Wahrheit zu ergründen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.
Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

6) Ueber das Gebirge von Cintra. Auszug aus einem Briefe des Generals Baron von Eschwege an den Herrn Classensecretär.

(Schluß

Allein die Sache mit Ruhe und offenen Augen betrachtet erklärt sich, ohne Revolutionen zu Hülfe zu rufen, auf die ganz einfachste Art, und wenn ich sie zerlegte, so war man verwundert, nicht von selbst darauf gekommen zu seyn; es gab ein Gegenstück zum Ey des Columbus. Ein Spaziergang über das Gebirge ist hinreichend, um sich zu überzeugen, daß die Hauptbestandtheile desselben aus einem ganz lockeren oft mit dem Finger zerreiblichen Granit bestehen, in welchem mehr oder weniger feste Granitmassen, wie der feste Kern in einem Pfirsich, woran die fleischigen Theile festsitzen, eingeschlossen sind, stets einen gewissen Uebergang vom Lockeren zum Festen bildend, daher denn auch die Kerne, wenn sie von der lockeren Umgebung befreyet sind, nie scharfkantige Ecken und Kanten bilden, sondern stets abgerundet erscheinen. Da nun diese Kerne in ihrer primitiven Umgebung über und unter einander, so wie nebeneinander in den unregelmäßigsten Gestalten und verschiedenartigsten Formen und Größen erscheinen, so ist es wohl ganz natürlich, daß, wenn man ihnen ihre weiche Umhüllung wegnimmt, was während Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch die Wirkungen der Atmosphäre geschehen konnte, die Kerne allein zurückblieben und sich nun abgesondert auf die verworrenste Art übereinander lagerten, viele auch sich überstürzten und auf diese Art das sonderbarste Felsenprofil des Gebirgs entstehen mußte, durch einen sehr ruhigen Gang der Natur und unbemerkt von den lebenden Generationen.

Hieraus geht nothwendigerweise auch hervor, daß dieses Gebirge nicht so, wie es jetzt sich zeigt, aus dem Schooße der Erde emporstieg, sondern erst nach Jahrtausenden das geworden ist, was es jetzt ist, und nach abermaligen Jahrtausenden abermals ein anderes Profil zeigen wird. Zu seinen abgerundeten Brüdern würde es sagen können —: was ihr seyd, das war ich; was ich bin, das werdet ihr noch werden.

In mehreren Gegenden Portugals, in der Provinz Minho so wie Tras os Montes, auch in Brasilien nach S. Paulo zu und Ilha Grande und selbst in Deutschland, namentlich auf dem Brocken, die Teufelskanzel und der Hexenaltar, finden sich dergleichen an Ecken und Kanten abgerundete freye Granitblöcke, die wahrscheinlich alle auf diese Art entstanden sind, ohne daß man sie auf künstliche Art weit her zu rollen braucht, und manche erratische Blöcke möchten auf diese Art wohl auch in der Nähe zu Hause seyn.

Dieses ist ungefähr das Bemerkenswertheste, was ich Ihnen über das Lokal meines Wirkens und über

die darauf Einfluß ausübenden klimatischen und geognostischen Verhältnisse mitzutheilen habe. Schließlich kann ich aber nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, mich noch gegen Sie etwas näher über die Erhebungstheorien plutonischer Gebilde auszusprechen. Vielleicht würde ich mich eben so unbedingt und nachbetend wie viele Andere für das System Elie de Beaumonts erklären, wenn ich nicht in Brasilien, in diesem Mutterlande der Urgebirge, gewesen wäre, und die weit verbreitete Erstreckung derselben nach der Längenrichtung, die auch Sie beurkundet haben, mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet hätte. Was ist die Ausdehnung europäischer Urgebirge gegen diese? — Es sind kleine Inseln gegen einen großen Continent. —

Betrachten wir den brasilischen Continent mit seinen Hauptgebirgszügen sowohl in Hinsicht des Parallelismus dieser unter sich als auch in Hinsicht des Parallelismus der Schichtenrichtung und Schichtenneigung, die ich mit aller Genauigkeit auf mehreren Querdurchschnitten von der Meeresküste an durch die Provinz Minas bis in die von Goyaz hinein verfolgt habe, welches eine Erstreckung von mehr denn hundert geographischen Meilen beträgt, auf der man mit Ausnahme kleiner Unterbrechungen (in dem Flußgebiete des Rio de S. Francisco und des Rio Grande) keine andern als Ur- oder plutonische Gebirgsarten antrifft, und zwar in den verschiedenartigsten Abwechselungen und Wiederholungen, ein gemeinsames Hochland von mehr als zwey Tausend Fuß über dem Meere bildend, aus dem sich die drey großen Cordilleren, a Serra do Mar, a Serra do Espinhaço und die Serra da Matta do Corda erheben und das Hochland zwey bis gegen vier Tausend Fuß überragen, mit einem gemeinsamen Parallelismus ihrer Längenrichtung von N. nach S., so muß es ungemein überraschen, wenn man sowohl auf diesen hohen Gebirgszügen als auch in denen sie umgebenden Niederungen des bergigten oft zerrissenen Hochlandes ganz dieselben Gebirgsglieder der Hochgebirge mit demselben allgemeinen Parallelismus der Schichtenrichtung von N. nach S. so wie der Schichtenneigung nach O. wieder findet, ein Gegenstand, den ich in meinen geognostischen Beyträgen zur Kenntniß Brasiliens durch eine petrographische Karte nebst Durchschnittsprofil näher bezeichnet und gesucht habe klarer vor die Augen zu bringen. Die Anwendung der jetzt so gang und gäbe gewordenen Erhebungstheorie (die viele Unbequemlichkeiten beseitigt, indem man nur so die Berge wie Pilze aus der Erde aufschießen lassen kann) möchte aus angeführten Gründen wohl auf die brasilianischen Gebirgszüge nicht die richtige seyn. — Wohl läßt sichs denken, wie sich ein ganzer Continent aus dem Meere erheben kann, es läßt sich sogar beweisen, wie einzelne oder ganze Gebirgszüge sich erhoben, wenn sie jüngere Gebirgsarten durchbrachen und ihre Lagerungen und Schichtungen verrückt haben, aber schwer ist die Erhebung eines Landes zu begreifen, das an sich schon ein Hochland bildet, aus dem noch höhere Gebirgszüge emporsteigen, und wo beyde, Berg- und Thalland aus denselben Stoffen der Urbildung zusammengesetzt, einen allgemeinen Parallelismus der Schichtungen zeigen, ohne die Schichten in der Nachbarschaft der Gebirge verrückt zu haben. — Wie schon gesagt, gegen 100 Meilen habe ich im Querdurchschnitt die Gebirge und Lagerungen beobachtet und in ihren Längenrichtungen ebenfalls über 100 Meilen, von der Gabelung des Rio de S. Francisco mit dem Rio das Velhas an bis hinab nach Santos, S. Paulo und den merkwürdigen isolirten Granitberg von Arasoyaba, und soll ich den mündlich mir mitgetheilten Nachrichten meines verstorbenen Freundes, des österreichischen Naturforschers Dr. Pohl vertrauen, wie man wohl nicht zweifeln kann, so hat derselbe den nämlichen Parallelismus der Schichten der Urgebirgsarten durch die Provinz Goyaz bis zur Gränze von Matto grosso verfolgt, also wenigstens noch 100 Meilen weiter und dasselbe Resultat, wie ich in Minas erhalten. Hiernach könnte man wohl annehmen, daß derselbe auch noch tiefer ins Land hinein fortbesteht bis zu den letzten Cordilleren am Rio Paraguay und Madeira, welche alsdann durch die große 100 Meilen breite Ebene, die sich durch den ganzen südlichen Continent hinabzieht, von den Anden getrennt sind. — Nimmt man nur die Erstreckung des Querdurchschnitts von O. nach W. an bis dahin, wo ihn Dr. Pohl beobachtet hat, also auf eine Länge von 200 Meilen, mit einer allgemeinen Schichtenneigung nach O., die mehr als 45° beträgt, so

ergiebt sich, wenn man diese Schichtenneigung aus der Erhebungstheorie erklärt oder Erhebung von einer Seite und Senkung nach der andern, daß die zuletzt sich darstellenden Schichten in Goyaz, die von den ersten an der Meeresküste 200 Meilen entfernt sind, sich 200 Meilen tief aus der Erde erhoben haben müßten, um an der Oberfläche sichtbar zu werden mit allen ihren abwechselnden Lagerungen. — Eine so große Stück-Umkäupelung der Erde kann aber nur dann denkbar seyn, wenn wir sie weiter in das Land hinein bis an die großen Ebenen versetzen und besonders wenn es sich ausweisen sollte, daß die Andenkette eine allgemeine Schichtenneigung nach W. hätte. Man könnte sich dann die große Ebene zwischen den Cordilleren als einen großen Spalt denken, der durch die Erhebung und die Einsenkungen nach entgegengesetzten Richtungen den ganzen Continent getheilt, der dann später durch ruhigere Absetzungen sich ausgefüllt und diese unübersehbaren Ebenen bildet, die im vollkommensten Niveau liegen. Gehen wir von dieser ungeheueren Katastrophe aus, für die wir jetzt gar keinen Maaßstab mehr haben, denn das große Stück Land von wenigstens 400 Meilen Durchmesser mußte sich dermassen um seine Axe drehen, daß seine Schichten um eben so viele Meilen mitten aus dem Lande an die östliche Meeresküste versetzt wurden und da läßt sichs auch wohl denken, daß bey einer so gewaltsamen Losreißung fast eines halben Welttheils auch verhältnißmäßig die rauheste Oberfläche erscheinen mußte, so wie sie sich uns jetzt darstellt, Berge, Thäler und ganze Gebirgszüge bildend, ohne daß wir ein späteres Erheben dieser Züge anzunehmen brauchen und welches sich mit der durchgängigen Struktur der Gebirgslagen gar nicht vereinbaren läßt. — So weit ich Brasilien kenne innerhalb eines Flächenraumes von ungefähr 20,000 Quadratmeilen, die ich in die Kreuz und die Quere durchzogen und in welchen gerade die höchsten Gebirge des Landes sind, ist auch keine Spur vorhanden, daß seit jener großen Katastrophe sich auch noch andere ereignet, um darauf hinzudeuten, daß dieses oder jenes Gebirge sich später aus seiner Umgebung erhoben, denn alle jüngeren Gebirgsformationen vom Uebergangsthonschiefer an bis zu den secundären, dem Kalksteine, dem älteren Conglomerate und jüngeren Sandsteinen, welche zuerst in dem Flußgebiete des Rio de S. Francisco und des Rio Grande, also mehr als 100 Meilen von der Küste zum Vorschein kommen, liegen mit ihren Schichten vollkommen horizontal wie nach der Wasserwage und stossen vertical ohne Verrückung an den Fuß der sich erhebenden Berge der Urbildung. Ein besonderes belehrendes Bild davon ist in der Provinz S. Paulo an der Granit-Serra de Arasoyaba, die sich mitten aus dem ganz horizontal geschichteten Thonschiefer mehrere tausend Fuß hoch erhebt. Die Entstehung der plutonischen Gebirge Brasiliens kann man also nicht anders als gleichzeitig mit der Erhebung dieses ganzen Continents annehmen, und zwar zu einer Zeit, wo noch alle späteren Formationen fehlten, oder man müßte denn annehmen, daß alle diese parallelen Bergreihen so wie ihre aus Granit, Gneiß, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Itacolumit, Talkschiefer, Eisenglimmerschiefer ꝛc. zusammengesetzten Bestandtheile der parallelen Ablagerungen sich aus ihrem Hauptstocke, dem Hochlande, wie die Schubladen aus einem Raritätenkasten hätten herausziehen, oder da die Kraft von Unten wirken mußte, herausstossen lassen. — Dieses mein werther Freund sind meine Ansichten und jetzigen Begriffe über die Gebirgsbildungen Brasiliens, die ich zum Theil früher auf eine andere Art mir zu erklären suchte. Jene Ansicht war ein künstlicher Bau, während diese ein ganz einfacher ist und sich auf Facta gründet, die ihn wahrscheinlich machen. Doch, vielleicht ist dieses etwas längst Bekanntes. Nur die wissenschaftliche Absonderung, in der man hier in Portugal und besonders in Hinsicht geologischer Schriften lebt, kann mich entschuldigen, diesen Gegenstand berührt zu haben.

Anmerk. Aus Obigem ließe es sich wohl erklären, wie der östliche Continent Südamerikas sich von dem Herde aller Vulkane und Erdbeben trennte, die nur westlich vorkommen.

7) Herr Conservator Dr. Zuccarini giebt Bemerkungen über einige wenig gekannte Pflanzengattungen:

a) Ueber Dion Lindl. und Platyzamia Zuccar.

Im Jahre 1843 hatte ich die Ehre, der Classe die Beschreibung und Abbildung einer neuen Pflanzengattung aus der Familie der Cycadeen vorzulegen, deren Samen nebst Blättern und weiblichen Blüthenzapfen der hiesige botanische Garten aus Mexico erhalten hatte, und im 5. Fascikel meiner Plantae novae horti herbariique Monacensis (Abhandl. der mathem. physik. Classe der k. Akad. d. W. Bd. IV. Abth. 2.) nahm ich Gelegenheit, die weiteren Details über dieses interessante von mir Platyzamia genannte genus zu veröffentlichen. Leider erfuhr ich aber zu spät, daß fast gleichzeitig auch Hr. Prof. Lindley in den Miscellaneen zum 29. Bande des Botanical Register eine nahe verwandte Pflanze mit wenigen Worten beschrieben und derselben den Namen Dion edule gegeben habe. Ich erlaube mir deßhalb heute nachzutragen, was mir über Identität oder Verschiedenheit zwischen meiner Platyzamia und dem Lindleyschen Dion zu ermitteln möglich gewesen ist. Ich bin außer Zweifel, daß beyde einer und derselben Gattung angehören. Ob diese in Zukunft Dion oder Platyzamia heißen solle, überlasse ich Andern zur Entscheidung. Nur muß ich bemerken, daß der Name Dion (aus δὶς und ὠὸν) nicht richtig abgeleitet scheint, weil er Disoon oder vielleicht noch besser von δισσὸς duplex und ὠὸν Dissoon heißen müßte und zugleich deßhalb nicht glücklich gewählt seyn dürfte, weil er mit Ausnahme von Cycas auch auf die übrigen Cycadeen-Gattungen, Zamia, Encephalartus und Macrozamia mit gleichem Rechte angewendet werden kann.

Was dagegen die Species betrifft, so ist die Lindleysche Pflanze von der des hiesigen Gartens gewiß verschieden. Die Münchner Pflanze hat graugrüne, an den Rändern flache, gegen die Spitze mit einigen stechenden Sägezähnen besetzte Fiederblättchen, die Samen, aus welchen sie erwuchsen, haben nur die Größe einer kleinen Welschnuß und die Schuppen des weiblichen Blüthenzapfens sind auf beyden Seiten mit dichter Wolle bekleidet. Bey der Lindleyschen Art dagegen sind die Fiederblättchen vollkommen ganzrandig, in eine scharfe stechende Spitze auslaufend und von dunkelgrüner Farbe, die Fruchtschuppen auf der Oberseite kahl und die Samen so groß als Kastanien. Zu dieser zweyten Lindley'schen Species dürfte auch der Wedel gehören, welchen ich in meiner oben erwähnten Abhandlung auf Tab. IV. Fig. II. a. und b. abbildete, und damals irrig nur als Altersverschiedenheit von unserer lebenden Pflanze ansah. Dagegen scheinen die auf oben angeführter Tafel Fig. 16. von mir abgebildeten und von denen der Platyzamia rigida sehr verschiedenen Blüthenschuppen vielleicht noch einer dritten Art anzugehören. Jedenfalls befinden sich aber jetzt bereits zwey Arten dieser schönen Cycadeengattung lebend in den europäischen Gärten, mögen sie nun in Zukunft als Dion oder Platyzamia edulis und rigida in den Systemen aufgezählt werden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.
Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

7) Herr Conservator Dr. Zuccarini giebt Bemerkungen über einige wenig gekannte Pflanzengattungen:

(Schluß.)

b) Erläuterung der Gattung Lindera Thunb.

Die Gattung Lindera, wie solche von Thunberg in seiner Flora von Japan (S. 9 und 145) aufgestellt und Tab. 21. abgebildet wurde, schien in ihrem Charakter eine so sonderbare Combination von Merkmalen darzustellen, daß alle neueren Systematiker, zweifelhaft über die ihr im natürlichen Systeme anzuweisende Stellung sie unter den generibus incertae sedis aufführten. Zwar hatte mein geehrter Freund v. Siebold bereits im Jahre 1830 in seiner Synopsis der japanischen Nutzgewächse (Verhandl. van het Batav. Genootschap Vol. XII. p. 23) bemerkt, daß dieselbe zu den Laurineen gehöre und mit seinem Sassafras Thunbergii identisch sey, aber diese Berichtigung blieb selbst in Nees von Esenbeck sonst in der Benützung der Literatur so sorgfältigem Systema Laurinearum unberücksichtiget. In der That dürften aber auch selbst Zweifel an der Richtigkeit dieser Bestimmung gerechtfertiget erscheinen, wenn man in Thunbergs Charakter von Lindera liest: Filamenta sex, germini inserta corolla multoties breviora, antheris minutis und capsula bilocularis! Als ich indessen diesen Winter die japanischen Laurineen genauer untersuchte, überzeugte ich mich aus der Vergleichung der Thunbergischen Abbildung auf das bestimmteste, daß Lindera umbellata und Sassafras Thunbergii eine und dieselbe Pflanze sey, daß dieselbe aber wegen der zweyfächrigen Antheren nicht zu Sassafras, sondern zu der in Japan verhältnißmäßig an Arten reichen Gattung Benzoin gerechnet werden müsse. Bey aller Uebereinstimmung zwischen der Abbildung und der getrockneten Pflanze blieb indessen der Widerspruch der Thunberg'schen Beschreibung mit dem Charakter der Gattung Benzoin räthselhaft. Wenn man aber annimmt, daß der Verfasser der Flora von Japan nur weibliche Blüthen untersuchte, in welchen die kleinen fadenförmigen Rudimente der neun Staubgefässe leicht übersehen und die sechs gestielten Drüsen des innersten Staubgefäßkreises für stamina corolla multoties breviora antheris minutis betrachtet werden konnten, so löst sich dieser Widerspruch bereits bis auf die capsula bilocularis, und in dieser Beziehung hat Thunberg entweder nur aus der Zahl der Narben auf die künftige Beschaffenheit der Frucht geschlossen (weil er in der Beschreibung S. 145 gar nichts Näheres darüber angiebt), oder er hat die Frucht einer andern Pflanze mit der seiner Lindera verwechselt. Jedenfalls muß aber diese Gattung für die Zukunft in den Systemen gestrichen werden.

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

Fünf Menschenalter sind entschwunden, seit das Sonnensystem durch Newtons unsterbliche Entdeckung zu einem festen und gesicherten Bestande gelangte. In diesem langen Zeitraum sehen wir die Kunde desselben in ununterbrochenem Fortschritt begriffen; allein die Art und Weise dieses Fortschrittes ist nach den einzelnen Zeiträumen verschieden, in so weit wenigstens, daß in den Bestrebungen der Astronomen eine gewisse specielle Richtung die vorherrschende ist. So können die 26 Jahre von 1781 bis 1807 vorzugsweise als das Zeitalter der neuen Entdeckungen in der Planetenwelt bezeichnet werden. Fünf neue Hauptkörper und eine mindestens eben so große Zahl von Nebenkörpern wurden in ihr ans Licht gezogen und die älteren nach ihrer physischen Beschaffenheit aufs eifrigste untersucht; weder vornoch nachher ist Aehnliches aufzuweisen und seit Olbers Entdeckung der Vesta verflossen 38 Jahre, bis ein glücklicher Zufall uns den zwölften Planeten finden ließ.

Die neuere und neueste Zeit beschäftigte sich vielmehr vorzugsweise mit denjenigen Fragen, welche die Gesammtconstitution des Sonnensystems und die Bewegungen der zu ihm gehörenden Körper betreffen. Wir beginnen unsere Ueberschau mit dem Erscheinen der Tabulae Regiomontanae am Schlusse des dritten Decenniums unsers Jahrhunderts; einem Werke, das vollkommen würdig ist, eine neue Epoche in der Astronomie von ihm aus zu datiren.

Die Hauptbestrebungen des größten Astronomen der Neuzeit, den man mit Recht den Königsberger Hipparch genannt hat, waren vom Anbeginn seiner Wirksamkeit darauf gerichtet gewesen, die allgemeinen Grundelemente jeder weiteren astronomischen Berechnung und Untersuchung aufs Genaueste zu ermitteln, und numerisch wie analytisch festzustellen. Das Meiste von dem, was früher auf diesem Felde geleistet war, entsprach den bedeutend gesteigerten Anforderungen, die die Gegenwart sich stellen mußte, viel zu wenig als daß ein Bessel sich damit begnügen konnte. Außer seinen eignen Beobachtungen benutzte er vorzugsweise das reiche Bradleysche Material, und sein Scharfblick ließ ihn in diesem brittischen Astronomen den einzigen erkennen, der es in jener Zeit verstanden, seinen Beobachtungen einen für alle Zeiten bleibenden Werth zu ertheilen. Mit Recht bemerkt Encke in seinen Recensionen dieses Werkes (im Journal für wissenschaftliche Kritik 1829 und dem Berliner Jahrbuch für 1832), daß die noch immer nicht als unbedeutend zu betrachtenden Abweichungen der Planetentafeln vom Himmel weit weniger einer Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, als vielmehr dem Umstande zuzuschreiben sey, daß Jeder nach seiner eignen Weise mit Formeln und Constanten, wie sie ihm die besten dünkten, reducirt habe. Nur dadurch sey es erklärlich, daß Tafeln, die doch wesentlich auf dieselben Beobachtungen sich gründeten, gleichwohl erheblich verschieden ausfallen konnten, was unmöglich gewesen wäre, wenn die Berechner consequent den gleichen Gang inne gehalten und dieselben Reductionselemente in Anwendung gebracht hätten. Eine Uebereinstimmung hierin sey unabweisliches Bedürfniß, wenn anders eine frühere Bearbeitung dem späteren Berechner von Nutzen seyn und als Anknüpfungspunkt dienen solle. Nur so werde die Astronomie auch künftig sich rühmen können, daß sie keinen Rückschritt kenne, sondern stets eine Annäherung zu dem Ziele Statt finde, dem wir allein nachstreben sollen, — der Erforschung der Wahrheit.

In gleich würdiger Weise, wie der Anfang, ist auch der Schluß des von uns zu betrachtenden Zeitraums durch ein Werk ersten Ranges bezeichnet. Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Bradley, Bliß, Mackelyne, Pond und ihren Gehülfen über sämmtliche alte und neue Planeten gemachten Beobachtungen entbehrten noch einer umfassenden und gleichmäßig durchgeführten Bearbeitung, während das Material, was sie für die Fixsterne darboten, bereits in den Bessel'schen und

Pond'schen Catalogen der allgemeinen Benutzung übergeben war. Allerdings hatte man schon mehrfache Anwendung von diesen Planetenbeobachtungen gemacht, ja im Grunde beruhen alle unsre Planetentafeln, was die früheren Epochen betrifft, ausschließlich auf ihnen. Aber gerade die Incongruenzen der von verschiedenen Bearbeitern erhaltenen Endresultate waren ein deutlicher Beweis, wie höchst nöthig eine streng und gleichförmig durchgeführte Reduction dieser Beobachtungen sey. Im J. 1833 faßte die in Cambridge versammelte British Association den Beschluß, an den Lord Schatzkanzler den Antrag zu richten, zur Reduction der von 1750 bis 1800 in Greenwich angestellten Planetenbeobachtungen die erforderlichen Summen anzuweisen. 8 Jahre später ward die Veröffentlichung durch den Druck beschlossen und dieser 1845 beendet. Die Arbeit ward unter Airy's Oberleitung von Glaisher, Hartnup, Thomas und Breen, nebst mehreren Gehülfen, nnd ganz unabhängig von den regelmäßig fortlaufenden Arbeiten der Sternwarte ausgeführt. Ein Band von 726 Seiten Folio (ungerechnet 19 Schemata) enthält diese Reductionen und ihre Vergleichung mit den gegenwärtig adoptirten Planetentafeln, so daß Der, welcher eine Verbesserung der Bahnelemente irgend eines zum Planetensystem gehörenden Körpers beabsichtigt, alles, was er wünschen kann, in größter Vollständigkeit und Ausführlichkeit findet.

Aus dem Gesagten erklärt es sich hinreichend, daß die Bemühungen der rechnenden Astronomen, namentlich was die Bahnen der ältern Planeten betrifft, mehr auf allgemein theoretische Untersuchungen, auf Entwickelung der Störungsformeln und genauere Bestimmung der Massen, als auf directe Verbesserung der Bahnelemente gerichtet waren. Mit Ausnahme einer höchst dankenswerthen Arbeit von Glaisher, dem eben genannten Gehülfen Airy's, welche die Verbesserung der Venuselemente zum Zweck hat, können wir nichts Erhebliches in dieser Beziehung anführen, und so werden die Ephemeriden für diese Körper noch immer nach denselben Tafeln berechnet, welche bereits vor 1830 in Gebrauch waren.

Auch kann man dieß gewiß nur billigen und es ist keineswegs zu wünschen, daß ein Berechner Verbesserungen, die er — aus eignen oder fremden Untersuchungen — an sich für begründet erachten muß, sofort einen Einfluß auf die von ihm veröffentlichten Ephemriden gestatte. Diese Ephemeriden haben keineswegs ausschließlich das bequemere Aufsuchen der Gestirne oder die vorläufige Kenntniß der Momente einer Himmelsbegebenheit zum Zweck: sie sollen vielmehr — wenigstens hat der Herausgeber der anerkannt besten Ephemeriden, der Berliner, sich in diesem Sinne ausgesprochen — dem künftigen Berechner das so zeitraubende Eingehen auf die zum Grunde liegenden Tafeln oder Formeln ersparen, er soll die Unterschiede der Beobachtung und der Ephemeriden unmittelbar benutzen können. Damit er dieß aber könne, muß nicht allein die Berechnung mit möglichster Schärfe und Genauigkeit durchgeführt, sondern sie muß auch ausschließlich das reine Ergebniß der zum Grunde gelegten Tafeln seyn.

Die theoretischen Voruntersuchungen, welche eben so sehr als genaue und sorgfältige Beobachtungen eine nothwendige Bedingung jeder wahren und die Wissenschaft fördernden Verbesserung bilden, sind dagegen mit einem Eifer verfolgt worden, der in keiner früheren Periode übertroffen, in wenigen erreicht worden ist. Auch beziehen sich, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die meisten dieser Untersuchungen keineswegs ausschließlich auf diese ältern Planeten, noch auf die Planeten überhaupt. Den großartigen Arbeiten von Laplace und Gauß, die hauptsächlich einer früheren Epoche angehören und an deren Spitze die Mécanique céleste und die Theoria motus stehen, schließen sich würdige Fortsetzungen und weitere Ausführungen, so wie ganz selbstständige Untersuchungen in nicht geringer Zahl an. Frankreich, England und Deutschland haben auch hierin mit einander gewetteifert und es dürfte schwer seyn zu entscheiden, welcher Nation die Palme gebühre. Wenn jedoch gefragt wird, zu welchen dieser Arbeiten derjenige, welcher eine praktische Anwendung der vorstehend angedeuteten Art beabsichtigt, vorzugsweise greifen, in welchen er die für seine Zwecke brauchbarsten Vorarbeiten

finden werde, so dürfen wir unbedenklich unsrer Nation den Vorzug vindiciren.

Ich nenne vor Allem Hansen, Director der Sternwarte Seeberg. Wie wenig auch die Arbeiten dieses tiefen Forschers der Naturgesetze bis jetzt im Auslande eine entsprechende Würdigung gefunden haben mögen; wir stehen nicht an, ihn mit Gauss und Bessel auf gleiche Linie zu stellen. Ja während die beyden ersten zwar noch unter den Lebenden weilen, doch aber die Zeit ihrer rüstigsten und erfolgreichsten Wirksamkeit hinter sich haben, steht Hansen auf dem Höhepunkt seines Strebens, und wir dürfen uns der Hoffnung getrösten, noch mit einer reichen Fülle seiner gewichtigen Untersuchungen beschenkt zu werden. Seinen Disquisitiones circa theoriam perturbationum, quae motum corporum coelestium afficiunt (im VII. und XI. Bde. der astronomischen Nachrichten) folgten Untersuchungen über den Einfluß des widerstehenden Mittels auf die Bahnen und Durchmesser der Kometen; ferner eine neue Untersuchung der Mondsbahn und ihrer Störungen (er hat versprochen, dieser Arbeit darauf gegründete Tafeln folgen zu lassen), eine ähnliche Arbeit über die gegenseitigen Störungen Jupiters und Saturns, eine Auflösung des Problems der 4 Körper, aus einem ganz neuen Gesichtspunkte und in bedeutend größerer Allgemeinheit, als man es früher gelöst, wo überdieß stets nur das Problem für 3 Körper untersucht worden war, und andre Arbeiten geringeren Umfangs, aber keineswegs geringerer Wichtigkeit. Sein neuestes Hauptwerk eröffnet uns die Aussicht, den bisher festgehaltenen Unterschied zwischen allgemeinen und speciellen Störungen für den Berechner wenigstens schwinden zu sehen. Die letzteren führen namentlich bey periodischen Kometen zu unabsehbar weitläuftigen Rechnungen, die schon mehr als einen der gewandtesten und tüchtigsten Rechner ermüdet haben, bevor das Ziel erreicht war. Hansen dagegen zeigt, daß große Excentricitäten und Neigungen kein absolutes Hinderniß für die allgemeine analytische Entwickelung der Störungen seyen und entwickelt die Reihen, in denen sie enthalten sind. So dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die kommenden Jahrzehende Tafeln für die Berechnung der Oerter des Halley'schen, Enke'schen, Biela'schen und andrer periodischen Kometen, so wie nicht minder der 5 kleinern Planeten besitzen werden, während bisher nur allein die wenig excentrischen älteren dieses Vorzuges genossen.

Daß Hansen mitten in seinen tiefen Forschungen durch ungerechte Angriffe unterbrochen und genöthigt gewesen ist, sich gegen verdiente Gelehrte, wie Pontécoulant und Lubbock, zu vertheidigen, würden wir bedauern müssen, wenn nicht diese Vertheidigungen selbst neue Belehrungen für uns enthielten. Auch ihren nächsten Zweck haben sie, wie der Erfolg zeigt, nicht verfehlt. Die Additions der Connaissance des temps, dieser ältesten der astronomischen Ephemeriden, geben seit einigen Jahren häufiger Auszüge und vollständige Uebersetzungen der Arbeiten deutscher Analysten, und unter ihnen nehmen die unsers Hansen eine vorzügliche Stelle ein.

Er hat es versucht, den Störungen der Planetenbahnen und der Bahnen überhaupt eine von der früheren überhaupt gänzlich verschiedene Form zu geben. Statt nämlich die Zeit, wie es gewöhnlich geschieht, zum Argument zu machen, und für ein bestimmtes Moment die Störungen der Länge, Breite und des Radius Vectors abzuleiten, geht Hansen von der Länge aus und corrigirt die Zeit. Die Verbesserungen der Länge erscheinen so als Verbesserungen des Moments und er weist nach, daß bey diesem Verfahren die beyden andern Coordinaten (Breite und Radius Vector) nur sehr unbedeutende und leicht zu entwickelnde Correctionen bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.
Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Hoffen wir, daß diese wichtigen Arbeiten noch nicht geschlossen seyen. Hat gleich Hansen, wie bereits erwähnt, künftigen Benutzern seiner Werke trefflich vorgearbeitet, so kann doch sicher Niemand so gut als er selbst sie zum Ziele führen. Und bey dem außerordentlichen Umfange der praktischen Rechnungen, zu denen die Zukunft in noch weit höherem Grade als die Gegenwart genöthigt seyn wird, muß man dringend wünschen, die Grundlagen dieser Rechnungen in möglichst ausführlicher, unmittelbar anwendbarer Form gegeben zu sehen.

Als zunächst verwandte schließen sich Enke's theoretische Arbeiten ihnen an. Wir werden seiner wichtigen Untersuchungen über die Bahn des nach ihm genannten Kometen später gedenken, da sie zunächst nur einen einzelnen Weltkörper betreffen. Von allgemeinerem Inhalt ist dagegen seine neue Ableitung der Olbers'schen Methode, Kometenbahnen zu berechnen, wobey er es nicht umgehen konnte, Pontécoulant's gänzliches Ignoriren dieser Methode zu rügen und durch Vergleichung mit andern ihre mannichfachen Vorzüge hervorzuheben. Wir erwähnen ferner seiner Untersuchungen über die speciellen Störungen, für deren Berechnung er sehr übersichtliche und bequeme Formeln aufstellt; seiner Abhandlung über mechanische Quadratur und über die Methode der kleinsten Quadrate. Die beyden letzten Arbeiten sind freylich nicht ausschließlich astronomische; sie werden vielmehr überall, wo man gründlich rechnen will, ihre Anwendung finden; den ausgedehntesten und unmittelbarsten Gebrauch wird aber stets die Astronomie und vor allem die Planeten- und Kometentheorie von ihnen machen.

Das Letztere gilt nun ebenfalls von nicht wenigen der zahlreichen Arbeiten, mit denen uns Bessel beschenkt hat. Daß es hauptsächlich die von ihm entwickelten und mit so glänzendem Erfolge angewandten Methoden sind, welche dem gesammten astronomischen Rechnen eine neue und consequente Gestalt gegeben haben, ist allgemein bekannt und anerkannt; doch gehören diese Arbeiten meist einer früheren Zeit an. Die wichtigsten der neuern hier zu erwähnenden Untersuchungen Bessels betreffen die Form der Störungsrechnungen für Kometenbahnen, wodurch er, wie früher Argelanders, so in neueren Zeiten Rosenbergers und Lehmanns ungeheuer weitläuftige Berechnungen (über den Halley'schen Kometen) wesentlich gefördert und erleichtert

hat. Meist knüpfen sich Bessels Abhandlungen an einen speciellen Gegenstand, und geben für diesen Theorie und Anwendung gleichzeitig. Aber dieß ist kein Hinderniß ihrer allgemeineren Brauchbarkeit und Anwendbarkeit; sein nächster Zweck ist ein einzelner Saturnsmond oder Komet, allein er unterläßt nicht der Entwickelung eine solche Form zu geben, daß sie als allgemeine Theoreme angewendet werden können.

Gauss's hauptsächlichste Thätigkeit in diesem Zeitraume war den Beobachtungen der erdmagnetischen Kraft gewidmet, für welche er bekanntlich eine neue Epoche begründet hat. Sie finden jetzt nur noch Anwendung auf unseren eignen Planeten; ob sie — wie Kreyl's etwas anticipirte Resultate anzudeuten scheinen — einst eine allgemeine kosmische Bedeutung erhalten, ob der Magnetismus neben der Gravitation als wirksame Kraft im Sonnensystem wird anerkannt werden müssen — dieß wagen wir noch nicht zu entscheiden.

Die im Vorstehenden angeführten astronomischen Theoretiker sind ohne Ausnahme zugleich praktische Beobachter und überhaupt hat Deutschland in diesem Fache kaum einen und den andern namhaften astronomischen Schriftsteller aufzuweisen, der nicht auch in unmittelbar praktischer Richtung seine Thätigkeit entfaltet hätte. Bey weitem weniger ist dieß in Frankreich der Fall. Dort sind vielmehr die wenigsten Beobachter zugleich Theoretiker und umgekehrt. In diesem Verhältniß spricht sich eine durchgehende Verschiedenheit der beyderseitigen Leistungen aus. Die theoretischen Untersuchungen der deutschen Gelehrten haben stets einen bestimmten praktischen Zweck im Auge. Mögen ihre Abstractionen auch noch so allgemein gehalten seyn, stets ist es das Bedürfniß, was sie veranlaßt hat und worauf sie gerichtet sind. Anders die französischen Analysten. Ihnen sind die astronomischen Relationen zunächst nur der Gegenstand scharfsinniger analytischer Combinationen. Wir haben Lagrange und andere Gelehrte sich mit Aufgaben ernstlich und anhaltend beschäftigen sehen, bey denen nicht die wirklich statt findende Schwerkraft, sondern ein nach ganz andern Gesetzen wirksames hypothetisches Agens die Bewegungen veranlaßt, und sie leiten die Formeln und Gesetze für solche Bewegungen ab. Wir sehen sie Anleitungen zur Berechnung der Bahnen geben unter der Voraussetzung, daß das Kepler'sche Gesetz nicht bestehe oder nicht bekannt sey. In Deutschland hat man zu solchen Uebungen des Scharfsinnes niemals Zeit gefunden; auch bey unsern westlichen Nachbarn begegnen wir ihnen in neuerer Zeit seltener. Wir sind zwar weit entfernt, irgend einen Tadel über diese Geisteserzeugnisse auszusprechen, erkennen vielmehr gern ihren Werth an und vergessen nicht, daß die französischen Analysten der Astronomie auch unmittelbar die wesentlichsten Dienste geleistet, und daß die Deutschen im 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts sich nicht mit ihnen messen konnten. Jene eben erwähnte Trennung aber besteht im Wesentlichen noch immer. Die Lalande's und Arago's, als Beobachter wie als populär-astronomische Schriftsteller hoch berühmt, überlassen die analytischen Aufgaben den Laplace's und Poisson's, deren keiner als Beobachter bekannt ist. Eine solche Scheidung der Theorie und Praxis hat sicher auch ihre gute Seite, nur glauben wir, daß dennoch die Vortheile von den Nachtheilen überwogen werden und müssen wünschen, daß sie in Zukunft mindestens weniger schroff hervortreten möge. Differenzen, wie sie sich vor einigen Jahren zwischen Arago und Pontécoulant erhoben, würden dann nicht leicht wieder vorkommen.

Damoiseau, rühmlichst bekannt durch seine Mondtafeln, hat uns in diesem Zeitraume mit mehreren wichtigen Arbeiten beschenkt, unter denen wir seine Untersuchungen über die periodischen Kometen so wie seine neuesten Forschungen über die Berechnung der Störungen, welche Juno und Ceres von den größeren Planeten erleiden, besonders hervorheben.

Die große und schöne Aufgabe, welche Laplace als mécanique céleste bezeichnete, hat in Poisson einen seines Vorgängers würdigen Bearbeiter gefunden; wir verdanken ihm die Aufhellung und Berichtigung manches Dunkeln und Zweifelhaften, so wie die Fortentwickelung und Durchführung manches unerledigt gebliebenen Punktes in jenem Werke. An allgemeiner Berühmtheit steht er Laplace vielleicht nur um deßwillen nach, weil ihm nicht, wie jenem

Analysten, die Gabe der populären Darstellung in so ausgezeichnetem Grade zu Gebote steht. Auf Einen, der die mécanique céleste gründlich versteht, kann man dreist Tausend rechnen, die desselben Verfassers Exposition du système du monde gelesen und verstanden haben.

Le Verrier hat sich an ein Problem der Zukunft gewagt und den kühnen Versuch unternommen, es mit den Mitteln der Gegenwart aufzulösen. Die sogenannten seculären Störungen, die in unermeßlich langen Perioden die Bahnelemente ändern, involviren bekanntlich eine Lebensfrage für unsere wie für die andern Planeten, denn so paradox es klingen mag, daß ihr Fortbestehen oder ihre einstige Vernichtung von einer Reihenentwickelung gewisser analytischer Formeln abhängen solle, so ist es dennoch nichts desto weniger wahr, daß für uns die Sache nur auf diesem Wege zur Entscheidung kommen könne. Aber auch die Vorzeit ist in gleichem Maße dabey betheiligt. Die Art und Weise, ja vielleicht selbst der Zeitpunkt der Entstehung unsers Planetensystems kann, wenn überhaupt jemals, nur dadurch gefunden werden, daß man die erwähnten Veränderungen rückwärts verfolgt. Den früheren Analysten und namentlich Laplace war diese Ansicht keineswegs fremd, aber sie sprachen sich dahin aus, daß es noch nicht an der Zeit sey, die Entwickelung vollständig durchzuführen und zwar, weil die Massen der sich gegenwärtig störenden Planeten noch nicht mit hinreichender Sicherheit bekannt seyen. Nun ist allerdings die Jupitersmasse, die wichtigste von allen, während sie zu Laplace's Zeit noch um ihren achtzigsten Theil fehlerhaft war, jetzt kaum mehr um $\frac{1}{1000}$ zweifelhaft, und auch für die übrigen Planeten haben wir jetzt besser verbürgte Werthe. Aber noch immer fehlen sie uns gar sehr für unsre nächsten Nachbarn im Sonnensystem; erst vor 7 Jahren ist Mercur auf die Hälfte herabgesetzt worden. Wichtiger aber noch sind Venus und Mars, und wären diese beyde Planeten gleich der Erde von einem Trabanten begleitet, so wäre Le Verriers Arbeit eines unvergleichbar höhern Grades der Zuverläßigkeit fähig gewesen. Doch verkennen wir deßhalb nicht den hohen Werth des wirklich Geleisteten und freuen uns, daß ein so würdiger Anfang in unsern Tagen gemacht worden ist. Der Erfolg ist für die obern Planeten, Jupiter, Saturn und Uranus ein sehr befriedigender gewesen; mindestens auf eine Million Jahre hinaus kann die Stabilität ihrer Elemente innerhalb sehr mäßiger Gränzen verbürgt werden. Eine gleich hohe Sicherheit für die untern Planeten war dagegen aus den oben bemerkten Gründen nicht erreichbar. Für einen Zeitraum von 100,000 Jahren hat Le Verrier die Veränderungen der Excentricität für unsre Erde und einige andre Planeten graphisch dargestellt.

Pontécoulant, der Verfasser der Théorie analytique du système du monde, hat seine gehaltreichen Untersuchungen in der ihm eigenthümlichen Weise fortgesetzt. Der Beobachtung so wenig als irgend möglich zu verdanken, dagegen Alles aus rein theoretischen Entwickelungen hervorgehen zu lassen, dieß ist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Kein Wunder deßhalb, daß er die Arbeiten deutscher Astronomen auf diesem Felde, da sie stets von einem mehr praktischen Gesichtspunkte ausgehen, theils unterschätzt, theils offen anfeindet. Doch gedenken wir lieber seiner Verdienste. Seine Untersuchung über die Wiederkehr des Halley'schen Kometen ist ein Meisterwerk, und er hat den Tag der Rückkehr zum Perihel genauer als irgend ein andrer Berechner getroffen, genauer selbst als Rosenberger, der in Beziehung auf die übrigen Bahnelemente die Palme errang. Auch hat er nach erfolgter Wiedererscheinung diese Arbeiten keineswegs ruhen lassen. Dagegen beschäftigte ihn vorzugsweise die Mondstheorie und die Untersuchung derjenigen Ungleichheiten, welche sehr lange Perioden haben und bis dahin unbeachtet geblieben waren, wozu außer dem Monde noch Erde und Venus ein Beyspiel geben.

Der sichere praktische Takt, der dem brittischen Volke in allen Beziehungen zugestanden werden muß, hat sich auch von jeher in seinen astronomischen Leistungen ausgesprochen. Kein einziges der gebildeten Völker unsrer Zeit hat so früh und so richtig erkannt, was der Himmelskunde Noth thue, als die Britten. Aus dem Anblick ihrer Sternwarten wie aus dem Studium ihrer Werke gewinnen wir diese Ueberzeugung. Auch haben glänzende Erfolge diese Bestrebungen nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern

schon in den beyden vorhergehenden gekrönt. Wie in Holland das materielle, so ward in Brittanien das geistige Fernrohr entdeckt, das tiefer noch als jenes in die Geheimnisse des Universums eindringt. Aber England hat nicht, wie leider Holland, sich selbstgenügsam an seinem alten Ruhme gelabt, es hat das volle Maß der Verpflichtung gefühlt, solcher Vorgänger sich würdig zu zeigen. Es muß ferner anerkannt werden, daß in diesem Lande mehr als in irgend einem andern die reichen Mittel, welche von Seiten des Staates der Wissenschaft geboten sind, durch wo möglich noch reichere unterstützt werden, welche Privaten aus freyer und uneigennütziger Liebe zur Wissenschaft darbringen. So hat es keinen Nachtheil gebracht, daß auf den k. Sternwarten vielleicht zu ausschließlich nur Meridianbeobachtungen gemacht wurden, denn die übrigen von diesen unabhängigen Institute ersetzten reichlich den Ausfall. Wo die Nation selbst eine so lebendige und unmittelbare Theilnahme an den Bestrebungen der Gelehrten nimmt, können bedeutende Erfolge nicht ausbleiben. Nur in England sehen wir eine astronomische Gesellschaft in Thätigkeit und fortwährender Wirksamkeit, während auf dem Continent höchstens nur zeitweilige Vereinigungen ausschließlich zu einem speciellen Zweck sich gebildet, und meistens auch nur wenig zu Tage gefördert haben.

Auch in den letzten fünfzehn Jahren sind in England und seinen Dependenzien zahlreiche und wichtige Arbeiten ans Licht getreten, die indeß weniger allgemeine theoretische Untersuchungen betreffen. Lubbock trat im Anfange dieses Zeitraums mit mehreren die Planeten- und Kometentheorie betreffenden Abhandlungen auf. Airy gab Berichtigungen und Zusätze zur mécanique céleste bey Gelegenheit seiner später zu erwähnenden Untersuchungen über die Jupitersmasse, und untersuchte aufs neue die Schiefe der Ekliptik. Wallace gab zwey neue durch Einfachheit und rasche Näherung sich auszeichnende rein trigonometrische Lösungen des Kepler'schen Problems.

Den vorstehend erwähnten, die allgemeinen theoretischen Grundlagen betreffenden Arbeiten schließen sich zunächst diejenigen an, welche die genauere Bestimmung der Planeten-, Kometen- und Mondbahnen, so wie der Massen dieser Körper zum Zwecke

haben. Wir werden hier die ethnographische Classification nicht weiter festhalten, um das, was die einzelnen Hauptkörper betrifft, ungetrennt überschauen zu können.

Die Elemente der Sonnenbahn haben seit Bessels scharfer Bestimmung und darauf gegründeten Verbesserung der Carlinischen Tafeln eine weitere Bearbeitung nicht erfahren; fortwährend aber wird in Königsberg und an andern Orten die Culmination der Sonne beobachtet und mit den Tafeln verglichen. Nur die Entfernung der Sonne hat eine kleine Modification dadurch erlitten, daß es Littrow gelang, die Hell'schen Originalbeobachtungen wieder aufzufinden. Dadurch ist eine genauere Kritik dieser viel bestrittenen Beobachtungen möglich geworden und Enke hat die berichtigten Wardhuuser Data benutzt, um seine Berechnung der Sonnenparallaxe der Wahrheit näher zu führen. So ist jetzt 8″57116 an die Stelle von 8″57760 getreten.

Den Zeitpunkt, wo eine Wiederholung der 1761 und 1769 zu diesem Behuf angestellten Beobachtungen möglich seyn wird, dürfen die wenigsten der jetzt wirkenden Astronomen zu erleben hoffen, und wir wissen überdieß, daß die Durchgänge von 1874 und 1882 nicht zu den vortheilhaften für die Bestimmung der Sonnenparallaxe gezählt werden können. Aus diesem Gesichtspunkte muß der Vorschlag Hendersons betrachtet werden, der die alte Methode der Marsdistanzen wieder anwenden will und mit dieser Anwendung bereits begonnen hat. Eine einzelne Marsopposition ist allerdings von geringerem Gewicht als ein Venusdurchgang, aber die ungleich größere Häufigkeit derselben dürfte doch bey consequenter Anwendung dieser Methode eine nicht zu verwerfende Controlle für das aus den Venusdurchgängen gefolgerte Resultat geben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.
Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Merkur ist zwar in den beyden Durchgängen 1832 und 1845, namentlich dem ersten für Europa günstigen, an vielen Orten sorgfältig beobachtet worden, eine Anwendung für Verbesserung der Lindenau'schen Tafeln ist jedoch noch nicht von ihnen gemacht. Dagegen ist die Merkursmasse nicht sowohl verbessert als zum erstenmale bestimmt worden; denn die frühere conventionell gewordene Zahl für sie beberuhte auf einer ziemlich vagen Analogie. Sie ist nunmehr $\frac{1}{4803731}$ und wir verdanken dieß Resultat den Rechnungen Enke's und seiner Mitarbeiter, welche die Störungen berechneten, die der Enke'sche Komet 1835 in seiner Merkursnähe erfahren hat. Mit der Erde verglichen ist diese Masse $\frac{1}{13,7}$.

Venus ist ist mehrfacher Beziehung, auch in speciell physischer (wovon nachher) ein Gegenstand astronomischer Untersuchungen gewesen. Glaisher und Main haben aus den in Cambridge und Greenwich 1833 — 1836 angestellten Beobachtungen die Bahn verbessert und wir stellen die frühere, welche Lindenau's Tafeln zum Grunde liegt, mit der neuen zusammen, um eine Vorstellung von dem Betrage der Verbesserungen zu geben, welcher die Bahnen der ältern Planeten jetzt noch bedürftig sind. Die Bestimmungen beziehen sich auf das Aequinoctium von 1836:

	Frühere Elemente	Jetzige Elemente
Halbe große Axe der Venus	0,7233317	0,7233240
Excentricität	0,00682265	0,00684568
Epoche der mittlern Länge	332°1′33,″10	332°1′35,″23
Ort der Sonnennähe	309 11 18	309 15 3
Neigung der Bahn	3 23 31,11	3 23 34,34
Aufsteigender Knoten	75 12 25,00	75 12 3,60

Da über den vermeintlichen Venusmond nun schon seit einem Jahrhundert alles still ist, so wird er den Astronomen wohl schwerlich mehr Sorge machen. — Die Masse der Venus ist der fortgesetzte Gegenstand scharfer Untersuchungen; noch immer aber schwankt sie beträchtlich.

Daß unsre Erde auch in astronomischer Beziehung, und ganz abgesehen von den geographischen

Längen- und Breitenbestimmungen, nicht leer ausgehen werde, durfte man erwarten. Ihre Bahn ist mit dem, was wir oben als Sonnenbahn bezeichneten, identisch; ihre Masse hat eine schärfere Bestimmung durch Bessel's Pendelversuche erhalten, so wie ihre Dichtigkeit durch Baily. Wir werden später auf sie zurückkommen.

Der Lauf des Erdmondes war seit den ältesten Zeiten ein Hauptproblem der Himmelskunde, er ist dieß noch heut und wird es noch lange Jahrhunderte hindurch bleiben. Dreyßigtausend Umläufe hat unser Trabant seit den ältesten auf uns gekommenen Beobachtungen vollführt, doch eine noch längere Reihe wird ablaufen müssen, bevor wir alle auch selbst die minutiösesten Bestimmungsstücke dieser Bahn numerisch kennen werden. Kaum dürfte in irgend einem Zeitalter ein namhafter Astronom gefunden werden, der nicht den Mond in dieser oder jener Beziehung zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hätte. Der eigentlichen Mondstheorie, da sie vielfach in andre Fragen eingreift und so eine allgemeinere Bedeutung gewinnt, haben wir bereits oben gedacht. Sehr umfassende Arbeiten, deren einzelne Aufzählung uns hier zu weit führen würde, betreffen die durch den Mond veranlaßten Himmelsbegebenheiten: Sonnen- und Mondfinsternisse, Stern- und Planetenbedeckungen. — Es genüge hier eine allgemeine Bemerkung. Die Alten beobachteten diese Momente, um die Theorie des Mond- und Sonnenlaufes dadurch schärfer zu begründen. In der neuern Astronomie trat diese Art der Benutzung bald in den Hintergrund; man beobachtete die erwähnten Himmelsbegebenheiten vorherrschend zu geographischen Zwecken und namentlich Längenbestimmungen, wozu sich indeß die Mondfinsternisse bald genug als untauglich zeigten und häufig ganz unbeobachtet blieben. Gegenwärtig steht theilweise wenigstens ein neuer Umschwung in Aussicht. Die zuerst an den Nord- und Ostseeküsten erprobte und bewährt gefundene chronometrische Methode der Längenbestimmungen liefert schon jetzt genauere Resultate als die Sternbedeckungen, und ihr Erfolg, wenig durch Witterungs-Störungen beeinträchtigt, ist weit sicherer verbürgt. In der That ist es ein unangenehmes Gefühl für den beobachtenden Astronomen, daß von drey Beobachtungen, zu denen er sich durch Rechnung vorbereitet, nur etwa eine gelingt, und von fünf wirklich angestellten kaum eine zur Anwendung kommt. Eine zweckmäßig angeordnete Chronometer-Expedition wird dagegen nie gänzlich fehlschlagen. Noch weit entschiedener wird das Uebergewicht der letztern hervortreten, wenn erst Eisenbahnen den europäischen Continent und die für höhere Cultur gewonnenen Theile der übrigen bedecken. Dann werden Sternbedeckungen und Sonnenfinsternisse nur noch für solche Orte in Anwendung kommen, welche oceanisch oder sonst durch sehr große Fernen von einander getrennt sind und wozu verhältnißmäßig nur wenige dieser Bedeckungen sich eignen.

Wir sind indeß nicht gemeint, diese Phänomene als einen der künftigen Himmelsforschung nicht weiter würdigen Gegenstand aus der Reihe der zu beobachtenden Objecte zu streichen, glauben vielmehr, daß sie der Astronomie einen Dienst leisten können, der seiner Wichtigkeit ungeachtet bis jetzt noch wenig in Frage gekommen ist. Jede vollständig beobachtete Bedeckung oder Sonnenfinsterniß giebt uns eine Bestimmung des Durchmessers dieser Körper und ist überdieß in mehrfacher Beziehung geeignet, uns Aufschlüsse über ihre physische Natur, ihre etwanigen atmosphärischen oder photosphärischen Umhüllungen u. dgl. zu geben; und es steht zu hoffen, daß man auch die mit Unrecht zurückgesetzten Mondfinsternisse wieder mehr beachten wird. Dazu ist freylich erforderlich, daß man nicht die Zeitmomente allein, sondern auch besonders das Specifische des Vorganges selbst beobachte. Bereits hat die große totale Sonnenfinsterniß an allen den Orten, wo man nicht, wie früher fast allgemein geschehen, der möglichst scharfen Bestimmung des Moments alles Andre aufopferte, vielmehr sein Hauptaugenmerk auf das richtete, was während der Finsterniß vorging, zu sehr unerwarteten Thatsachen und Aufschlüssen geführt. Soll in der That ein so höchst seltenes Phänomen, wie es eine große Sonnenfinsterniß für einen einzelnen Ort ist, nur zu Längenbestimmungen benutzt werden, wozu anderweitig eine hundertfach häufigere Gelegenheit geboten ist, und das nach dem Urtheile competenter Berechner an Genauigkeit sogar den Sternbedeckungen nachsteht? Es ist hier der Ort nicht, den

Gegenstand weiter auszuführen, und ich empfehle ihn den astronomischen Congressen zur Berücksichtigung.

Die Mondparallaxe hat gleichfalls durch Henderson eine neue, wiewohl numerisch sehr unbedeutende Correction erhalten und dürfte jetzt mindestens auf ihren 4000sten Theil (also die mittlere Entfernung des Mondes bis auf 13 Meilen) genau seyn.

Mars ist in Beziehung auf seine Bahn und seine Masse unter allen Planeten in dieser Zeit am wenigsten bedacht, obwohl eben so anhaltend und sorgfältig als die übrigen beobachtet worden. Er ist den südlich gelegenen Sternwarten insbesondere zu empfehlen, da er gerade in den wichtigsten Oppositionen für Nordeuropa kaum noch beobachtet werden kann.

Die kleinen Planeten, deren Geschichte mit dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts beginnt, sind ein Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen gewesen. Die letzte Verbesserung der Cereselemente verdanken wir dem um rechnende Astronomie vielfach verdienten, zu früh verstorbenen Heiligenstein. Die Juno hat Nicolai in Mannheim auf umfassende Weise untersucht und ihre Bahn verbessert. Pallas bildete geraume Zeit hindurch einen Gegenstand der Untersuchung für die Berliner Astronomen, namentlich Encke und Galle; Vesta endlich ist neuerdings von Galle und Wolfers in einer Weise bearbeitet worden, die zu bedeutenden Erwartungen berechtigt. Dauffy hatte bereits früher den Versuch gemacht, einen Theil der Störungen, welche die kleinen Planeten erleiden, in Reihen zu entwickeln und sie auf feste Perioden zu bringen; die genannten Astronomen haben ihn weit umfassender durchgeführt und geben uns die Vestastörungen in derselben Form, wie wir sie für die ältern Planeten besitzen.

Bey diesen Arbeiten waren es nicht allein die Elemente des betreffenden Planeten, auf welche das Augenmerk gerichtet war; auch die Jupitersmasse kam dabey in Betracht. Dieser zweyte Hauptkörper des Sonnensystems übt in der Region der Planetoiden noch eine bedeutende Herrschaft aus und so konnten die Störungen ein Mittel werden, seine Masse schärfer zu bestimmen. Daß Laplace genöthigt war, sich mit einer so fehlerhaften Jupitersmasse zu begnügen, war für seine Forschungen von erheblichem Nachtheil. Allerdings konnte man voraussehen — und der Erfolg hat es in den letzten Jahren bestätigt, daß ein genauer Mikrometer- oder Heliometerapparat Entfernungen der Jupiterstrabanten werde liefern können, aus denen mit Hülfe einer vollständigen Trabantentheorie diese Masse mit noch größerer Genauigkeit folgen müsse. Aber abgesehen davon, daß man auf eine solche Bestimmung nicht wohl warten konnte, hatte es auch ein Interesse zu untersuchen, ob auch für ganz verschiedene Körper die Anziehung der Masse proportional sey. Die jetzt bejahend entschiedene Frage gestattet nunmehr, die genau erforschte Jupitersmasse als bekannte Größe in diese Untersuchungen aufzunehmen.

Ganz unerwartet hat in dieser Region das Planetensystem eine Bereicherung erhalten durch den glücklichen Fund Hencke's in Driesen. Asträa, scheinbar der kleinste der Hauptplaneten und der sechste in der von der Sonne aus gezählten Ordnung, setzt seit dem 8. Dezember die Sternwarten in Thätigkeit, und die von Berlin aus nur wenige Wochen nach der Entdeckung veröffentlichten Elemente bewähren sich bis jetzt (Ende Februar 1846) auf eine kaum gehoffte Weise. Seit Olbers nach der Entdeckung der Vesta zehn Jahre lang diese Gegend durchforscht und keinen Insassen weiter gefunden hatte, war die Mehrzahl der Astronomen der Meinung, es sey hier nichts mehr zu finden; auch hatte man einen so lichtschwachen Körper nicht vermuthet.

Jupiter ist, wie bereits erwähnt, hauptsächlich rücksichtlich seiner Masse untersucht worden, und nächstdem bildeten seine und des Saturns gegenseitige Störungen, namentlich die sogenannte große Gleichung, ein fortgesetztes Thema. — Airy war es, der zuerst die Methode, die Masse Jupiters aus den Elongationen seiner Trabanten zu bestimmen, wieder aufnahm. Dabey untersuchte er die von Laplace gegebene Theorie dieser Trabanten, fand mehrere Fehler darin und führte sie weiter aus. Seine mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Untersuchungen gaben ihm $\frac{1}{1048}$ als Verhältniß der Jupitersmasse zur Sonnenmasse. Santini verfolgte

die gleiche Methode und fand $\frac{1}{1050}$. Bessel verfolgte diesen Gegenstand ebenfalls. Er beschränkte sich nicht wie die beyden genannten Astronomen auf die Elongationen des vierten Trabanten, sondern er beobachtete sie sämmtlich und lieferte uns bey dieser Gelegenheit eine weit vollständigere Theorie ihres Laufes, als wir bis dahin besessen hatten. Sein Resultat ist $\frac{1}{1046,7}$ und es muß als das genaueste von allen angesehen werden. Uebrigens spricht die so nahe Uebereinstimmung aller drey Beobachter für die angewandte Sorgfalt und für die Zuverläßigkeit des Endresultats.

Wiewohl die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten noch immer in den Ephemeriden genau beobachtet wurden, so ist doch ihre Beobachtung, wenigstens von den Astronomen des Festlandes, fast aufgegeben. In ihrer Anwendung zu Längenbestimmungen sind sie von den Sternbedeckungen in gleicher Weise und aus gleichem Grunde verdrängt worden, wie diese von den chronometrischen Expeditionen verdrängt zu werden im Begriff stehen. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß man ihnen in andrer Beziehung wieder mehr Aufmerksamkeit zuwenden möge. Bey ihrer jetzt so scharfen Theorie wird es möglich seyn, durch ihre Verfinsterungen die Aberrationsconstante mit größerer Genauigkeit zu finden, als sie früher gewähren konnten und die Vergleichung mit der durch die Fixsterne bestimmten Constante wird vielleicht ein Mittel gewähren, zwischen der Undulations- und Emissionstheorie zu entscheiden.

Nicht minder verdienen die Schatten, welche die Trabanten auf Jupiter werfen, so wie die Verdeckungen derselben durch Jupiters Scheibe eine größere Aufmerksamkeit. Durch letztere kann es sich ausweisen, ob die Phase des Hauptplaneten ein für unsre directe Beobachtung noch wahrnehmbarer Gegenstand ist oder nicht.

Saturn bietet den beobachtenden wie den rechnenden Astronomen ein reiches Feld und die in den letzten fünfzehn Jahren auf ihm gewonnenen Ernten gewähren ein höchst erfreuliches Resultat. Sein Ringsystem, über welches wir von Beima (de annulo Saturni) eine sehr ausführliche und gründliche Monographie erhalten haben, ist von Bessel aufs Neue untersucht worden. Er findet, daß die verschiedenen Ringe nicht in ganz gleicher Ebene liegen können und daß wahrscheinlich jeder einzelne Ring noch seine besondern Verbiegungen hat. Die schon früher behauptete Excentricität des Ringes (so nämlich, daß das Centrum der Kugel nicht mit dem Centrum des Ringes zusammenfällt) scheint sich gleichfalls zu bestätigen, wenigstens gewährt diese Excentricität die ungezwungenste Erklärung vieler Erscheinungen, die bey der letzten Verschwindung des Ringes wahrgenommen worden sind.

Ueber die Erscheinungen, welche Saturn seinem Ringsystem und umgekehrt gewährt, insbesondere auch über die gegenseitigen Beleuchtungs- und Verfinsterungs-Verhältnisse, gab der Verfasser dieses Ueberblicks eine Abhandlung, und eben so machte er in Gemeinschaft mit W. Beer den Versuch, die Herschel'schen Beobachtungen der beyden innersten Satelliten von neuem zu reduciren und die Bahnen abzuleiten. Durch die Wiederentdeckung dieser beyden Satelliten von de Vico in Rom und Lamont in München sind die Umlaufszeiten, die der Verf. gegeben, noch etwas schärfer bestimmt worden. Lamont hat auch für den dritten Sattelliten durch Verbindung seiner eignen Beobachtungen mit denen Herschel's eine verbesserte Bahn gegeben. Die gründlichste und umfassendste Arbeit aber besitzen wir von Bessel über den sechsten (ältesten) Trabanten, den er vier Jahre hindurch an seinem großen Heliometer mit den Rändern Saturns verglich und aus diesen Distanzen seine Elemente, außerdem aber noch die Masse Saturns ($\frac{1}{3500}$) und die seines Ringes ($\frac{1}{118}$ der Saturnsmasse) ableitete. Wir kennen die Bahn dieses Trabanten, trotz seiner 4000mal größeren Entfernung, jetzt fast so genau als die unsres eignen. Für den vierten, fünften und siebenten ist in diesem Zeitraume nichts geschehen, ungeachtet sie sämmtlich einer Verbesserung ihrer Bahnen dringend bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.
Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Uranus ist zwar nicht leer ausgegangen, doch wird hier die Zukunft noch das Meiste thun müssen. Die Berichtigung seiner Bahn ist eine — noch ungelöste — Preisaufgabe der Göttinger Universität geworden. Bey dieser zu hoffenden Untersuchung muß es sich zeigen, ob wirklich der nun durch 150 Jahre zu verfolgende Lauf des Uranus Ungleichheiten zeige, die sich durch die Wirkung der bekannten Planetenmassen (hier ausschließlich Saturn und Jupiter) nicht erklären, und die man also genöthigt ist, einem dreyzehnten Planeten zuzuschreiben.

Zwey Uranusmonde sind von Herschel, dem Sohne, wieder aufgefunden, beobachtet und ihre Bahn schärfer bestimmt worden, als dieß von seinem Vater geschehen war. Eben dieselben hat auch Lamont gesehen, ihre Elongation gemessen und dadurch die Masse des Uranus, die man früher $\frac{1}{17800}$ annahm, auf $\frac{1}{24000}$ herabgesetzt.

Ueberblicken wir nun noch diejenigen Beobachtungen, welche sich auf die eigenthümliche Naturbeschaffenheit, Gestalt und Größe der einzelnen Himmelskörper beziehen, so müssen wir, was zunächst die Sonne betrifft, Schwabe in Dessau als den beharrlichsten Beobachter der Sonnenflecken betrachten. Aus seinen nunmehr zwanzigjährigen Observationen (täglich, so oft die Sonne sich blicken läßt) geht unverkennbar eine Periode der größern und geringern Häufigkeit und Intensität der Sonnenflecken hervor. Sie scheint 10 Jahre zu umfassen. Zur Zeit des Minimums ist die Sonne so gut als ganz fleckenfrey; im Maximum ist sie nie ohne Flecken. Die vollständige Veröffentlichung dieser Beobachtungen, wenn sie je ermöglicht werden kann, wäre eine sehr wichtige Bereicherung der Wissenschaft. Außerdem haben Davis, Petersen und Andere Sonnenflecken beobachtet und gezeichnet; letzterer auch einen Versuch gemacht, die Rotationselemente der Sonne aus ihnen abzuleiten. Ueber die Photosphäre der Sonne und die Art, wie diese Flecke sich in ihr bilden, sind wir noch immer auf des alten Herschel Erklärungen verwiesen. Schwabe's Beobachtungen entsprechen ihnen zwar im Allgemeinen; doch kommen Abweichungen vor, die schwer damit zu vereinigen sind. Eine erweiterte Photosphäre der Sonne geht aus den Beobachtungen Bessel's bey der nahe ringförmigen Finsterniß vom 15. Mai 1836 und mit noch größerer Evidenz aus den Beobachtungen der totalen vom 8. Juli 1842 hervor. Der merkwürdige Ring, der bereits bey früheren Gelegen-

heiten um die total verfinsterte Sonne herum wahrgenommen worden, ist silberweiß und hellglänzend. Ueber eine etwaige Abweichung des Sonnenkörpers von der Kugelform ist nichts Sicheres bekannt geworden.

Merkur ist bey dem Durchgange vom 5. Mai 1832 von mehreren Astronomen, am genauesten von Bessel, gemessen und 670 geographische Meilen im Durchmesser gefunden worden. Es ergab sich keine Abweichung von der Kugelgestalt. Die im November 1845 bey dem nur zum Theil in Europa sichtbaren Durchgange von dem Verf. gemachten Bemerkungen geben nahezu das Besselsche Resultat.

Ueber Venus ist eine seit länger als 150 Jahren schwebende Streitfrage in dieser Periode zur Entscheidung gekommen — ihre Rotationsperiode. Mit Cassini und allen andern Beobachtern, Bianchini ausgenommen, übereinstimmend, finden de Vico und seine Gehülfen in Rom die Rotation $23^h\,21'\,21,''93$, also fast dieselbe wie bey Merkur, Erde und Mars. Eine Andeutung gebirgiger Ungleichheiten, nur freylich nicht 3 — 5 Meilen hoher, wie Schröter folgerte, ergaben die Beobachtungen des Verf. in Berlin und Dorpat. Sie zeigten zugleich, daß Venus Erleuchtung stets etwas geringer war als die aus der Stellung gegen Sonne und Erde geführte Rechnung ergab, was auf eine Atmosphäre eben sowohl als auf Gebirgsschatten bezogen werden kann. Auch der Durchmesser der Venus ward bey dieser Gelegenheit gemessen und 1715 geogr. Meilen (fast ganz wie der der Erde) gefunden.

Die Form und Größe der Erde bestimmte Bessel aus dem Ergebniß derjenigen zehn Gradmessungen, welche den Forderungen der heutigen Wissenschaft genügend entsprachen; ihre mittlere Dichtigkeit, wofür Cavendish 5,49, Reich in Freiberg im Jahre 1836 . . 5,44 gefunden hatte, ist von Baily durch eine überaus große Anzahl der sorgfältigsten und mit den mannigfaltigsten Abänderungen vorgenommenen Versuche zu 5,67 bestimmt worden (im 14. Bde. der Verhandlungen der Londoner astronomischen Gesellschaft).

Die Kraft, womit die Erde Körper anzieht, bestimmte Bessel sehr genau und untersuchte gleichzeitig, ob nicht-irdische Körper (wie höchst wahrscheinlich die Meteorsteine sind), wenn man sie als Pendel schwingen läßt, das gleiche Verhalten wie irdische in Rücksicht der Schwerkraft zeigen; eine Frage, welche die Versuche aufs entschiedenste bejaheten.

Den Mond der Erde hat der Verf. auf der Privatsternwarte des Hrn. W. Beer in Berlin und in Gemeinschaft mit demselben gezeichnet und ein für mittlere Libration bestimmtes Mondbild 1836 herausgegeben, dem bald darauf eine ausführliche Mondbeschreibung folgte. Beyde, Karte und Buch, sind auch im Auszuge erschienen. Lohrmanns 1822 begonnene Arbeit war nicht beendet worden. In Hannover hat eine kunstfertige und in der Astronomie wohl bewanderte Dame, W. Witte, Mondkugeln en Relief zu Stande gebracht. Der Verf. hat ferner die Größe des Erdschattens bey Mondfinsternissen bestimmt und Formeln für die Vorausberechnung des Ein- und Austritts einzelner Mondflecken bey Finsternissen gegeben. In England hat Nasmyth gleichfalls eine plastische Darstellung einer Mondgegend (Maurolycus) der astr. Gesellschaft vorgezeigt. — Hansen gab Formeln, um den selenographischen Ort auf der Mondkugel zu bestimmen, wo der Ein- oder Austritt eines Gestirnes erfolgt. Bessel maß den Durchmesser des Mondes während zweyer Finsternisse, ohne irgend eine Abweichung von der Kugelgestalt (außer den durch die physischen Unebenheiten veranlaßten) zu finden. Derselbe gab Formeln, um aus heliometrischen Messungen des Abstandes eines Mondflecks von verschiedenen Punkten des Mondrandes die physische Libration zu berechnen. — Kreyl folgerte aus seinen magnetischen Beobachtungen eine derartige Wirkung des Mondes auf die Nadel, so daß diese etwas (7 Sekunden) nach derjenigen Seite hin abweiche, wo der Mond nicht steht, und dieser wie ein magnetischer Nordpol sich verhalte. Die Bestätigung muß von der Zukunft erwartet werden.

Für Mars ist die Rotationsperiode, für welche Herschel 1. $24^h\,39'\,22''$ gefunden hatte, durch die Beobachtungen des Verf. um 2′ verkürzt wor-

den, und gleichzeitig sind die Flecke des Mars, namentlich aber die merkwürdigen glänzend weißen an den Polen, genauer untersucht und ihre mit den Jahreszeiten des Planeten zusammenhängenden Veränderungen beobachtet worden.

Die kleinern Planeten bieten uns zu wenig Gelegenheit, sie in physischer Beziehung kennen zu lernen. Lamonts Bestimmung des Pallasdurchmessers umfaßt Alles, was wir über die Größen dieser Körper mit einiger Bestimmtheit wissen; denn über die gänzliche Werthlosigkeit der früheren Angaben (die sich übrigens wohl noch lange durch die Kalender und selbst gewisse Lehrbücher hindurchziehen werden) sind wohl alle beobachtenden Astronomen einverstanden, und die alten Nebelhüllen der Ceres und Pallas gehören in dieselbe Kategorie.

Jupiters Rotationsperiode haben Airy, Bessel und der Verf. aufs Neue untersucht, als sich im Nov. 1834 zwey gut markirte Flecke in einem der beyden Hauptstreifen zeigten. Die Rotation fand sich, nach allen drey Beobachtern, kleiner als die von Cassini und Schröter bestimmte, von letzterer jedoch nur um einige Sekunden verschieden (9^h 55′ 26,″ 56 nach dem Verf.). Die Abplattung ist von Hussey gemessen worden; sein Resultat ($\frac{1}{24}$) verdient aber wenig Vertrauen, da die Anzahl der Bestimmungen zu gering ist.

Saturn ist dagegen von Bessel bey Gelegenheit der letzten Verschwindung des Ringes sorgfältig und genau bestimmt worden und hat eine rein elliptische Gestalt gezeigt; die früher von Herschel 1. wahrgenommenen besondern Ungleichheiten, die er als eine Doppelabplattung darstellte, müssen daher ihren Grund in Unvollkommenheiten des Sehens oder Messens gehabt haben. Außer dem genannten Astronomen haben noch Struve, Encke und Lamont die Dimensionen des Planeten und der Ringe bestimmt, Kater und Encke dessen Triplicität erkannt (in Rom hat man noch mehrere Theilungen des äußern Ringes wahrgenommen). Für eine genauere Kenntniß dieses merkwürdigsten aller Partialsysteme werden die großen Fernröhre und Teleskope der Neuzeit noch sehr Vieles leisten können.

Ueber den entferntesten der bekannten Planeten ist hier wenig zu sagen. Seinen Durchmesser und seine Abplattung hat der Verf. zu bestimmen unternommen; eine Arbeit, die noch eine Reihe von Jahren wird fortgesetzt werden müssen, da wir bey unsrer Unkenntniß über die Lage der Rotationsaxe nicht wissen können, welchen der elliptischen Durchschnitte des Planeten wir vor Augen haben. Nur eine (der großen Umlaufszeit wegen) lange Jahre hindurch fortgesetzte Bestimmung der Axen dieses Durchschnitts kann zu einem definitiven Resultat führen.

Große Anstrengungen der theoretischen wie der praktischen Astronomen sind den Kometen gewidmet worden. Von den periodischen Kometen kehrte der Halley'sche einmal, der Biela'sche dreymal (einmal unsichtbar), der Encke'sche fünfmal in dieser Periode zurück; außerdem erschien ein großer am hellen Tage sichtbarer (1843) und mehrere andre, fast ausschließlich teleskopische. Doch beschränkte sich die Thätigkeit der Berechner nicht auf diese allein; auch mehrere frühere wurden neu berechnet oder die frühere Berechnung verbessert. Die neuen Entdeckungen gingen fast alle von Berlin, Paris und Rom aus. Eine Aufzählung aller einzelnen Entdeckungen und Berechnungen würde uns hier zu weit führen oder nur als trockne Tabelle gegeben werden können; wir ziehen es vor, einige der wichtigeren herauszuheben.

Der Halley'sche Komet hat bey seiner dießmaligen Erscheinung das große Publikum wenig befriedigt, den Astronomen aber ist er desto wichtiger geworden. Die so nahe zutreffende Wiederkehr beweist die Sicherheit der zu Grunde liegenden Bestimmungen, die Geringfügigkeit derjenigen Einwirkungen, die uns etwa noch unbekannt sind, endlich die sehr nahe Richtigkeit der angewandten Formeln. Allein auch in speciell physischer Beziehung sollte dieser Komet wichtig werden. Eine eigenthümliche sehr unerwartete Erscheinung, die am genauesten von Bessel beobachtet worden, das Ausströmen von leuchtender (mindestens stark reflectirender) Materie aus dem Kerne des Kometen in einer dem Schweife entgegengesetzten, folglich zur Sonne gewendeten Richtung und in Fächerform, so daß es den Anschein

gewann, als bildeten diese beyden Lichtströme, um den Kern rechts und links herumbiegend und sich mehr und mehr verdünnernd, den Schweif des Kometen. Bessel hat diese Ausströmung als die Wirkung einer Repulsivkraft betrachtet und in dieser Hypothese die Dauer der Schweifbildung berechnet. Auch hat er in der Richtung dieser fächerartigen Flamme Veränderungen wahrgenommen, die ihn auf das Vorhandenseyn einer pendulirenden Bewegung führten, deren Periode $4\frac{2}{3}$ Tage ist. Außer Bessel haben auch Struve und Schwabe den Kometen in Zeichnungen dargestellt. Arago hat die Frage untersucht, ob der Komet mit eignem oder erborgtem Lichte leuchte, indem er das Licht desselben polarisirte, was mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. Es zeigte sich als ein erborgtes, also von der Sonne herrührendes. Bessel hat ferner den nahen Vorübergang des Kometenkernes vor einem Fixsterne beobachtet und findet, daß das Licht desselben weder eine Brechung, noch eine merkliche Verminderung beym Durchgange durch den dichtesten Theil des Kometennebels erfahren habe. Endlich ward dieser Komet, der vor dem Perihel einen ziemlich langen, von einigen sogar auf 20 Grad geschätzten Schweif zeigte, nachher fast schweiflos und überhaupt in ganz veränderter Gestalt wieder gesehen, was am ausführlichsten Boguslawsky beschrieben hat.

Sehr zu bedauern ist es, daß es noch immer an einer Monographie dieses Kometen durchaus fehlt. Eine Fluth von pseudo-astronomischen, populär seyn wollenden Schriften hat sich über ihn und andre Kometen ergossen, aber vergebens sieht man sich nach einer wissenschaftlichen Zusammenstellung der gewonnenen Thatsachen um. Vielleicht daß Rosenberger oder Lehmann, nach Vollendung ihrer (die letzte Erscheinung mit umfassenden) Rechnungen uns mit einer solchen beschenken.

Der Encke'sche Komet ist in allen fünf Erscheinungen, die seit 1830 Statt fanden, gesehen und sein Ort bestimmt worden, wiewohl dieß in einigen derselben sehr schwierig war. Dem Eifer und scharfen Blick Boguslawsky's und Galle's ist dieß Resultat hauptsächlich zu verdanken. Da nun auch Encke ihm unausgesetzt den größten Theil seiner Zeit widmet (in der letztern Zeit von Mitarbeitern unterstützt), so ist uns die Bahn dieses Kometen unvergleichbar genauer als die irgend eines andern bekannt und seine Wiederkehr trifft jetzt schon auf Theile der Stunde mit der Vorausberechnung überein. Es ist dieß um so wichtiger und folgenreicher, als der Encke'sche Komet noch immer der einzige Weltkörper ist, der uns vom Daseyn eines widerstehenden Mittels Kunde gegeben hat und auch wohl in Zukunft derjenige bleiben wird, durch den wir am vollständigsten über dieses früher ganz unbekannte Agens uns werden belehren können. Struve hat ihn auch in physischer Beziehung genau beobachtet und Zeichnungen über ihn geliefert.

Der Biela'sche Komet, der uns in neuester Zeit ein so unerwartetes Phänomen dargeboten, ward 1832 später entdeckt als man gehofft hatte, da die vorausberechnete Ephemeride vom Himmel bedeutend abwich. Die genauesten Beobachtungen lieferte Struve in Dorpat, und Baranowsky berechnete aus ihnen die für diese Erscheinung geltenden Elemente. Struve hatte zugleich Gelegenheit, den nahe centralen Vorübergang des Kometen vor einem Fixsterne zu beobachten. Das Resultat war mit dem, was Bessel beym Halley'schen Kometen gefunden, übereinstimmend. Beyde Astronomen haben kurz vor und nach der Conjunction genaue Messungen angestellt und sich so von dem bestimmten Nichtvorhandenseyn einer selbst sehr kleinen Strahlenbrechung überzeugt. Die Bestandtheile dieser Kometen sind also nicht gasförmig. Da es wichtig war entschieden auszumitteln, ob bey dem Biela'schen Kometen sich in ähnlicher Art wie beym Encke'schen die Wirkung eines widerstrebenden Mittels nachweisen lasse, so setzte die Berliner Akademie einen Preis auf eine consequent durchgeführte Untersuchung seiner Bahn aus allen Beobachtungen seit 1772. — Im Jahre 1839 war im Voraus keine Hoffnung ihn zu sehen, da die Erde ihm, von der Sonne aus gesehen, fast gerade gegenüberstand und beyde Körper sich so bewegten, daß diese Stellung sich fortwährend erhielt. Auch ist in der That nichts von einer Auffindung bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.
Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Schluß.)

Glücklicher war man im Herbst 1845, wo er besser als 13 Jahre vorher mit Santini's Vorausberechnung stimmte und auch im weitern Verlauf nur wenig abwich, bis im Januar 1846 die überaus merkwürdige Theilung des Kometen in zwey getrennte vor sich ging, von welcher Zeit an die Abweichung, wie es nicht anders erwartet werden konnte bedeutender ausfiel. Zum ersten und vielleicht einzigen Male wird durch diesen Vorgang es möglich werden, die Masse und Dichtigkeit eines Kometen zu bestimmen.

Zu den merkwürdigern Erscheinungen gehören ferner die des großen Kometen von 1843, der am 28. Februar in Italien, Nordamerika und an mehreren Orten am Mittage nahe bey der Sonne mit bloßem Auge gesehen worden ist. Seine Helligkeit war so bedeutend, daß es möglich gewesen ist, ihn in einem reflectirenden Instrument mit den Sonnenrändern in Berührung zu bringen und so seine Abstände zu messen. Bald darauf erschien er in den Abendstunden tief am Westhimmel, doch fast nur als gewaltiger Schweif, da der Kopf höchst unscheinbar war. Nicht lange darauf entzog er sich den Blicken. — Ein Kometenkopf, der zuerst einen sonnenähnlichen Glanz entfaltet und 14 Tage später in der Nacht selbst mit Fernröhren nur mühsam wahrgenommen werden kann, muß in der Zwischenzeit ungeheuere Veränderungen erlitten haben. Er wartet noch seines Berechners, denn alles, was wir bis jetzt über seine merkwürdige Bahn wissen, ist nur als vorläufiges Resultat anzusehen.

Von den drey Kometen, die Galle innerhalb drey Monaten entdeckte, hat der zweyte nach O. Struve's und Peters Berechnung eine hyperbolische Bahn gezeigt. Doch muß man wünschen, daß die Berechnung wiederholt und dabey nicht allein die Pulkowaer, sondern auch andre gute Beobachtungen, zu deren Erkennung die angeführte Arbeit trefflich dienen kann, ihrem respectiven Gewichte nach benutzt werden möchten.

Mehrere dieser neuern Kometen gaben eine elliptische Bahn, zum Theil von mäßiger, fast planetarischer Excentricität, wie besonders der von Faye entdeckte; und in einigen andern hat man früher erschienene wieder zu erkennen geglaubt. Die Zahl der rechtläufigen, nur mäßig geneigten, 5 — 10 Jahre Umlaufszeit ergebenden Kometenbahnen ist seit 80 Jahren nicht gering; auffallen aber muß es, daß mit Ausnahme der mehrfach wiedergekehrten Kometen Biela's und Encke's alle übrigen vergebens wieder erwartet wurden.

Bey einem derselben, dem von 1770, hatten bereits Lexell und Burckhardt die veranlassende Ursache in den Jupitersstörungen nachgewiesen, die bey der großen Nähe, in welcher der erwähnte Komet zweymal dem Jupiter vorüberging, seine Bahn gänzlich umformten. Es war indeß zu bedauern, daß bey diesen Rechnungen gerade die wichtigsten Beobachtungen (die während der Erdnähe angestellten) unbenutzt hatten bleiben müssen, da die Störungsformeln für eine solche Nähe (6 Mondhalbmesser) sich ungenügend erwiesen. Diesem Mangel hat Clausen abgeholfen, der durch geschickte analytische Combinationen den erwähnten Formeln eine so geschmeidige Form gab, daß ihrer Anwendung auch auf die Erdnähe nichts mehr im Wege stand. Seine Arbeit hat allgemein die verdiente Anerkennung gefunden, und verspricht bey weiterer Fortsetzung noch zu sehr wichtigen Resultaten zu führen. — Gruner gab 1842 eine neue Methode, Kometenbahnen zu berechnen: eine weitere Ausführung der Lagrange'schen. Ueber ihre praktische Brauchbarkeit wird man aber erst urtheilen können, wenn wirkliche Bahnen darnach berechnet sind, was weder von dem Urheber noch von andern Berechnern bis jetzt geschehen ist.

So viel nun auch in letzterer Zeit für Beobachtung und Berechnung der Kometen geleistet seyn mag, und so bedeutend unsre Kenntniß dieser räthselhaften Körper im Vergleich mit früheren Zeiten wirklich vorgeschritten ist, so kann dennoch nicht verkannt werden, daß wir auch nur mit den gegenwärtigen Hülfsmitteln der Beobachtung und Rechnung noch viel weiter seyn könnten. Namentlich müssen die neuern in einer Erscheinung als periodisch erkannten, jedoch nicht wiedergekehrten und auch in der Vorzeit nicht schon aufgefundenen Kometen, dann aber auch fast sämmtliche ältere einer strengen Berechnung unterworfen werden. Die neuerdigs bekannt gewordenen Arbeiten von Russel Hind über den Kometen von 1264 und 1556, so wie über einige noch ältere, mögen als ein Beweis dienen, wie viel hier noch zu thun sey. Vor allem scheint eine kritische Sammlung sämmtlicher alter chinesischer wie europäischer Beobachtungen bis ins 18. Jahrhundert hinab, die außer den Ortsbestimmungen alles enthält, was den Glanz und das Ansehen des Kometen betrifft, dagegen allen und jeden kometomantischen Wust und was damit zusammenhängt, unerbittlich ausscheidet, uns Noth zu thun. Vorarbeiten sind dazu schon mehrere vorhanden. Ferner müßte die Olbers'sche Kometentafel vervollständigt, berichtigt und fortgeführt werden. Endlich eine geordnete Zusammenstellung der als die besten erprobten Berechnungsmethoden, mit Inbegriff der Störungsrechnungen. Alsdann kann man an die eigentliche Arbeit gehen und es scheint am richtigsten, wenn diese in ähnlicher Weise, wie die Berliner Akademie den Fixsternhimmel unter die beobachtenden Astronomen vertheilte, nach einem bestimmten Plane unter die rechnenden vertheilt wird. Gegenwärtig tappt man meistens im Dunkeln, wenn man für die Elemente eines neuen Kometen analoge unter den früheren aufsuchen will. Weder sind die alten Elemente selbst die der Wahrheit möglichst genäherten, noch kennt man den Grad ihrer Zuverläßigkeit, und da es überdieß an jedem Maaßstabe fehlt, wodurch man einen Ueberblick über die durch Störungen bewirkten Veränderungen gewinnen kann, so bleibt alles ungewiß. Möge die Zukunft nicht zu fern seyn, wo unser Wunsch in Erfüllung geht.

Das Jahr 1831 ist auf erfreuliche Weise durch Stiftung einer Medaille zur Belohnung für den Entdecker teleskopischer Kometen bezeichnet. Eine derartige Stiftung zur Beförderung eines ganz speciellen Zweiges der Astronomie und zugleich ohne irgend eine nationale Beschränkung steht vielleicht einzig in der Geschichte da. Frederik VII. von Dänemark war es, der sich dieß große Verdienst erwarb und sein Nachfolger hat nicht ermangelt, die Stiftung zu bestätigen. Die Inschrift dieser Medaille

„Non frustra signorum obitus speculamur et ortus“

aus Virgil entlehnt kontrastirt auf eigenthümliche Weise mit einer vor 200 Jahren, gleichfalls in den dänischen Staaten geprägten Kometenmedaille, auf der man eine zur Erde niedergeworfene und die Hände empor hebende Menschenmenge und über ihnen einen großen Kometen erblickt mit der Inschrift:

„Gott gieb das uns dieser Komet-Stern
Besserung unsers Lebens lern! 1618.“

Die Herrschaft des Centralkörpers unsers Systems ist in der Periode, die wir hier besprochen, auf einem ganz neuen und bis dahin unbekannten Gebiete zur Anerkennung gelangt; einem Gebiete, das wir hier noch mit dem hergebrachten Namen „Sternschnuppen“ zu bezeichnen kein Bedenken tragen, da jetzt wohl Niemand mehr besorgen darf, daß man ihm aus diesem Namen weitere Consequenzen ziehen werde. Humboldt ist es, der zuerst die Periodicität dieser Phänomene, wenigstens eines beträchtlichen Theiles derselben, erkannte und darauf aufmerksam machte, und der November 1832 kann als derjenige Zeitpunkt bezeichnet werden, wo die Astronomen in überwiegender Mehrzahl der neuen Ansicht beytraten:

daß die Meteore keineswegs, wie man früher allgemein geglaubt hatte, brennbare in unserm Luftraum erzeugte Dünste, noch auch sonst der Erde eigenthümlich angehörend, sondern vielmehr in den weiten Räumen des Sonnensystems sich bewegende Körper seyen.

Es gründete sich diese Ansicht vorzugsweise auf drey von der Beobachtung gegebene Momente:

1) daß diese Erscheinungen alljährlich zu einer bestimmten Periode (die zwischen dem 11. und 13. November ward zuerst erkannt) wiederkehrten;

2) daß ihre scheinbaren Bahnen, rückwärts an der Himmelskugel verlängert, auf eine und dieselbe Gegend des Fixsternhimmels führten, von wo sie dennoch scheinbar ausgegangen seyn mußten;

3) daß ihre Geschwindigkeit viel zu groß sey, um selbst mit den schnellsten im Luftraume vorkommenden Bewegungen eine Vergleichung zu gestatten, sondern daß eine solche nur mit den im Sonnensystem vorkommenden kosmischen Bewegungen (von mehreren Meilen in der Sekunde) in Uebereinstimmung sey.

Ihre beträchtliche Entfernung und Geschwindigkeit war schon früheren Beobachtern, namentlich Brandes und Benzenberg, nicht verborgen geblieben und letzterer sprach sich selbst noch 1834 für den lunarischen Ursprung dieser Körper aus. Nach ihm waren sie Steine aus den Mondvulkanen von 1 — 5 Fuß Durchmesser. So lange die oben bemerkten Thatsachen noch nicht erhärtet und die sehr allgemein verbreitete Meinung von noch gegenwärtig thätigen Mondsvulkanen nicht beseitigt war, hatte eine solche Ansicht Manches für sich; gegenwärtig dürfte sich kaum noch ein Vertheidiger für sie finden. — Die alljährlich sich wiederholende Bestätigung der Periodicität des November-Phänomens führte bald darauf, noch andere Sternschnuppentage zu beobachten und Quetelet ist der erste, der die nicht minder frequenten August-Phänomene gleichfalls als periodisch erkannte. Auch der April, October und December scheinen solche meteorische Tage zu enthalten; doch fehlt es darüber noch an hinreichend sichern Daten zur Vergleichung. Die November- und August-Meteore sind dagegen auf mehreren Sternwarten Europas und Amerikas anhaltend beobachtet worden und Breslau war darin vorzüglich thätig und glücklich. Erman machte den Versuch, aus seinen in Berlin über die Augustmeteore 1839 angestellten Beobachtungen, unter gewissen Voraussetzungen über die Geschwindigkeit der Bewegung — die sehr schwer durch die Beobachtung zu ermitteln ist — die Bahn herzuleiten, in welcher sich diese Körper um die Sonne bewegen, wobey er annimmt, daß diese Sternschnuppen ihre ganze Bahn fortwährend erfüllen und sie einen continuirlichen elliptischen Stern um die Sonne beschreiben. So erklärt es sich, daß die Erde jedesmal, wenn sie den Knotenpunkt ihrer eignen und der Sternschnuppenbahn wieder erreicht, auch stets an diesem Punkte Meteore antrifft, die dem gleichen Strome angehören. Boguslawsky dagegen geht von einer andern Voraussetzung aus: er nimmt an, daß die Umlaufszeit eines Sternschnuppenhaufens (nicht -ringes) um die Sonne ganz oder sehr nahe dem Erdjahre gleich sey. — Uns erscheint Erman's Ansicht als die wahrscheinlichere und den Kepler'schen Gesetzen angemessenere. Ein Schwarm von mehreren hunderttausend Meilen Mächtigkeit (die aus der Dauer des Phänomens, 2 bis 3 Nächte, geschlossen werden muß) und bestehend aus isolirten einzelnen Körpern

von so höchst geringem Volum, kann nicht wohl in allen seinen Gliedern die ganz gleiche Umlaufszeit um die Sonne haben; alsdann aber muß aus dem Haufen, gesetzt daß es anfangs ein solcher gewesen wäre, nach einer Reihe von Umläufen sich ein in allen Theilen mit Meteoren erfüllter Ring bilden.

Höchst dankenswerth sind Boguslawsky's Untersuchungen über die Sternschnuppenschwärme früherer Jahrhunderte, wo sie unter sehr verschiedenen Namen als Feuerregen und dgl. vorkommen. Sie können uns mit der Zeit über die periodischen Veränderungen des Knotenpunkts dieser Bahnen mit der Bahn unsrer Erde belehren.

Erman hat im Jahre 1840 den Versuch gemacht, die in der Mitte des Februar und Mai Statt findende Depression der Temperatur dadurch zu erklären, daß die August- und November-Meteore alsdann durch ihren zweyten Knotenpunkt mit der Erdbahn gehen, aber nicht am Orte der Erde, sondern zwischen Erde und Sonne hindurch. Diese Hypothese hat zwar die Uebereinstimmung der Periode — falls jene Temperaturdifferenz sich nachweisen läßt — für sich, unterliegt aber sonst manchem Bedenken. Die Sternschnuppen scheinen trotz ihrer bedeutenden Anzahl doch der Gesammtmasse nach zu unbedeutend, ein solches Resultat zu bewirken, was sich übrigens zunächst in einer Verminderung des Sonnenlichts, die noch Niemand um diese Zeit wahrgenommen, aussprechen müßte. Uebrigens steht noch keineswegs fest, daß jene Temperaturdepression im Februar und Mai, die für einzelne Erdgegenden (z. B. einen großen Theil Mitteleuropas) unläugbar vorhanden ist, die ganze Erde treffe, was doch nothwendig angenommen werden müßte, wenn ein kosmischer Vorgang die Veranlassung eines meteorologischen Phänomens seyn sollte.

Sind die Sternschnuppen und Meteorsteine identisch? Die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür; die Thatsachen der Beobachtung lassen noch einigen Zweifeln Raum. Der Wunsch Bessels, daß es gelingen möchte, eine Sternschnuppe oder Feuerkugel auf unzweifelhafte Weise als Meteorstein zu finden, ist noch nicht in Erfüllung gegangen, was freylich keine Verwunderung erregen darf. Am Tage sieht man keine Sternschnuppen, und in der Nacht wird Niemand in Feld und Wald nach Metorsteinen herumsuchen wollen. Nur anhaltende und möglichst genaue Beobachtung beyder Phänomene kann hier einmal zum Ziele führen.

So hat das Sonnensystem durch die Bemühungen der gegenwärtigen Generation an Zahl wie an Mannichfaltigkeit der Individuen beträchtlich gewonnen und wir sind mit ihrer Physiognomie im Einzelnen näher bekannt geworden. Aber der wichtigste Fortschritt liegt in der so bedeutend vorgeschrittenen Entwickelung der analytischen Ausdrücke, durch welche wir die innere Constitution des bewundernswürdigen Systems täglich tiefer erforschen und die Theorie ihrem Ziele, der Beobachtung vollständig zu entsprechen, immer näher rücken, so wie darin, daß jetzt der Anfang damit gemacht ist, das Sonnensystem als ein Glied der Fixsternwelt auf diese beziehen zu können. Wir meinen hiermit vorzugsweise Argelanders glücklichen Nachweis, daß das Sonnensystem eine an den Fixsternen wahrnehmbare gemeinschaftliche Eigenbewegung habe, so wie die Bemühungen mehrerer Astronomen um Erforschung der Fixsternparallaxen, die gleichfalls in dieser Periode zu einem ersten Gelingen geführt haben, so daß wir jetzt die Dimensionen und Bewegungen im Sonnensystem mit denen der Fixsternwelt einigermaßen vergleichen können, ein Ziel, wonach Jahrtausende strebten, ohne es zu erreichen. Mögen die nächsten Decennien eine noch reichere Ernte halten!

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.
Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar las der functionirende Secretär mit Beziehung auf Niebuhrs Vorlesungen Bd. 1. S. 358, folgende Bemerkungen

Ueber die Anschuldigungen des Aemilius Scaurus bey Sallustius.

1.

Aus dem römischen Alterthume ist mancher Name mit zweydeutigem Rufe auf uns gekommen; mit so widersprechenden Zeugnissen vielleicht kein anderer wie Marcus Aemilius Scaurus. Glauben wir dem Geschichtschreiber Sallustius, so war Scaurus ein Mann, der zu Macht und Reichthum auf jedem Wege zu gelangen strebte, der aber seine Leidenschaften schlau zu verbergen wußte. Anfangs hatte vornehmlich er darauf gedrungen, daß Jugurtha für seine Unthaten bestraft würde; nachher ließ er mit Anderen von diesem sich bestechen und half ihm dafür eine Zeit lang durch; endlich, da eine Untersuchung gegen die der Bestechung Verdächtigen nicht abzuwenden war, entzog er sich der Verantwortung damit, daß er sich selbst mit zwey Anderen die Leitung dieser Untersuchung übertragen ließ. (Iug. 21. 31. 44.)

2.

Cicero, der des Scaurus oft gedenkt, erwähnt nicht nur diese Anschuldigungen nicht, sondern es findet sich bey ihm nicht Ein Zug, der ihnen einige Wahrscheinlichkeit geben könnte. Ueberall spricht er von dem Manne mit einer Hochachtung, ja Verehrung, die er ihm zuverläßig versagt hätte, wenn er nicht von der Reinheit seines Betragens überzeugt gewesen wäre. An einem Orte (de Orat. II. 70) giebt er zwar zu verstehen, Scaurus sey in dem Rufe gestanden, auf Vermehrung seines Vermögens durch Erbschaften etwas begehrlich auszugehen; wozu ihn das Andenken der bittern Armuth, in welcher er aufgewachsen war, getrieben haben mag. Aber von einer solchen Begehrlichkeit ist es unendlich weit bis zu einer Habsucht, die sich zu ihrer Befriedigung nicht scheut, die heiligsten Pflichten zu verletzen. Wer das verschuldet gehabt hätte, der wäre von dem Verfasser des Buches: de officiis, gewiß nicht ein Ehrenmann genannt worden. Man könnte dagegen einwenden, Cicero's Zeugniß sey nicht als vollgültig anzunehmen, da er in Urtheilen über hervorragende Männer seiner Zeit so unstet gewesen sey. Das war er aber in der That nicht; nur bequemte er sich oft, was er tadelnswerth in der Gegenwart fand, zu loben, nicht aus niedrigen Beweggründen, sondern um löbliche Zwecke zu erreichen; wie er, um Cäsar und Pompejus zu gewinnen, diesem zu lieb den Gabinius, jenem den Vatinius, die er selbst zuvor angeklagt hatte, mit schwerem Herzen vertheidigte. Ueber Verstorbene, wie Scaurus, hat sein Urtheil nicht gewankt und sind seine Aussprüche gleichstimmig, wie z. B. an denen über Marius und Sulla zu sehen ist.

3.

Ein anderer Zeuge für des Scaurus unbefleck-

ten Ruf ist ein Dichter, der aber, wo er von der Vergangenheit spricht, das Ansehen des Geschichtschreibers verdient. Kein Zweifel, daß unter Scauros in der horazischen Ode I. 12 dieser Scaurus allein gemeint sey. Weder sein ihm unähnlicher Sohn, noch der Aurelius Scaurus, der in dem cimbrischen Kriege vorkommt, war ein ausgezeichneter Mann. Die Mehrzahl ist hier von dem Dichter gebraucht wie von Virgil, Georg. 11. 169, Marios und Camillos für Marius und Camillus, die einzigen dieses Namens, die großen Ruhm erlangten. Horaz stellt am gedachten Orte den Scaurus in Eine Reihe mit Cato, Regulus, Paulus, Fabricius, Curius und Camillus; Leuten, die sich mehr noch durch die reinste Vaterlandsliebe und die strengste Pflichterfüllung als durch Großthaten vor Anderen hervorgethan hatten; unter deren verehrte Namen einen nicht gleich berechtigten zu setzen ein so besonnener Dichter nicht wagen konnte.

4.

Das späteste Zeugniß und vielleicht das stärkste, weil sein Gehalt durch die Zeit bewährt war, legt Tacitus ab, da er im Eingange des Agricola die eigene Lebensbeschreibung des Scaurus ein Werk des Selbstvertrauens nennt und beyfügt, ihre Glaubwürdigkeit sey nicht angefochten worden. Mag nun Tacitus diese Lebensbeschreibung, die schon in Cicero's späterer Zeit (Brut. 29. 35) keine Leser fand, gekannt haben oder nicht; bey der tiefen Kenntniß der römischen Litteratur, die er überall an den Tag legt, wären ihm erhebliche Einwürfe gegen ihre Glaubwürdigkeit gewiß nicht entgangen; und wären solche ihm bekannt gewesen, so würden sie ihn abgehalten haben, jenes Zeugniß abzulegen. In der Lebensgeschichte, die hiernach für glaubwürdig erkannt wurde, konnte die Erzählung von Scaurus' Verrichtungen in Africa nicht fehlen, mußte vielmehr einen bedeutenden Platz darin einnehmen. Ohne Zweifel war sie nicht ohne Rücksicht auf ungünstige Meynungen abgefaßt und ging auf Widerlegung derselben ein.

5.

Auf die Erzählung des Sallustius fällt schon darum eine große Unwahrscheinlichkeit, daß nach seiner Angabe Scaurus einer der drey war, denen die Untersuchung des Vergehens aufgetragen wurde, dessen Mitschuldiger er selbst gewesen wäre. So groß auch damals schon sein Ansehen und sein Einfluß war, ist doch nicht anzunehmen, daß ihm hätte gelingen können, sich dieses Auftrages zu bemächtigen, wenn ihn der Verdacht, Theilhaber des Vergehens zu seyn, getroffen hätte; zumal da die Volksgemeinde gegen die Vornehmen höchst mißtrauisch und erbittert war, er aber so festhaltend an der Würde seines Standes, daß er sich um Volksgunst nicht bemühte.

6.

Die ganze Nachricht von der Bestechung der nach Afrika abgeordneten Senatoren wird zweifelhaft durch das Urtheil, welches Cicero nicht bloß in einigen Reden, sondern in seinem Buche von berühmten Rednern (c. 34) über den Ausgang der Untersuchung fällt. Nach diesem waren die Richter, von welchen jene Senatoren schuldig befunden wurden, keineswegs durch die Ueberzeugung von dem Vergehen derselben, sondern einzig durch den Haß geleitet, den die Angeklagten sich durch ihr Verfahren gegen Cajus Gracchus und dessen Anhang zugezogen hatten. Läßt man dieß gelten, so darf man auch die Vermuthung nicht abweisen, die Anschuldigung selbst habe in eben diesem Hasse ihren Ursprung. Daß sie bey der Volksgemeinde so leicht Eingang fand, erklärte sich aus der Unbekanntschaft mit den großen Schwierigkeiten eines Heerzuges in Afrika, in deren Folge der Unmuth über Jugurtha's glücklichen Widerstand den Verdacht geheimer Verständnisse mit dem Feinde begierig aufnahm.

7.

Als Sallustius den jugurthinischen Krieg schrieb, waren schon mehr als sechzig Jahre seit der Verurtheilung der angeklagten Senatoren verflossen. Gleichwohl dauerte ohne Zweifel die zwiefache Meynung, sie seyen schuldig oder sie seyen unschuldig gewesen, fort, wie z. B. in England jetzt noch die Meynungen getheilt sind, wer die Schuld trage, daß die Colonien in Nordamerika dem Mutterlande abgesagt haben. Die herrschende Ansicht war vermuth-

lich diejenige, für welche Sallustius sich entschied, wogegen die den Angeklagten günstige nur in engeren Kreisen, wie Cicero's und seiner Freunde, das Uebergewicht gehabt haben mag. Woher aber die Anschuldigungen des Scaurus, den Anklage und Verurtheilung nicht getroffen hatte? Ich vermuthe, aus den giftigen Reden eines Brutus, dem seine Zanksucht den Namen: accusator erworben hatte. Cic. pro Fontejo 13. „M. Aemilium Scaurum, summum nostrae civitatis virum, scimus accusatum a M. Bruto. Extant orationes, ex quibus intelligi potest, multa in illum ipsum Scaurum esse dicta: falso, quis negat? verum tamen ab inimico dicta et objecta."

8.

Dem Ansehen des Geschichtschreibers wird durch diese Vermuthung nicht zu nahe getreten. Volle Unpartheylichkeit hat weder er noch je ein anderer behaupten können. Sallustius hatte von der Geschichte seiner und der zunächst vorhergegangenen Zeit einen Eindruck empfangen, der ihn ungünstig gegen die Großen stimmte. Ohne Vorsatz und Absicht neigt sich eine solche Stimmung dem als dem Wahrscheinlicheren zu, was sie am meisten anspricht. Politische und religiöse Abneigungen sind ungleich mächtiger als andere, den Wahrheitsinn, auch bey den Begabtesten und Aufrichtigsten, zu schwächen und sie für Vorstellungen empfänglich zu machen, die bey ganz unbefangener Betrachtung keinen Eingang finden könnten. Daraus, nicht aus Wirkungen der Vorliebe, sind die größten Entstellungen der Geschichte hervorgegangen; weil die Ungunst an dem Verborgenen und Zweifelhaften arbeitet, weßhalb sie nicht so leicht, wie die mehr mit Offenbarem beschäftigte Vorliebe, zurückzuweisen ist.

Hierauf wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

Die Hoffnung P. Paschalis II. auf gütliche Beylegung der Zerwürfnisse mit Heinrich V. schien aller seiner Bemühungen ungeachtet noch immer nicht der Erfüllung nahe kommen zu wollen. Die ersten Unterhandlungen mit den kaiserlichen Gesandten hatten zu gar keinem Resultate geführt*). Eine zweyte Gesandtschaft, welche Heinrich im J. 1009 nach Rom zur Vermittlung des Friedens schickte, brachte eine bereitwillige Antwort von Seite des Papstes mit, wolle Heinrich geloben, ein katholischer König, ein treuer Sohn und Vertheidiger der Kirche, ein Freund der Gerechtigkeit seyn. Deutlich geht aus allem diesem hervor, daß der Papst mit Absicht es bey allgemeinen Erklärungen bewenden ließ, indem, um was es sich eigentlich handelte, ja nicht erst entschieden werden mußte, sondern durch eine Reihe von Concilienbeschlüssen und die Entscheidungen seiner Vorgänger auf dem römischen Stuhle längst aus einandergesetzt war. Paschal wartete bis sich die Wildheit der Deutschen gelegt haben würde. Statt dieses von der Natur der Sache vorgeschriebenen Benehmens wird aber beynahe ohne Unterschied von den meisten Geschichtschreibern ihm ein Plan zugeschrieben, dessen Ausführung eine allgemeine Umwälzung nach sich gezogen hätte. Die nähere Auseinandersetzung der Umstände dürfte jedoch einen andern Zusammenhang als denjenigen beweisen, der gewöhnlich dargestellt wird. Wohl war der König, der an der Spitze von 30000 Rittern den Zug zur Kaiserkrönung unternahm, nach den Verfügungen, welche er zur Sicherung seines Thrones in Deutschland getroffen, im Stande solche Bedingungen vorzuschreiben, wie sie ihm beliebten. Den deutschen Fürsten war jedoch, als er sie zum

---

*) Infecto pro quo venerant negotio discesserunt. Ann. Saxo.

Römerzuge aufbot, gesagt worden, wie bereit er sey, alle kirchlichen Angelegenheiten nach dem Wunsche des Papstes zu ordnen*). Aber seinen Kanzler Adalbert ausgenommen, welcher die Unterhandlungen zu Chalons geleitet hatte, wußten nur die Wenigsten, was zwischen ihm und Paschal vorgefallen war. Da bey der thatsächlichen Weigerung Heinrichs, in das Investiturverbot einzugehen, keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß der Papst einen in offener Widersetzlichkeit verharrenden Fürsten zum Kaiser krönen werde, mußte Heinrich auf Mittel denken, entweder den Papst geradezu mit glatten Worten und Versprechungen zu bethören oder ihm eine Falle zu legen und indem er die Investitur Preis gab, noch Bedeutenderes zu gewinnen. Von ihm**), nicht von dem Papste, wie man gewöhnlich mit gänzlicher Verkennung der Verhältnisse darstellt, ist der berühmte Vorschlag ausgegangen, würde der Papst seine Zustimmung zur Rückgabe der Herzogthümer, Markgrafschaften, Herrschaften sammt Lehen, Münzen, Zöllen und Festungen von der Kirche an das Reich ertheilen, so wäre er selbst, der König, bereit, auf die Wahlen der Bischöfe, die Investitur und die Zehnten Verzicht zu leisten. Paschal II. konnte es zwar nicht gleichgültig seyn, wenn mit einem Male die Kirche in Deutschland ihre große politische Stellung verlieren und damit das Reich aus seiner eigenthümlichen Gestaltung einer halb geistlichen, halb weltlichen Republik herausgerissen, in eine geschlossene Monauchie verwandelt werden würde. Denn daß diese Absicht zuletzt das Geheimniß, der Endzweck der ganzen Politik Heinrichs sey, wird wohl so wenig in Zweifel gezogen werden können, als daß, selbst wenn er die heimgefallenen Lehen an andere vergeben mußte*), dadurch die ganze Zukunft Deutschlands eine andere — ob bessere ist die Frage — geworden wäre. Der große Zwiespalt des Jahrhunderts war noch immer ungesühnt, die Aufgabe, die Paschal sich gestellt, ihm seine Vorgänger überlassen hatten, unerfüllt. Heinrich konnte mit Sicherheit annehmen, der Papst werde, wenn nur die Kirchengesetze gerettet würden, auch das Aeußerste thun, und wenn sich der Knoten nicht lösen lasse, selbst die Hand dazu bieten, ihn zu durchhauen. Nichts müsse ihm ja so sehr am Herzen liegen, als die Schlichtung der kirchlichen Frage, die Beendigung des Investitur-Streites, die Herstellung des Friedens auf feste Grundlagen hin. Dann stand ja auch einer größeren Theilnahme der Deutschen an den allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit im Oriente nichts mehr im Wege, wenn der Grund 50jähriger Fehden der Deutschen beseitigt worden war. Ob der König nach den Verhältnissen seines Reiches dieses oder jenes Mittel dazu am geeignetsten fand, konnte er mit seinen Fürsten bestimmen, deren Einwilligung er hiezu nöthig hatte. Daß die deutsche Nation das Investiturverbot nicht annehmen werde, lag bereits im J. 1107 klar da**); aber auch nicht minder, daß der Papst um der Deutschen willen eine allgemeine Bestimmung nicht zurücknehmen oder ändern könne. Wollte nun Heinrich die Kaiserkrone, so mußte er einen Ausweg treffen, der unbeschadet des Investiturrechtes den Papst in den Stand setzte, ihm die Krönung zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ann. Saxo.

**) Die schlagende Stelle, welche beweist, daß die Initiative von Heinrich ausgegangen sey, ist in dem Syntagma des wohlunterrichteten Gerochus, dessen Worte wahrlich nicht anders zu deuten sind, enthalten; Gretf. IV. p. 256, A. Dixit namque et scripsit (Imperator) ad electionis episcopalis concedendam libertatem, ad investituras etiam resignandas, ad decimas quoque remittendas ecclesiis paratum se esse, si quidem dominus Apostolicus omnia regalia, videlicet ducatus, marchias, comitatus, dominia cum beneficiis, monetas, teloneas, munitiones per universum regnum suum imperio reddere voluisset.

*) Ob er es gethan hätte, wäre immer noch die Frage gewesen.

**) Vrglch. Chr. Ursperg. ad 1107.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.
Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Dem Papste lag nur daran, daß er canonisch sey. Allein gerade in dieser Beziehung täuschte Heinrich V. den Papst und die deutschen Fürsten. Von den einen konnte er hoffen durch Ueberraschung und mit Hülfe des päpstlichen Ansehens ihre Zustimmung zu gewinnen. Wurde aber die Opposition der Ueberraschten und dann Enttäuschten zu groß, so stand ihm dem Papste gegenüber dann erst die Ausrede offen, die Fürsten gestatteten ihm nicht sein Wort zu halten. Bis aber Paschal sich enttäuschte, hatte Heinrich V. jedenfalls festen Fuß in Rom gewonnen, und die Kaiserkrönung erlangt. Dann aber war ihm die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab und damit die Simonie faktisch zugegeben, da er den Preis, um welchen er hierauf verzichtet hatte, seinerseits wohl entrichten wollte, und nur durch äußere Umstände, welche von seiner Absicht unabhängig zu seyn schienen, abgehalten wurde. Er erlangte also jedenfalls eine Stellung, wie er sie sich nur wünschen konnte. Zugleich hatte er es dem Papste unmöglich gemacht, eine Partey unter den Deutschen wider ihn zu gewinnen. Unter den geistlichen Fürsten nicht, weil Paschal als im Einverständnisse mit Heinrich wider sie erschien, unter den weltlichen aber ohnehin nicht, da es ihnen dünken mußte, Paschal habe von Heinrich das Unmögliche gefordert. Man kann nicht anders sagen, als der Plan war vortrefflich angelegt; menschlicher Berechnung nach mußte er gelingen und alles, was in 40 Jahrrn die Kirche gewonnen, was Heinrich IV. vergeblich durch Gegensynoden, Gegenpäpste und offenen Kampf zu erreichen gestrebt hatte, was ihm Thron und Leben gekostet, erlangte jetzt sein listenreicher Sohn, der schlaueste Fürst, den die deutsche Geschichte kennt, den Sicilianer Friedrich II. ausgenommen, ohne diese Mittel, mit Zustimmung des Papstes, durch eine bloße Intrigue.

Während die Deutschen sich rüsteten, hielt Paschal ein Concilium im Lateran, welches die Investiturverbote der Synode von Troyes erneuerte, die Sorge für alle geistlichen Angelegenheiten den Bischöfen zuwies, die Geistlichen, welche sich der kirchlichen Anordnung der Weltlichen unterwürfen, der Excommunication, die Weltlichen, welche sich solche Anordnungen erlaubten, dem Sacrilegium verfallen erklärte. Auch dieses beweist, wie der Papst sich nur auf dem kirchlichen Standpunkte hielt und durch Aussprechung allgemeiner Grundsätze die Linie zu ziehen suchte, welche ihm Pflicht und Gewissen vorschrieben und die er selbst nicht zu überschreiten wagen durfte. Diesem gemäß verlangten dann auch seine Gesandten, als Heinrich mit dem Heere nach

Sutri gekommen war, die Freyheit der Kirche durch Aufhebung der Investitur, wogegen sich Paschal für einverstanden erklärte, in den Vorschlag des Königs in Betreff der Rückgabe der Regalien einzugehen. Der König ertheilte zu dieser Bedingung für die Kaiserkrone seine Zustimmung; stellte aber dagegen das Verlangen, es solle dieser Tausch zu größerer Befestigung durch Uebereinstimmung der ganzen Kirche und der Reichsfürsten erhärtet werden. Die päpstlichen Gesandten gingen ihrer Seits auf diese Forderung ein, obwohl es deutscher Seits für unmöglich gehalten wurde*), sie zu erfüllen. Für die Aufrechthaltung des Friedens wurden Geiseln genommen und empfangen, von dem Könige der Frieden auf übliche Weise beschworen und dann ging der Zug nach Rom und der St. Peterskirche zu.

Sechs und sechzig Jahre waren es, seit Heinrichs Großvater in Sutri eingetroffen, seit Gregor VI. seine Abdankung freywillig gegeben, und der designirte Kaiser zum allgemeinen Jubel des nach Reform sehnsüchtigen Theiles der Christenheit mit der Erhebung Clemens II. den Anfang einer neuen Epoche begründet hatte. 38 Jahre später war Heinrichs III. unwürdiger Sohn mit einem andern Clemens III. nach Rom gedrungen, hatte von diesem die Krönung empfangen, diesen als Pseudopapst eingesetzt und damit selbst das Andenken jenes trefflichen Mannes befleckt, den sein Vater mit Antorisation der Römer eingesetzt hatte und der von nun an in so vielen Chronisten des Mittelalters selbst als Eindringling erscheint. Während jetzt Heinrichs IV. gleichartiger Sohn mit dem deutschen Heere nach Rom eilte, und der Papst mit dem Clerus ihm den glänzendsten Empfang bereitete, wurde unter den Deutschen das Geheimniß der Unterhandlungen des Kaisers mit dem Papste ruchbar. Schrecken über den Verlust so bedeutender Macht und Einkünfte, dann Zorn über die Beraubung der Kirchen bemächtigte sich der Einen, der Geistlichen; der weltlichen Fürsten nicht minder die Furcht alles zu verlieren, was sie von den Kirchen zu Lehen empfangen und vielfach ein Hauptgrund ihrer Macht, die Ursache ihrer weltlichen Größe war. Ehe sie noch zu einem Entschluße kamen, waren sie aber vor der Apostelkirche angekommen und verdrängte der feyerliche Empfang für den Augenblick jedwede Mißstimmung und Besorgniß. Als aber der Papst mit dem Könige, die Cardinäle, Bischöfe und Fürsten auf den im Kreise herumgestellten Stühlen der Sitte gemäß Platz genommen und während ein Kreis von Bewaffneten die Versammlung umgab, die Bedingungen des Friedens und der Eintracht zwischen den beyden obersten Gewalten der Christenheit besprochen wurden, änderte sich bald die friedliche Scene. Zuerst wurde ein Schreiben des Königs an Paschal vorgelegt und nachdem es der Papst für das rechte erkannt, vorgelesen: es enthielt die Versprechungen des Kaisers über den Frieden mit der Kirche*). Er gelobte, am Tage seiner Krönung alle Investitur aller Kirchen vor dem Clerus und Volke in die Hände des Papstes niederzulegen, und, wenn der Papst gethan haben würde, wie in einem andern Diplome enthalten sey, werde er schwören, sich nie mehr weiter in Investituren einzulassen und alle Kirchen mit allen Opfern und Besitzungen, die nicht zum Reiche gehörten, frey zu lassen, ebenso auch die Völker des Eides zu entbinden, den sie gegen die Bischöfe geleistet hatten. Das übrige enthielt den üblichen Schwur zur Bekräftigung des päpstlichen Besitzes des Kirchenstaats, der Unverletzlichkeit der Person des Papstes, die Entlassung der Geiseln am Krönungstage, wenn er der Engelsbrücke überschritten hätte. War durch den Eingang des Schreibens Furcht und Staunen der Anwesenden schon gewaltig rege geworden, so stieg dieses auf den höchsten Grad, als, nachdem die Eidesleistung der in die Unterhandlung eingeweihten Deutschen vorgelesen, der

*) Quod tamen vix aut nullo fieri posse credebatur. Ekkechard S. 244. Schon dieses dürfte beweisen, daß Heinrich sehr wohl wußte, daß sein Anerbieten eine Unmöglichkeit in sich schließe, er also kühn seine Forderung zu stellen vermöge, indem was er dann darnach erlangte, reiner Gewinn ohne allen Verlust sey.

*) Auch dieses beweist, daß die Initiative von Seiten des Reiches und nicht von Seiten des Papstes ausgegangen war.

Brief des Papstes entfaltet wurde. Als ihn Heinrich als den ächten anerkannte, wurde er vorgelesen. In ihm gelobte Paschal, wenn der König seine Versprechungen halten würde, den bey der Krönung anwesenden Bischöfen zu befehlen, alle Regalien dem Könige und dem Reiche zurückzugeben, welche in den Tagen Karls, Ludwigs, Heinrichs und der übrigen Vorgänger Heinrichs zu dem Reiche gehörten. Es solle mit dem Anatheme belegt werden, wenn irgend einer der Anwesenden, Abwesenden oder ihrer Nachfolger diese Regalien wieder zu erlangen strebe oder seine eigenen Nachfolger den König deßhalb behelligen würden. Die weiteren Verpflichtungen bezogen sich auf die Kaiserkrönung, zu welchen sich auch der König nachträglich verstanden.

Dadurch sollte der Kampf, der in den Tagen P. Gregors wüthete, für alle Zeiten zu Ende kommen. Offenbar hatte der Papst hiebey von 2 Uebeln das kleinere gewählt und einen ärmeren aber freyen und nicht mehr dem Reiche, sondern der Kirche allein unterworfenen, nur für sie und durch sie lebenden Clerus, einem mächtigen, einflußreichen, mit dem Königthume und allen Einrichtungen des Reiches auf das Innigste verschwisterten und verwebten, aber auch der Verweltlichung und dem Hasse und der Befehdung der Layen ausgesetzten, vorgezogen.

Niemand konnte sich verhehlen, daß die Krise für die gesammte Zukunft des Kaiserreichs eingetreten sey. Nicht blos Habsucht oder Herrschsucht, oder die Furcht irdischen Besitz zu verlieren, waren die Motive, welche sich bey der Berathung geltend machen konnten. Es handelte sich um Beybehaltung oder Verwerfung des ganzen Charakters, den das Reich bisher behauptet, um eine neue Geschichte, welche nothwendig ganz anders als bisher sich gestalten mußte, um Aufrechthaltung der von Karl dem G. gegründeten Ehe des Kaiserthums mit der Kirche, der von den Ottonen bewerkstelligten Verfassung des Reiches, in welcher die Wagschale durch die mit den Regalien ausgerüsteten Bischöfe festgehalten, der Entwicklung fürstlicher Gewalt auf Kosten des Königthums durch jene ein Gegengewicht gehalten wurde. Der höhere Clerus von dem Könige gänzlich unabhängig ja geradezu von der weltlichen Macht getrennt, hätte auch im deutschen Reiche bey dem trotzigen Charakter des Volkes (protervia Teutonicorum) den heilsamen Einfluß nicht mehr auszuüben vermocht, der für die religiöse und politische Bildung des Reiches nothwendig war. Er wäre der Gewaltthätigkeit der Weltlichen schutzlos preis gegeben worden und Zustände, welche in unsern Tagen nichts weniger als günstig wirken, wären dann durch die Omnipotenz des weltlichen Standes schon damals eingetreten, wo zu der Roheit der öffentlichen Zustände, welche die der neuen Zeit jedenfalls vielfach übertraf, unter Heinrich V. auch jene arglistigen Winkelzüge hinzukamen, die das politische Leben moderner Staaten bey allem äußeren Glanze oft so verächtlich machen.

Andererseits aber handelte der Papst im vollen Gefülle seiner Pflichten, wie den strengen Grundsätzen gemäß, die er zu Clugny eingesogen, wenn er dem deutschen Clerus die Gebote der apostolischen Canonen vorhielt, sich nicht mit weltlichen Sorgen zu befassen, und noch vor Gericht (ad comitatum) aus anderem Grunde als zur Verhütung des Unrechts zu erscheinen. „Im deutschen Reiche waren die Diener des Altars Diener des Hofes geworden, welche beständig den Gerichten beywohnen, ja selbst in den Krieg ziehen mußten. Dadurch war die unerträgliche Sitte entstanden, daß die erwählten Bischöfe nicht früher die Consecration empfingen, als bis sie aus der Hand des Königs die Investitur erhalten. Hieraus aber war die Verkehrtheit der simonistischen Häresie und die Ehrsucht manchmal bis zu dem Grade gediehen, daß die bischöflichen Sitze selbst ohne vorausgegangene Wahl eingenommen wurden. Bischöfe aber müssen frey von weltlichen Sorgen nur für ihre Untergebenen Sorge tragen, und dürfen nicht längere Zeit von ihren Kirchen entfernt seyn*).“

*) Paschalis II. privilegium primae conventionis. Pertz IV. S. 69. Z. 29. 30. Es war jedoch dieses nur der motivirte Vorschlag des Papstes, der jetzt die Zustimmung der Betheiligten erhalten sollte.

Die Motive, welche der Papst anführte, den deutschen Bischöfen die wenigstens von seiner Seite stattgehabte Convention genehm zu machen, sind wenn auch bey andern Anlässen später wiederholt und endlich nach 700 Jahren mit Gewalt in Ausführung gebracht worden. Damals aber wurde auch noch von anderer Seite der Versuch gemacht, ähnlichen Grundsätzen eine praktische Geltung zu verschaffen und die Geistlichen auf das rein geistliche Gebiet zurückzuführen. Schon war durch den hl. Stephan das Hauptkloster der Cistercienser, Citeaux, zu jener Nüchternheit und Weltverachtung gebracht worden, die anfänglich Schrecken, dann Bewunderung, endlich eine fast unglaubliche Nacheiferung fand. Nur 2 Jahre noch und Bernhard, Sohn des edlen Herrn von Trentin trat mit seinen Brüdern und einer ganzen Schaar gleich gesinnter junger Männer von Adel **1113** in diesen Orden ein. Als aber 32 Jahre später dessen Schüler Eugenius Papst geworden waren, wußte der hohe Mann, welcher sein Zeitalter leitete und durch seine Rathschläge die Christenheit beherrschte, dem Papste keine anderen Ermahnungen zu geben, als welche dem Wesen nach die Grundsätze enthielten, die jetzt Paschalis **II.** aussprach. Der Mann, welcher von den Seinigen verlangte, sie sollten bey dem Eintritte in das Kloster den weltlichen Körper außen lassen, indem an solchem Orte nur die Seelen aufgenommen würden, wies den Papst und die Bischöfe an, sich den weltlichen Geschäften zu entziehen und dem Seelenheile zu leben. Es sey unwürdig sich mit Gütern dieser Erde zu beschäftigen, das gehöre den Königen und Fürsten dieser Erde zu *). Alle die großen Kämpfe des zwölften Jahrhunderts, der Haß, den Arnold von Brescia der Kirchengüter wegen gegen den Clerus erregte, die systematischen Kämpfe Heinrichs **II.** von England und der Hohenstaufen wären weggefallen, hätte sich der deutsche Clerus entschließen können, sich auf die frommen Stiftungen zurückzuziehen und die Regalien dem Könige zurückzustellen. Eine Welt von Veränderungen knüpfte sich an diese Vorschläge an; wer vermag aber zu sagen, ob bey der großen Vermehrung der königlichen Macht, die hieraus erfolgt wäre, nicht noch wildere Scenen die deutsche Geschichte befleckt haben würde.

So viel war sicher, der Wendepunkt für die deutsche Geschichte war angebrochen. Ging der deutsche Clerus in die Stipulationen P. Paschalis ein oder verwarf er sie, das eine oder andere mußte die Zukunft Deutschlands entscheiden.

Diese erwähnten Gründe des Papstes fanden aber ungeachtet der von ihm wiederholt vorgebrachten Aussprüche der Apostel und Concilien bey den Betheiligten so wenig Anklang, daß die deutschen Bischöfe und Aebte geradezu erklärten, um diesen Preis wollten sie ihrem Könige die Kaiserkrone nicht erkaufen *). Deutsche wie italienische Prälaten widersprachen dem Papste geradezu, nannten den von dem Papste schriftlich vorgebrachten Vorschlag, dem dieser die friedliche Zustimmung zu verschaffen gehofft hatte **), eine offene Häresie und als der Kreis der Bewaffneten und der Geistlichen sich immer enger und enger um den Papst schloß, steigerten jetzt die Vertrauten des Königs die Verwirrung ***), indem sie erklärten, man sehe bereits, das Document könne nicht auf die gehörige Weise (auctoritate et justitia) †) bekräftigt werden; andere aber bedrohten die Widersprechenden mit dem Tode, wenn sie nicht zustimmen wollten, so daß Furcht und Haß, Zorn und Bestürzung die Anwesenden erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bernardus de consideratione.

*) Syntagma. c. **22**.

) Heinrici encyclica. S. **70.

***) familiares regis dolos suos paulatim aperire coeperunt.

†) Pertz. S. **69**.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.
Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Dem leidenschaftlichen Drängen und Toben gab endlich der Primas von Deutschland, Conrad, Erzbischof von Salzburg, Sprache, indem er geradezu erklärte, er wolle sich lieber niederhauen lassen, als in die Beraubung der deutschen Kirchen einwilligen. Und als auf dieses ein deutscher Ritter das Schwert über seinem Haupte schwang, ließ sich Conrad auch durch den Anblick des Todes nicht einschüchtern; der König hielt jedoch den zum Streite erhobenen Arm des Ritters auf, die bedeutsamen Worte hinzufügend: noch sey nicht Zeit dazu. Auch ohne Blutvergießen konnte der listenreiche König zu dem vorgesteckten Ziele gelangen. Mit jener Gewandtheit, welche in allen seinen Maßnahmen sichtbar ist, so lange Adalbert sein Kanzler war, hatte der König einerseits alle die üblichen Eide geleistet *), welche die Kaiser vor ihrer Krönung zu leisten pflegten, auch seine Fürsten schwören lassen, nicht an der Gefangennehmung, Entsetzung oder persönlichen Verfolgung des Papstes Antheil nehmen zu wollen. Anderseits hatte er auch gerade, während der Brief des Papstes den den Anwesenden so sehr gehässigen Vorschlag enthielt und er selbst nur um die Bekräftigung von dessen Inhalt auf die Investitur Verzicht leisten, damit den Frieden schließen wollte, allen Bischöfen, Aebten und allen Kirchen vor Gott und dem h. Petrus die vor der Kaiserkrönung übliche Zusicherung ertheilt, er wolle, was seine Vorgänger ertheilt oder auf irgend eine Weise Gott gegeben, auf keine Weise demselben wieder entziehen.

Als so Verantwortung und alles Gehässige der Sache auf den Papst allein gewälzt war, verlangte der König von diesem Erfüllung seines Versprechens. Bereits aber hatte die von den Anhängern des Königs künstlich genährte Verwirrung so arg überhand genommen, daß von der Krönung keine Rede mehr seyn konnte. Bereits waren er, all die Seinigen und selbst auch Petrus Leonis, der Präfect von Rom, der im Namen Paschals mit dem Könige unterhandelt hatte, gleich Gefangenen von Bewaffneten umgeben. Mit Mühe konnte der Papst das Amt halten. Nach Beendigung desselben blieb ihm nichts anderes übrig als von seinem Throne herabzusteigen und sich von Bewaffneten umgeben vor das Grab des h. Petrus zu setzen. Endlich als es darüber Nacht geworden war und somit der Schleyer der Dunkelheit den Römern verhüllte, was Heinrichs geheime Absicht war, wurde P. Paschal auf Befehl

*) Pertz S. 68. Z. 41.

des Königs mit den Kardinälen und einer großen Anzahl von Diakonen, Notaren und Layen gefangen hinweggeführt und somit aber auch schon am Abende der Eid gebrochen, den der König am Morgen für die Sicherheit des Papstes geschworen hatte. Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und dem deutschen Heere bey dem Einzuge ausgebrochen waren, scheinen den Vorwand dazu gegeben zu haben. Die Gefangennehmung selbst fand aber auf den Rath des Kanzlers Adalbert, der bereits zum Erzbischofe von Mainz bestimmt war, und des Bischofs von Münster statt. Die Römer griffen zu den Waffen, um die Gefangenen zu befreyen, bewirkten aber nur den schnellen Abzug der Deutschen gegen den Sorakte zu, wobey sie die Gefangenen zum Theil mit Stricken gebunden fortschleppten. Der Papst wurde mit zwey Kardinalbischöfen nach der Burg Trevico, die übrigen Kardinäle nach dem Krokodilschlosse gebracht und an zwey Monate im gefänglichen Gewahrsame gehalten. Von da aus ward auch der Krieg gegen die Römer geführt, zugleich aber auch ein Manifest erlassen, welches den Streit mit dem Papste von seinem Ursprunge an darlegen sollte und den Anlaß dazu dem Papste zuschrieb, welcher arglistig die Kirche und das Reich trennen und die Bischöfe auf die Zehnten und Opfer habe herabsetzen wollen.

Mit der Gefangennehmung des Papstes begann in dem großen Drama des ersten großen Streites des **regnum** und **sacerdotium** der letzte Akt, ein zehnjähriger neuer Kampf, der aus Italien sich nach Deutschland und Frankreich zog, nach einem scheinbar für Heinrich V. glänzenden Anfang mit der Niederlage des Kaisers im J. 1122 endigte.

Die wohlfeile Weisheit, daß das Schwert, welches den Knoten durchschnitten, ihn auch am besten löse, schien jetzt ihren Triumph zu feyern, bis an ihre Stelle die großartige Erfahrung trat, daß die Berufung an brutale Gewalt zur Schlichtung geistiger Kämpfe nur den selbst verwunde, der sich dieser unehrlichen Waffen bediene. Nach zweymonatlicher Gefangenschaft entschloß sich Paschal durch die Klagen der Gefangenen, die Gefahr eines Schisma und die Noth der Römer, wie die kniefälligen Bitten des Königs bewogen *), als Heinrich erklärt hatte, er verstehe unter Ertheilung der Investitur nur Belehnung mit den Regalien, zu einem Schritte, den er, hätte es sich um ihn allein gehandelt, nie gethan haben würde. Er gestattete dem Könige die Investitur mit Ring und Stab für die frey, ohne Simonie, aber mit seiner Zustimmung gewählten Bischöfe und Aebte, so daß die Gewählten nicht consecrirt werden durften, es habe sie denn der König investirt. Um aber Heinrich zu vermögen, das zu halten, was er versprochen, ließ der Papst in seinem Namen am Ponte Mamolo beschwören, den König wegen des Geschehenen nicht verfolgen, noch mit dem Anathema belegen zu wollen, ja selbst ihn zu krönen und zur Ausübung des König- und des Kaiserthums zu verhelfen. In der Nacht des 12. Aprils 1111 wurde hierüber im deutschen Lager die berühmte Urkunde ausgefertigt, die unter dem Namen des Privilegiums P. Paschalis II. Anlaß zu so großen Streitigkeiten gab, bald aber mit dem Namen pravilegium belegt wurde, und ihrem Urheber Ursache des größten Kummers, ja selbst des frühen Todes wurde. Er hatte in vollster Ueberzeugung der unabweisbaren Nothwendigkeit seines Verfahrens gehandelt; selbst Otto von Bamberg fühlte sich bewogen, Paschals Schuldlosigkeit zu erklären. Die Ausdrücke freyer Wahl ohne Simonie und Gewalt, unter deren Voraussetzung und Bedingung die Investitur dem Kaiser zugestanden wurde, gewährten nicht bloß eine gewisse Sicherheit, sondern boten auch jeden Augenblick Anlaß dar, die Bewilligung zurückzunehmen, wenn sie die Freyheit der Kirche gefährdete und der Simonie Vorschub leistete, zu deren Unterdrückung ja das Investiturrecht erlassen worden war. Andererseits aber blieb wahr, daß der Papst eine Concession gemacht habe, welche nicht nur wider den Buchstaben der früheren Concilienbeschlüsse war, sondern auch die Kirche selbst der Gefahr Preis gab,

*) Rex ipse pedibus ejus humiliter profusus veniam postulat, obedientiam spondet, dummodo ei regia potestate jure antecessorum suorum catholicorum regum uti concedat. ann. Saxo. p. 627.

es möchte die bischöfliche Macht, weil die Consecration erst nach erlangter Investitur ertheilt wurde, als eine bloße Ceremonie angesehen, und damit die Würde und Freyheit des bischöflichen Amtes selbst aufs Aeußerste gefährdet werden.

Als nun Heinrich am 13. April zum Kaiser gekrönt *) und der Papst in Freyheit gesetzt worden war, trat eine Wendung der Dinge ein, welche sich gegen Papst und Kaiser zugleich kehrte, wie sie denn auch die natürliche Folge des langen Streites zwischen beyden und der Aufbietung dritter Gewalten war, die erst für sie gewesen, jetzt gegen sie eine unabhängige Stellung zu behaupten suchten.

Während Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt mit päpstlicher Bewilligung seinen Vater kirchlich bestatten ließ, von dessen reumüthigem Ende in Rom Zeugniß abgelegt worden war, sein Kanzler Adalbert zur Belohnung von Verdiensten, die der Kaiser eben so hoch schätzen mochte, als sie zur Empfehlung für Nachfolge in der Würde des heil. Bonifacius zweydeutig erscheinen mußten, wurde der Inhalt des von P. Paschal errungenen Privilegiums auch in der übrigen christlichen Welt bekannt und kam die darüber entstandene Gährung zum schnellen und furchtbaren Ausbruch.

Die Cardinalbischöfe von Tusculum und Velletri, welche der Gefangenschaft entgangen waren, versammelten die Cardinäle und traten, obwohl selbst dadurch den Bestimmungen der Canonen entgegentretend, mit Schärfe wider den Papst auf. Der Legat Kuno, Erzbischof von Präneste, ein geborner Graf von Urach und Neffe (pronepos) des Bischof Otto von Bamberg, damals auf einer Mission nach Jerusalem begriffen, hatte kaum von den Vorgängen zu Rom Kunde erhalten, so versammelte er ein Concil zu Jerusalem und belegte daselbst Heinrich als des Sacrilegiums und der Impietät schuldig mit dem Anathem. Der Bischof Bruno von Signi, Abt von Monte Cassino, der das Leben Leo's IX. geschrieben und die Kämpfe Heinrichs IV. bestanden, stellte sich voll Eifer gegen Simonie und Investitur nicht nur denen entgegen, die mit dem Papste die Gefangenschaft erduldet hatten, und auf deren Rath Paschal das sogenannte Privilegium erlassen, sondern fühlte sich auch berechtigt, dem Papste nicht unzweydeutig selbst den Vorwurf der Häresie zu machen. Anderseits fand sich in Deutschland der Erzbischof Conrad von Salzburg, der schon auf dem Reichstage zu Mainz von dem Kaiser gleich einem Gefangenen gehalten worden war, bewogen, sich aus seinem Erzbisthume hinweg zur Großgräfin Mathilde nach Italien zu flüchten. Heinrich mußte schon sehr bald bedauern, durch sein Benehmen eine neue Opposition der Reichsfürsten hervorgerufen zu haben. Da die Gährung immer höher stieg und durch Paschal's Erklärung an die beyden Häupter der kirchlichen Opposition, er wolle, was er selbst nur aus Sorge für andere gethan habe, gut machen, kaum vermindert werden konnte, so kam endlich Ende März des Jahres 1112 die lateranensische Synode zu Stande, der mehr als hundert Bischöfe zum Theile aus Deutschland, Spanien und Frankreich beywohnten. In der letzten Sitzung widerrief Paschal das dem Könige ertheilte Privilegium, ohne jedoch sich selbst von dem Eide zu entbinden, den König nicht mit dem Anatheme belegen zu wollen. Das ganze Concil verwarf einstimmig den Grundsatz, daß kein vom Clerus und Volke Erwählter vor Empfang der Investitur consecrirt werden sollte.

Schon hiebey war der Cardinal Cuno besonders thätig, das Concil zum Banne des Kaisers zu bewegen, den er selbst im Oriente bereits wiederholt verhängt hatte und zu dessen Verkündigung er selbst jetzt die Reise durch den Occident begann. Es war von besonderer Wichtigkeit, daß gerade ein Deutscher sich berufen fühlte, den Kaiser wegen des Unrechts an dem römischen Stuhle zur Rechenschaft zu ziehen und damit die deutsche Nation selbst von dem Flecken zu befreyen, den ihr in den Augen der übrigen Völker Heinrich zugefügt. Bald sollte es ihm nicht an Nacheiferern und Genossen fehlen. Auf Aufforderung des Papstes hatte, um die Investitur, die Gefangennahme Paschals und die Angelegenheiten des Privilegiums zu besprechen, auch der päpstliche

*) portis omnibus Romanae urbis ne quis civium ad eum accederet obserratis. Pertz p. 73.

Legat Guido, Erzbischof von Vienne, an diesem Orte ein Concil versammelt (16. Sept. 1112). Von allen Prälaten jener Zeit kam wohl keiner an Ansehen diesem gleich, war keiner durch Geburt und Familienverbindung mehr im Stande, die Sache der Kirche zu fördern und ihr größeren Nachdruck zu verleihen als dieser. Sohn des Grafen Wilhelm des Großen von Oberburgund stammte er von mütterlicher Seite von Gerberga, Tochter des K. Heinrichs I., des Finklers, ab. Seine Großmutter war aus dem normännischen Herzogshause, eine seiner Schwestern, Gisela, mit dem Grafen Humbert von Maurienne verheirathet, war Mutter der Gemahlin K. Ludwigs VI. von Frankreich. Die andere, Clementia, heirathete den Grafen Robert von Flandern, der nach dem Zuge nach Jerusalem mit Hinterlassung eines Sohnes Balduin erst unlängst (1111) gestorben war. Durch Heinrichs V. Großmutter, Agnes, die Gemahlin Heinrichs III., war er auch mit dem Kaiser verwandt, der ihn wie den Grafen Reginold von Niederburgund seinen Blutsverwandten nannte; sein Bruder Stephan war Graf von Burgund. Er selbst 1088 Erzbischof von Vienne, durch Paschalis II. Cardinal, war bey weitem der angesehenste Mann unter dem nicht italischen Clerus. Der Beschluß, den er faßte, konnte einen entscheidenden Ausschlag geben.

Die Blüthe des französischen Clerus mit den hochgefeyerten Bischöfen Hugo von Grenoble, Godfried von Amiens und was von kaum minderer Bedeutung war, Guido, Abt des in unbefleckter Blüthe befindlichen Ordens der Karthäuser, verwarfen jetzt „die Häresie des Privilegiums P. Paschalis," belegten den deutschen Kaiser, obgleich Blutsverwandten des Erzbischofs von Vienne, mit dem Anathem. Ein anderes zu Anse von dem Erzbischof von Lyon veranstaltet, schien diesem Beyspiele folgen zu wollen. Guido schrieb selbst an Paschal, benachrichtigte ihn von den Beschlüssen des Concils zu Vienne, forderte ihn auf, dieselben zu bestätigen und von jeder Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser abzulassen. Wenn nicht, so sey er es, der die versammelten Bischöfe von Unterwerfung und Gehorsam entferne *).

Das Benehmen Paschals bey diesem gegen ihn gerichteten Eifer, der doch selbst bereit gewesen, sein Leben für die Aufrechthaltung der Kirche zum Opfer zu bringen, war ein höchst würdiges. Von den Cardinälen der Preisgebung der Kirche, ja beynahe der Häresie beschuldigt, von dem Kaiser hintergangen, persönlich gebeugt durch Zugeständnisse, welche seiner Ueberzeugung fremd waren, und von Schmerz zerrissen, daß ein so löblich begonnenes Pontificat eine so klägliche Wendung nahm, beschloß der Papst, entweder den Nachtheil wieder gut zu machen, welchen die Kirche durch das Privilegium erlitten, oder seine Tage als Einsiedler auf der Insel Ponza zu beschließen. Der Bischof Gerard von Angouleme, welcher zu dem lateranensischen Concil gekommen war und daselbst den Ausweg vorgeschlagen hatte, den Kaiser nicht zu excommuniciren, wohl aber die Investiturbewilligung zurückzunehmen, war, als das Concil beygestimmt, beauftragt worden, die Verwerfung des Privilegiums öffentlich zu verkündigen. Ihn sandte jetzt der Papst mit dem Cardinal Diviniacus **) an den Kaiser ab, bey welchem er bereits in mehreren Briefen ***) über die gewaltsame Zurückhaltung der Geiseln, die Unterdrückung der Kirche und die Belästigungen geklagt hatte, die er wegen seines Vertrages mit ihm in seiner nächsten Nähe zu dulden habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) quia nos a vestra subjectione et obedientia repellitis. Bey Mansi XXI. p. 16.

**) Hist. Pontificum et comitum engolismensium.

***) Cod. Udalricin. 266 — 272.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.
Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Weit entfernt aber, daß der Bischof die Zurückgabe der Investitur erlangt hätte, brachte vielmehr die Erklärung der Absicht des Concils, gegen den Kaiser im Weigerungsfalle einzuschreiten, einen solchen Unmuth hervor, daß Gerard selbst mit dem Tode bedroht wurde. Dennoch blieb aber Paschal mit dem Kaiser noch in Briefwechsel, ja verwendete sich später (Anfang 1113) selbst für Adalbert von Mainz, als dieser in des Kaisers Ungnade gefallen war, immer zum Frieden redend und sich bemühend, den Kaiser zur Gerechtigkeit zu stimmen. Allein in Mitte allgemeiner Bewegung Ruhe zu erhalten war schon schwierig, wenn das Recht gänzlich auf seiner Seite gewesen wäre; geradezu unmöglich wurde es, als, wie zu erwarten war, alle die strengeren Genossenschaften, die in der Entwicklung des Kirchenstreites entstanden waren, die Karthäuser in Frankreich, die von Leo IX. wieder ins Leben gerufenen Mönche von Hirsau sich wider die Investitur erklärten, Heinrich V. von den ihm ertheilten Ausnahmsrechten den übelsten Gebrauch machte *), und befürchtet werden mußte, es möchten nach dem Vorbilde des Abtes Bruno von Monte Cassino auch die Benediktiner wider Paschalis auftreten. Der Papst zwang ihn jedoch, auf seine Abtey Verzicht zu leisten **), da deren Regierung unverträglich mit seiner bischöflichen Würde war, und obwohl sein Nachfolger Gerardus aus dem Stamme der Marsischen Grafen Schüler des Abtes Desiderius (Victor's III.) war, so fand er sich doch nicht berufen, aus der Sphäre klösterlicher Thätigkeit herauszutreten. Dasselbe war damals auch von den Cluniacensern zu vermuthen, deren Vorstand Poncius erst im J. 1109 von dem Erzbischofe Guido von Vienne zum Abte und Nachfolger des heil. Hugo consecrirt worden war. Paschal war übrigens selbst Cluniacenser gewesen, was Stenzel 1. B. S. 647. Nr. 53. bey Beurtheilung der Stellung der Forscher zu den Hirsaupern übersehen zu haben scheint. 50 Jahre hatte dieser Hugo der einflußreichen Abtey, 1049 — 1119, vorgestanden und dem fränkischen Kaiserhause von Heinrich III. her so nahe befreundet seinem Kloster eine vermittelnde Stellung zwischen Kaiser und Papst verschafft, deren sich Heinrich V. zu bedienen gedachte, um mit Paschal ein Einverständniß herbeyzuführen ***). Von welcher

*) Siehe Epistola Friderici Colon. archiep. ad Ottonem B. Ep. im Cod. Udalr. n. 277.

**) Chronic. Monast. Casin. IV. c. 42. 43.

***) Siehe den Brief Heinrichs an Paschal. Cod. Udalr. a. 293, wo es übrigens offenbar Abbatem Clu-

Wichtigkeit es war, daß Abt Poncius, ein unruhiger Kopf, der sein Leben in einem Thurme eingesperrt endigte, noch durch die Ueberlieferungen seines besonnenen und großartigen Vorgängers gebunden und festgehalten war, so wie daß Paschal bey Monte Cassino entscheidend durchgriff, zeigte sich noch im J. 1112, als Alexius Comnenus, Kaiser von Ostrom, auf die Nachricht von der Gefangenschaft und Mißhandlung des Papstes eine Gesandtschaft nach Rom schickte und die Gesinnung der von Heinrich so schwer gekränkten Römer ausforschen ließ, ob sie geneigt wären, ihn oder seinen Sohn Johannes als Kaiser aufzunehmen, wenn sie sich um aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone zu erlangen nach Rom begeben würden. Immer war Monte Cassino eines der reichhaltigsten Anknüpfungspunkte mit dem Oriente gewesen, und der oströmische Kaiser hatte deßhalb auch schon den Abt nach Durazzo beschieden, um ihn von da aus nach Rom zu geleiten. Paschal aber befand sich, als die Römer die Gesandtschaft mit einer andern und glänzenden erwiederten, in der Lage, wenn er wollte, gegen den abendländischen Kaiser eine Sprache zu führen, vor der sich Heinrich hätte beugen müssen; ja wenn er wollte, das Kaiserthum den Deutschen wieder zu entziehen, da sie vergessen zu haben schienen, daß es der römische Stuhl an sie gebracht hatte. Paschal seinem Eide treu und noch immer von Heinrich das Beste hoffend, widerstand einer so lockenden Versuchung, und als kurze Zeit später Erzbischof Guido ihn auf das eindringlichste aufforderte, die Beschlüsse des Concils von Vienne zu bekräftigen, hatte er die Mäßigung, dieß in Ausdrücken zu thun, welche von allen Leidenschaften ferne nur das Beste der Kirche bezweckten und das Vorgefallene nicht weiter berührten.

Als leisen, seine eigene Lage, wie die Stellung Guido's bezeichnenden Wink, fügte er aber noch die Worte hinzu, wenn das Haupt von einem Siechthume befallen sey, sey es an den Gliedern, gemeinschaftlich und mit äußerster Anstrengung zu arbeiten, daß die Krankheit wieder entfernt werde.

Diese freymüthige Demüthigung und der besonnene Ernst, welcher den Papst nie verließ, mußte ihm zuletzt die Achtung aller derjenigen unwiderstehlich verschaffen, welche das Talent besassen, sich in fremde Lagen zu finden und erst nach so sorgfältiger Prüfung zu entscheiden. So fühlte sich denn auch der Bischof Hildebert von Mans, ein Freund Beringers, der auch dessen Grabschrift verfaßt, gedrungen, dem Papste Lob zu spenden, weil er sich selbst Preis gegeben, seine eigene Seele eingesetzt, um die anderer zu retten. Er entschuldigte *), was andere anklagten, die Zögerung des Papstes mit Heinrich V. gänzlich zu brechen. Sein Wille, sich dem Urtheile des Clerus zu unterwerfen und dessen Beschlüsse anzunehmen, verdienten eher alles, als Verfolgung oder Tadel. Dieser müsse aufhören, wenn die Einheit mit Auflösung, die Liebe mit Verletzung, der Friede mit Störung bedroht seyen. Den Gehorsam, die Liebe und die Demuth, die der Papst gelehrt, habe er auch zuerst geübt; da gezieme sich schweigend seine Gewissenhaftigkeit zu verehren, nicht aber sie, ohne sie zu kennen, anzuklagen. Es war jene Gefahr vorhanden, daß die Verwirrung, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Kirche so gräulich heimsuchte, schon jetzt ausbreche. Allein es lag noch keine avignonesische Zeit vor, sondern es verlangte vielmehr das große Beyspiel der vorhergegangenen drangsalvollen Zeiten die strenge Zusammenhaltung aller Regierungsgewalten in der Kirche, wie dieses unter den letzten Päpsten geschehen war, und jene Nachfolge in Zucht und Ehrbarkeit, Strenge und Erhebung, mit der die deutschen Päpste vorausgegangen waren. Daher kam es, daß Ivo, Bischof von Chartres, die größte canonistische Autorität jener Tage, jetzt entschieden für das Oberhaupt der Kirche Parthey nahm. Paschal hatte ihm das Vorgefallene mitgetheilt. Ivo aber nahm keinen Anstand, es für Schisma zu erklären, wenn man die Investitur durch Laien vertheidigen wolle. Solches solle sich aber nicht auf den Papst beziehen, dessen Schwächen **) eher zu bedecken, als zu enthüllen seyen. Durch

niacensem — tuae paternitati direxerimus st. dixerimus heißen muß.

*) Siehe Mansi XXI. p. 44. Er befand sich damals in Italien.

**) verenda.

freundliche und liebreiche Briefe müsse er aufgefordert werden, sich selbst zu richten oder seine That zurückzunehmen. Geschehe dieses, dann habe man Gott zu danken und die ganze Kirche sich zu freuen; wenn nicht, so stehe es Niemanden zu, über den Papst zu Gericht zu sitzen. Wo menschliche Urtheile nicht ausreichten, müsse man die Barmherzigkeit Gottes walten lassen *). Würde dieser Standpunkt in allen den Fällen vorgeherrscht haben, wo die Glieder sich vom Haupte zu trennen begannen, großes Unheil wäre verhütet worden und die Verantwortung der Einzelnen über das Elend der Zeiten wäre ungleich geringer. Jetzt entschied er und heilte die sonst tödtliche Wunde, die durch Heinrich V. der Kirche geschlagen worden wäre. Als der Erzbischof Johannes von Lyon zu gleichem Grunde, aus welchem die Synode von Vienne gehalten worden war, den Erzbischof von Sens, die Bischöfe von Chartres, Paris, Orleans u. a. m. aufbot, so machten diese ihn aufmerksam, wie ein solches Benehmen uncanonisch sey und die Ordnung der Dinge in der Kirche zerstöre. Was den Papst betreffe, so habe Petrus dreymal den Herrn verläugnet und sey doch Apostel geblieben. P. Marcellinus habe getäuscht den Göttern geopfert und sey, als er nach freyer Ueberzeugung handeln konnte, als Martyrer gestorben. Wenn Paschal noch immer nicht mit gebührender Strenge gegen Heinrich auftrete, so thue er dieses absichtlich nicht, um größere Uebel zu verhindern. Damit sey aber auch ihnen der Weg vorgezeichnet, den sie einzuschlagen hätten, so lange nicht eine offene Abweichung von der evangelischen Wahrheit stattfinde. Nicht der überschreite das Gesetz, welcher sich durch eine gewisse Nothwendigkeit dagegen verfehle, sondern der es mit Absicht angreife und sein Vergehen nicht erkennen wolle. Wie der Heiland selbst evangelische Gebote ermäßigt habe, sey es auch mit demjenigen geschehen, welches Häretiker bey ihrer Rückkehr zur Kirche von dem Priesterstande ausschlösse. Nun sey aber die Investitur noch keine Häresie. Wenn aber von allem demjenigen, was nicht durch das ewige Gesetz bestimmt ist, sondern nur für den Nutzen und nach der Schicklichkeit der Kirche bestimmt oder verboten sey, aus demselben Anlasse, durch den es entstanden sey, auch nachgegeben würde, so sey dieses nicht eine schädliche Uebertretung, sondern eine lobenswerthe und heilsame Dispensation. Diejenigen, welche dieses nicht gehörig auffaßten, urtheilten vorschnell ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Geister. Sollten Layen wirklich den Glauben haben, daß sie mit der Investitur ein Sacrament ertheilten, so müßte dieses als teuflische Anmaßung geradezu als häretisch angesehen werden. Dieses müsse so viel als möglich (salvo pacis vinculo) mit der Wurzel ausgerottet werden. Könne dieses ohne Schisma geschehen, solle es ohne Zögerung statt finden; wenn nicht, solle es mit gehöriger Protestation *) aufgeschoben und damit gezögert werden. Denn durch eine solche Anmassung von Seite der Layen geschehe ja dem Wesen des Sacraments doch kein Eintrag, da es immer bleibe, was es sey **).

Während so der Papst unerwartet Feinde wie Bundesgenossen fand, war die mit so vieler Gewalt und so großer Ueberschreitung des Rechtes errungene Kaiserkrönung nicht geeignet, Heinrichs hochfahrenden Sinn herabzustimmen; sondern nachdem sich selbst der Papst seiner Willkühr hatte fügen müssen, war das Schicksal der übrigen, welche auf ihren Rechten bestanden, vorauszusehen. Während die Sachsen zum Theile wegen des Orlamünder-Erbes gegen Heinrich unter Waffen traten, ward die immer drohender sich gestaltende Opposition gegen den Kaiser Anlaß, daß Erzbischof Adalbert eine Haltung annahm, die dem Kaiser so gefährlich schien, daß er ihn gefangen nach dem Schlosse Trifels abführen ließ. Nachdem Adalbert das Schicksal betroffen, das er selbst dem Papste bereitet, gelang es dem Kaiser, auch die Opposition der sächsischen und thüringischen Fürsten zu zersprengen, und Heinrich Sieger auf dem geistlichen wie auf dem weltlichen Gebiet feyerte nun seine Vermählung mit der 10jährigen Mathilde von England, zu der in blossen Füßen, in dürftigem Gewande, wie einst des Kaisers Vater zu Canossa,

*) Ivonis epistolae. Paris 1610. n. 233.

*) cum discreta reclamatione.

**) Ivonis epistolae. n. 236.

Herzog Lothar von Sachsen kam, Verzeihung von Heinrich zu erflehen. Jetzt war seiner Willkühr alles unterthan, er schaltete mit der Freyheit der Fürsten wie mit den Gütern der Kirche und deren Würden nach Interesse und Laune. Der königliche Hof verfügte über Bisthümer und Abteyen, wie in den Tagen Heinrichs IV. Alle Versprechungen, alle Eide waren vergessen, mit Füßen getreten. Die Häupter des Reiches, geistliche wie weltliche waren flüchtig oder im Kerker und was die eiserne Hand eines Wilhelm I. in England begründete, die ausgedehnteste Lehensverfassung, die alle Freyheit in Dienstbarkeit verkehrte, schien unter dem jungen, thätigen, gleich schlauen wie gewaltsamen Kaiser die unausbleibliche Zukunft Deutschlands zu seyn. — Da zog sich das Netz, das er selbst in Rom gesponnen, über seinem Haupte fest zusammen.

Aus der gewaffneten Opposition in Niederdeutschland war allmälig ein Bund geistlicher und weltlicher Stände zur Behauptung der Reichsfreyheiten geworden, der durch des Kaisers Stellung zur Kirche sich immer mehr in einen Kampf der kirchlich Gesinnten gegen den Verfolger der Kirche umgestaltete. Ehe noch die Schlacht vom Welfesholze (13. Febr. 1115) den künstlichen Bau des Despoten im Innern wankend gemacht hatte, sprach der Cardinallegat Cuno auch auf dem Concil zu Beauvais den Bann über den Kaiser aus. Offenbar war es der Plan des eifrigen Mannes, den wohl zugleich das Interesse der Kirche wie seines Vaterlandes zu so außerordentlicher Thätigkeit anspornte, den Kaiser von allen Seiten zu isoliren, dann in der eigenen Heimath ihn aufzusuchen und dort zur Aufgebung seiner destructiven Pläne zu zwingen. Was zu Beauvais geschehen, wiederholte Cuno am 28. März zu Rheims, am 19. April zu Cöln, welches, damals die bedeutendste Stadt des Reiches, bereits die Fahne des Aufstandes erhoben und auch zuerst die kaiserlichen Schaaren zurückgeschlagen hatte. Als Cuno dann in Chalons am 12. Juli dasselbe wiederholte, kam der Cardinal Dietrich von Ungarn nach Deutschland und es waren bereits noch weitere energische Schritte zu erwarten, als dieser auf der Reise nach Cöln starb. Unterdessen war aber Erzb. Adalbert nach 3jähriger Gefangenschaft durch einen Aufstand der Mainzer befreyt worden, und stellte sich nun an die Spitze der Opposition. In Cöln wo seine Consecration zum Erzbischofe von Mainz statt fand, wurde ungeachtet des schnellen Todes des Card. Dietrich der Bann über Heinrich ausgesprochen und als dieser den Bischof von Würzburg an die Versammlung von Bischöfen und Fürsten absandte, wurde derselbe nicht früher zugelassen, als bis er gelobt hatte, den Umgang mit dem gebannten Kaiser zu meiden. Als so der Boden unter seinen Füßen zu wanken begann, entschloß sich der Kaiser, einen neuen Zug nach Italien zu unternehmen, theils um die Erbschaft der am 24. Juli 1114 gestorbenen Großgräfin Mathilde zu ordnen, theils durch eine neue Vereinbarung mit dem Papste den Streit da zu seinen Gunsten zu ordnen, wo er angefangen hatte. Die Römer immer schwankend in ihren Entschlüssen hatten ihn eingeladen wieder nach Rom, zu ziehen und ihre Willfährigkeit mußte geschickten Unterhandlungen einen sichern Erfolg bereiten; bald sah sich Heinrich in dem Besitze von Rom und machte jetzt auf dem Capitole selbst das Recht der Investitur geltend. Allein der Papst hatte sich vor seiner Ankunft aus der Stadt entfernt und der Kaiser fand sich dadurch nicht nur in allen Unternehmungen gelähmt, sondern der Endzweck seines Zuges war dadurch gescheitert. Im May begab er sich nach Oberitalien, wo er bis zum J. 1115 verweilte; die Besatzung, welche er in Rom zurückgelassen hatte, wie die Verbindung, die er mit dem Grafen von Tusculum eingegangen, konnte nicht hindern, daß Paschal II. die Leostadt mit der St. Peterskirche wieder einnahm. —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.
Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich wird hier noch die Rede mitgetheilt, mit welcher der z. Vorstand der Akademie, Herr Staatsrath Max Frhr. v. Freyberg die öffentliche Sitzung zur 87. Feyer des Stiftungstags eröffnete.

Wenn es die Aufgabe des einzelnen Mannes von Fache ist, in dem wissenschaftlichen Gebiete dessen Bearbeitung er sich zur Lebenspflicht gemacht, sich ehrenhaft hervorzuthun, so nimmt er durch sein Eintreten in einen Verein von der Natur des unsrigen die weitere Verpflichtung auf sich, zur Erfüllung des Berufes mitzuwirken, der einem solchen Vereine, seiner Stellung und Zusammensetzung nach, zu Theil geworden ist. Er gewinnt aber hiebey auch jene Hilfe und Erkräftigung für seine Thätigkeit, die bey der innigen Verwandtschaft aller geistigen Gebiete, das Zusammenwirken zu einem gemeinsamen höheren Zwecke zu gewähren nicht entstehen kann. Und nicht so fast in der erleichterten Uebersichtlichkeit der Forschungsergebnisse wird der Gewinn bestehen, der ihm zugeht, sondern wesentlicher, in der Erhöhung des Bewußtseyns von der Einheit der Gesammtaufgabe aller Wissenschaft überhaupt. Denn nicht blos in einer Erweiterung der Theorie, in einem Zusammentragen und Bekanntmachen der im Einzelnen gewonnenen Summen von Kenntnissen besteht die Aufgabe einer Akademie, sondern vielmehr in der Belebung jenes Geistes, der alles menschliche Wissen als ein seinem Ursprunge und Zwecke nach einheitliches durchdringen soll, und in der Signalisirung der Richtung, die die Forschung zu verfolgen hat. Und daher wird der Nutzen eines solchen Institutes weit über die nächste Aufgabe hinausgehend, sich in der Haltung, die es in die Forschung zu bringen hat, in der Ueberwachung ihres Fortschrittes, so wie in der Aufrechthaltung der wissenschaftlichen Klarheit, Ruhe und Würde überhaupt zu begründen haben. Indem eine Akademie über die gelösten Probleme, die einen wahren Zuwachs an Wissen enthalten, getreulich Buch führt — hat sie unter den weiter zu lösenden diejenigen zu bezeichnen, die sie für einen stetigen Fortschritt als die bedeutendsten erachtet. Nimmt sie in dieser Beziehung einen maaßgebenden Einfluß in Anspruch, so fürchtet sie um so weniger der Freyheit der geistigen Bewegung hiedurch hemmend in den Weg zu treten, als die Ausübung dieses Einflußes ja nur in der Anerkennung wahrer Fortschritte sich begründet, die stets nur Ergebnisse einer mit Weisheit gepaarten Freyheit des Geistes sind. Und wenn sie zugleich vorgreifend auf die Richtpunkte hinzuweisen sich berufen findet — welche sie für den weiteren Gang der Forschung als die vorzugsweise bestimmenden erachtet, so möchte sich dieser Beruf schon in ihrer Stellung, die einen so großen Horizont gewährt, und in dem einheitlichen Zusammenwirken ihrer Mitglieder, in welchen die mannigfaltigen Gebiete des Wissens sich in ihr repräsentirt zeigen, seine Rechtfertigung finden.

Einer solchen Aufgabe nachzukommen ist auch unser Institut in dem heute ablaufenden 87. Jahre

seines Wirkens fortwährend getreulich bemüht gewesen. Wenn auch das Maaß der Anfoderungen, bey der Fülle des Stoffes, der von so vielen Seiten zuströmt, sich immer höher stellt, so findet sich auch der Eifer durch den Anreitz, des anwachsenden Stoffes Meister zu bleiben, in gleichem Maaße gesteigert, und wenn einem solchen Eifer nun ein reicheres Maaß von Mitteln zugefördert wird, so kann schon Etwas gewagt werden. Es vermehrt sich die Summe der Arbeitskräfte, es vervielfacht sich der Verkehr, es beschleunigt sich der Austausch von Ansichten und Forschungsergebnissen, und die einzelnen zur Vertretung der Interessen der Wissenschaft reichlicher ausgestatteten Vereine treten aus ihrer Isolirung immer mehr heraus, um sich gegenseitig zur Förderung einheitlicher Gesammtzwecke zu erkräftigen. Daher sind wir denn auch in diesem letztverfloßenen Jahre und zwar mit dem besten Erfolge bestrebt gewesen, den eben bezeichneten schon länger eingeleiteten Verkehr mit den uns verwandten Instituten kräftigst zu beleben, neue Verbindungen einzugehen, uns bey allgemeinen wissenschaftlichen Unternehmungen zu betheiligen. Ich bezeichne von solchen Unternehmungen hier nur ein paar der bedeutendsten, welchen fortwährend unsere Thätigkeit zugewendet blieb. In der Absicht den Gang der Magnetnadel zu beobachten, um die Beziehung des Magnetismus zu einem innern Leben der Erde aufzufinden — um, wie es mein berühmter Vorgeher vor 6 Jahren an dieser Stelle bezeichnet hat, der stummen Sprache dieser Nadel zu lauschen, ob sie Räthsel der Vergangenheit und Zukunft andeute, ist bekanntlich durch Vereinigung mehrerer Staaten die Errichtung von Observatorien, die sich über einen großen Theil des Erdballes erstrecken, zu Stande gekommen. Diese, sich unausgesetzt von je 2 zu 2 Stunden wiederholenden Beobachtungen wurden auch auf unserer Sternwarte durch Herrn Conservator Lamont auf das Genaueste fortgesetzt. Eine andere Unternehmung von allgemeinem Interesse betrifft die wissenschaftliche Fixirung und Darstellung von Maaß- und Gewichts-Einheiten. Es ist den fortgesetzten Bemühungen unsers Conservators Steinheil gelungen, eine solche, mit der erreichbarsten mathematischen Schärfe bestimmte Einheit, und zwar in Bergkrystall darzustellen, wodurch das, was in Frankreich zu diesem Zwecke in Platina versucht wurde, sich überboten findet. Von den Früchten, die auf andern Gebieten der unserer Pflege anvertrauten Wissenschaften gewonnen worden sind, ist so Manches im Verlaufe des Jahres durch unsere akademischen Druckschriften dem Publicum bereits dargeboten, Anderes vorbereitet. Auf Einzelnes einzugehen, kann nicht in dem Umfange dieses Vortrages liegen; aber schon die Pflicht des Dankes gebietet es, der herrlichen Bereicherung zu erwähnen, welche dem Schatze unserer Attribute durch die Fürsorge eines Königes zugegangen ist, dessen Kennerblick die Momente, in welchen eine großartige Hülfe zu gewähren ist, so sehr zu würdigen weiß. Es besteht diese Bereicherung in der Erwerbung von zwey, um ihrer vergleichweisen Vollständigkeit und inneren Werthes willen längst berühmten Sammlungen. In der einen derselben, nämlich der Petrefakten-Sammlung des verstorbenen Grafen von Münster, dem Ergebniß eines 40jährigen, mit der tiefsten Sachkenntniß gepaarten und durch das Glück begünstigten Sammlerfleißes, welchem es gelang mehr denn 50000, zum Theil durch Seltenheit und Pracht ausgezeichnete Exemplare von Ueberresten der frühesten Naturgeschichte unserer Erde aufzubringen, ist unserm Studium eines Zweiges der Naturkunde, dessen Wichtigkeit eine immer steigende Anerkennung findet, eine Hülfe zugegangen, ganz beschaffen, auch die kühnsten Wünsche zu überbieten. Von ähnlicher Bedeutung für ein anderes Fach ist die Erwerbung einer zweyten, nämlich der numismatischen Sammlung des Hrn. Longo in Messina, welche besonders durch ihren Reichthum an antiken sicilianischen Münzen so ganz geeignet ist, eine in unserer, wenn gleich durch Fürsorge des Königs aus Münzen der Könige und Städte Griechenlands schon so schön ausgestatteten Sammlung, noch so fühlbare Lücke zu ergänzen.

Ist nun der Blick auf das, was allerwärts an Stoff für die Forschung sich anhäuft, so wie auf die in allen Sphären des Wissens gesteigerte Thätigkeit ganz geeignet, große Erwartungen aufzuregen, so möchte er anderseits nicht minder geeignet seyn, uns zu einer ernsten Betrachtung über das Stadium Anlaß zu geben, in welchem wir uns in

wissenschaftlicher Beziehung etwa befinden. Und es dürfte derselbe uns allerdings zu der Frage auffordern, die wir von einem Redner nach mir an uns werden gerichtet hören — zu der Frage nämlich: Ob dieses Stadium nicht vielleicht ein solches sey, in welchem sich einem Volke bereits mehr Vergangenheit als Zukunft darbietet, in welchem die produktiven, plastischen Lebenskräfte schon in der Abnahme begriffen, und von dem Bedürfnisse eines Zurückgreifens in die verlebte Vergangenheit überholt sind. Ob es nicht etwa schon an der Zeit sey zu einem wissenschaftlichen Wirken im Geiste eines Aristoteles, der für die Griechen, eines Varro der für die Römer sich zu dem Versuche berufen fühlte, über das Gesammtwissen seiner Gegenwart Heerschau — und aus der Vorwelt für die Nachwelt gleichsam Gericht zu halten?

Ein unbefangenes Urtheil möchte sich fast für die Bezeichnung einer solchen Frage bestimmt finden. Ich fürchte nicht den sich hiebey zwar zunächst aufdringenden Einwurf, der in der Hinweisung auf die Fülle von Entdeckungen und Kenntnissen liegt, welche auf allen wissenschaftlichen Gebieten so sehr im Anwachsen begriffen ist. Ich halte dabey das Eine und Letzte fest im Auge, auf das es gerade um so mehr ankommt, je größer und schneller die geistige Bewegung, je mannigfaltiger und üppiger sie in ihren Ergebnissen ist. Dieses Eine und Letzte aber, es liegt in dem Geiste, der diese Bewegung beherrscht, in den Zwecken, die sie verfolgt, es liegt in der philosophischen Bedeutung, die das wissenschaftliche Streben überhaupt gewonnen hat. Nur in dem Maaße, in dem sich die Gegenwart das Zeugniß geben kann, daß es in diesen Beziehungen gut und fest um sie stehe, wird sie der Zukunft mit Beruhigung entgegensehen. Bey der Unzertrennlichkeit des Wissens von dem Leben wird aber dieses Zeugniß sich in den gesellschaftlichen Zuständen, in welchen man sich befindet, bestätigt finden müssen — und so wird denn die Frage lauten: wie es denn mit dem Verhältnisse der Philosophie zu dem Leben heutzutage beschaffen sey? Oder — um bey der Anziehungskraft, die die Wissenschaft weit über ihre nähere Gränze hinaus auf das Praktische behauptet, dieser Frage eine bestimmtere Wendung zu geben: welches ist das Ergebniß, das der Einfluß der wissenschaftlichen Spekulation auf das Volksleben und die Gestaltung der Staatenverhältnisse uns gebracht hat? Ist ein rechter Verlaß auf das Bestehende, eine rechte Bürgschaft für das zu Erhoffende in demselben zu finden? Oder haben die Systeme der Staatswissenschaft sich etwa ausgelebt, so daß sie einen solchen Verlaß, eine solche Bürgschaft nicht mehr zu gewähren im Stande wären? Und wenn dieses zugegeben werden müßte, liegt der Grund davon in der Unhaltbarkeit der philosophischen Axiome, auf welche diese Systeme gebaut wurden, liegt er in einem Erschöpftseyn der bildenden Lebenskräfte, oder in einem Verkommenseyn der Richtung ihrer Thätigkeit?

Es ist das Verhältniß des Wissens zu dem Glauben, der menschlichen Weisheit zur göttlichen Offenbarung, aus welchem allein die Beantwortung dieser Fragen geschöpft werden muß. Denn die bildende Kraft des Geistes, wenn sie Früchte des wahren Lebens bringen und nicht versiegen soll, muß in dem Göttlichen wurzeln und auf das Göttliche hinstreben. Das Göttliche aber, es kann nur mit dem Glauben erfaßt, festgehalten und verfolgt werden. Ein dem Grunde und Lichte eines solchen Glaubens sich entfremdendes Wissen wird daher nur Scheinfrüchte bringen, welchen eine fortbildende Zeugungskraft nicht einwohnt. Daher hat auch der genannte Varro die Wiederbelebung der väterlichen Religion in den Gemüthern seiner Zeitgenossen als die erste Bedingung der Fortdauer des Staates bezeichnet. Daß eine solche Wiederbelebung, ein Zurückkommen auf die positiven Grundfesten der ewigen Wahrheit auch unserer Zeit zum Bedürfnisse geworden, daß in ihr die Bürgschaft für unsere Zukunft zu suchen sey, das wird wohl keiner, der die geistige Bewegung der Gegenwart ernst und scharf in das Auge faßt, zu verneinen vermögen.

Wenn wir aber in diesem Bedürfnisse die große Aufgabe der Gegenwart bezeichnet finden, zu deren Lösung auch wir unseres Ortes mitzuwirken berufen sind, und wenn die Anforderungen, die Pflichten,

die sich dabey herausstellen, noch so ernster Natur sind — so dürfen wir uns doch zugleich dem erhebenden Bewußtseyn hingeben, daß schon so viele Zeichen der Zeit ein beruhigendes Einlenken zu einer bessern Richtung verkünden. Wie könnte ich aber die Feyer unseres heutigen Festes würdiger einleiten, als damit, daß ich dieses freudige Bewußtseyn hier öffentlich aussprechen darf.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V.

folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Schluß.)

Dürfte man den Darstellungen des Kaisers in seinen Briefen an den Bischof Hardwik von Regensburg Glauben schenken, so war durch seine Gesandtschaft *) an den Papst bereits alles in Ordnung gebracht, was der Kaiser wünschte, und was die päpstlichen Legaten Guido, Cuno und Thiederich gegen den Kaiser unternommen, hätte sich als reine Anmassung, der Paschal seine Zustimmung verweigerte, erwiesen. Ganz anders aber stellt sich das Verhältniß der Parteyen heraus, wenn man, was in Rom selbst geschah, untersucht. Während der Kaiser lombardische Bischöfe und Aebte berief, um durch ihre Vermittlung mit dem Papste zu unterhandeln, versammelte (März 1116) Paschal auf's Neue ein Concil im Lateran, und als hiebey von ihm verlangt wurde, er möge sich über das erklären, was für alle von der größten Wichtigkeit war, so erhob sich der Papst, um offen einzugestehen, er

*) qui-veram pacis concordiam inter nos et papam omni dubietate remota retulerunt.

habe als Mensch fehlerhaft gehandelt, *) belege aber jetzt das sogenannte Privilegium mit eigenem Anathem und fordere die Anwesenden auf, dasselbe zu thun. Mitten unter dem Zustimmen der Anwesenden erhob sich jetzt Bruno von Signi und dankte laut Gott, daß der Papst das Privilegium verdamme, welches nach Verkehrtheit und Häresie geschmeckt habe. Es hatte damit die Meinung der Eifrigen ihren Ausdruck gefunden; denn was Bruno von Signi gesagt, hatten unstreitig jene Männer sammt und sonders gedacht, über deren einstimmiges Drängen und Urtheil sich der Papst in manchem Briefe beklagt hatte. Allein er setzte noch die scheinbar richtige Folgerung bey: wenn das Privilegium eine Häresie in sich schloß, ist der, welcher es gab, ein Häretiker. **)

Gerade dieser Ausspruch veranlaßte aber zuletzt den Anschluß der strengen Partey an den Papst, der durch sein Bekenntniß den gethanenen Fehler wieder gut gemacht hatte und nun auch den Triumph erlebte, daß das Concil selbst dem blinden Eifer seiner Gegner entgegentrat und die bisherige Spaltung in dem Schooße der Kirche nun mit einem Male verschwand. — —

*) Fateor me mala egisse.

Der Charakter Paschals ist von Gervais vielfach mißkannt worden. Paschal blieb sich immer gleich, allein indem er einerseits die Investitur verdammte, den investirenden Kaiser jedoch nicht bannte, wohl aber in Folge des ersten Schrittes gut hieß, was seine Legaten thaten, ohne jedoch den Kaiser je namentlich unter dem Anathem zu begreifen, so mußte dieß zu Mißverständnissen führen.

**) Mansi's Leseart quidam für quidem widerspricht Chr. Ursperg. S. 130, die richtig ist. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Zweytes Supplement 1843 — 1845. Berlin bey Lüderitz 1845. (Zugleich als Bericht über die Fortschritte der chemischen Mineralogie bis 1846 von Fr. v. Kobell.)

Wir haben im Jahre 1844 Nro. 7 dieser Blätter das erste Supplementheft zu dem 1841 erschienenen Repertorium angezeigt. Das vorliegende zweyte Heft giebt den Zuwachs von Mineralanalysen und die Veränderungen, welche in der theoretischen Ansicht darüber nothwendig geworden, bis zum Jahre 1845. Das Unternehmen verdient den Dank der Mineralogen und Chemiker, denn abgesehen davon, daß die Analysen aus den verschiedensten in- und ausländischen Werken und Journalen fleißig gesammelt wurden, so sind sie auch kritisch verglichen, besprochen und berechnet. Wie werthvoll aber mehrfach wiederholte Analysen seyen, zeigt sich fortwährend, denn nicht nur Irrthümer älterer Zeit werden mit unsern vervollkommneten Scheidungsmethoden berichtigt, sondern auch in gar vielen Arbeiten unserer Tage Fehler entdeckt und manche von chemischer Seite creirte Mineralspecies dauert nur so lange, als die Analyse ihres Vaters die einzige darüber bekannte ist und verschwindet wieder in Folge der nächsten Untersuchung. Wenn es durch noch nicht überwundene Schwierigkeiten der Analyse und chemischen Kenntniß geschehen konnte, daß im Pyrochlor z. B. über 63 Proc. Tantalsäure für Titansäure genommen wurden und zwar von einem unserer ersten mit Recht berühmten Chemiker, so erinnert dieses daran, wie von Klaproth und Davy die Phosphorsäure im Wavellit übersehen worden, welche Fuchs dann gefunden, oder wie Berzelius die phosphorsaure Yttererde zu seiner ersten Thorerde machte, wenn aber ein Greenovit von Cacarrié als titansaures Manganoxyd aufgeführt wird und sich nur als einen durch Mangan gefärbten Sphen erweist, so zeigt solches eine Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit der Untersuchung, welche man gegenwärtig nicht mehr erwarten sollte und ist eben so wenig zu entschuldigen, als die Ankündigung des Eisenarragonits, des Junkerits von Dufrénoy, welcher nach Breithaupt weiter nichts ist als ein Eisenspath, an dem der Winkel des Rhomboeders für den eines rhombischen Prisma's genommen wurde. — Wenn daher nicht zu verkennen ist, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes, indem er die neuen Analysen berechnet und sich bemüht, ihre gesetzliche Formel zu finden, gewiß manche vergebliche Arbeit unternommen hat, so ist das Verdienst darum nicht geringer und früher oder später stellt sich das Wahre und Bleibende dennoch heraus. —

Der Verf. giebt in der Einleitung die Formeln mehrerer Silicate mit Rücksicht auf die Annahme L. Gmelin's, die Kieselerde als $\ddot{Si}$ zu schreiben. Die Formeln sind theilweise sehr einfach, z. B. Wollastonit $= \dot{Ca}\,\ddot{Si}$, Okenit $= \dot{Ca}\,\ddot{Si}^2 + 2\,\dot{H}$, Datolith $\dot{Ca}\,\dddot{B} + \dot{Ca}\,\ddot{Si}^2 + \dot{H}$, Olivin $(\dot{Mg}, \dot{Fe})^2\,\ddot{Si}$, Augit $\dot{R}\,\ddot{Si}$; theilweise ist der Unterschied gegen die alte Schreibart nicht erheblich z. B.

Hornblende $= 3\,\dot{R}\,\ddot{S}i + \dot{R}^2\,\ddot{S}i^3$; sonst $\dot{r}\,\ddot{S}i + \dot{R}^3\,\ddot{S}i^2$

Granat, Vesuvian $\Big\} = \dot{R}^3\,\ddot{S}i^2 + \dddot{R}\,\ddot{S}i$; sonst $\dot{R}^3\,\ddot{S}i + \dddot{R}\,\ddot{S}i$

Nephelin $= (\dot{K}a\,\ddot{S}i^2 + 4\,\dot{N}a\,\ddot{S}i) + 5\,\dddot{A}l\,\ddot{S}i$; sonst $\left.\begin{matrix}\dot{N}a^2\\ \dot{K}a^2\end{matrix}\right\}\dddot{S}i + 2\,\dddot{A}l\,\ddot{S}i$

Stilbit $= 3\,\dot{C}a^2\,\ddot{S}i^3 + 4\,\dddot{A}l\,\ddot{S}i^3 + 20\,\dot{H}$; sonst $3\,\dot{C}a\,\dddot{S}i + 4\,\dddot{A}l\,\ddot{S}i^3 + 21\,\dot{H}$
(Heulandit)

Sehr einfach sind noch Dioptas $= \dot{C}u\,\ddot{S}i + \dot{H}$ und Kieselkupfer $\dot{C}u\,\ddot{S}i + 2\,\dot{H}$. Dieser Gegenstand ist schon im Jahre 1834 von Berzelius besprochen worden und Gaudin hat damals die Zusammensetzung der Kieselerde aus 1 Atom Radikal und 2 Atomen Sauerstoff geltend zu machen gesucht. Berzelius führt mit Hinweisung auf die einfache Schreibart die Formel des Wollastonits, des Leucits $= \dot{K}a\,\ddot{S}i + \dddot{A}l\,\ddot{S}i^3$ und des Analcim's $= \dot{N}a\,\ddot{S}i + \dddot{A}l\,\ddot{S}i^3 + 2\,\dot{H}$ an, bemerkt aber, daß diese Schreibart gerade auf die Mischung eines sehr verbreiteten und wohl gekannten Minerals, des Feldspaths, nicht passe. Nun hat Berzelius freylich die Formel $\dot{R}\,\dddot{S}i + \dddot{R}\,\ddot{S}i^3$ in dem Sauerstoffverhältniß ihrer Glieder beym Umschreiben nicht geändert und dadurch ist die allerdings nicht sehr ansprechende Formel $\dot{K}a^2\,\ddot{S}i^3 + \dddot{A}l^2\,\ddot{S}i^9$ zum Vorschein gekommen. Gmelin hat aber keinen Anstand genommen, die Formel des Feldspaths anders zu schreiben nämlich $\dot{R}\,\ddot{S}i^3 + \dddot{A}l\,\ddot{S}i^3$ und diese Form hat nichts ungewöhnliches, obwohl dabey die Aehnlichkeit, welche Berzelius an der Mischung des Feldspaths und des Alauns hervorhebt, verloren geht. Diese Aehnlichkeit hat aber, genau betrachtet, keine besondere Bedeutung und so muß es andern Rücksichten überlassen bleiben und kommenden Erfahrungen, welche Schreibart die richtigere sey. — Die Artikel der betreffenden Mineralien sind wie früher alphabetisch geordnet. Eine kleine Ueberschau mag ein Bild derselben und der Art ihres Inhaltes geben. — Der Verf. hat den Achmit neuerdings untersucht, durch meine Angabe veranlaßt, daß dieses Mineral die nicht unbedeutende Menge von 3,25 Proc. Titanoxyd enthalte. Er hat gegen 3,1 Proc. gefunden, hält es aber für wahrscheinlich, daß dieser Gehalt beygemengtem Titaneisen zuzuschreiben sey. Die Untersuchung bestätigt übrigens die Formel $\dot{N}a\,\dddot{S}i + \dddot{F}e\,\dddot{S}i^2$.

Der Aeschynit von Miask ist von Hermann untersucht worden und es hat seine Analyse ganz andere Resultate gegeben als die bisher bekannte von Hartwall. Nach Letzterem bestünde das Mineral wesentlich aus titansaurer Zirkonerde und titansauerm Ceroxyd, nach Hermann enthält es außerdem noch Tantalsäure, Eisenoxydul, Yttererde und Lanthanoxyd. Hermann hat auch eine Formel aufgestellt, welche natürlich auf keine besondere Sicherheit Anspruch machen kann. —

Forchhammer hat den Hversalt von Island untersucht und folgende Mischung gefunden:

Schwefelsäure	35,16
Thonerde	11,22
Eisenoxyd	1,23
Eisenoxydul	4,57
Talkerde	2,19
Wasser	45,63
	100.

Es ist also das Mineral wesentlich $= \left.\begin{matrix}\dot{F}e\\ \dot{M}g\end{matrix}\right\}\dddot{S} + \dddot{A}l\,\ddot{S}^3 + 24\,\dot{H}$,

d. i. ein Eisenoxydul-Talkerde-Alaun.

Scheerer hat früher gezeigt, daß Allanit, Cerin und Orthit dieselbe allgemeine chem. Formel haben und giebt nun auch an, daß ihre Kry-

stallisation dieselbe sey. Die Gleichheit der Krystallisation von Cerin und Allanit ist auch von G. Rose nachgewiesen.

Der Aluminit aus dem Garten des Pädagogiums in Halle ist neuerdings von Schmid und Marchand untersucht worden. Außer der bekannten Mischung $\dddot{Al}\ \dddot{S} + 9\ \dot{H}$ fanden sich noch drey andere Verbindungen, welche aber der Verf. als Gemenge mit Thonerdehydraten ansieht, worin wir ihm des Amorphismus dieser Substanzen wegen gerne beystimmen.

Der Verf. hat uns eine neue Untersuchung des Amblygonits von Penig geliefert, wonach sich ergiebt, daß das Mineral außer 6 — 7 Proc. Lithion noch 5 — 3 Proc. Natrum enthält und daß der Fluorgehalt 8 Proc. beträgt. Die Formel ist

$$\left\{ \begin{array}{l} \dot{R}^5\ \ddot{\dddot{P}}^3 + \dddot{Al}^5\ \ddot{\dddot{P}}^3 \\ R\ Fl + Al\ Fl^3 \end{array} \right\}$$

H. Rose hat dargethan, daß Anatas, Brookit und Rutil ein entschiedenes Beyspiel von Trimorphie geben, daß sie sämmtlich aus Titansäure bestehen und, in so weit sich solches durch das spec. Gewicht nachweisen läßt, durch Glühen in einander übergehen, indem der Anatas, bey gewöhnlicher Temperatur von 3,92 G. durch Glühen 4,16 (das sp. G. des Brookits) annimmt und dieses bey heftigem Glühen bis auf 4,25 (das spec. Gew. des Rutils) steigt.

Der Verf. hat einige Apophyllite auf Fluor untersucht und einen geringen doch wechselnden Gehalt 1 — 1,5 Proc. gefunden. Er macht auf eine Hypothese aufmerksam, daß vielleicht das Fluor einen Theil des gleich elektro-negativen Sauerstoffs vertrete und also das Silicat mit wechselndem ($K\ Fl + Si\ Fl^3$) + 6 ($Ca\ Fl + Si\ Fl^3$) vertreten werde. —

Nach den Untersuchungen von Domeyko besteht das Arsenikkupfer von Calabazo in der Provinz Coquimbo aus $Cu^3\ As$.

Baulit ist ein auf Island häufig vorkommendes Gestein von Forchhammer genannt worden, weil es unter andern den Baulaberg bildet. Forchhammer giebt folgende Analyse an:

Kieselerde	74,38
Thonerde	13,78
Eisenoxyd	1,94
Manganoxyd	1,19
Kalkerde	0,85
Talkerde	0,58
Kali	2,63
Natrum	3,57
Chlor	0,12
Wasser	2,08
	101,12

Wir sind mit dem Verf. einverstanden, daß dieses Mineral wohl als ein Gemeng von Quarz und einem feldspathigen Gestein anzusehen sey. Es soll zum Theil dem Perlstein gleichen.

Von Delesse ist ein Beaumontit genanntes Mineral untersucht worden. Es stammt von Baltimore und enthält:

Kieselerde	64,2
Thonerde	14,1
Kalkerde	4,8
Talkerde	1,7
Eisenoxydul	1,2
Wasser	13,4.

Man kann die Formel $\dot{R}\ \dddot{Si}^2 + \dddot{Al}\ \dddot{Si}^3 + 5\ \dot{H}$ dafür schreiben. Es wird von Salzsäure vollständig ohne Gallertbildung zersetzt. Von Jackson ist ein Kupfersilicat von Chessy ebenfalls Beaumontit genannt worden. —

Der Verf. hat den Vivianit neuerdings untersucht und giebt folgende Resultate an. a. von New-Jersey, b. von Bodenmais:

	a.		b.
Phosphorsäure	28,40	„	28,60
Eisenoxydul	33,91	„	34,52
Eisenoxyd	12,06	„	11,91
Wasser	27,49	„	27,49
	101,86		102,52

Da der Vivianit isomorph mit der Kobalt-

blüthe $= \dot{Co}^3 \dddot{As} + 8\,\dot{H}$ ist, so setzt dieses voraus, daß er ursprünglich nur Eisenoxydul enthalten habe und dann wahrscheinlich farblos gewesen sey. Mit der blauen Farbe, wie er sich findet, hat sich eine Verbindung von $\dot{Fe}^3 \dddot{P}^2 + 8\,\dot{H}$ gebildet, welche nun der ursprünglichen beygemischt ist. —

Als eine Zwischenstufe zwischen den Eisenoxydhydraten des Göthits $\dddot{Fe}\,\dot{H}$ und des gewöhnlichen Brauneisensteins $\dddot{Fe}^2\,\dot{H}^3$ erscheint der von Herrmann so genannte Turgit vom Fluße Turga bey Bogoslowsk im Ural. Er besteht aus $\dddot{Fe}^2\,\dot{H}$ und zeichnet sich durch seine rothe Farbe aus. — Es wäre auch möglich, daß der Wassergehalt, der nur $5\frac{1}{2}$ Proc. beträgt, zufällig und hygroskopisch und das Mineral nur Rotheisenerz wäre. —

Einer genauern Berechnung zufolge ist für den Brochantit die Formel $\dot{Cu}^4 \dddot{S} + 3\,\dot{H}$ oder vielleicht $\dot{Cu}\,\dddot{S} + 3\,\dot{Cu}\,\dot{H}$ zu schreiben. Die letztere Formel würde aber nicht unwahrscheinlich voraussetzen, daß das Mineral im heißen Wasser zum Theil aufgelöst werde, was angeblich nicht der Fall ist. —

Was den Chlorit und Ripidolith betrifft, welche in mehreren Varietäten untersucht worden sind, so bleibt der Verf. bey der von G. Rose etwas unüberlegt gegebenen Verwechslung meiner ursprünglichen Bezeichnungen und es ist dadurch eine unangenehme Confusion über diese Mineralien entstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über den Flug der Vögel von J. J. Prechtl, mit 3 Kupfert. Wien 1846. 8.

Unter diesem Titel liefert der rühmlichst bekannte Mathematiker einen Auszug aus seinen seit vielen Jahren über den Flug der Vögel gesammelten sehr umfassenden Beobachtungen, welche zum Zwecke haben, das Fliegen der Vögel nach physischen und mechanischen Bedingungen zu erklären.

Das Buch ist in zwey Abtheilungen gebracht, wovon die erste die Naturlehre des Fluges, die zweyte die Mechanik desselben darstellt.

Im ersten Theile liefert der Verf. eine genaue anatomische Darstellung der bey dem Fliegen thätigen Theile: erst der Knochen nebst Angabe ihrer Beziehung zum Fliegen, dann der Muskeln, welche in der That vollständiger und sorgfältiger hier abgehandelt werden, als man sie bisher in vergleichend anatomischen Werken zu sehen gewohnt war; zuletzt des Respirationsapparates, wo besonders fleißig und klar die Wirkung des Zwerchfelles behufs der Vertheilung der Luft aus den Luftsäcken in die Luftkanäle geschildert ist.

Hierauf folgen sorgfältige Untersuchungen über die Vertheilung der Federn, über Bedeutung ihrer Größe und Zahl für langsames und schnelles Fliegen, oder für das Tragen einer größeren oder geringeren Körperschwere des Vogels; mathemathische Beweise für die Vorgänge beym Fliegen, für die Stellung der Flügel und das sich gegenseitig ergänzende Längenverhältniß des Oberarmknochens zu den Federn des Flügels nebst Schilderung der Flugbewegungen.

Zur Bearbeitung des zweyten Theiles nahm der Verf. Wägungen und Messungen an sehr vielen Vögeln vor, um durch einen Vergleich derselben mit dem Luftwiderstande und der Zahl der Flügelschläge die Kraft zu berechnen, welche bey den verschiedenen Arten und Richtungen des Fluges aufgewendet werden muß, wobey die wechselseitige Beziehung des ziemlich in der Mitte des Rumpfes gelegenen Schwerpunktes zu der Flügelbreite, so wie der Flügellänge zur Flügelbreite gründlichst verfolgt wird.

Der Verf. beweist in dieser Arbeit die größte Kenntniß des Gegenstandes, welchen er mit unübertrefflicher Genauigkeit und zugleich mit solcher Präcision darstellt, daß eigentlich in dem ganzen Buche ein Satz den andern unentbehrlich macht.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Es ist von Delesse ein Ripidolith von Mauléon in den Pyrenäen und von Marignac ein solcher vom Alathale in Piemont analysirt worden. Die Analysen stimmen sehr gut mit den von mir erhaltenen der Var. von Achmatowsk und Zillerthal, welche Varrentrapp und Brüel bestätigt haben. Es gehört ferner zu dieser Species der sogenannte Pennin von Zermatt in Wallis, welchen Schweizer und Marignac analysirt haben. Auch der Leuchtenbergit scheint nur ein zersetzter Ripidolith zu seyn.

Zum Chrysotil gehört ein von Thomson analysirtes und Baltimorit genanntes Mineral und der von Delesse analysirte Metaxit. Delesse schlägt dafür folgende Formel vor:

$$3\,(\dot{Mg}^2\,\ddot{Si} + \dot{H}) + \dot{Mg}\,\dot{H}^2.$$

Auch einige von Schweizer analysirte Talksilicate, namentlich ein strahlig fasriges Mineral von Zemm im Zillerthal gehört zum Chrysotil.

Der sog. Cuban Breithaupts von Bacaranao auf Cuba hat die Elemente von Kupferkies und Magnetkies und kann eine chemische Verbindung, vielleicht auch nur ein Gemenge seyn.

Ein neues Mineral ist der Cuproplumbit Breithaupts aus Chili. Nach Plattner besteht er aus:

Bley	64,9
Kupfer	19,5
Silber	0,5
(Als Verlust) Schwefel	15,1
	100.

Es ergiebt sich daraus die Formel $\dot{Cu}\,\dot{Pb}^2$.

Ein anderes Kupfererz aus Chili (auch bey Sangerhausen vorkommend), der Digenit scheint eine Verbindung der beyden im Mineralreich bekannten Sulphurete des Kupfers, nämlich des Kupferindigs und des Kupferglanzes zu seyn und giebt die Formel $\dot{Cu}\,\dot{Cu}^3$, wonach es aus 29 Schwefel und 71 Kupfer besteht.

Der Chlorophäit von den Faroern ist von Forchhammer untersucht worden. Er ist ein neutrales Eisenoxydulsilicat mit 5 Mischg. Wasser. Die grüne Farbe geht an der Luft, durch Oxydation schnell ins Schwarze über. —

Der Verf. hat einen Eisensinter vom Radhausberg bey Gastein analysirt. Er zeigt sich deutlich als nicht homogen, wie auch Ref. sich überzeugte, und enthält:

Eisenoxyd	54,66
Arsenikſäure	24,67
Schwefelsäure	5,20
Wasser	15,47
	100.

Ein von Herrmann analysirter Eisensinter von Nertschinsk entspricht ziemlich gut der Formel $\ddot{Fe}\,\ddot{As} + 4\,\dot{H}$.

Für den Eisenvitriol führt der Verf. die Formel an: $\dot{Fe}\,\dddot{S} + 7\,\dot{H}$. Das daraus berechnete Resultat stimmt auch sehr gut mit den Analysen überein. Die klinorhombische Krystallisation wird aber dabey ein neues Räthsel, wenn man die Mischung mit der des Zinkvitriols und Bittersalzes vergleicht, welche denselben allgemeinen Ausdruck haben und einen ausgezeichneten Isomorphismus im rhombischen System wahrnehmen lassen. —

Der Verf. hat den Eudialyt neuerdings untersucht und etwas weniger Kieselerde als Stromeyer, dagegen etwas mehr Zirkonerde gefunden. Er schreibt dafür die Formel $2\,\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + \dddot{Zr}\,\ddot{Si}^2$. Mit Säuern wird er unter Gallertbildung zerlegt, das Ausgeschiedene ist aber nicht reine Kieselerde, sondern ein Silicat, welches der Formel $\dot{R}\,\ddot{Si}^3 + \dddot{Zr}\,\ddot{Si}^3$ entspricht. —

Der Humboldtilith von Monte Somma und der Melilith von Capo di bove sind von Damour analysirt worden. Die Analyse, mit derjenigen des Humboldtiliths übereinstimmend, welche ich schon im Jahre 1832 bekannt gemacht habe, zeigt, daß diese Mineralien nicht wesentlich verschieden seyen und Descloizeaux hat auch dargethan, daß der Sommervillit Brooke's ebenfalls dahin gehöre. —

Hermann hat den himmelblauen orientalischen Türkis analysirt. Die Mischung stimmt ziemlich mit der Analyse John's überein, welcher den schlesischen Kalait untersucht hat. Ein grünes Thonerdephosphat von Nischne-Tagilsk hat Hermann Fischerit genannt. Es nähert sich der Mischung des Wavellits, enthält aber keine Flußsäure. —

Der sog. Kobaltbeschlag, zum Theil als arsenichtsaures Kobaltoxyd-Hydrat geltend, ist nach neuern Untersuchungen von Kersten ein Gemenge von Kobaltblüthe und arseniger Säure, welche letztere durch heißes Wasser extrahirt werden kann. —

Den Kupferglimmer aus Cornwallis hat Hermann untersucht. Nach Abzug von 4 Proc. unwesentlichen Thonphosphats stimmt die Mischung ziemlich mit der Formel $\dot{Cu}^8\,\dddot{As} + 23\,\dot{H}$, wonach der Gehalt:

Arsenikſäure	18,02
Kupferoxyd	49,61
Wasser	32,37
	100.

Er hat ferner das Linsenerz untersucht. Die Analyse stimmt in der Hauptsache mit der von Trolle-Wachtmeister überein. —

Das Strahlerz von Cornwallis hat der Verf. analysirt. Es stimmt mit der Formel $\dot{Cu}^6\,\dddot{As} + 3\,\dot{H}$, wonach der Gehalt:

Arsenikſäure	30,30
Kupferoxyd	62,59
Wasser	7,11
	100.

Nach einer Untersuchung von Kühn hat der Phosphorochalcit von Rheinbreitenbach dieselbe Formel, wenn man die Arsenikſäure mit Phosphorsäure vertauscht. Sie stehen also in demselben Verhältniß, wie Olivenit und Libethenit, von welchen die Analysen von Hermann und Kühn die frühern bestätigt haben. —

Der Verf. hat den Lazulith von der Fischbacher Alpe und von Krieglach in Steyermark untersucht. Die Analysen stimmen nahezu mit der des Lazuliths von Werfen, von Fuchs überein und der Verf. schlägt für diese Mineralien die Formel vor:

$$2\,\dot{R}^3\,\ddot{P} + \dddot{Al}^4\,\ddot{P}^3 + 6\,\dot{H}.$$

Der Leonhardit ist ein dem Laumontit sehr nahe stehendes Mineral und es ist fast wahrscheinlich, daß beyde zusammengehören.

Der Manganocalcit Breithaupts ist nach der Analyse von Missoudakis vorwaltend aus kohlensauerm Manganoxydul und kohlensauerm Kalk bestehend und soll ein Arragonit seyn.

In Betreff meiner Ansicht über die Zusammensetzung des Meerschaums führt der Verf. die von Berzelius darüber gemachte Bemerkung an, daß das Mineral als poröser Körper viel Wasser aus der

Luft condensiren könne, so daß es erst nach dem Trocknen seinen normalen Wassergehalt zeige. Der Verf. hätte noch hinzufügen können, daß Berzelius wahrscheinlich meinen Aufsatz nicht ganz gelesen habe, sonst hätte ihm wohl auffallen müssen, daß ich wegen des Austrocknens im luftleeren Raum über Schwefelsäure, wie es von Lychnell geschehen, aufmerksam gemacht habe, wie sich dabey auch der blaue Kupfervitriol entfärbe und also Wasser verloren gehen könne, welches gewiß nicht zufällig ist. —

Die Analyse einiger Meteorsteine hat gezeigt, daß sie ein Gemeng seyen, dessen Hauptmasse aus Olivin, Labrador und Augit bestehe und Nickeleisen, Schwefeleisen Fe und Chromeisen enthalte. —

Hermann hat Kerstens Analyse des Monazits von Slatoust wiederholt und giebt folgende seltne Mischung an:

Phosphorsäure	28,05
Ceroxyd	40,12
Lanthanoxyd	27,41
Kalkerde	1,46
Talkerde	0,80
Zinnoxyd	1,75
	99,59

Kersten hat in einer frühern Analyse 17,95 Thorerde angegeben, welche Hermann nicht finden konnte. —

Ein dem Pikrosmin sich näherndes Mineral ist der Monradit aus Norwegen. Er enthält aber nur 4 Proc. Wasser.

Nach mehreren Analysen von Kersten hat der Nickelocker die Formel der Kobaltblüthe mit Vertauschung des Kobaltoxyds gegen Nickeloxyd. —

Scacchi hat in den Blöcken des Monte Somma eine neue Species des Chrysoliths oder Olivins entdeckt. Sie ist hellgelb, wird von Säuern leicht zersetzt und hat die Mischung $\dot{Ca}^3 \dddot{Si} + \dot{Mg}^3 \dddot{Si}$. Dieses Mineral ist dem von Rammelsberg analysirten Batrachit in der Mischung gleich, der Batrachit soll aber durch Säuern nicht besonders angegriffen werden.

Parisit ist von Bunsen ein Mineral aus den Smaragdgruben des Mussothales in Neu-Granada genannt worden, welches aus kohlensauerm Ceroxydul, Ceroxydulhydrat und Fluorcalcium mit Lanthan- und Didymoxyd bestehen soll. Der Beschreibung nach kann die Analyse kaum als annähernd gelten, daher das Entwerfen einer Formel vorläufig überflüßig. —

Ein sehr interessantes Mineral, der Perowskit, ist unter H. Rose's Leitung analysirt worden. Er besteht aus titansaurer Kalkerde und enthält der Formel $\dot{Ca}\,\ddot{Ti}$ entsprechend: Titansäure 58,87, Kalkerde 41,13. Das Mineral kommt zu Achmatofsk im Ural vor. —

Von C. Schmidt ist ein dem Pimelith ähnliches apfelgrünes Mineral (aus Schlesien?) untersucht und als ein Nickelsilicat erkannt worden. Die Formel gibt nahezu:

$$\left.\begin{matrix} 2\,\dot{Ni} \\ \dot{Mg}. \end{matrix}\right\} \dddot{Si} + \dot{H}.$$

Eine Untersuchung des Polianit's hat ergeben, daß er reines Mangansuperoxyd sey. Breithaupt hält dieses Mineral, welches Quarzhärte besitzt, für das ursprüngliche Mangansuperoxyd, während die sogenannten Pyrolusite Zersetzungs- oder Oxydationsprodukte anderer Manganerze seyen. Der Polianit kommt auf der Maria-Theresiazeche bey Platten in Böhmen vor. —

Nach einer Untersuchung von Wolff besteht die Grundmasse des rothen Porphyrs aus der Umgebung von Halle aus einem Gemenge von Kalifeldspath, Natrumfeldspath und Quarz mit etwas Thon, Eisenoxyd ꝛc.

(Schluß folgt.)

Årsberättelse om Zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. Till Kongl. Vetenskaps - Akademien afgiven af Zoologiae Intendenterna vid Rikets Naturhistorika Museum. Första delen (Anim. vertebrata) af C. J. Sundevall. Stockh. 1844. XIV u. 322 S. 8. — Andra delen (Insecta Linn.) af C. H. Boheman. Stockh. 1845. IX u. 224 S. 8.

Es ist eine wahrhaft akademische Aufgabe, von Zeit zu Zeit einen kritischen Ueberblick über die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des Wissens zu liefern, um hierdurch zu zeigen, was auf ihnen als wahrhafter Fortschritt oder auch als theilweiser Rückschritt zu betrachten ist. So bedeutsam eine solche Aufgabe ist, so hat sich doch bisher unter allen Akademien nur eine einzige, die schwedische, dieser Aufgabe unterzogen, sich aber auf den Kreis der naturhistorischen Wissenschaften beschränkt. In Deutschland hat bloß das Archiv für Naturgeschichte die Lösung einer solchen Aufgabe sich vorgehalten, sie jedoch nur für die Zoologie in ihrer ganzen Ausdehnung durchgeführt, wobey Referent die warmblütigen Wirbelthiere, Troschel die kaltblütigen Wirbelthiere nebst den Mollusken, Erichson die Insekten und Krustenthiere, Th. v. Siebold die übrigen Thierklassen übernommen hat. Unsere Aufgabe unterscheidet sich von der der schwedischen Akademie dadurch, daß wir im laufenden Jahre bereits die Berichte über die literärischen Leistungen des unmittelbar vorangegangenen publiciren, während letztere zwey bis drey Jahre zusammen nimmt und dann mitunter noch einige Zeit zur Verbreitung ihrer Berichte nöthig hat. Die schwedischen Zoologen gewinnen dadurch allerdings den Vortheil, unsere Jahresberichte für die ihrigen benützen zu können, dagegen haben wir zwar mehr Mühe, aber auch für das Publikum den Vortheil voraus, den zoologischen Leistungen auf dem Fuße nachzufolgen.

Mit der Anfertigung des neuen zoologischen Jahresberichtes, den die schwedische Akademie ausgiebt, haben sich zur Zeit Sundevall und Boheman befaßt, und zwar so, daß ersterer die Wirbelthiere, letzterer die Insekten übernommen hat, so daß noch der Rest der Wirbelthiere fehlt. Beyde sind ihres Gegenstandes ganz mächtig und es ist daher zu bedauern, daß der allgemeinen Verbreitung dieser Berichte durch die Sprache, in der sie verfaßt sind, ein großes Hinderniß in den Weg gelegt ist, so daß sie außerhalb Schweden wenig gekannt und noch weniger gelesen sind. Sie werden nämlich in schwedischer Sprache ausgegeben, mit der selbst in Deutschland nur wenige Naturforscher vertraut sind und die in England und Frankreich wohl von keinem einzigen der Fachgenossen verstanden wird. Wenn ein nicht geringer Theil der Engländer und Franzosen ihre vielgerühmte politische entente cordiale selbst bis auf das Gebiet der Wissenschaft überträgt und nur die beyderseitigen Leistungen berücksichtigt, die deutschen dagegen gar nicht aufsucht und sie so ignorirt, als ob sie gar nicht vorhanden wären, so können Schweden, Dänen und Holländer noch weniger darauf zählen, in ihrer Sprache gehört zu werden. Die letzteren würden am besten thun, wenn sie für solche literarische Leistungen, denen sie eine größere Verbreitung wünschen, der deutschen Sprache sich bedienen würden, damit wenigstens innerhalb des großen germanischen Kreises ihre Arbeiten die verdiente Berücksichtigung erlangen könnten.

Die neue Reihe der zoologischen Jahresberichte der schwedischen Akademie hat Sundevall mit der Abtheilung der Wirbelthiere begonnen und die hierüber in den Jahren 1840 — 1842 erschienenen Arbeiten einer kritischen Revision unterworfen. Sie sind mit großer Vollständigkeit aufgezählt und der Verfasser hat sie mit zahlreichen werthvollen Bemerkungen begleitet. Auch die fossilen Thierüberreste aus dieser Abtheilung, so wie die Menschenrassen sind in diesem Berichte berücksichtigt worden. Man sieht, daß dem Verf. zu seiner Ausarbeitung eine reiche Bibliothek und eine ansehnliche zoologische Sammlung zu Gebote gestanden ist. Ein gleiches Lob muß der Arbeit von Boheman, die sich auf die Jahre 1843 und 1844 erstreckt, zuerkannt werden.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832. Publié sous les auspices de M. Guizot, Ministre de l'Instruction publique. Paris, Firmin Didot. 1841 — 1844. Tome I — III. Journal, avec un Atlas. Tome IV. Description des collections, avec un Atlas.

Die ersten Lieferungen dieses Werkes erschienen schon im Jahre 1835, und wurden damals im ersten Bande dieser gelehrten Anzeigen (Nro. 63.) besprochen. Man rügte die Nachläßigkeit der Redaktion, oder vielmehr den gänzlichen Mangel einer solchen, in dem unveränderten Abdrucke der Tagebücher eines Mannes, dem seine Freunde durch indiskrete Veröffentlichung seiner vertrauten Briefe ein nicht beneidenswerthes Denkmal gesetzt, vielmehr ein Brandmal aufgedrückt hatten, und sprach die Hoffnung aus, daß die Herausgeber eine genaue Sichtung und Ausmerzung des Aergerlichen und Gemeinen, das man von dem Verfasser solcher Briefe erwarten mußte und das auch schon die ersten Lieferungen verunzierte, vornehmen würden. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden. Nach der Vorrede haben die Herausgeber es sich zur Pflicht gemacht, an der Erzählung des Reisenden Nichts zu ändern und Nichts zuzufügen, ja selbst an dem Style keine Verbesserung zu versuchen: denn dieß wäre nur eine Einbusse der reizenden Einfachheit desselben gewesen; wenn Jacquemont selbst die gesammelten Materialien im Studirzimmer und in der Hauptstadt der gelehrten Welt hätte bearbeiten können, würde zwar sein Werk einen Grad der Vollendung erreicht haben, auf welchen ein einfaches Tagebuch, geschrieben in der Unruhe der Reise oder in der Einsamkeit der Wüste keinen Anspruch machen kann; aber von der andern Seite wäre zu fürchten gewesen, daß er in seiner großen Bescheidenheit und in seinem vielleicht übertriebenen kritischen Geschmacke uns vieler anziehender Beschreibungen beraubt hätte, welche seinem Journale ein ganz besonderes Interesse verleihen. Diese Vermuthung wollen wir zur Ehre des früh Verstorbenen theilen, indem wir voraussetzen, daß sein richtiges Gefühl das vorliegende drey Quartbände von je 500 Seiten umfassende Tagebuch auf ein Drittheil reducirt haben würde. In der gegenwärtigen Gestalt ist es fast unlesbar; unter müssigen politischen Betrachtungen und frivolen Ausfällen auf Religion und Moral verschwinden oft die eigentlichen Erfahrungen und Beobachtungen; besonders ist dieß im ersten Theile der Fall; im Verfolge seiner Reise scheint der Umgang mit ernsten Leuten vortheilhaft auf Jacquemont gewirkt zu haben.

Außer einigen bedeutenden Lücken, welche nur aus der Correspondance *) ergänzt werden können, ist das Tagebuch ziemlich regelmäßig geführt. Ehe wir daraus Proben des Styles und werthvollere Beobachtungen mittheilen, ist es nöthig, in Kurzem die Route des Reisenden zu verfolgen. Der Na-

---

*) Correspondance de V. Jacquemont, avec sa famille et plusieurs de ses amis. 2 Vol. Paris, Fournier, 1833.

turforscher Jacquemont verließ Brest an Bord der Gabarre Zélée am 26. Aug. 1828, landete nach einander in Teneriffa, Rio de Janeiro, Capstadt, Bourbon und Pondichery, an welchen Orten er sich nur wenig umzusehen Gelegenheit hatte; am 6. Mai 1829 langte er in Calcutta an und verweilte daselbst bis in den November desselben Jahres, mit Vorbereitungen zu seinen Reisen in Hindostan beschäftigt. Den Weg nach Delhi legte er ganz zu Lande zurück, über Burdwan, Hazaribag, Schirgotti, Sasseram, Benares, Rewah, Panna, Banda, Kalpi und Agra, in neun und achtzig Tagemärschen, vom 20. Nov. 1829 bis 5. März 1830. Ueber eine Jagdexpedition, welche er von da in den Sikh-Distrikt Khytul begleitete, sind seine Aufzeichnungen verloren gegangen. Von Saharunpur begab er sich in das Himalaya-Gebirge bis an die Gränze von Thibet, nämlich über Dehra in das Quellgebiet der Dschumna, dann nordwestlich über Perali nach Simla, endlich wieder nordöstlich nach Bissahir und Kanawer, von wo er auf verschiedenen Routen in Thibet einzudringen suchte. Ueber Simla und Subhatu kehrte er von diesen Gebirgsreisen nach Delhi zurück im December 1830. In der Mitte Januars 1831 trat er seine Reise in den Pendschab an, über Ludhiana und Umritsir nach Lahore; von da an die Salzgruben von Pindaden-Khan, und endlich in das Thal von Kaschmir, wo er fünf Monate verweilte.

(Fortsetzung folgt.)

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Der Pyrochlor von Miask soll nach einer Analyse von Hermann keine Thorerde, wie Wöhler angiebt (mit Ceroxyd 13 Proc.), dagegen $5\frac{1}{2}$ Proc. Zirkonerde und etwas Lithion enthalten, welche Wöhler nicht angiebt. Der Pyrochlor von Friedrichswärn soll nach Hayes auf 53 Tantalsäure 20 Titansäure enthalten, so daß wir bis jetzt nur eine annähernde Kenntniß dieses Minerals besitzen. Die Differenzen haben theilweise gewiß ihren Grund in der Schwierigkeit der Analyse. —

Der Kämmererit von Katschkanar im Ural kommt nach Hartwalls Analyse ganz mit meinem Pyrosklerit überein. Er soll glimmerartig in sechsseitigen Prismen vorkommen und im polarisirten Lichte das Kreuz einaxiger Mineralien zeigen.

Der Sacharit Glokers nähert sich in der Mischung dem Andesin, wird aber als ein Hydrat angesehen. Es ist indessen wohl noch zweifelhaft, ob die 2,2 Proc. Wasser als wesentlich zur Mischung gehören.

Wolff hat eine größere Arbeit über den Skapolith geliefert. Das Hauptresultat davon ist, daß ein großer Theil dieses Minerals die Formel enthält, welche schon Hartwall dafür aufgestellt hat, nämlich

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Na}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^2 + 2\,\ddot{Al}\,\ddot{Si},$$

daß ferner der Mejonit ebenfalls die bekannte Formel behält, daß aber einige Skapolithe sich mehr der Formel $\dot{Ca}^3\,\dddot{Si} + \ddot{Al}\,\ddot{Si}$ nähern und im Falle dieses wesentlich wäre, könnte man diese Wernerit nennen. Auch diese Formel ist bereits bekannt und aus den ältern Analysen berechnet worden. Uebrigens beweisen einige der neuern Analysen deutlich, daß dieses Mineral zur Zersetzung geneigt sey. Es wäre daher von Interesse, auf den frischen Zustand besondere Rücksicht zu nehmen und die in der Mischung abweichenden Mineralien von Pargas und Tunaberg auch physikalisch und krystallographisch genau zu untersuchen, denn es wäre wohl möglich, daß sie einer eigenen Species angehörten. — Der Ekebergit hat sich als zum Skapolith gehörig erwiesen. —

Damour hat vom Skorodit gezeigt, daß er nur Eisenoxyd und kein Eisenoxydul enthalte und den Analysen zufolge erhält er die Formel $\ddot{Fe}\,\ddot{As} + 4\,\dot{H}$, wonach in 100 Theilen:

Arsenikſäure	49,84
Eiſenoxyd	34,59
Waſſer	15,57
	100.

Nach den Analyſen von Jacobſon kommt dem Staurolith vom St. Gotthard die allgemeine Formel $\dddot{R}^2\,\dddot{S}i$ zu.

Ein neues Mineral, der Stroganowit von Slüdänka in Daurien, iſt von Hermann analyſirt worden. Es wird von Salzſäure mit Brauſen unter Ausſcheidung pulviger Kieſelerde zerſetzt. Die Miſchung nähert ſich der des Cancrinits mit vorwaltender Kalkerde. Vielleicht iſt Kalkſpath eingemengt.

Nach einer Analyſe von Marignac nähert ſich der blättrige Talk aus dem Chamounythal der Formel $\dot{M}g^4\,\dddot{S}i^3$, die man einfacher $\dot{M}g\,\dddot{S}i + \dot{M}g^3\,\dddot{S}i^2$ ſchreiben kann.

Eine genauere Unterſuchung der Tantalite von H. Roſe hat zur Entdeckung eines neuen Elements, des Niobium's, geführt, welches in dem bayeriſchen Tantalit als Niobſäure enthalten iſt. Die Unterſuchung iſt noch nicht geſchloſſen. — Wir bemerken bey dieſer Gelegenheit, daß noch 3 neue Elemente von Svanberg angekündigt ſind. Das eine findet ſich als Norerde (das Radikal Nor, Norium, von Nore, dem Genius von Norwegen) in den norwegiſchen Zirkonen, die andern kommen in der Zirkonerde des Eudialyts, deſſen Unterſuchung mithin von neuem angeht, vor. Die letztern ſind noch nicht getauft. —

Das Tellurwismuth von S. Joſe in Braſilien iſt von Damour analyſirt worden. Er giebt an:

Tellur	15,68
Wismuth	78,40
Schwefel und Selen	4,58
	98,66.

Die Formel wäre demnach $\dddot{B}i + 3\,\dddot{B}i\,Te$. Die Analyſen ähnlicher Verbindungen von Schemnitz und Deutſch-Pilſen von Wehrle geben weit mehr Tellur, 30 — 35 Proc. —

Nach Semmola kommt am Veſuv reines kryſtalliſirtes Kupferoxyd vor und bildet lange ſtahlgraue und ſchwarze Blätter. Er hat es Tenorit genannt, zu Ehren des Hrn. Tenore, Präſ. der neapolit. Akad. d. W. —

Ueber das Titaneiſen iſt eine neue Theorie von H. Roſe gegeben worden, die darin beſteht, das Titaneiſen als eine Verbindung von Eiſenoxyd und Titanſesquioxyd $\dddot{T}i$ anzuſehen. Beym Auflöſen in Säuern wird das Eiſenoxyd bis zur Bildung von Titanſäure $\ddot{T}i$ desoxydirt. Ich habe durch Verſuche erwieſen, daß ſolches wirklich geſchehe und durch Behandlung von Titaneiſen mit Schwefelſäure hat Scheerer gefunden, daß ein blaues Pulver entſtehe, welches eine Verbindung von Schwefelſäure, Eiſenoxyd und Titanſesquioxyd ſey. Bey Zuſatz von Waſſer löſt es ſich auf und nun findet man in der Auflöſung Eiſenoxydul und Titanſäure. Aus Allem dieſen geht hervor, daß die verſchiedenen Arten von Titaneiſen aus wechſelnden Mengen von $\dddot{F}e$ und $\dddot{T}i$ beſtehen und die Kryſtalliſation zeigt, daß dieſe Miſchungstheile iſomorph ſeyen. — Im Zuſammenhang damit iſt der Sphen von H. Roſe und Fuchs analyſirt worden. Fuchs bediente ſich dabey der von ihm erfundenen Methode, die Titanſäure durch Kochen mit einer gewogenen Menge metalliſchen Kupfers zu $\dddot{T}i$ zu reduciren und aus dem Gewichtsverluſt des Kupfers zu berechnen. Die Analyſen führen nach H. Roſe zu der Formel $\dot{C}a^3\,\dddot{S}i + \ddot{T}i^3\,\dddot{S}i$, wobey ſich übrigens der Kalkgehalt etwas zu hoch berechnet. Fuchs giebt die beſſer ſtimmende, aber etwas ungewöhnliche Formel $3\,\dot{C}a^2\,\ddot{T}i^5 + 2\,\dot{C}a^3\,\dddot{S}i^5$. Der Verf. hat dieſe Formel nicht angeführt, welches der Vollſtändigkeit wegen jedenfalls hätte geſchehen ſollen. —

Die Analyſen des Topas und Pyknit erhalten nach dem Verf. die von der Anſicht Forchhammer's etwas abweichenden Formeln:

$$\text{Topas} = (\text{Al}\,\dddot{F}l^3 + \text{Si}\,\dddot{F}l^3) + 2\,\dddot{A}l^3\,\dddot{S}i^2$$

$$\text{Pyknit} = (\text{Al}\,\dddot{F}l^3 + \text{Si}\,\dddot{F}l^3) + \dddot{A}l^5\,\dddot{S}i^4.$$

Der Tschewkinit vom Ilmengebirge ist von H. Rose analysirt worden. Die Art der Mischung zeigt die Schwierigkeiten der Analyse. Das Mittel von 6 Analysen war:

Kieselerde	21,04
Titansäure	20,17
Kalkerde	3,50
Talkerde	0,22
Manganoxydul	0,83
Eisenoxydul	11,21
Ceroxyd, Lanthanoxyd, Didymoxyd	47,28
Kali u. Natrum	0,12
	104,38

Das Mineral gelatinirt mit Salzsäure.

Hermann hat eine Arbeit über den Turmalin geliefert, welchen er in drey Species theilt: Schörl, Achroit, Rubellit. Achroit ist der farblose Turmalin von Elba. Hermann giebt an, in allen Var. etwas Kohlensäure gefunden zu haben (bis 2,5 Proc.), welche er als wesentlich für die Mischung und als vicarirend für die Borsäure ansieht, die er als $\dot{B}o$ annimmt. Auch die Kieselerde betrachtet er als $\dot{S}i$. Wir sehen diese Arbeit vorläufig nur als einen Beytrag zu den Untersuchungen über dieses eigenthümliche Mineral an. Als interessant ist die Methode hervorzuheben, wie der Verf. den Oxydationszustand des Eisens in diesem, von Säuern unmittelbar nicht zersetzbaren Mineral bestimmt hat. Dazu wird die Probe in einem verschlossenen Tiegel mit Boraxglas geschmolzen, die Masse durch Salzsäure zerlegt und dann nach Fuchs's Methode mit Kupfer gekocht. —

Der Wagnerit ist von dem Verf. neu untersucht worden. Die Analyse bestätigt die von Fuchs erhaltenen Resultate so wie die chemische Formel, welche ich aus denselben abgleitet habe.

Eine Analyse des ächten Wernerischen Weißgiltigerzes von der Grube „Hoffnung Gottes“ bey Freiberg von dem Verf. zeigte folgenden Gehalt:

Schwefel	22,53
Antimon	22,39
Bley	38,36
Silber	5,78
Eisen	3,83
Zink	6,79
Kupfer	0,32
	100.

Der Verf. berechnet daraus die allgemeine dem Fahlerz zukommende Formel $\dot{R}^4\,\dddot{S}b$ und hält das Mineral für kein Gemenge. Man könnte demnach drey, zu einer chemischen Formation gehörende Fahlerze unterscheiden, ein Kupfer-, ein Silber- und ein Bley-Fahlerz. —

Nach Untersuchungen von Ebelmen und dem Verf. scheint die ältere Ansicht über das Wolfram, welche durch Schaffgotsch dahin geändert worden war, das Wolfram nicht als Säure, sondern als Oxyd in der Verbindung anzunehmen, wieder die wahrscheinlichere zu werden. Demnach ist das Mineral $\dot{R}\,\ddot{W}$.

Der Xanthokon ist von Plattner untersucht und zusammengesetzt gefunden worden aus:

Schwefel	21,798
Arsenik	14,322
Silber	63,880
	100.

Plattner giebt dafür eine Formel, welche ein der Arsenikfäure entsprechendes Arsenikfulphuret enthält, nämlich $\dot{A}g^3\,\dddot{A}s + 2\,\dot{A}g^3\,\dddot{A}s$.

Der Verf. hat einen Zinnkies von Zinnwald im Erzgebirg untersucht und damit die Analyse der Var. von Cornwallis von Kudernatsch bestätigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Munin, Chimie expérimentale et théorique appliquée aux arts industriels et agricoles. T. 1. 2. Par. 1845,

Dr. H. G. Geubel, Grundriß der zoophysiologischen Chemie. Frankfurt 1845.

Dr. L. F. Strumpf, Die neuesten Entdeckungen der angewandten Chemie. Berlin 1845.

C. W. Bock, Die ältesten Bewohner Aegyptens, deren Sprache und Hauptgottheiten ꝛc. Berlin 1845.

C. B. Reichert, Bemerkungen zur vergleichenden Naturforschung im Allgemeinen und vergleichende Beobachtungen über das Bindegewebe und die verwandten Gebilde. Dorpat 1845.

Dr. A. Ed. Grube, Untersuchungen über die Entwickelung der Anneliden. Heft 1. Untersuchungen über die Entwickelung der Clepsinen. Königsb. 1844.

Dr. W. F. Erichson, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands. Abth. 1. Coleoptera. Bd. 3. Lief. 1. 2. Berlin 1845.

L. von Buch, Ueber Cystideen, eingeleitet durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten von Caryocrinus ornatus Say. Berlin 1845.

Dr. C. Fr. Naumann, Der Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung vieler Pflanzen. Dresden 1845.

H. v. Mohl, Vermischte Schriften botanischen Inhalts. Tübingen 1846.

Dr. C. Fr. Naumann, Geognostische Beschreibung des Königreichs Sachsen und der angränzenden Länderabtheilungen. Heft 1 — 5. Leipz. 1845.

H. v. Meyer, Zur Fauna der Vorwelt. Fossile Säugethiere, Vögel und Reptilien aus dem Molasse-Mergel von Oeningen. Frankf. 1845.

F. Unger, Chloris protogaea. Beyträge zur Flora der Vorwelt. Heft 1 — 7. Leipzig 1841 — 45.

F. A. Fallou, Die Gebirgsformationen zwischen Mittweida und Rochlitz u. s. w. Leipzig 1845.

A. J. Corda, Beyträge zur Flora der Vorwelt. Prag 1845.

Dr. E. Beyrich, Ueber einige böhmische Trilobiten. Berlin 1845.

L. Agassiz, Monographie des poissons fossiles etc. Livr. 2. 3. Neuchatel 1845.

Dr. F. X. Hlubek, Die Landwirthschaftslehre. Bd. 1. Wien 1846.

W. Albert, Die Ablösung der Weideservituten und die Entbehrlichkeit der Waldstreu. Preisschrift. Leipzig 1845.

Dr. C. Zeller, Landwirthschaftliche Verhältnisse, Darmstadt 1845.

J. G. Braun, Reisebericht über pädagogisch-didaktische und landwirthschaftliche Zustände in Süd- und Westdeutschland, der Schweiz und andern Orten. Dresden 1845.

Dr. F. E. A. Krämer, Gesammelte Schriften. Hamb. 1845.

E. M. Oettinger, Bibliotheca Shahiludii. Lips. 1844.

H. C. Oerstedt, Naturlehre des Schönen. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Hamb. 1845.

Pet. Alfonsi disciplina clericalis. Zum erstenmale herausgegeben von F. W. V. Schmidt. Berlin 1827.

Fr. Lobon de Salazar, Historia del famoso predicador fray Gerundio de Campazas. Paris 1824.

A. W. von Schlegel, Spanisches Theater. Fünf Schauspiele von Calderon. Besorgt von Boecking. Bd. 1. 2. Leipzig 1845.

A. Holtzmann, Indische Sagen. Carlsruhe 1845.

J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer. Berlin 1844.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Th. 1. von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. 3te umgearb. Ausg. Leipzig 1846.

Dr. O. L. B. Wolff, Handbuch deutscher Beredsamkeit. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Lettres de Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, recueillies et publiées par B. Gonod. Paris 1846.

Lettres inédites de Feuquières publiées par Et. Gallois. Vol. 1. 2. Paris 1845.

W. Füßli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerey. Bd. 1. 2. Leipzig 1846.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles. Livr. 1. Bruxelles 1845.

R. von Rettberg, Uebersichtstafel zur Geschichte der Kunst von Nürnberg. Hannover 1845.

— —, Nürnberger Briefe (zur Geschichte der Kunst) Hannover 1846.

L. Batissier, Histoire de l'art monumentale dans l'antiquité et au moyen-âge, suivie d'un traité de la peinture sur verre. Livr. 22 — 72. Par. 1845.

H. F. Mannstein, Geschichte u. s. w. des Gesanges von Gregor dem Großen bis auf unsere Zeit. Leipzig 1845.

Oeuvres de Henri Fonfréde, recueillies et mises en ordre par Ch. Al. Campan. Tom. I. Bordeaux 1844.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. Heft 2. Berlin 1845.

E. A. Masius, Lehre der Versicherung und statistische Nachweisung aller Versicherungsanstalten Deutschlands. Leipzig 1846.

Andral und Gavarret, Untersuchungen über die durch die Lunge ausgeathmete Kohlensäure-Menge beym Menschen. Deutsch von Dr. L. Spengler. Wiesbaden 1845.

Dr. C. W. A. Schriever, Diagnostische Tabelle der Hautkrankheiten u. s. w. Berlin 1845.

Dr. C. W. Mehliß, Die Krankheiten des Zwerchfells des Menschen. Eisleben 1845.

G. Lefevre, An apology for the nerves. London 1844.

J. G. A. Lugol, Untersuchungen und Beobachtungen über die Ursachen der scrophulösen Krankheiten. Deutsch von Krupp. Leipzig 1845.

P. Hood, Practical observations on the diseases most fatal to children. London 1845.

M. Hager, Die fremden Körper im Menschen. Wien 1844.

J. J. Furnivall, The diagnosis, prevention and treatment of diseases of the heart and of Aneurism. London 1845.

Dr. C. H. Fuchs, Abhandlung über das Emphysem der Lunge. Leipzig 1845.

Dr. E. v. Feuchtersleben, Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Wien 1845.

Dr. J. N. Sauter, Die Behandlung der Hundswuth. Konstanz 1845.

Rilliet und Barthez, Handbuch der Kinderkrankheiten. Deutsch von Krupp. Th. 1 — 3. Leipzig 1844.

Dr. R. Remak, Diagnostische und pathogenetische Untersuchungen in der Klinik des Dr. Schoenlein. Berlin 1845.

Dr. Leroy-D'Etiolles, Urologie. Des angusties ou rétrécissements de l'urêtre et de leur traitement rationnel. Paris 1845.

Dr. G. F. B. Adelmann, Untersuchungen über die krankhaften Zustände der Oberkieferhöhle. Dorpat 1844.

Dr. G. Negrier, Weitere Erfahrungen über den Nutzen der Wallnußblätter gegen die Scrofeln. Uebers. von Dr. M. J. Kreutzwald. Bonn 1844.

Dr. H. Plitt, Die Wahrheit in der Hydropathie und ihr Verhältniß zur rationellen Heilkunde. Bd. 1. Dresden 1845.

Dr. F. Rumpelt, Das Bley und seine Wirkungen auf den thierischen Körper. Leipzig 1845.

Dr. J. H. Dierbach, Die neuesten Entdeckungen in der materia medica. Bd. 3. Abth. 1. Heidelberg 1845.

Dr. L. v. Riecke, Der geburtshilfliche Operationskursus. Tübingen 1845.

C. F. Schellhase, Veterinär-literarische Excursionen. Heft 1. Schriften des Herrn Prof. Dieterichs. Berlin 1845.

Fr. D. Sanio, Rechtshistorische Abhandlungen und Studien. Bd. I. 1. Königsberg 1845.

C. Bulling, Das Precarium. Leipzig 1846.

G. A. Davoud-Oghlou, Histoire de la législation des anciens Germains. T. 1. 2. Berl. 1845.

G. Phillips, Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehenrechts. 3. Aufl. Bd. 1.

F. W. A. Kosmann, Das Statutar-Recht der Stadt Alt-Stettin. Stettin 1845.

Th. Brand, Handbuch der Preußischen Gesetzsammlung von 1806 bis einschließlich 1845. Heft 1. Breslau 1845.

Dr. J. Weiske, Praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des einheimischen Rechtes. Heft 1. Leipzig 1846.

J. Miller, An inquiry into the present state of the statute and criminal law of England. London 1822.

F. G. Bunge und C. O. v. Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Abth. I. Lief. 3. &c. Dorpat 1845.

Dr. Fr. X. Güntner, Kindesmord und Fruchtabtreibung. Prag 1845.

W. Thilo, Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Heft 1. Karlsruhe 1845.

C. A. Kamptz, Die Handels- und Schifffahrts-Verträge des Zollvereins. Braunschweig 1845.

Fr. v. Wyß, Geschichte des Concursprozesses der Stadt und Landschaft Zürich bis 1715. Zürich 1845.

L. Knorr, Das Executionsverfahren nach gemeinem Rechte. Gießen 1845.

Dr. Ph. L. Kritz, Sammlung von Rechtsfällen und Entscheidungen derselben. Bd. 1—4. Leipz. 1843.

Will. Cureton, The ancient Syriac Version of the epistles of S. Ignatius to St. Polycarp, the Ephesians and the Romans. Lond. 1845.

S. Johannis Chrysostomi Homilia in ramos palmarum. Slovenice, latine et graece cum notis criticis et glossario ed. Fr. Miklosich. Vindob. 1845.

L. Fr. O. Baumgarten-Crusius, Nachgelassene exegetische Schriften zum neuen Testament. Bd. 1 — 3. Jena 1845.

L. Fr. O. Baumgarten-Crusius, Theologische Auslegung der Johanneischen Schriften. Bd. 1. 2. Jena 1845.

Dr. G. Seyffarth, Chronologia sacra. Untersuchungen über das Geburtsjahr des Herrn und die Zeitrechnung des alten und neuen Testamentes. Leipzig 1846.

Fr. A. Staudenmaier, Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwickelung. Th. 1. 2. Freyburg 1846.

Dr. J. B. v. Hirscher, Christliche Moral. 4. umgearb. Aufl. Th. 1 — 3. Freiburg 1845.

Dr. R. Rothe, Theologische Ethik. Bd. 1. 2. Wittenberg 1845.

Dr. R. Haas, Der geistliche Beruf in allen seinen Verhältnissen und nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit. 2. Aufl. Gießen 1846.

P. F. Kanngiesser, Geschichte von Pommern bis auf das Jahr 1129. Greifswald 1824.

J. M. Kohlmann, Beyträge zur Bremischen Kirchengeschichte. Heft 1. Bremen 1844.

Dr. J. J. Ritter, Geschichte der Diözese Breslau. Th. 1. Breslau 1845.

C. Riffel, Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Mainz 1845.

H. Lutteroth, La Russie et les Jésuites de 1772 à 1820 d'après des documents la plupart inédits. Paris 1845.

Geschichte des Jesuitenkampfes in der Schweiz. Zürich 1845.

Junius, Der Jesuitismus in Belgien. Leipzig 1846.

Fr. Ulbricht, Die merkwürdigsten Verfassungen evangelischer Landeskirchen Europa's nach ihren Grundzügen zusammengestellt. Leipzig 1845.

Dr. C. Ullmann, Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Stuttg. 1845.

C. G. H. Lentz, Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Bd. I. Leipzig 1845.

J. K. Seidemann, Beyträge zur Reformationsgeschichte. Heft 1. Die Reformationszeit in Sachsen von 1517 — 1539. Mit Urkunden. Dresden 1846.

J. H. Koosen, Ueber akademische Lehrmethode mit Bezugnahme auf conversatorischen Unterricht. Königsberg 1845.

Th. Mundt, Allgemeine Literaturgeschichte. Th. 1. 2. 3. Berlin 1846.

Vieusseux, Delle condizioni del commercio librario in Italia etc. Firenze 1844.

F. G. W. Struve, Librorum in bibliotheca sepu-

lae Pulcovensis contentorum catalogus systematicus. Lips. 1845.

Dr. J. M. A. Scholz, Die Harmonie der göttlichen Offenbarung mit den Fortschritten der Wissenschaften. Bonn 1845.

Dr. Fr. Leizmann, Ueber Art und Kunst der deutschen Literatur. Lemgo 1845.

A. G. Heydemann, Ueber das französische Secundär-Unterrichtsgesetz vom Jahre 1844. Berlin 1845.

G. Giesebrecht, De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Berl. 1845.

W. Whewell, Ueber die Grundsätze der englischen Universitätsbildung. Braunschweig 1845.

Jo José da Costa de Macedo, Discurso lido em 22 de Janeiro de 1843 na sessão publica da academica real das sciencias de Lisboa. Lisboa 1843.

F. Palacky, Jahrbücher des Böhmischen Museums für Natur- und Länderkunde, Kunst und Literatur. Bd. 1. 2. Prag 1830 — 31.

Studier Kritiker och Notiser. Literär-Tidning. 1845. Lund.

A. W. Schlegel, sämmtliche Werke, herausg. v. Ed. Böcking. Bd. 1. Leipzig 1845.

Delle prose et poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri. Vol. 3. La Monarchia. Livorno 1844.

I. C. Swyghuisen Groenewoud, Institutio ad grammaticam Aramaeam ducens. Traj. ad Rh. 1845.

Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como con esempi e riscontri di lingue antiche e moderne di Pietro Monti. Disp. II. Milano 1845.

P. Monti, Saggio di Dizionario del dialetto della Diocesi Comasca. Milano 1844.

Ch. Grandgagnage, Dictionaire etymologique de la langue Wallonne. Cah. I. Liege 1845.

P. Lebrocquy, Analogies linguistiques du flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique. Bruxelles 1845.

Th. Smith, Das Fundament der englischen Grammatik. Kiel 1845.

Dr. K. Fr. Elze, Ueber Philologie als System. Dessau 1845.

H. Sengelmann, Das Buch von den 7 weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen. Halle 1842.

Dr. S. B. Scheyer, Das psychologische System des Maimonides. Frankf. 1845.

Leon Modenese, Ari Nohem. Streitschrift über die Echtheit des Sohar und den Werth der Kabbala. Nach einer Handschrift herausgegeben von Dr. J. Fürst. Leipzig 1840.

Mibchar-Ha-Peninim, aus dem Arabischen übersetzt. Mit hebr. Texte und mit erläut. hebr. Commentar von A. Adam. Hamburg 1845.

Dr. R. Roth, Zur Literatur und Geschichte des Weda. Stuttgart 1846.

Definitiones viri merit. Sejjid Scherif Ali Ben Mohammed Dschordschâni. Accedunt definitiones Theosophi Mohji-Ed-Din Mohammed Ben Ali vulgo Ibn Arabi dicti. Ed. Dr. Gust. Flügel. Lips. 1845.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausg. von K. A. Müller. Leipzig 1845.

J. Stephens, Incidents of travel in Yucatan. Vol. 1. 2. London 1843.

A. Ruge, Zwey Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen. Bd. 1. 2. Leipzig 1846.

J. P. and W. P. Robertson, Letters on South America. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

E. Quinet, Mes vacances en Espagne. Livr. 1—3. Paris 1846.

J. Johnson, A tour in Ireland with meditations and reflections. Lond. 1844.

J. J. Jarves, Scenes and scenery in the Sandwich islands. Lond. 1844.

Houstoun, Texas and the Gulf of Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

V. Fontanier, Narrative of a mission to India and the countries bordering on the Persian Gulf. Vol. I. Lond. 1844.

Featherstonhaugh, Excursion through the slave states. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Eothen or traces of travel brougth home from the East. Lond. 1844.

L. St. Costello, Béarn and the Pyrénées. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. C. Fr. Stranz, Geschichte des deutschen Adels. Th. 2. 3. Breslau 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1846.

(Fortsetzung.)

Burnouf, Etudes sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 105.

Pape, Wörterbuch der griech. Eigennamen. Braunschweig 1842. (3 et 4 art.) — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 109. Mars p. 161.

Génin, Variations du language français depuis le douzième siècle. Par. 1845. — Bibliothèque de l'école des chartes. T. II. Livr. 3. Janv. — Févr. 1846. p. 189.

Egger, Etudes sur l'antiquité. Aristarque. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. I. p. 205.

Lucilius, Satires, fragments revus etc. par Corpet. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 65.

Adivirarameim, Histoire du roi Nallane, traduite du tamoul par Prieur. — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 189.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les côtes de Sicilie. II. Le golfe de Castellamare. Santo-Vito. — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 377.

Hommaire de Hell (Xav.), Les steppes de la mer caspienne, le Caucase, la Crimée et la Russie méridionale. Voyage pittoresque, historique et scientifique. Par. 1843 — 46. — Foreign. Quart. Rev. 1846. April p. 185.

Keppel, The expedition to Borneo of Her Majesty's ship Dido, for the suppression of piracy, with extracts from the journal of James Brooke. Lond. 1846. — Ebendaselbst p. 63. Blackw. Mag. 1846. March. p. 356.

Etudes historiques et critiques sur la philosophie de l'histoire. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. III. p. 125. Liv. IV. p. 185.

Lenormant, Cours d'histoire moderne. — Ebendas. Livr. I. p. 35. Livr. II. p. 99. Livr. III. p. 163.

Guiraud, Rome paienne et Rome chrétienne depuis Auguste jusqu'à Augustule. — Univ. cathol. 1846. Févr. p. 141.

D'Alaux (Gust.), L'Aragon pendant la guerre civile. — Revue des deux mondes. 1846. T. I. Livr. 3. p. 281.

Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Bruxelles 1845. — Rev. nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 198.

Mignet, Nouveaux documents inédits sur Antonio Perez et Philippe II. (1 Art.) — Journ. des Sav. 1846. Mars p. 174.

Carné, Louis XI. — Correspondant T. XIII. Livr. 4. p. 597.

Courson, Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans l'Ile de Bretagne. 2 Vols. Paris 1846. — Ebendas. Livr. 5. p. 758.

Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire. T. 1. 2. Par. 1845. Thiers, Hist. du consulat et de l'empire. T. 1 — 5. Paris 1845. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 176.

Juste, Histoire de la révolution belge de 1790, précédée d'un tableau historique du règne de l'empereur Joseph II., suivie d'un coup-d'oeil sur la révolution de 1830. Bruxelles 1846. —

Revue nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 219.

Gerlache, Histoire du royaume des Pays - Bas depuis 1814 jusqu'en 1830. — Rev. de Brux. T. IV. 1846. Livr. II. p. 71. Livr. III. p. 140. Livr. IV. p. 195.

Ranelagh, Observations on the present state of our national defences. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 526.

Biot, Etudes sur les anciens temps de l'histoire chinoise. Temps anterieurs à la dynastie des Hia. — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 161.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Hamb. 1845. — Journ. des Sav. 1846. Mars. p. 129.

Algeria, past and present: 1) The French in Algiers etc. Lond. 1845. 2) France, Abd-el-Kader's prisoners. Translat. by Porter. Lond. 1846. — Foreign Quart. Rev. 1846. April. p. 159.

Bancroft, History of the united states. Vol. 1 — 3. Boston 1838 — 1840. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 199.

Portal, Mémoires. Pelet, Précis de l'histoire des Etats-unis d'Amérique. — Correspondant T. XIII. Livr. 4. p. 675.

The Oregon Question: Greenhow, Memoir historical and political, on the northwest coast of America; The history of Oregon and California; The geography of Oregon and California; Nicolay, The Oregon territory; a geographical and physical account of that country and its inhabitants, with outlines of its history and discovery. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1846. March. p. 563.

Hookham Carpenter, Mémoires et documents inédits sur A. Van Dyck, P. P. Rubens et autres artistes contemporains, traduits de l'Anglais par L. Hymans. Anvers 1845. — Revue nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 185.

Galusky, Critiques et historiens modernes de l'Allemagne I. Guillaume de Schlegel. — Rev. des deux Mondes 1846. T. I. p. 159.

Harcourt, Letter to Henry Lord Brougham, containing remarks on certain statements in his lives of Black, Watt and Cavendish. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 106.

Lindsay, Lives of the Lindsays; or a memoir of the Houses of Crawford and Balcarres. 4 vols. 8vo. Wigan, 1840. Case of James Earl of Balcarres. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 465.

Chasles, Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. Cromwell homme de guerre et chef de parti. — Revue des deux mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 342.

Moon, Reply to Young's recent paper on the evaluation of the sums of neutral series. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 136.

Cockle, On the existence of finite algebraic solutions of the general equations of the fifth, sixth and higher degrees. — Ebendaſ. March p. 190.

Young, On differentiation as applied to periodic series: with a few remarks in reply to Mr. Moon. — Ebendaſ. p. 213.

Saint - Laurent, Aperçu sur la renaissance de l'architecture ogivale en Angleterre. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. II. p. 111. Livr. IV. p. 242.

Spanish architecture: 1) Cean-Bermudez, Noticias de los arquitectos de España. Madr. 1829. 2) Widdrington, Spain and Spaniards. Lond. 1844. 3) Jones, Plans etc. of the Alhambra. Lond. 1842. 4) Ford, Handbook for Spain. Lond. 1845. 5) Wells, The picturesque antiquities of Spain. Lond. 1846. 6) Perez de Villa-amil. España artistica y monumental. Par. 1846. 3 vols. fol. — Quart. Rev. 1846. March p. 496.

Plantamour, Observations de la comète de Biéla, faites à Genève. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 175.

Payen, D'un phenomène observé dans les fabriques de carbonate de plomb. Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Févr. p. 231.

Matteucci, Sur le développement de l'électricité par action chimique. — Ebendaſ. Mars p. 257.

Fuster, Résultats des recherches sur les changements du climat de la France. — Ebendaſ. p. 327.

Provostaye et Desains, Mémoire sur le rayonnement de la chaleur. — Ebendaſ. p. 337.

Marignac, Sur les relations qui existent entre les propriétés physiques et la composition chimique des corps composés. (Résumé de divers travaux.) Second article. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Archives des scienc. phys. et nat. p. 137.

De la Rive, Observations sur une note de Wertheim relative aux vibrations qu'un courant

galvanique fait naître dans le fer doux. — Ebendaſ. p. 170.

Biot, Sur les modifications qui s'opèrent dans le sens de la polarisation des rayons lumineux, lorqu'ils sont transmis à travers des milieux solides ou liquides, soumis à des influences magnétiques très-puissantes. — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 93. Mars p. 145.

Collen, On the application of the photographic camera to meteorological registration. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 73.

Stokes, On Fresnel's theory of the aberration of light. Challis, on the aberration of light, in reply to Mr. Stokes. — Ebendaſ. p. 76. 90.

Waller, Observations on certain molecular actions of crystalline particles, and on the cause of the fixation of mercurial vapors in the Daguerreotype process. — Ebendaſ. p. 94.

Hopkins, On the causes of the semi-diurnal fluctuations of the barometer. — Ebendaſ. March p. 166.

Challis, On the principles to be applied in explaining the aberration of light. — Ebendaſ. p. 176.

Sabine, On the winter storms of the United States. — Ebendaſelbſt p. 200.

Reid - Ventilation: 1) Reid (Dav. Boswell), Illustrations of the theory and practice of ventilation, with remarks on warming, exclusive lighting and the communication of sound. Lond. 1844. 2) Reid, Ventilation; a reply to misstatements by The Times and by The Athenaeum. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 381.

Ebelmen, Recherches sur les combinaisons des acides borique et silicique avec les éthers. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Févr. pag. 129.

Donny, Mémoire sur la cohésion des liquides etc. — Ebendaſelbſt p. 167.

Wurtz, Recherches sur la constitution des acides du phosphore. — Ebendaſ. p. 190.

Pierre, Sur quelques sels doubles formés par les oxydes du groupe magnésien. — Ebendaſ. p. 239.

Hofmann (G.), Recherches sur le chloranile. — Ebendaſ. Mars. p. 283.

Peligot, Sur les chlorures de chrome. — Ebendaſ. p. 294.

Lewy, Sur quelques combinaisons nouvelles du perchlorure d'étain. — Ebendaſelbſt p. 303.

Leblanc, Note sur l'essence d'absinthe. — Ebendaſ. p. 333.

De l'action qu'exerce dans la production de l'électricité voltaïque l'oxigène dissous dans l'eau. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 163.

Gobley, Recherches chimiques sur le jaune d'oeuf, — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Jan. p. 5. Févr. p. 81. Mars. p. 161.

Cloez, Action du chlore sur l'éther oxalique de l'alcool et sur l'acétate de méthylène. — Ebendaſ. Janv. p. 15.

Frémy et Clémandot, Note sur la production de l'aventurine artificielle. — Ebendaſ. Mars. p. 174.

Berthemot, Examen chimique du produit blanchâtre qui recouvre les fruits (fleur des fruits). — Ebendaſ. p. 177.

Schönbein, On the decomposition of the yellow and red ferrocyanides of potassium by solar light. — Philos. Mag. 1846. March. p. 211.

Braconnot, Analyse des limaces. — Ann. de Chim. et Phys. 1846. Mars. p. 313.

Brullé et Hugueny, Expériences sur le développement des os dans les Mammifères et les Oiseaux, faites au moyen de l'alimentation par la garance. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. 1845. Decemb. Zool. p. 321.

Flourens, Expériences sur la résorption et la reproduction successives des têtes des os. — Ebendaſ. p. 358.

Blanchard, Mémoire sur l'organisation d'un animal appartenant au sous-embranchement des Annelés. (Le genre Malacobdelle de Blainville.) — Ebendaſ. p. 364.

Robin, Note sur une espèce de glandes de la peau de l'homme. — Ebendaſ. p. 380.

Gray, On the British Cetacea. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Febr. p. 82.

Jardine (W.), Horae zoologicae. — Ebendaſ. p. 85.

Thompson (W.), Notice of an American Bittern (Botaurus lentiginosus) obtained in Ireland. — Ebendaſ. p. 91.

Walker, Characters of some undescribed species of Chalcidites. — Ebendaſ. p. 108.

Warren, On the osteology and dentition of some North Americain Mastodons. — Ebendaſ. March p. 145.

Thompson, Notice of a bottle-nosed whale, Hy-

perodon Butzkopf, Lacep., obtained in Belfast Bay in October 1845. — Ebendaſ. p. 150.

Blyth, Description of Caprolagus, a new genus of Leporine Mammalia. — Ebendaſ. p. 163.

Scouler, Notes on some rare species of animals found on the coasts of Ireland. — Ebendaſ. p. 176.

Lafresnaye, Mélanges ornithologiques. (Suite.) Sur la Vidua axillaris du docteur Smith et sur le genre Vidua en général. — Revue zool. 1846. Févr. p. 34.

Malherbe, Description de quelques espèces nouvelles d'oiseaux de l'Algérie; Hartlaub, Note sur le genre Dicée; Recluz, Description de plusieurs Animaux Mollusques bivalves (Suite); Gaubil, Description d'une nouv. espèce de Coléoptère carnassier; Michelin, Note sur diff. esp. du genre Vioa, et sur le nouveau genre Metaporinus. — Ebendaſ. p. 44 — 62.

Trécul, Recherches sur la structure et le développement du Nuphar lutea. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. 1845. Decemb. Botan. p. 321.

Montagne, Cinquième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. Decades VII à X. — Ebendaſ. p. 346.

Merat, Notice sur le genre Thrincia. — Ebendaſ. p. 367.

Ord, Notes on the natural habitat of the common potato and on its introduction into Europe. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. March. p. 154.

Babington, A synopsis of the british Rubi. — Ebendaſ. p. 165.

Brunner (C., fils.), Observations sur l'inflorescence du tilleul. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 181.

Virey, Etudes nouvelles sur la glaucité du feuillage et de la glaucescence dans plusieurs familles de plantes et sur leur chlorose. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Févr. p. 101.

Damour, Nouveaux essais sur le diaspore de Sibérie. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Mars. p. 324.

Taylor (Thom.), On some new species of animal concretions. — Philos. Mag. 1846. March. p. 192.

Taylor (Rich. Cowling), On the anthracite and bituminous coal-fields in China. — Ebendaſ. p. 204.

Impey Murchison (Rod.), Verneuil and Keyserling, The geology of Russia in Europe and the Ural mountains. Lond. 1845. 2 vols. 4. — Quart. Rev. 1846. March. p. 348.

Rigaud, Mémoire sur la situation des forges de France et de Belgique. — Ann. des Mines. T. VIII. 1845. Livr. 5. p. 371.

Beaufort, De l'éducation. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 5.

Saisset, La philosophie allemande. Des derniers travaux sur Kant, Fichte, Schelling et Hegel. (I. Raport sur le concours ouvert par l'Académie des Sciences morales et politiques pour l'éxamen critique de la philosophie allemande par M. de Rémusat. II. Kant, Critique du Jugement, trad. p. Barmi. III. Fichte, Méthode pour arriver à la vie bienheureuse, trad. p. Bouillier. IV. Schelling, Bruno trad. p. Husson. V. Ott, Hegel et la philosophie allemande. Brux. 1845.) — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 311.

Bordas-Demoulin, Mélanges philosophiques et religieux. — Ebendaſ. p. 145.

Maine de Biran, Fragments inédits, publiés par Naville. Sixième fragment. Des utilités pratiques de la psychologie. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 161.

Beaufort, De la parole. — Rev. de Brux. 1846. T. IV. Livr. IV. p. 205. Livr. V. p. 253.

Gerbet, Dernières conférences d'Albéric d'Assise. Univ. cathol. 1846. Jan. p. 7. Févr. p. 101.

Girardin (Saint-Marc), Cours de littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame. Par. 1843. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 246.

The satirical literature of the Reformation: 1) Oeuvres de Rabelais. Ed. by Jacob. Par. 1842. 2) Le cymbalum mundi de B. des Periers. Ed. by Jacob. Par. 1841. 3) Les contes de B. des Periers. Edit. by Nodier. Par. 1841. 4) La satyre Ménipée. Ed. by Labitte. Par. 1845. 5) Le moyen de parvenir. Par Beroalde de Verville. Ed. by Jacob. Par. 1841. — Foreign Quart. Rev. 1846. April. p. 129.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung seiner Rückreise aus Kaschmir durch andere Theile des Pendschab nach Subhatu und Delhi fehlt. Letztere Stadt verließ er wieder im Februar 1832, um durch Radschputana, Malwa und Kandesch nach Bombay zu gehen, wo ihn ein frühzeitiger Tod ereilte, am 7. Dez. 1832. Der erste Band reicht bis zu seiner ersten Ankunft in Delhi, der zweyte enthält die Alpenreisen, und der dritte den Zug durch den Pendschab, Kaschmir und das westliche Indien. Außer der eigentlichen Erzählung und den unglücklichen Episoden enthalten die Tagebücher ausführliche geognostische Studien mit Beschreibung der gesammelten und in Paris aufbewahrten Handstücke; ferner gute Beobachtungen über Pflanzenverbreitung und Ackerbau; endlich zoologische Notizen, deren Dürftigkeit mehr dem Mangel an Interesse für die Sache von Seite des Reisenden, als beschränkenden Aufträgen zuzuschreiben ist.

Der Verf. sah sich in Calcutta, welches den hochtrabenden Namen „Stadt der Palläste“ führt, in seinen Erwartungen von Pracht und Größe gänzlich getäuscht. Es gilt aber dieß Beywort auch nur von dem englischen Stadttheile, welcher die größten und dauerhaftesten Gebäude europäischer Bauart in ganz Indien aufzuweisen hat. Die Stadt der Eingebornen besteht mit Ausnahme einiger weitläufiger Häuser von sogenannten Radschas oder Babus, aus niederen, schlechten Hütten. Calcutta ist noch zu jung und besitzt nicht den Ruf von Heiligkeit und Gelehrsamkeit, wie Benares und Puna, oder Umritsir im Pendschab, welcher die Fürsten und Reichen des ganzen Landes bewegt, die kostbarsten Paläste daselbst aufführen zu lassen und zu unterhalten, damit ihr Name an der heiligen Stätte genannt werden möge. Uebrigens ist folgende Beschreibung eines Babu-Pallastes in Calcutta unter der Wirklichkeit.

> Nichts ist so elend wie die Häuser dieser Leute. Lange Zimmer, eng und nieder, gegen den inneren Hofraum geöffnet, um welchen vor diesen Gemächern eine enge von Holzpfeilern getragene Gallerie läuft. Hier und dort findet man einiges kostbare, aber geschmacklose Zimmergeräthe neben altem Gerümpel, das man in dem bescheidensten europäischen Hause nicht dulden würde. Das Täfelwerk ist zwar von Schnitzarbeit: es giebt aber daselbst keine Thüre, die sich schließt, kein Fenster, das paßt; was zu wirklicher Bequemlichkeit dient, ist ganz vernachläßiget; statt des Nothwendigen, das überall fehlt, zeigt sich hie und da ein bizarrer Ueberfluß; der Sinn für Unterhaltung und Bewahrung ist den Orientalen fremd. Sie würden eher ein neues Haus bauen, als eine zerbrochene Glasscheibe in einem ihrer Fenster ersetzen lassen. (I, 211.)

Eine dem Nordländer sehr auffallende Erscheinung ist der schnelle, durch keine Vorboten angekündigte Wechsel der Tages- und Jahreszeiten in den Tropenländern. Wie es eigentlich daselbst keine Morgen- und Abenddämmerung giebt, so fehlt auch Frühling und Herbst. Der Verf. bemerkt über den schnellen Eintritt des Winters in Bengalen:

> Ehe die Blätter fallen, färben sie sich nicht so mannigfaltig wie in kalten Klimaten. Hier tritt der Tod der Pflanze so schnell ein, wie ihr Entstehen rasch war;

die Entwicklung ist rasch, ebenso die Auflösung. Wenn die kühle Jahreszeit naht, zieht sich das Leben nicht langsam aus den Gewächsen oder den Theilen derselben, die nur einen Sommer sehen, zurück; es verläßt sie plötzlich. Vertrocknet fallen sie sogleich, und bald von der Sonnenhitze, welche der Winter nicht dämpft, aufgelöst, geben sie der Luft die Bestandtheile zurück, welche sie aus derselben aufgenommen hatten. Jedoch ist die Zahl der Bäume, welche die Blätter abwerfen, in den Tropenländern nur gering. Die ersten Winterlüfte, welche einige der Blätter berauben, rufen in vielen anderen dieselben hervor. Das Land ist im Winter nicht weniger grün als im Sommer. (I, 228.)

Die Jahreszeiten in Bengalen, ihren Einfluß auf europäische Constitution und die durch sie bedingte Lebensweise der Herrn des Landes schildert der Verf. in Folgendem:

Die Indier unterscheiden drey Jahreszeiten: die heiße, die regnerische und die kühle. Erstere beginnt mit der Wendung des S.W. Passatwindes um die Frühlings-Nachtgleiche, und endigt im Laufe des Monates Juni. Die Häuser der Europäer sind dann nur während der Nacht geöffnet; mit Sonnenaufgang werden sie so sorgfältig als möglich geschlossen. Jeder läßt sich in seinem Gemache über seinem Haupte den ganzen Tag Luft zufächeln, welche während der Nacht abgekühlt worden; ein Diener setzt nämlich einen großen an der Decke aufgehangenen Schirm, Punka genannt, in Bewegung. Regen ist selten und die Luft sehr trocken in dieser Jahreszeit, und obgleich die Luft, womit man sich anfächeln läßt, 28 — 30 Grade Wärme besitzt, verhindert sie doch den Schweiß oder nimmt ihn weg, wie er sich bildet. Diese Zugluft sinkt oft zu einem unbemerkbaren Lüftchen, und sogleich bedeckt sich die Stirne mit Schweiß; man fährt einige Zeit in seinem Geschäfte des Lesens oder Schreibens fort, aber mit Unaufmerksamkeit und von einem Gefühle der Unbequemlichkeit geplagt. Wenn man umsieht, hängt der Schirm unbeweglich und der Diener, welcher ihn ziehen soll, schläft ruhig, während sein Herr brennt. Ein kräftiger Ausruf schreckt ihn aus dem Schlafe, er erhebt sich und zieht mit aller Macht den Schirm, von welchem man alsbald Behaglichkeit und Frische empfindet. Doch um den Mann für seine Faulheit zu bestrafen, müßte man aufstehen, die vier Schritte zu ihm und wieder zurück machen; aber man scheut sich vor der Länge des Weges, denn die geringste Bewegung und Kraftanstrengung hebt die erfrischende Wirkung der Punka auf, und man verliert in einem Augenblicke den Nutzen einer viertelstündigen Anfächelung. Diese weise Berechnung erspart jedes Jahr der Kaste der Schirm-Zieher in Bengalen eine große Anzahl von Fußtritten. Mit Sonnenuntergang öffnet man, was sich öffnen läßt; dieß ist auch die Zeit der Spazierfahrt; bis man um 8 Uhr zur Tafel heimkehrt, hat sich die Luft in dem Gebäude um 3 bis 4 Grade abgekühlt. Man schläft beynahe entblößt auf den Decken, nicht unter ihnen, bey offenen Fenstern; der um das Bett gespannte Moskito-Vorhang hält den Luftzug ab, der durch die Kammer streicht. Dennoch erwachte ich mehrmals des Morgens mit einem Rheumatismus. In Indien entstehen mehr Krankheiten in Folge von Verkältung als durch große Hitze; diese ist nur unbequem, nicht ungesund. Alle Aerzte stimmen darin überein, daß sie die Jahreszeit der heißen Winde für die gesundeste halten, vorausgesetzt, daß man sich niemals der Sonne Preis giebt. —

Das Ende des Mai bringt einige Gewitter von kurzer Dauer aber schrecklicher Heftigkeit; während einer halben Stunde stürzt Regen in Strömen herab, begleitet von entsetzlichen Donnerschlägen. Allmählig verringert sich die Heftigkeit dieser Meteore, aber sie werden häufiger. Wenn es auch nicht regnet, bedeckt sich doch jeden Abend der Himmel mit drohenden Wolken, und Blitze unter rollendem Donner erleuchten ihre schwarzen Massen. Jedes Gewitter erfrischt die Luft für einige Stunden. Es giebt dann Tage, an welchen sich die Sonne nur durch einige lichtere Stellen im Gewölke zeigt; der Wind ist veränderlich in Richtung und Stärke während dieser kritischen Zeit. Die heißen Winde wehen nur in Zwischenräumen und werden von vollkommenen Regentagen unterbrochen.

In der Mitte Juni herrschen die Regen: eine neue Jahreszeit beginnt. In dieser ist die Luft gewöhnlich ruhig, der Himmel immer bedeckt. Die Sonne erscheint nur selten zwischen den Wolken: doch soll es dann am gefährlichsten seyn, sich ihr auszusetzen. Der Thermometer zeigt zwar einige Grade weniger, aber die Hitze ist viel drückender. Die schwachen Winde, welche dann von S.W wehen und welche man in die beständig geöffneten Wohnungen einläßt, bringen nur feuchte Luft, welche den Schweiß, womit man bey geringer Bewegung bedeckt wird, nur abkühlt, nicht wegnimmt. In der Nacht läßt sich kein Lüftchen spüren; der Thermometer sinkt kaum um einen Grad, weil die dicken Wolken jede Ausdünstung des Bodens hemmen und die Hoffnung, daß die Nacht kühler seyn werde als der Tag, wird getäuscht. — Im Juli sind die meisten Regentage; es fällt dann auch die größte Menge. Oefter giebt es im August schon einige trockene Tage. Einmal sah ich heftigen Regen

zehn Stunden andauern, was eine Seltenheit ist. Nach heftigen Regengüssen klärte sich manchmal die Nacht auf.

Im September werden Regen seltener, schöne Tage häufiger und andauernder, und die Temperatur steigt wieder. Am 22. dieses Monates sah ich zum erstenmale das Land mit jenen schwebenden Morgendünsten bedeckt, welche auch bey uns in den ersten kühlen Herbstnächten sich bilden; aber die Sonne gieng herrlich auf und in einem Augenblicke waren sie zerstreut. Diese kühle Jahreszeit ist für die Eingebornen die schlimmste. — Wenn in der Mitte der Regenzeit die durch viele Gewitter abgekühlte Luft sich plötzlich wieder erhitzt, bedeckt sich alles mit Feuchtigkeit, wie bey uns im Thauwetter. Uebrigens ist sie während dieser ganzen Zeit so groß, daß Eisen und Stahl nur durch beständigen Gebrauch vor Rost bewahrt werden können. Schattige Plätze, Steine, Mauern überziehen sich mit Schimmel; Holz wird moderig, auch geöltes und lackirtes. Das schlechte Baumaterial macht nöthig, daß man alle drey Jahre die Häuser vollständig reparirt; ein leeres Haus wird in weniger als sechs Jahren ganz unbewohnbar. (I. 229 et seq.)

Das älteste Gebäude, das der Verf. in Unterbengalen antraf, ist eine von den Jesuiten im J. 1599 erbaute Kirche in der Stadt Hugly.

Einen ungünstigen Eindruck macht der erste Anblick der bengalischen Niederungen zu jeder Jahreszeit, besonders aber in jener vorgerückten, in welcher der Verf. seinen Weg durch dieselben nehmen mußte.

> Weite Ebenen öffneten sich vor mir von kahlem Aussehen in Vergleich mit den herrlich grünen Umgebungen von Calcutta während der Regenzeit. Es waren theils Reispflanzungen, deren trockene Halme, getroffen von den letzten Regen im Oktober (oder, nach einer späteren Beobachtung, von den Bauern selbst mit Bambusstöcken niedergeschlagen) ihre auf den Boden niedergebeugten Aehren reiften; theils große Strecken unabgegränzten Landes, mit den magersten Rasen bedeckt, im Besitze von armen Leuten, die als einziges Kleidungsstück nur eine Leibbinde trugen, während ich über zwey Flanellhemden noch eine Jacke leiden konnte. Hungriges Vieh sollte auf diesem unfruchtbaren Boden weiden, aber es schien verzagt darauf zu warten, daß das Gras erst aufschieße. Einige krüppelhafte Bäume waren über diese einförmige Landschaft verbreitet, hier eine Mimose, dort ein armseliger Dattelbaum. Am Horizonte bemerkte man höheres Gebüsch, aber von ernstem Aussehen, obgleich bey näherer Besichtigung nur tropische Formen zu finden waren. — Dieß heißt Dschungel, welches Wort nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine bestimmte Art von Gehölz bezeichnet, sondern eine sehr allgemeine Bedeutung hat: Gehölz, Wald, Wildniß. Ein Dschungel-Elephant ist ein in Freyheit lebender; eine Dschungel-Pflanze eine wild wachsende. (I, 249.)

Bey Burdwan, welches an der Spitze des Ganges-Delta liegt, fand der Verf. herrlichen Ackerbau. Die Haupt-Culturgewächse sind Zuckerrohr, Reis, Indigo, eine Bohne (Cajanus edulis) und Senf (zur Oelbereitung). Im Februar zeitigt das Zuckerrohr; man bringt dann die einfache Presse, aus zwey Walzen bestehend, welche von Menschenhänden gedreht werden, auf das Feld. Der ausgepreßte Saft wird an Ort und Stelle in irdenen Gefäßen abgedampft; der gewonnene, noch alle Melasse enthaltende Zucker kostet dann 4 — 5 Rupieen (à 1 fl. 12 kr.) die Maund von 60 Pfunden. Wenn er mit Eyweiß und Milch (statt des anderwärts angewendeten Blutes) fast so gut raffinirt ist, wie es in Europa geschieht, kostet er 8 Rupieen die Maund, also weit weniger als der durch Sklavenarbeit gewonnene von Bourbon, der Havannah oder Brasilien. Auch der Reis ist erstaunlich wohlfeil; der Mittelpreis in guten Jahren ist zwey Rupieen für das Maaß von 80 Pfunden.

An vielen Punkten von Bengalen findet sich wenige Fuße unter dem Sande oder Thone eine Schichte Rasenerz, Kankar genannt; öfter ist dasselbe auch an der Oberfläche sichtbar. Eisenocker und Quarzstücke sind eingebettet. Weit wichtiger noch sind die Kohlengruben von Ranniganschi auf dem linken Ufer der Dummoda, sieben Tagereisen von Burdwan gegen W.N.W. Die Formation bietet nichts Merkwürdiges dar; der Verf. unterschied folgende Lager und Schichten von oben nach unten: 1) Sandstein, aufbrausend, tafelförmig, zerreiblich; 2) Sandstein, kaum aufbrausend, sehr hart, einen Meter mächtig, mit kugelförmiger Absonderung; 3) Thonschiefer mit Pflanzenabdrücken; 4) Steinkohle, 3 Meter mächtig, ohne Beymischung von Schiefer; dieser in einer Tiefe von 25 Metern befindliche Gang wird ausgebeutet; 5) glimmerreicher Schiefer mit Abdrücken, sehr hart, einen Decimeter mächtig

und das Liegende des oberen Kohlenganges bildend; 6) zweyter Kohlengang, zwey Decimeter mächtig, nicht gebaut; 7) Schiefer mit Abdrücken, einen Decimeter mächtig; 8) dritter und letzter Kohlengang, drey Decimeter mächtig, viel Schwefelkies enthaltend, nicht gebaut. Darauf folgen wieder Schiefer mit Abdrücken und Sandsteinlager ohne Kohlen. Diese ganze Kohlenformation ruht auf Gneiß, abwechselnd mit Glimmerschiefer, von O. nach W. streichend, und unter einem Winkel von 35° nach N. einfallend. In neuerer Zeit hat man aber weit mächtigere Kohlenlager daselbst aufgeschlossen, welche sich bis jenseits des Ganges, zu dem Burramputer, erstrecken sollen.

Die Diamantengruben von Bundhelkund wurden ebenfalls von dem Verf. untersucht. Die secundäre Lagerstätte der meist gefärbten und kleinen Diamanten ist eine Breccie aus buntem Thone, rothem Jaspis, lydischem und milchweißem Quarze, und grünem Sandsteine mit einem kieselerdigen, eisenhaltigen oder thonigen Bindemittel. Je mehr Sandsteinbrocken in diesem Conglomerate, desto reicher wird es an Diamanten gefunden. Abwechselnde Lager von buntem Thone und compactem Sandsteine bilden das Hangende. Der Gries und Sand der Oberfläche wird auch mit Erfolg ausgewaschen.

An dem Kastengeiste und der angebornen Trägheit des gemeinen Volkes, an der gänzlichen Verwahrlosung und Versunkenheit der Reichen scheitern alle Versuche der wohlmeinenden Regierung, Künste und Ackerbau unter den Eingebornen zu heben; sie genießen aus eigener Schuld die Vortheile eines gesicherten Besitzstandes nur halb. Die tüchtigsten und gewandtesten Leute, welche früher in regellosen Zeiten vom Diebs- und Räuberhandwerke sich nährten, lassen sich jetzt unter das Militär anwerben und sind als Soldaten die festeste Stütze der Regierung. Benachbarte, unter unmächtigen Fürsten stehende Königreiche, Oude und Gwalior, geben gegenwärtig noch ein Bild von dem Zustande Bengalens vor der Besitzergreifung durch die Engländer. Angelockt durch die Aussicht auf reichere Beute als in ihrer verarmten Heimat, fallen große Banden von Räubern in das Gebiet der Compagnie ein, und führen mit List oder Gewalt nicht selten beträchtliche Habe über die Gränze. Der Verf. theilt einen solchen Vorfall mit.

Vor einigen Jahren kam ein Trupp von etwa 500 Leuten aus dem Königreiche Oude nach Benares, welche, unter der Anführung eines Radscha, eine Pilgerfahrt zu Dschaggernaut vorgaben. Sie zeigten sich in Benares den Behörden, welche keinen Grund fanden, ihre anscheinend friedliche Reise zu hindern. Als sie in Calcutta angekommen waren, erklärten sie erst auf Schiffe zur Ueberfahrt warten zu müssen, und verlängerten unter allerley unverdächtigen Vorwänden ihren Aufenthalt daselbst. Um dieselbe Zeit schrieb die Regierung einen Transport von 700,000 Rupieen nach Benares aus. Darauf gaben die Pilgrime vor, sie könnten ihre Reise nicht weiter fortsetzen, und schickten sich zur Rückkehr an; als das Geld eingeschifft war, um stromaufwärts gebracht zu werden, fuhren sie auch ab, gewannen einen Vorsprung, und legten an einer Stelle des Flusses an, wo seine Ufer unbewohnt sind, unter dem Vorgeben einer Ausbesserung ihrer Fahrzeuge. Während der Nacht aber enterten sie die Geldschiffe, mordeten die ganze Mannschaft, raubten den Schatz und versenkten die Fahrzeuge. Am folgenden Tage setzten sie ruhig ihre Reise fort; man sah sie wieder durch Benares ziehen in bester Ordnung, und von da kehrten sie wieder in kleinen Trupps nach Oude zurück, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Man glaubte allgemein, die Geldschiffe wären in einem Sturme untergegangen; da sie versichert waren, mußte nach langen vergeblichen Nachforschungen die ganze Summe von der Versicherungs-Gesellschaft ersetzt werden. Seitdem hat ein Zufall den wahren Hergang der Sache aufgedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Fortsetzung.)

In Delhi wurde der Verf. von dem Schattenkaiser mit dem Ehrenkleide angethan und mit dem Titel: „Sieger in der Schlacht“ begnadigt. Für einige Goldstücke mehr hätte er sich die Titel: „Licht der Welt, Stütze des Staates, Zierde des Landes“ u. s. w. erwerben können. Von der gänzlichen Unfähigkeit der Nachkommen Timurs wird uns ein Beyspiel erzählt. Als Lord Lake die Mahratten aus Delhi vertrieben hatte, von welchen der Vater des jetzigen Kaisers geblendet und in Gefangenschaft gehalten worden war, besuchte er diesen, und sprach sein Bedauern aus, daß er mit der Freyheit ihm nicht auch das Gesicht wieder geben könnte. „Es ist wahrlich ein Unglück, blind zu seyn,“ antwortete der Greis, „ich kann nicht mehr die Habichte über der Stadt schweben sehen.“ Dieß war seine Hauptbeschäftigung gewesen, wie er sich noch des Augenlichtes erfreute.

Obgleich alle die Thäler und Pässe des indischen Theiles des Himalaya, welche Jacquemont betrat, schon von englischen Offizieren vermessen und beschrieben waren, fand er doch noch in geographischer Hinsicht genug des Neuen zuzufügen, auch frühere Angaben zu berichtigen. Seine wichtigste Entdeckung scheint uns die zu seyn, daß der Sutledsch nicht die Kette der Schneegebirge in einer ungeheuren Schlucht durchbricht, sondern daß diese sich allmählig um 4 — 5000 Fuß erniedriget, um den Strom durchzulassen. Nach einer Stelle in der Correspondance neigte sich der Verf. zu der Ansicht Elie de Beaumont's hin, welche der Centralkette des Himalaya kein sehr hohes Alter ihrer vulkanischen Erhebung zuschreibt; in den Tagebüchern liegt darüber kein direkter Ausspruch vor als etwa der, daß er von dem Pik Kedar Kanta herab den erwarteten Anblick einer ungeheueren Verwirrung und Regellosigkeit genossen habe. (II, 38 und 128.) Hätte er sie nicht erwartet, so würde er sie auch nicht gefunden haben; dort wie überall wird dem unbefangenen Forscher eine wunderbare Einheit in dem Bauplane der Erdveste sich offenbaren, welche erhebt und befriedigt, während der Anblick von Verwirrung nur verwirren muß.

Die Größe und Erhabenheit des Himalaya besteht weniger in der sichtbaren Höhe der Berge, als in dem Raume, den sie einnehmen. Davon geben uns die europäischen Alpen keinen Begriff; denn der Durchmesser des Striches, welchen ihre Kette mit Kuppen bedeckt, ist verhältnißmäßig nur schmal; und da, wo sie sich theilend zwischen den beyderseitigen Begränzungslinien einen größeren Raum einnimmt, sind die Thäler dazwischen so offen, daß das Auge daselbst schweifen kann wie in der Ebene. Im Himalaya dagegen stößt sich der Blick immer wieder an Höhen; wenn man noch höher steigt, entdeckt man nur neue, noch entferntere Firsten. Nur selten laufen die Ketten der Gipfel parallel hinter einander; sie krümmen und kreuzen sich auf tausenderley Weise. Die Regellosigkeit der Gebirgszüge in der Ferne kann man schon abnehmen aus der Gruppirung der nächsten Berge, welche man von Kedar Kanta aus überblickt. Bald sind es isolirte gerad ansteigende Stöcke, von keiner Schlucht durchschnitten; man könnte sie für riesenmäßige Stücke dreyseitiger Prismen, auf einer ihrer Flächen ruhend,

ansehen; bald ähnliche isolirte Gruppen, aber gewunden und gebogen; endlich sieht man noch Pyramiden, eine über die andere ansteigend, mit Ausläufern in jeglicher Richtung, die sich mit anderen Ausläufern von ähnlichen Bergmassen vereinigen; wo sie auf einander stossen, erheben sie sich entweder gemeinschaftlich, oder fallen schroff ab, um einen engen Paß zu bilden. Auffallend und vielleicht diesem Gebirge eigenthümlich ist die gänzliche Abwesenheit sowohl von Bergebenen als auch von flachen Thälern (Jacquemont bezweifelt selbst die Existenz eines Hochplateaus von Thibet); die längsten Thäler sind nur enge Schluchten. Die horizontalen Linien, welche das Auge hie und da an dem Profile der Berge entdeckt, sind nur schmale oder ausgeführte Gräten, die oft auf weite Strecken dasselbe Niveau behaupten. Vertikale Klippen von bedeutender Höhe fehlen auch gänzlich. — Die Vegetation ist wie die Berge einförmig. Gehölze, deren Mannigfaltigkeit an Arten trotz der südlichen Lage durch die absolute Höhe beträchtlich reducirt ist, beschatten die Ufer der Sturzbäche in den tief eingeschnittenen Thälern. An den Abhängen sieht man ebenfalls eine schmale Linie von dunklem Grün die Rinnsale der spärlichen Bäche bezeichnen, welche da herabstürzen. Die Bergseiten zeigen ein einförmiges mattes Grün. Es giebt weder Wiesen noch Weiden, sondern überall außer auf den höchsten Gipfeln ungleiches grobes Gras, zu kurz für eine Wiese, zu lang für eine Weide. Zahlreiche Felsblöcke liegen auf diesem schlechten Rasen herumgestreut, und Bergstürze bedecken ihn oft mit kleinerem Gerölle. Es giebt hohe Berge, die vom Fuße bis zum Gipfel nur diese unerfreuliche Mischung von Graswuchs und Felsstücken zeigen. Häufiger sind auf diesem einförmigen Boden einzelne Bäume. Bis zu einer Höhe von 2000 bis 2500 Meter sind es auf der Südseite fast immer Nadelhölzer, auf den anderen, eigentlich kälteren Seiten gewöhnlich Eichen und Rhododendren. Keine dieser Baumgattungen bildet Wälder daselbst; solche findet man nur am Fuße sehr hoher Berge oder nicht weit davon; und in ihnen trifft man viele europäische Bäume der Ebenen und Gebirge an. (II, 129 et seqq.)

Anziehender ist die Beschreibung, welche der Verf. von den südwestlichen Vorbergen giebt.

Trotz seiner einsamen und hohen Lage (669 Meter über Calcutta) erinnert mich Dehra mehr als irgend ein anderer bis jetzt von mir besuchter Theil von Indien an die tropischen Schönheiten, welche ich in Amerika bewunderte. Die kühnen Formen der Gebirge, die mannigfachen Farben ihrer Wälder ließen mich mehr an die Alpen denken; aber die Menge der Pisangbäume im Thale brachte meine Gedanken immer

wieder auf Hayti zurück. Eine große Zahl tropischer Pflanzenformen der Ebenen Hindostans steigen bis in diese Gegend herauf, deren Klima sich von dem der Ebene durch seine beständig größere Feuchtigkeit, etwas kühlere Winterwitterung und theilweises Ausbleiben der heißen Winde unterscheidet, aber mit ihm die Sonnenwend-Regen gemein hat. Diese herrschen noch auf der ganzen südlichen Abdachung des Himalaya bis zu seinen erhabensten Punkten, und sind ohne Zweifel die Ursache des Vorkommens tropischer Pflanzen in der Alpen-Flora. — Das weiche und feuchte Klima, so günstig für die Vegetation, ist am Ende der Regenzeit höchst ungesund; es treten dann Wechselfieber auf. In andern Thälern des Himalaya herrschen dann bösartige Fieber. Um Almora, eine der größten englischen Militärstationen im Gebirge, und Katmandu zu erreichen, muß man einen Gürtel niedriger bewaldeter Berge überschreiten, die im Herbste wegen der fast unvermeidlichen Gefahr eines Fieberanfalles unzugänglich sind. (II, 14.)

Die ganze Landschaft von Dehra, Dehra Dhoun genannt, ist ein breites Thal, dessen Enden gegen die Flüsse Dschumna und Ganges gerichtet sind; Dehra selbst liegt gleich weit von beyden auf der Wasserscheide. Es sind daselbst Verbrechen viel seltener als in der Ebene. In Dörfern, die einige tausend Fuß höher liegen, ist Diebstahl fast unbekannt; ebenso sind Rechtsstreitigkeiten sehr selten; in Frankreich dagegen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Gebirgsbewohner viel proceßsüchtiger sind, als andere. Heilige Stellen für Brahmanen und Buddhisten finden sich allenthalben im Himalaya; besonders sind es die Quellen des Ganges und der Dschumna. Zu der letzteren wandte sich der Verf., konnte sie aber nicht ganz erreichen wegen der Weigerung seiner Begleiter, ihm jenseits der Stelle, welche von ihnen als Quelle betrachtet wird, zu folgen.

Der Morgen, sonst immer so schön, war trüb, als ich den Lagerplatz von Cursali verließ, um die Quellen der Dschumna zu besuchen. Zehn Bergbewohner trugen das leichte Gepäcke, das mir nöthig schien; die anderen Diener folgten leer ohne gerade ein lebhaftes Verlangen zu zeigen, den für die Hindu so heiligen Ort zu sehen. Statt eines Führers, den ich begehrt hatte, sah ich die ganze Bevölkerung des Dorfes Cursali und die von zwey benachbarten Weilern mir voranschreiten. — Compacter Quarz bildet die Seiten des hohen bewaldeten Berges, der sich im N. von Cursali erhebt, und an dessen Fuße sein Ackerland sich hinzieht. Ich folgte

diesen Wänden bis zum Ufer der Dschumna, über welche ich bald auf einem umgestürzten Baumstamme setzte, nachdem ich eine halbe Stunde lang durch ein Gehölze von Rhododendrum arboreum, Quercus diversifolia und Taxus nepalensis gewandelt war. An den Ufern wachsen Hippophaë nepalensis, Acer pubescens, Elaeagnus nepalensis, Daphne frigida. Nach kurzer Strecke überschreitet man den Fluß wieder, und wiederholt dieß gegen zwölfmal, ehe man nach Dschumnotri gelangt. Eine Stunde hinter Cursali traf ich die ersten Schneehaufen, die von einer beynahe senkrechten Wand an die Ufer der Dschumna herabgestürzt waren; der Fluß lief mitten durch sie, ohne sie zu schmelzen. Nach meiner Schätzung ist diese Stelle 2764 M. über dem Meere. Höher hinauf sah ich bald noch mehr Schnee, und endlich alle schattigen Schluchten damit erfüllt. Das Thal ist nur eine große Spalte; die Abhänge beynahe senkrecht; die Gipfel der Berge, bis in eine Höhe von etwa 3000 M. bewachsen, waren fast ganz in Schnee gehüllt. Die ungeheuren Wände der Schlucht sind hie und da tiefer abgetragen, besonders auf dem linken Ufer, das im Durchschnitte weniger steil ist.

Um 9 Uhr, nachdem ich ein wenig oberhalb der ersten Schneehaufen über einen bedeutenden Nebenstrom auf dem rechten Ufer, den Bundschiali, gesetzt hatte, erreichte ich eine dieser kleinen seitlichen Freyungen; sie ist nicht eben, sondern sehr abschüssig und bewaldet; eine mauerähnliche Gräte durchschneidet sie, und reicht hinab bis in den Wasserspiegel. Ich fand die Höhe dieses Platzes 2940 M. In der Nähe ist ein Tempel aus wenigen über einander gelegten Steinen, wo die Hindu-Wallfahrer ihre ersten Gebete verrichten und Blumen auf den Altar werfen. Es ist hier kein Mangel an den schönsten; die Blüthen des Rhododendrum arboreum zeigen alle Farben von Scharlach bis zu Weiß; sein Laub paßt auch gut dazu. Eine andere Art, Rhodod. pulverulentum, wächst ebenfalls hier, ein mächtiger Strauch mit knotigem und gewundenem Stamme und rother fast glatter Rinde, dessen große eiförmige Blätter oben glänzend grün, unten mit einem gelblichen Staubüberzuge versehen sind; seine in runde Dolden gestellten Blüthen von derselben Größe, wie die des Rhodod. arboreum, sind nicht weniger veränderlich in ihrer blaulichen Färbung; sie sind fleischiger und doch zarter, ihr Geruch fein und süß.

Man steigt wieder hinab längs steiler Halden auf losen Schieferstücken zu dem Strombette, welches man dießmal auf einer Schneebrücke überschreitet. Hier, wo die Neigung der Halden den Schnee in solchen Massen während des Winters anhäuft, hält er sich lange gegen die Sonnenwärme. Oberhalb dieses Punktes ist der Lauf der Dschumna nur eine Aufeinanderfolge von Cascaden geringer Höhe. Der Pfad wird immer steiler, führt bald am vorspringenden Fuße der Steilwände, bald in dem Strombette selbst oder an seinen Ufern hin mit Umgehung großer abgelöster Felsstücke. Der Schnee nimmt an Mächtigkeit zu, und bald sieht man nur da, wo der Strom eine höhere Cascade bildet, sein Wasser; sonst läuft er unter dem Schnee, welcher den Grund des Thales erfüllend einen breiten bequemen Weg darbietet. Diese Schneedecke ist an manchen Stellen über 12 M. tief. Ich weiß nicht, ob sie im Sommer ganz schmilzt; in den europäischen Alpen würde eine solche schon in weit geringerer Höhe einen Gletscher bilden.

Ein Gehölz, aus Daphne nervosa bestehend, das sich aus dem Schnee erhob, war schon in Blüthe. Der Geruch ihrer Blumen ist sehr gewürzreich; wenn man sie aber berührt, verbreiten sie so wie alle übrigen Theile der Staude einen unangenehmen Geruch. Hier ließen alle meine Leute ihre Fußbekleidung zurück; ich machte mich auf eine schwierige Passage gefaßt, aber der Weg auf dem Schnee blieb fortwährend gut. Es war nur die Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, der sie sich nahten, welche die Hindu bewog, ihre Schuhe auszuziehen. Dadurch von der Nähe Dschumnotris benachrichtigt suchte ich einen großen Gletscher, dem der Strom entstürzen könnte, als ich meine Leute sich niederwerfen und nur unter unzähligen Verbeugungen wieder aufstehen sah. Ich näherte mich der Seite, nach welcher sie sahen, und erblickte sogleich einen leichten Dampf an einer Felsenpartie, über welche heiße Wasser herabfielen, neben den Ufern des Stromes selbst, hier frey von Schnee, ohne Zweifel wegen der Nähe des unterirdischen Heerdes. Hier ist Dschumnotri, der Punkt, den die Hindu Quelle der Dschumna nennen. Der ganze Schwarm entkleidete sich sogleich und brühte sich in diesem leichten Douche-Bade unter tausend Verzerrungen der Gesichtszüge, nicht weniger wegen der großen Hitze des Wassers, als aus Andacht. Diejenigen, welche einige Gebete auswendig wußten, sagten solche her, und nach der Abwaschung lief mein Gorka-Havildar und einige andere halb nackt auf dem nahen Schneefelde mehrere Male im Kreise herum.

Annähernd fand ich die absolute Höhe dieser Quellen 3181 M. Jedoch ist die eigentliche Therme am Fuße der Felsenwand immer noch 6 — 8 M. höher. Das Gestein ist weißer derber Quarz in starken Bänken, 30 — 40° nach N. einschießend in der Richtung des Thales. Hie und da bildet aufgehäuftes Gerölle am Fuße der Wände zwischen diesen und den Stromufern eine Art von Abdachung. Aus einer solchen

sprudeln die heißen Wasser auf dem linken Stromufer hervor. Sie setzen daselbst eine kalkige Inkrustation mit etwas Eisenoxyd und Kieselerde ab. Ich habe auch salzige Efflorescenzen gesehen, deren bitterer Geschmack die Anwesenheit von Soda oder Magnesia anzeigt. Das Wasser selbst schmeckt sehr unangenehm, wie sehr eisenhaltige Thermen.

Am Fuße der Wände quillt das Wasser auf verschiedene Weise hervor. Es steigt kochend aus dem Grunde kleiner Becken, welche es sich durch beständiges Erheben und Beseitigen der darüber liegenden Erde gebildet hat. Nahe dem regelmäßigsten derselben, das kaum mehr als einen Meter Umfang und ein bis zwey Decimeter Tiefe hat, ist ein Kegel durch Inkrustation (Kesselstein) gebildet. Er hat die nämlichen Dimensionen, wie das benachbarte Becken, und schickt eine kleine intermittirende Quelle aus; das Wasser in seiner Höhlung kocht und steigt in geringen Wallungen auf, welche immer am Rande zurückfallen; es trachtet beständig, ihn durch das angelegte Sediment zu erhöhen. Endlich fließt auch Wasser aus einer Seite unförmlicher Concretionen von der Größe der eben erwähnten Aufwürfe; es schießt in einem beständigen Strahle hervor mit Gezisch oder vielmehr unter beständigem Aufkochen. Diese Stelle wird vorzüglich von den Hindus verehrt.

Auf diese Weise entspringen die heißen Wasser an den Quarzwänden auf einer Strecke von 10 — 15. M. Sie verlieren sich bald in dem Boden und kommen unten wieder zum Vorscheine; ihre Gesammtmasse ist nur sehr gering.

Es giebt keine Therme, wie auch immer ihre Temperatur seyn mag, die nicht einige Algen nährte. Eine grüne Materie, ohne Zweifel eine Pflanze dieser Familie, schwimmt auf den kleinen ruhigen Tümpeln, in denen sich Dschumnotris Wasser hie und da sammelt mit Beybehaltung seiner ursprünglichen Temperatur. Die stärkste Loupe ließ mich keine Struktur in dieser weichen durchscheinenden Masse erkennen. Ebenso war es mir unmöglich bey einer gallertartigen, fast festen Masse, die wie dicker Speck die kalkigen Inkrustationen überzieht. Dieser eigenthümliche Stoff ist augenscheinlich pflanzlicher Natur; seine inneren Theile sind weiß oder mißfärbig, darüber gelblich, und die Außenfläche ist schwärzlich grün.

Ich war zu guter Zeit am Dschumnotri eingetroffen; das Wetter war günstig und der Schnee, womit ich das Hauptthal und alle Seitenthäler angefüllt sah, bot einen bequemen Weg dar, um eine bedeutende Höhe zu erreichen. Ich wollte untersuchen, aus welchen Felsarten die Gräten bestehen, welche hie und da die Schneedecke durchbrechen, und welche Pflanzen dort wachsen. Als meine Leute gebadet und ausgeruht hatten, hieß ich sie aufbrechen; es schien mir, daß sie noch langsamer als gewöhnlich gehorchten. Doch folgten mir diejenigen, welche ich am nöthigsten brauchte, und ich stieg auf gegen die Höhe des Thales. Als ich mich umwandte, sah ich mich allein; meine kleine Truppe, zu der sich keiner der Nachzügler gesellt hatte, war auf einem Felsen in der Sonne zurückgeblieben und erklärte nicht höher steigen zu können. Sie sprachen von Dschumnotri, was mir wie ein abergläubischer Einwurf vorkam; doch beharrte ich nicht gebieterisch bey meinen Worten. Drey Bergbewohner von Cursali allein begleiteten mich, die vollkommen gewöhnt schienen, baarfuß auf dem Schnee zu gehen; mit ihnen befand ich mich bald am Fuße einer herrlichen Cascade der Dschumna, wenigstens 100 M. über Dschumnotri. Auf meinen Wunsch, die höchste Cascade zu sehen, führten sie mich bergan auf entsetzlich steilen Abhängen, die bald ganz unzugänglich wurden. Der Himmel hatte sich mittlerweile überzogen; herabzusteigen um einen andern Weg aufzusuchen in so geringer Begleitung, wäre unvernünftig gewesen, auch war es schon spät am Tage; ich kehrte also nach Cursali zurück, nachdem ich eine Höhe von 170 M. über Dschumnotri erreicht hatte. Doch war ich dort noch bedeutend unterhalb der Quelle der Dschumna. Weit gegen N. sah ich einen neuen Sturz bilden, und ich weiß nicht, ob dieß ihr erster ist.

Um mich sah ich eine kleine Art von Rhododendrum, die mir zuerst in einer Höhe von 3000 M. vorgekommen war. Das höher liegende Gehölz, ziemlich dick trotz des steilen Abfalles der Halden, bestand fast ausschließlich aus Quercus diversifolia; das Rhododendrum arboreum hatte schon tiefer unten aufgehört. Obgleich die Mannigfaltigkeit der Bäume nicht groß war, fanden sich doch noch einige andere Arten, aber da sie noch keine Blätter und Blüthen hatten, konnte ich davon nur Alnus obscura unterscheiden. Auf den benachbarten Höhen erhob sich die Waldzone noch gegen 500 M. über meinen höchsten Standpunkt (3351 M.). Ein beträchtlicher Theil dieser Zone war noch unter dem Schnee begraben, aus welchem man die schwarzen Stämme entlaubter Bäume aufsteigen sah. (II, 84 et seqq.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Schluß.)

Merkwürdig ist die Erfahrung des Verf. an sich selbst und an seinen Leuten, daß die Luft in dieser bedeutenden Höhe (10994′) keine Beklemmung, Keuchen, Schläfrigkeit oder Uebligkeit verursachte. Daß die Luft daselbst noch nicht so dünn seyn muß, wie in gleichen europäischen Höhen, zeigt schon die Bemerkung des Verf., der das Blau des Himmels licht fand. Eine sonderbare Luftspiegelung wurde in einer geringeren Höhe beobachtet. Um 9 Uhr Morgens war die Luft ruhig und voll von Dünsten, welche man sich sammeln und wieder zerstreuen sah ohne Ortsveränderung. An dem Rande einer gegen West abfallenden Wand stehend sah der Verf. seinen Schatten, umgeben von einem irisirenden Kreise, sich auf einer weißen sehr dicken Wolke abspiegeln, die unbeweglich unten über dem Thale schwebte.

Einzelne Züge aus dem Charakter der Nepaleſen, welche uns mitgetheilt werden, sind höchst interessant. Jede Art von Eifersucht ist ihnen gänzlich fremd; schon die Möglichkeit der allgemein eingeführten Polyandrie ist davon ein mehr als hinreichender Beweis. Oefters fragte Jacquemont nach dem vornehmsten Bewohner eines Dorfes und erhielt immer zur Antwort, es gebe hier keinen vornehmsten und keinen geringsten; und dennoch haben sie Kasteneintheilung. Während seines langen Aufenthaltes unter ihnen war er nie Zeuge eines einzigen Streites; es ist schwierig zu sagen, wer einen solchen schlichten sollte. Sie treiben die Verehrung der Kuh noch weiter als die Bengalesen; ihre große Scheu, ein solches Thier leiden zu sehen oder es zu verwünschen, hat den englischen Richtern ein gutes Mittel an die Hand gegeben, sich der Wahrheit von Aussagen zu versichern. Meineide bey dem Wasser des Ganges sind sehr häufig; in Simla läßt man nun den befragten Zeugen oder Angeklagten eine Kuh bey dem Schwanze nehmen und schwören; eine falsche Aussage bey diesem heiligen Thiere ist unerhört. Einst wurde dem Richter in Simla gemeldet, daß das Grab eines schon vor einem Jahre beerdigten Kindes aufgewühlt und der Leichnam entfernt worden sey. Die Polizey hielt umsonst Spähe nach den Urhebern dieses Frevels. Die Drohung des Richters, eine Kuh auf dem Marktplatze aufhängen zu lassen, wenn der Leichnam nicht binnen wenigen Stunden herbeygeschafft würde, hatte den gewünschten Erfolg. Die Verehrung erstreckt sich auf alles Rindvieh, welches auch dem Gebirgsbewohner ganz unentbehrlich ist. Der zottige Yak wird wie die Schafe geschoren und sein Haar zu gröberen Stoffen verarbeitet; außerdem dient er wie der gemeine Ochse (Zebu) als Packthier. Im höchsten Theile des Sutledschthales giebt es Mischlinge von Rind und Yak; sie sind kräftiger als die gewöhnlichen Rinder und ganz schwarz. Bey der Besitznahme des Gebirgslandes gaben die Engländer den Vorurtheilen der Bevölkerung in dieser Hinsicht nach;

vermöge der Verträge darf daselbst kein Rindvieh geschlachtet werden.

Der Staat Kanawer, der nördlichste von denen, welche die Oberhoheit der Kompagnie anerkennen, wird zum Theile schon von Buddhisten bewohnt. In der Hauptstadt Kanum traf Jacquemont den bekannten Ungar Csoma de Körös, welcher drey Jahre daselbst lebte, um die heiligen Bücher der Thibetaner, bestehend unter andern in einer Art von Encyklopädie in 225 Bänden, mit Holzlettern gedruckt, zu untersuchen, und ein Wörterbuch mit Grammatik der thibetanischen Sprache zu verfassen. Die große Demuth des gelehrten Mannes war dem Verf. ein Räthsel, welches er sich durch Imputation von Heucheley zu erklären suchte. Es ist nicht zu fürchten, daß sich Jemand durch die leichtsinnigen, lieblosen Urtheile, welche in diesen Tagebüchern und in der Correspondance über Männer ausgesprochen sind, die dem Verf. mit einem gewissen Ernste entgegengetreten, werde irren lassen.

Trotz der Gegenvorstellungen der chinesischen Gränzbefehlshaber drang Jacquemont einige Tagereisen weit in die thibetanische Provinz Ladak ein, mußte aber bald wieder umkehren wegen der Schwierigkeit Lebensmittel aufzutreiben. Er giebt in Folgendem die Beschreibung eines Buddhisten Tempels.

Das Dorf oder vielmehr Kloster von Tabbo kündigt sich aus einer Entfernung von einer halben Meile durch ein eigenthümliches Bauwerk von derselben Länge an; es besteht aus einer Mauer einen Meter dick und ebenso hoch, auf welcher sich eintausend kleine Kegel von Lehm erheben, an ihrer Basis so breit wie die Mauer. Aehnliche Constructionen, aber viel geringer, sieht man in einiger Entfernung. Das ganze Thal ist außerdem noch wie besäet mit großen, oben abgestumpften Pyramiden, welche auf einer viereckigen Basis ruhen und einen kleinen Würfel tragen; beynahe alle erheben sich an dem Westende einer solchen Mauer. Mit Inschriften bedeckte Steine liegen auf den Stufen des pyramidenförmigen Theiles.

Das Kloster, seine Ringmauer und die darin befindlichen Wohnungen der Lamas und Tempel sind aus großen an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt. Alles ist in Verfall. Einige arme Lamas kamen gemächlich nach einander und führten mich ohne Weiteres in den Tempel. Ein großes Gemach, 10 M. im Gevierte, mit einer Nische der Thüre gegenüber, wird durch eine viereckige Oeffnung im Dache erhellt, welches letztere auf Holzpfeilern ruht. Mehrere Götzenbilder sind an den Wänden des Saales in Brusthöhe befestigt, je sechs zur Rechten und Linken, acht an der Wand des Einganges und vier gegenüber. Alle mit Ausnahme der zwey ersten zu beyden Seiten des Thores sind sitzende weibliche Figuren, einander ziemlich ähnlich in Haltung, Verzierung und Bemalung; der Kopfschmuck gleicht sehr dem der ägyptischen Statuen; fast allen sind die Haare hellblau angestrichen, einigen auch weiß. Die neben dem Thore stehenden Figuren haben Kronen von künstlichen Todtenköpfen. Im Grunde der Nische ist eine kolossale sitzende Figur ähnlich den übrigen, aber richtiger proportionirt; die Fleischtheile sind ziegelroth angestrichen. Zu beyden Seiten hat sie je zwey aufrecht stehende, überaus glänzend polirte Figuren. Ihre Hauptverehrung widmen die Lamas einer Gruppe von vier ebenfalls sitzenden Figuren, in größeren Proportionen ausgeführt, welche sich die Hände reichen, einander die Rücken zukehren und an ihrer Basis zusammenstossen. Ueber dem Haupte jeder dieser Bilder ist an einem Balken, der in dem leeren Raume zwischen ihnen aufgerichtet ist, ein monströser Kopf aufgehangen, dem ein Gehänge aus dem Munde fällt. Diesem Götzenbilde lassen die Lamas nicht nur beständig eine Lampe brennen, sondern bringen ihm auch Opfer von Weizenkörnern und Wasser in sehr kleinen kupfernen Gefässen dar; die Kleinheit der letzteren läßt mich jedoch vermuthen, daß mehrere kleine kupferne Figuren, am Fußgestelle der vier großen Statuen angelehnt, es sind, denen diese Gaben gestellt werden.

Thibetanische Bücher, theils gedruckt, theils geschrieben, liegen ohne Ordnung am Fuße der vierfachen

Bildsäule aufgehäuft. Gehänge von Rosenblättern und Stücken weiß seidenen Stoffes sind an einem zwischen zwey Pfeilern aufgespannten Stricke aufgehangen. Die Lamas gaben einem meiner Leute, einem Kanaori, ein solches Stück, das er mit Wohlgefallen an seine Kappe befestigte.

Die Mauern sind mit Fresko-Malereien bedeckt, deren Figuren nur wenige Zoll groß sind. Einige Gruppen scheinen chinesisch, andere indisch; endlich erinnern auch einige Figuren und Trachten an die christlich-religiöse Malerei des 13. und 14. Jahrhunderts. Sie sind ohne Perspektive, aber oft von reiner Zeichnung und glänzenden Farben, und vollkommen gut erhalten.

Ehe man in den Tempel kommt, muß man einen Vorhof durchschreiten, dessen Mauern mit eben solchen Malereien versehen sind. Daselbst befindet sich auch ein anderer kleiner, dunkler Tempel, welchen nur die Lamas betreten dürfen; ich erblickte durch die halb geöffnete Thüre ein scheußliches Götzenbild. Ich fragte die Lamas, wo alle diese Statuen verfertigt würden, und ob sie von Ladak oder Teschu Lumbu kämen; sie sagten einstimmig aus, daß der Tempel mit allem, was er enthalte, in einer Nacht aus der Erde aufgestiegen sey. Er wird von dem Groß-Lama von Teschu Lumbu unterhalten, und die bedienenden Priester behaupteten, sie seyen den Lamas von Ladak ganz fremd. Ihr Haupt sagte mir, daß das Kloster dreyßig Bewohner enthalte, ich habe aber nur zehn gesehen; sie sind alle in rothe und gelbe Lumpen gehüllt und entsetzlich unsauber. Alles Ackerland um Tabbo gehört dem Kloster und wird von fünf oder sechs armen Pächterfamilien bearbeitet. (II, 345.)

Zu Lari, einem chinesischen Gränzorte, 10845 über dem Meere, fand der Verf. noch Weizen, Gerste, Hirse und Buchweizen angebaut. Wo man nicht bewässern kann, ist durchaus keine Cultur möglich wegen der großen Trockenheit der Luft; es fällt weder Thau noch Regen, und im Winter nur sehr wenig Schnee. Zu Winterfutter reißt man ohne Unterschied alles Unkraut in der Nähe der Felder aus und dreht es, ohne es vorher zu trocknen, zu Bündeln zusammen, welche in den Hütten aufgespeichert werden; so gepreßt welkt es langsam ab ohne zu faulen. Dieses grobe Heu besteht hauptsächlich aus abgeblühten Clematisranken und Blättern einer Iris.

Reis wird im Himalaya noch in einer Höhe von 7000′, Wein in 10000′ gebaut. Der Weinstock liefert gute Trauben, welche meistens zu Rosinen getrocknet werden. Das Klima ist der Weingährung nicht günstig; schon 14 Tage nach der Kelterung ist der Most ein unangenehmer fauliger Essig, welcher destillirt werden muß, um einige Monate trinkbar zu bleiben.

Neuere, weit genauere Werke über den Pendschab und Kaschmir machen es unnöthig, dem Verf. auf seiner mehr politischen Reise dahin zu folgen. Es genüge zu erwähnen, daß Jacquemont die Gunst des Maharadscha Rundschit Sing zu erwerben wußte, der überhaupt für Franzosen eine Vorliebe hegte. Gewissermassen in seinem Auftrage und auf seine Kosten untersuchte der Verf. das Thal von Kaschmir, dessen Verwaltung ihm bey seiner Rückkehr nach Umritsir wohl nur im Scherze angetragen wurde. Ueber die Fabrikation der Shawle und des Papieres, der beyden wichtigsten Manufakturgegenstände der reichen Provinz, werden ausführliche Notizen mitgetheilt, ebenso über die Salzgruben von Pindaden Khan in der Nähe von Peschawer. Die Reise von Delhi nach Bombay, auf welcher ihn die Krankheit ereilte, welche seinem Leben ein Ziel setzte, bietet weniger Interesse dar; die große Hitze lähmte die Thätigkeit des todtmüden Wanderers.

Um mit dem Journale abzuschließen, müssen wir noch den beygegebenen reichhaltigen Atlas er-

wähnen. Außer einer Uebersichtskarte der Reisen Jacquemonts und Specialkarten des Thales von Kaschmir und des Himalaya enthält derselbe zahlreiche Bergdurchschnitte und Frontansichten, Skizzen von Gebirgslandschaften und Ruinen, und Abbildungen von Götzenbildern. Den größten Werth aber haben die offenbar sehr getreuen Porträte von Leuten der verschiedenen kaukasischen Stämme, mit welchen der Reisende in Berührung kam.

Die zweyte Abtheilung des Werkes oder der vierte Band, die Beschreibung der von Jacquemont an den Jardin des plantes geschickten botanischen und zoologischen Sammlungen enthaltend, hat zu Verfassern die Herren J. Geoffroy, Milne-Edwards, Blanchard, Cambessedes und Descaine. Der botanische Theil, von den beyden letzteren bearbeitet, ist bey weitem der reichste; es werden darin unter dem Titel Plantae rariores Indiae orientalis hundert und acht und sechzig neue Pflanzenspecies, meistens zu der Alpenflora des Himalaya gehörig, sorgfältig beschrieben und abgebildet, auch einige weniger genau bekannte Arten schärfer analysirt. Besonders die Familie der Leguminosen empfängt ansehnliche Bereicherungen. Wie schon oben erwähnt, war die zoologische Ausbeute außerordentlich gering. Geoffroy Saint-Hilaire giebt eine Beschreibung einiger neuer Säugethiere und eines Vogels. 1) Felis Jacquemontii aus dem Himalaya, kommt der Felis caligata am nächsten in Färbung und Größe, der Felis chaus im Schädelbaue; 2) Pteromys inornatus, eine schöne neue Art von Flughörnchen aus dem Industhale im N. von Kaschmir; 3) Arctomys caudatus, ein Murmelthier von der Größe des unsrigen, aber mit langem Schwanze; aus derselben Gegend; 4) Antilope Hazenna, am nächsten verwandt mit A. Bennetii, aus Malwa; 5) Ardea Brag, ein Reiher aus Kaschmir, wenig verschieden von Ardea cinerea.

Im Texte folgt nun sogleich eine Arbeit von Milne-Edwards über die Crustaceen; im Atlas jedoch finden sich einige Tafeln mit seltenen Amphibien und neuen Fischen, welche benannt und mit Nobis bezeichnet sind; es fehlt aber alle Beschreibung und es erscheint nirgends, wer darauf Anspruch mache kann. Die Crustaceen sind um zwey Arten vermehrt worden: Gecarcinucus Jacquemontii und Palaemon Malcolmsonii, beyde aus der Nähe von Puna. Blanchard beschreibt zehn neue Schmetterlinge, fünf Coleopteren und zwey Hymenopteren aus dem Himalaya. Exemplare der europäischen Arten Papilio Machaon, Pieris Daplidice, Colias Hyale, Danais Chrysippus, Vanessa cardui wurden von Jacquemont in Kaschmir gefunden, welches ein neuer Beweis ist, daß die Arten der Lepidopteren eine weit größere Verbreitungssphäre haben, als die anderer Insektenordnungen.

Unter den vielen größeren Reisewerken, deren Erscheinen in den letzten Jahren die Freygebigkeit der französischen Regierung möglich gemacht hat, ist das vorliegende Werk ohne Zweifel das unbedeutendste. Wenn der Verf. selbst die Herausgabe hätte besorgen können, wäre wenigstens die erste Abtheilung brauchbarer geworden. Die Scheu seiner Freunde vor Aenderungen am Originale geht so weit, daß sie keine bestimmte Orthographie für oft wiederkehrende Eigennamen und Begriffsbezeichnungen durchführen; wir lesen Syke, Sike, Sikh nacheinander; ebenso in den ersten Berichten aus Indien Cypaies für das später gebrauchte Sipahis.

J. Roth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii. Editio altera emendatior. Curaverunt Jo. Casp. Orellius et Jo. Georg. Baiterus Professores Turicenses. Turici sumptibus ac typis Orellii, Füsslini et sociorum. MDCCCXLV. Volumen primum libros rhetoricos continens. VIII. 506. Volumen tertium epistolas continens. XLIV. 783.

Es sind ein und zwanzig Jahre, seit die Ankündigung einer neuen Bearbeitung der Ciceronischen Schriften durch Herrn v. Orelli ein allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen versprach. Damals hatte Ernesti's Recension noch vorzügliche Geltung, wenigstens unter den Deutschen, Schütz's geistreiches aber flüchtiges Verfahren konnte, obschon er an vielen Stellen das Richtige getroffen, an andern nicht ohne Grund Anstoß genommen hatte, keineswegs genügen, manchen galt Goerenz's Arbeit als das Höchste in der Ciceronischen Kritik. Was Ang. Mai und Peyron aus den Palimpsesten bekannt gemacht haben, mußte schon des hohen Alters wegen näher geprüft werden und damit eine Vergleichung mit dem Zustande der spätern uns gegebenen Hilfsmittel herbeyführen; Wunders Collation des Erfurter Codex gibt wenigstens für einen großen Theil einen wichtigen Beytrag; leider ist die noch bessere Tegernseer Handschrift, die übrigens nie in die Münchner Bibliothek gewandert ist, bis jetzt verschollen, vielleicht daß auch sie noch wie anderes von dort unerwartet entdeckt wird. Was im XVI. Jahrhundert, um andere nicht zu erwähnen, ein Victorius und Lambinus geleistet haben, ist, namentlich seit Gruterus letzteren ungründlich genug überall zu bekämpfen suchte und wieder zur sogenannten Vulgata zurückkehrte, von den spätern wenig gewürdigt, oft gar nicht beachtet worden. Dem Herausgeber gebührt das Verdienst, darauf zuerst hingewiesen zu haben. Daß er, der durch die Bearbeitung der Rede des Isokrates vom Vermögenstausche und die Beylagen zu derselben sich als einen unabhängigen gründlichen Forscher bewährt hatte, die endlose Mühe der Vergleichung und Zusammenstellung nicht scheute, ließ Vorzügliches erwarten, und wenn wir anders dem Ziele etwas näher gerückt sind, Cicero, der in früher Zeit zu hoch, später viel zu niedrig gestellt worden ist, die verdiente Anerkennung zu gewähren, die seine Größe bewundert und nicht blind gegen seine Schwächen ist, so darf auch unser Herausgeber dazu das Seinige möglichst beygetragen zu haben, mit allem Rechte ansprechen.

So deutlich die Einleitung zum ersten Bande den Standpunkt dessen bezeichnet, was die Ausgabe leisten soll, so mochte damals doch der Herausgeber noch wenig geahnt haben, wie dieses Ziel, so nothwendig es auch war, nicht genüge; im Verlaufe der Arbeit wurde die Ueberzeugung immer größer, daß nur auf die gedruckten Hilfsmittel zu bauen, höchst unsicher sey, und ohne zu wissen, was die ältesten und besten Handschriften geben, die Kritik in Cicero keinen sichern Boden gewinnen könne; die Schriften sind uns in höchst ungleichem Zustande überliefert, zu der einen oft vorzügliche, zu einer andern

äußerst fehlerhafte Mittel vorhanden, jede einzelne fordert ihre eigene Geschichte des Textes; die ersten Herausgeber haben oft kühn das ihnen Unverständliche nach ihrer Art sich zu verdeutlichen gesucht, ja das Mittelalter selbst hatte seine zahlreichen Recensenten und Correctoren, und deren Erfindungen uns in den Handschriften überliefert, die zu erkennen und auszuscheiden unumgänglich ist, wenn einiger Fortschritt in diesen Dingen zum Vorschein kommen soll.

Während daher die 1826 erschienenen ersten zwey Bände der ursprünglichen Absicht gemäß das von andern Geleistete ohne neue Hilfsmittel mit allem Fleiße zusammenstellen, (nur zur Rhetorik an den Herennius und den Büchern de inventione sind theilweise Angaben aus einer Zürcher Handschrift beygegeben,) enthält der zwey Jahre später ausgegebene Band der philosophischen Schriften eine neue Vergleichung des ältesten Pariser Codex aus dem IX. Jahrhundert zu den Tusculanen, Cato maior, ferner sechs neue bedeutende zu den Büchern de officiis, ähnlich zum Lälius. Dadurch konnte sich der Herausgeber von seinen Vorgängern emancipiren und weiter als jene gehen, in den Stand gesetzt eine eigene Recension zu liefern. Die Briefe erhielten (ad Famil. 1829. ad Atticum 1831) eine neue Gestalt, und der Herausgeber trifft hier mit der zweyten Ausgabe des Pet. Victorius überein. Schon dieser erkannte nämlich, daß alle vorhandenen Codices der Briefe ad Familiares, von welchen das von Petrarca aufgefundene Exemplar selbst noch in Florenz erhalten ist, aus diesem geflossen, daß demnach das höchst mögliche Anschließen an den Mediceus die Grundlage aller Bearbeitung bilden müsse; H. v. Orelli hat in seiner historia epistolarum Tullii ad Familiares gezeigt, daß das Mittelalter erst mit dem Auffinden der Handschrift durch Petrarca (vielleicht nach Orellis Meinung in Verona) die Briefe kennen lernt, früher von diesen keine Erwähnung geschieht, etwa wie Italien nichts von den zwölf späteren Comödien des Plautus weiß, und dieser Satz wird so lange gelten, bis Jemand durch zuverläßige Angaben das Gegentheil zu beweisen im Stande ist. Eine neue Vergleichung des Mediceus durch del Furia bildet den Anhang p. 436 — 504. So hatte H. v. Orelli noch während der Herausgabe den ursprünglichen Gesichtspunkt zwar nicht aus dem Auge gelassen, aber allmählig die Anforderungen selbst gesteigert, und auch nach Vollendung der Ausgabe die Ausbeute, welche ihm die Bibliotheken Berns, St. Gallens, Einsidelns u. a. geboten hatten, theils in besondern Bearbeitungen einzelner Schriften nachgetragen, theils für eine neue Ausgabe zurückgelegt. Der allgemeine Beyfall, dessen sich das Unternehmen des Herausgebers zu erfreuen hatte, machte eine neue Besorgung des Textes nothwendig, wovon der erste und dritte Band bereits vorliegen.

Der Unterschied dieser neuen Bearbeitung von der ältern ergibt sich aus dem Angeführten von selbst; diese war von vorneherein auf die Zusammenstellung dessen, was andere bis dahin geleistet hatten, berechnet, die jüngere ist zumeist auf neue handschriftliche Mittel gebaut, und bildet, wie nun auch der Titel ankündet, eine eigene Recension; natürlich wird der erste Band dem frühern besonders unähnlich seyn, der dritte aber, die Briefe, wozu außer dem Mediceus, welcher schon vorher gehörig benützt war, nichts von Bedeutung vorhanden ist, am wenigsten abweichen.

Die vier Bücher ad Herennium und die beyden de inventione finden sich in den Handschriften gewöhnlich verbunden, daher haben sie auch das Schicksal des Textes so ziemlich gemeinsam und unterscheiden sich dadurch namentlich von den nachfolgenden Büchern de oratore. Es gibt sehr alte Codices, und während die erste Ausgabe nur die Abweichungen von Lambinus, Ernesti, Schütz, Burmann, mit einer theilweisen Vergleichung eines Zürcher Codex enthält, ist die neue Recension auf eine Pariser Handschrift (P) aus dem IX. Jahrhundert, eine Bamberger (A) des X., eine zweyte (B) des XIII., eine Freisinger (F) des XI., und zwey andere (R. T) des XII. Jahrhunderts gegründet. Daraus mag man die Vorzüge der neuen Bearbeitung am deutlichsten ersehen; bey solch werthvollem Apparate verschwindet das Material, das aus gedruckten Büchern zu holen ist, und nur kritische Untersuchungen verdienen Berücksichtigung.

Die beyden Herausgeber (H. Baiter hatte schon

an der Verfertigung des Onomasticon mitgearbeitet) haben diese vorzüglichen Hilfsmittel nicht in ihrem ganzen Umfange gegeben, sondern nur das, was besonders wichtig schien, mitgetheilt, die vollständige varietas lectionis hat H. Baiter in zwey besondern Programmen bekannt gemacht 1844. So sehr wir es dankbar anerkennen, daß dadurch dem kritischen Gebrauche nichts vorenthalten ist, eben so sehr müssen wir es bedauern, zumal die Vergleichung sich ohne Angabe der Paragraphe auf die ältere Ausgabe bezieht, daß durch den Mangel der vollständigen Varietas die so nothwendige Uebersicht des Ganzen aufgehoben ist; denn so verständlich diese Bücher im Allgemeinen sind, so vielen Schwierigkeiten sind sie unterworfen, wenn man das Einzelne genauer betrachten will, und was man früher kaum ahnen konnte, das liegt jetzt gerade durch diesen neuen Apparat deutlich vor Augen. Diese Bücher waren dem Mittelalter eine Quelle, aus welcher man die Theorie der Rhetorik entnahm, und ich kenne weder von den Alten noch von den Neuern eine Schrift, aus welcher man gründlicher den Charakter und das ganze Wesen der Beredtsamkeit der Alten sich aneignen könnte, als die Bücher ad Herennium, über deren Verfasser und Zeit so manches geschrieben worden ist *). Die Vorzüglichkeit dieses Werkes, aus welchem das ganze Treiben alter Rhetorik besonders klar wird, weit mehr als aus Quintilianus u. a. (obschon es im Grunde nichts besseres ist, als womit Plato es bezeichnet, eine ἄλογος τριβή) hatte Referenten vor vielen Jahren angezogen, und wenn auch seine Absicht die Theorie selbst und die Anwendung dieser Lehren im praktischen Gebrauche war, so konnte doch die Kritik des Textes nicht ausgeschlossen werden, und so wurde, was die nächste Umgebung, die Münchner Bibliothek, zu diesem Zwecke darbot, gesammelt. Dadurch wurde die große Abweichung, welche in den Handschriften ist, bald entdeckt, und was vordem so leicht und faßlich schien, wurde jetzt gar oft schwer und unverständlich. Einige Verse am Ende der Schrift in Cod. Salisb. aulic. 35. erheben die Macht der Beredtsamkeit:

Mollit compositas linguas, componit ineptas
divitias, et regna parat, lucratur amicos,
mitigat iratos, tenero blanditur amori,
deprimit adversos, placidos ad sidera tollit,
accusat sontes, insontes iure tuetur,
difficilemque tenet lenito iudice causam,
reges et proceres audaci fronte perorat,
armat et exarmat populos industria fandi.

Es schien rathsam, auch Neueres nicht zu verschmähen, unter welchem besonders eine Italische (ich will sie mit f bezeichnen), obschon vielfach interpolirt, deßwegen zu merken ist, weil sie ein Vorbild des Lambinus gewesen; die Wortstellung bey diesem ist großentheils schon hier zu finden, aber auch Manches, was Verbesserung des Lambinus scheint, wie z. B. IV, §. 47. quare L. Cassi in causis si. Die älteren, wie Emeran. E LIX saec. XI., und Emer. F CIV saec. XI. oder richtiger XII. (ich nenne sie im Folgenden M und N) stimmen im ganzen mit dem, was uns jetzt die Herausgeber mitgetheilt, haben aber doch viele einzelne Abweichungen, und eine besondere Bearbeitung dieser Bücher dürfte weder diese noch andere Handschriften

*) Büchner zu Cicero pro Roscio Amerino (1835) pag. 296 libri ad Herennium scripti non ab Cicerone, sed ab rhetore potius aevi serioris profecti, id quod alio tempore perspicue docebitur. Der Beweis ist bis jetzt nicht geliefert worden, und wird es schwerlich werden, da diese Rhetorik durchaus das Gepräge der Zeit trägt, in welcher man sich frey bewegte, weit entfernt von dem rhetorischen Schematisiren der Kaiserzeit. Wenn es I, 14 von der deprecatio heißt: ergo in iudicium non venit, at in senatum aut ante imperatorem et in concilium talis causa potest venire, so könnte man den Feldherrn der Republik verstehen, aber der Verfasser läßt II, 16, wo er sich wiederholt, jene Worte aus: haec causa iudicialis fieri non potest, ut in libro primo ostendimus, sed quod potest vel ad senatum vel ad consilium venire, non visa est supersedenda.

vernachläßigen. I, 23 testamentum ipso praesente conscribunt, testes recte affuerunt, in einer alten Mailänder Ausgabe stehen vor testes die Worte: haeredes quos iubet scribunt, und Oudendorp sagt: bene si e MSS. Die Worte konnten durch Gleichklang leicht ausfallen und stehen bey Cicero de invent. II, 50, wo aus unserem Buche derselbe Fall vorgetragen wird. Von Orelli's Handschriften hat keine diesen Zusatz, und die neue Ausgabe übergeht mit vollkommenem Rechte das Ganze stillschweigend, so daß man glauben möchte, erst im XV. Jahrhundert habe Jemand diese Worte aus Cicero herübergenommen. Dagegen hat die oben zuletzt genannte Emeraner Handschrift, die, wenn auch nicht, wie die Angabe lautet, in das XI., doch sicher in das XII. Jahrhundert fällt, deutlich heredes quos ille iubet, und doch sind diese nur aus Cicero genommen, deren Inhalt durch testamentum ipso praesente conscribunt genügend ausgedrückt ist, und verrathen sich auch äußerlich als anderswoher übertragen dadurch, daß sie in demselben Codex schon oben nach gentiliumque esto zu lesen sind. Die Bücher de inventione bilden für die Kritik dieses Autors ein nicht unbedeutendes Moment, aber man hat auch, wie das angebene Beyspiel lehrt, schon frühe angefangen daraus zu ergänzen und zu erklären. Scheinbarer ist der Zusatz, welchen II, 13 f bey den Worten bietet: deinde quaeretur, quid ei obfuerit, si id voluisset adscribere, dort steht: obfuerit, aut quid periculi fuerit, si.

Die neue Recension ist mit der Sorgfalt und Vorsicht bearbeitet, welche wir von den Kenntnissen der Herausgeber zu erwarten berechtigt sind; schlagende Verbesserungen, wie sie Niebuhr zur Rede pro Murena, Madvig zu pro Caecina gegeben haben, werden hier überhaupt nicht leicht vorzubringen seyn, doch darf auch ein Nachfolger nicht feyern, wie denn der mögliche Abschluß nur von einer speciellen Bearbeitung der einzelnen Schriften zu erreichen ist; immer aber wird diese jetzige Recension die Grundlage alle weiteren Untersuchungen bilden.

I, 1 Nunc . . de re dicere incipiemus, si te unum illud monuerimus artem sine assiduitate dicendi non multum valere. Hier haben die Handschriften Orelli's sed si, auch die meinigen außer N, in welcher über si die Variante velsed geschrieben steht. Die Herausgeber ließen sich durch Stürenburg, der in jenem sed si eine besondere Feinheit der lat. Sprache finden wollte, nicht irre machen. Derselbe Gedanke kehrt bey unserm Autor öfter wieder I, 16. 25. III, 25, und nie findet sich sed si; wäre sed richtig, so müßte ein Satz ausgefallen seyn, vergl. IV, 1. — Dagegen würden wir kurz vorher autem, welches in besseren Handschriften fehlt, eingeschlossen haben, da die Gegensätze öfter bloß neben einander gestellt werden, und man diese durch Partikeln, autem, sed, vero zu erklären suchte; so hat z. B. f. II, 15 id vero quod, wo der Contrast durch diesen Zusatz deutlicher zu werden schien.

§. 2. Nunc quas res oratorem habere oporteat, docebimus, deinde quo modo has causas tractari conveniat, ostendemus. Hier ist nur has causas, das sich auf die tria genera causarum beziehen müßte, höchst auffallend; es kann, da anderes dazwischen getreten ist, nicht has heißen; ferner ist die Ausführung dieser ganzen Rhetorik nicht auf die genera causarum gebaut, sondern auf die res quas orator habere debet, d. h. inventio, dispositio, elocutio, memoria, pronuntiatio. Daher könnte man das has auf res beziehen, und causas als eine falsche Erklärung annehmen, aber der Ausdruck tractari wäre von jenen Arten eben so auffallend, als er von causas gewöhnlich ist *); ich vermuthe daher: quomodo his causas tractari conveniat, wie man darnach die controversen Gegenstände behandeln müsse.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Gedanke ist auch dem Corrector meines f gekommen, in welchem einfach steht: oporteat et quo modo eas tractari, doch ist am Rande von derselben Hand docebimus deinde has causas quo modo tractari. Auch M N haben et für deinde. — II, 1 cum de quinque oratoris officiis tractaremus ist anderer Art.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii.

(Fortsetzung.)

In den Worten: elocutio est idoneorum verborum et sententiarum ad inventionem accommodatio ist et sententiarum sicher ein unächter Zusatz, wie die Theorie lehrt; allerdings treten in der elocutio die verba und sententiae besonders als lumina orationis zum Vorschein, doch nur als species der dignitas, und außer dieser gibt es noch elegantia und latinitas, darum erzeugt der Ausdruck verba et sententiae eine falsche Beziehung, es genügt das Wort verba, die elocutio, wie res, die inventio zu bezeichnen. Auch fehlen die Worte ursprünglich in A und F bey Orelli, ebenso in M, ac sententiarum hat N. Man wird dagegen die Autorität Cicero's de inventione I, 9, der jenen Satz wörtlich aus unserm Buche übertragen hat, anführen, aber abgesehen davon, daß ein dogmatisches Werk wie unseres ist, strenge Concinnität als Gesetz beobachtet und alles schiefe und falsche ausscheidet, finden wir auch dort zwar nicht in der Ausgabe, aber in der varia lectio die interessante Bemerkung: et sententiarum om. pr. P, also gerade die älteste Handschrift; und Jul. Victor, der in diesen Definitionen ganz von Cicero abhängt, hat p. 251 eben so wenig jene Worte in seinem ciceronischen Texte gelesen; auch Alcuinus p. 391 und Cassiodorus p. 370 nicht. — Wenn ich hier zu viel gefunden habe, so sehe ich im Vorausgehenden zu wenig: inventio est excogitatio rerum verarum aut veri similium, quae causam probabilem reddant *). Dispositio est ordo et distributio rerum quae demonstrat, quid quibus locis sit collocandum. Hier ist keine Beziehung der dispositio auf die inventio, von welcher sie abhängig ist, ausgedrückt und doch kann diese nicht fehlen; vergl. III, 16 quoniam dispositio est per quam illa quae invenimus in ordinem redigimus, ut certo quidque loco pronuntietur. In f hat eine spätere Hand rerum inventarum quae, gewiß aus Cicero; so etwas erwartet man, ich vermuthe excogitatarum. Die Redeform quid quibus locis nach dem griechischen τί τίσι τόποις ist selten, (wie gar manches eigene und archaistische sich hier findet, nullo adiumento im Dativ. II, 16 (Cic. pro Quinctio 5 nullo praesidio) IV, 61 tota totae und daselbst Orelli; so ist nach den besten II, 19 aliud alio iudici herzustellen, wie auch unser M hat.) Aber die Abweichungen sind zu groß, um dieses für hinreichend anzunehmen. Der nächste Satz: memoria est firma animi rerum et verborum et dispositionis perceptio umfaßt die drey vorausgegangenen Theile, res bezeichnet die inventio, verba jenem entgegengesetzt die elocutio, wozu noch die dispositio tritt; so klar mir dieses ist, so unverständlich ist mir Ciceros Stelle, wo statt der Worte et dispositionis sonderbar genug ad inventionem steht; ich kann sie nur für eine Wiederholung

*) Den Conjunctiv reddant haben, wie es scheint, in unserm Werke alle Codices, bey Cicero steht in einigen reddunt, den Indicativ hat dort auch Jul. Victor p. 196, Cassiodorus p. 370; reddant steht bey Alcuinus p. 391.

aus der vorhergehenden Zeile halten, freylich eine sehr alte, weil sie schon bey Victor p. 251, Cassiodorus p. 370, Alcuinus p. 391 stehen; denn Victorinus, Periphrase p. 28 circa inventiones retinendas fördert die Sache nicht. Ganz einfach hat Isidorus: memoria firma rerum verborumque custodia est.

Die nächsten Worte: quoniam igitur demonstratum est, quas causas oratorem recipere quasque res habere conveniret, nunc quemadmodum ad orationem possint oratoris officia accommodari, dicendum videtur hat die neue Ausgabe mit einem Obelos bezeichnet; die Handschriften weichen vielfach ab, doch mehr in der Stellung der Worte, als in diesen selbst, nur eine, Pal. 1 hat ad inventionem statt ad orationem, was Schütz, Lindemann, Orelli billigen, wie auch Lambinus ad inventionis rationem vermuthete. Jenes ist offenbar nicht alte Ueberlieferung, sondern eine plausible Correction aus §. 4. entnommen, ut de partibus orationis loqueremur et eas ad inventionis rationem accommodaremus, aber diese Stelle gehört nicht hieher, und näher betrachtet bürdet jene vermeintliche Verbesserung dem Autor etwas Verkehrtes auf; denn die officia oratoris sind eben jene fünf Eigenschaften, inventio, dispositio u. s. w., und so kann es nicht heißen oratoris officia ad inventionem accommodare, das wäre inventionem ad inventionem accommodare, und es müßten die andern vier Theile der Rhetorik noch überdieß in einer nähern Beziehung und Verbindung mit der inventio stehen, was nicht der Fall ist. Ganz richtig ist der Ausdruck unten gebraucht, wo die Redetheile partes orationis als species dem genus der inventio folgten. Man wird demnach jene Verbesserung, die so manche Gelehrte getäuscht hat, weil sie beym ersten Anblicke sich von selbst anzubieten scheint, für immer aufgeben müssen. Ich halte den bestehenden Text für untadelhaft, die Stellung der Worte läßt sich bey der Unsicherheit der Ueberlieferung allerdings nicht verbürgen; der Verfasser will und kann nichts anders sagen, als was schon oben angedeutet ist: deinde quo modo has causas tractari conveniat ostendemus. Dasselbe spricht der Anfang des zweyten Buches aus: in primo libro breviter exposuimus, quas causas recipere oratorem oporteret et in quibus officiis elaborare conveniret, et ea officia qua ratione facillime consequi posset. Nach Angabe der fünf officia oratoris muß die einzelne Ausführung dieser folgen, und natürlich zuerst, was das erste ist, die Lehre der Inventio; die Anwendung aber geschieht auf das, was der Redner in dicendo producirt, die Rede als Ganzes; ad orationem ist daher dem Gedanken und Zusammenhange ganz angemessen.

Bald darauf §. 4. exordium est principium orationis per quod animus auditoris constituitur ad audiendum haben die Handschriften auditoris aut iudicis (in der Ausgabe fehlt das Wort iudicis, was einen irre machen könnte) constituitur vel (oder et) apparatur. Unser Verfasser gebraucht nicht viele Worte, und so genügt der allgemein bezeichnende Name auditor, während iudex nur für das genus iudiciale paßt; eben so wird er nur ein Verbum gebraucht haben, Cicero sagt animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem. Dergleichen Dittographien, wie wir hier an einer Stelle zwey lesen, finden sich in diesen Büchern in großer Anzahl und beweisen, wie sehr sie in frühern Jahrhunderten überarbeitet worden sind. So ist daselbst: inventio in sex partes orationis consumitur, in exordium, narrationem etc. das zweyte in, was auch in M N fehlt, gegen die Art und Weise unsers Autors zugesetzt, vergl. I, 19. II, 3, 6, 8. III, 23.

§. 7. quoniam igitur docilem benevolum attentum auditorem habere volumus, unser M läßt benevolum aus, vielleicht durch Zufall, weil in älteren Handschriften sich das Wort befindet, aber immer ist die Stellung unrichtig, und es muß attentum, benevolum heißen, wie B gibt; auch §. 6. ut attentos, ut dociles, ut benevolos ist die richtige Ordnung ut dociles, ut attentos. Der Autor hält sich so strenge an die einmal angenommene Sitte, daß man nicht glauben kann, er habe sie selbst vernachläßigt.

§. 8. in invidiam trahemus, si vim, si potentiam, factionem, divitias, incontinentiam, nobilitatem, clientelas, hospitium, sodalitatem proferemus. Einmal durch Hrn. Baiter auf-

merkſam gemacht, wird man incontinentiam nicht halten können, es iſt dieſe keine der Eigenſchaften, welche, wie die andern, mit neidiſchem und ſchelem Auge an einem andern betrachtet wird; auch hat man das ſchon frühe bemerkt, unſere Handſchriften zwar geben keine Abweichung, aber in R ſoll eloquentiam wohl nur die Stelle jenes ungeeigneten Wortes vertreten; dieſe Vermuthung iſt ſehr geiſtreich, man denke z. B. an Cicero und Hortenſius. Die Bücher de inventione reichen hier nicht aus und haben gegen ihre Sitte weniger: si vis eorum, potentia, divitiae, cognatio, pecuniae proferentur *), doch ſieht man, daß die Wiederholung von si nicht beſtätigt wird, und die Partikel fehlt in f. Mir iſt auch confidenter in der vorausgehenden Zeile nicht klar, verſtehen würde ich, wenn dafür incontinenter ſtünde.

Der Verfaſſer dieſer Rhetorik macht die Beyſpiele ſelbſt, wie ſie die Regeln der Theorie erfordern; nur wenn er zeigen will, wie man es nicht machen ſoll, müſſen die Dichter ihm aushelfen (nam nihil prohibet in vitiis alienis exemplis uti. IV, 18). Dieſem Verfahren verdanken wir eine längere Stelle des Pacuvius, in welcher er die Beweisführung ungenügend findet. II, 36 infirma ratio est quae non necessariam causam affert expositionis, velut Pacuvius

Fortunam insanam esse et caecam et brutam
perhibent philosophi,
Saxoque illam instare globoso praedicant volubilem,
Quia quo saxum impulerit fors, eo cadere
fortunam autumant.
Caecam ob eam rem esse iterant, quia nihil
cernat, quo sese applicet;
Insanam autem aiunt, quia atrox incerta instabilisque sit,
Brutam, quia dignum atque indignum nequeat
internoscere.

*) Die Verbindung der Worte divitiae und pecuniae. iſt nur wenig einleuchtend, Alcuin p. 397 kennt ſie ſchon und ſtellt ſie näher zuſammen potentia pecuniae divitiae cognatio, auch im Folgenden iſt eine Abweichung von Ciceros Texte.

Sunt autem alii philosophi, qui contra Fortunam negent
Miseriam esse ullam, sed temeritate omnia regi. Id magis
Veri simile aiunt, quod usus reapse experiundo edocet;
Velut Orestes modo fuit rex, modo mendicus factus est;
Naufragio res contigit. Nempe ergo haud Fortuna obtigit.

nam his Pacuvius infirma ratione utitur, cum ait verius esse temeritate quam fortuna res regi; nam utraque opinione philosophorum fieri potuit, ut is qui rex fuisset, mendicus factus esset. Die große Abweichung, mit der dieſe Verſe in den Handſchriften erſcheinen, erſchwert die endliche Herſtellung, doch läßt ſich manches mit Sicherheit beſtimmen. Die Fortuna iſt beweglich wie eine Kugel, saxique instar globosi iſt ſo natürlich, daß man es, wenn es in den alten Büchern (auch in M f) auch nur durch Conjectur auftreten ſollte, nicht wegweiſen darf, nur wird Niemand die metriſche Ordnung von Lindemann: saxique instar globosi befolgen, das heißt globus als lange Sylbe meſſen. Der dritte Vers iſt durch Orelli jetzt nach guten Quellen (obſchon P anderes hat) metriſch richtig geordnet; quia fordert ſchon die Concinnität, nicht ſo leicht iſt der Gedanke, ich finde nur in fortunâ autumant, wie M hat, Aushilfe; wie die Kugel zufällig fällt, ſo wird geſagt fortunâ cecidit, alſo durch die fortuna. Der achte Vers gibt jetzt, zumal die Handſchriften esse aiunt haben, nur die Meinung der Philoſophen, es war aber dieſes, wie der Autor lehrt, das Urtheil des Pacuvius, der letzteren beyſtimmt; ferner kann das Metrum leicht lehren, daß der ganze Satz einen Vers bildete, alſo id magis herüberzuziehen ſey, und da quod in P urſprünglich fehlt, ſo zweifle ich nicht, daß die Form, in welcher der Dichter ſeinen Gedanken ausgedrückt hat, folgende geweſen,

Id magis veri simile esse usus reapse experiundo edocet.

Jetzt erſcheint dieſes als das Urtheil des Pacuvius über die letzt genannten Philoſophen. Der vorhergehende Vers wird dadurch allerdings um einen

Creticus verkürzt, aber dieses ist nur in unsern Ausgaben, nicht in den Handschriften, welche omnia regi autumant geben und damit die scheinbare Lücke ausfüllen. Wenn zum vorausgehenden Verse Orelli die Frage aufwirft: nonne Fortunâ? so wird dieses eben so durch den Gedanken des Dichters als durch die Erläuterung des Autors: verius esse temeritate quam fortuna res regi bestätigt, und auch Referent hatte sich dieses angemerkt: doch kommen wir beyde zu spät, da Schütz fortunâ bereits in den Text seiner Gesammtausgabe aufgenommen hat. Den Indicativ negant hat auch M, das folgende ist sehr confus; ullam esse miseritatem sed temeritate, wo es wenigstens et, statt sed heißen müßte, wenn das Metrum einigermassen erträglich lauten sollte; miseritatem wäre ein für Pacuvius nicht zu fremd klingender Ausdruck, den Andere in das bekanntere Wort miserationem umgeformt haben; aber die Variante aut humanitatem (in M von zweyter Hand) macht alles unsicher.

Bey der großen Ueberarbeitung dieses Werkes in frühern Jahrhunderten läßt sich erwarten, daß in der neuen Recension gar manches Wort und mancher Satz als verdächtig eingeschlossen erscheinen wird; hier muß man den Herausgebern großentheils beystimmen, doch fehlt es nicht an Stellen, welche in den ältesten Büchern lückenhaft überliefert waren, und von spätern aus bessern Exemplaren oder aus eigener Kenntniß ergänzt worden sind, wo die Theorie unzweifelhaft das Richtige lehrt, die neue Ausgabe aber solche nothwendige Ergänzungen zurückgewiesen hat. Ich wähle ein anschauliches Beyspiel dieser Art. IV, 53 in der Erklärung der Frequentatio gibt der Verfasser nach seiner Art in aller Leichtigkeit eine Probe von jener Figur, in welche er die gesammte Lehre von der Constitutio coniecturalis, wie er sie im zweyten Buche vorgetragen hat, unterzubringen weiß, so daß er von dem probabile ex causa et vita und der collatio beginnt, dann zu den signa, argumenta und der consecutio übergeht und mit den loci communes schließt. Die signa werden so erwähnt: neque praeteritum est ab isto quidquam quod opus fuerit ad maleficium, neque factum quod opus non fuerit, et cum locus idoneus maxime quaesitus, tum occasio aggrediendi commoda, tempus adeundi opportunissimum, spatium conficiendi longissimum sumptum est, non sine maxima occultandi [et perficiendi] maleficii spe. Die Anmerkung sagt uns: et perficiendi om. P F T et pr. A, del. Sch. Nos seclusimus, und doch ist dieser Zusatz unentbehrlich, mag er aus Handschriften oder was wahrscheinlicher ist, von einem der Sache kundigen Leser stammen, denn da alle oben erklärten signa hier ihren Platz finden, so kann die spes perficiendi hier nicht allein fehlen, aber an unrechtem Ort ist sie gestellt, es muß, wie schon Lambinus gesehen hat, perficiendi et occultandi heißen. Von der Approbatio wird sodann gesagt: haec partim testimoniis, partim quaestionibus [et argumentis] omnia comprobantur et rumore populi, quem ex argumentis natum necesse est esse verum. Die Note dazu gibt folgende Auskunft: et ante v. argumentis om. F T et pr. P (pro et R partim) — argumentatis Erf. et pr. P om. T. Nos seclusimus. (Videtur gloss. ortum ex altero tormentis. OR.) Vielmehr müßte man, wenn argumenta auch in allen Handschriften fehlen sollte, ohne Bedenken es ex coniectura aufnehmen; denn da die loci communes nach der Theorie II, 9 aus testes, quaestiones, argumenta und rumores bestehen, so können die argumenta an unserer Stelle nicht entbehrt werden, um so weniger, da die rumores als von ihnen ausgehend betrachtet werden.

So glücklich, wie in den beyden ersten Schriften, dem Autor ad Herennium und den Büchern de inventione, waren die Herausgeber in den folgenden Werken des ersten Bandes allerdings nicht, daß sie wie dort eine neue Grundlage des Textes zu geben vermochten, doch fehlt es auch hier nicht an achtungswerthen Beyträgen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo Casp. Orelli.

(Fortsetzung.)

Die herrlichen drey Bücher de oratore waren im Mittelalter in einem traurigen Zustande, nur zerstückelt und unter einander geworfen hatten sie sich fortgepflanzt, bis ein alter vollständiger Codex Laudensis die Lücken füllte; aus ihm, glaube ich, sind alle spätern Handschriften geflossen, welche das Werk ganz enthalten. Ueber jenen Coder wußte schon Victorius keine Auskunft, der in seiner ersten Anmerkung zu den Rhetorica (weil sie nicht zu den Büchern de oratore steht, blieb sie unbeachtet) meines Wissens die älteste Nachricht gibt und den frühern trostlosen Zustand wohl gekannt zu haben scheint, vergl. Blume Iter Ital. I, 119. Lagomarsini, der durch seine Collationen zumeist darauf geführt werden mußte, hat bey Bandini darüber sich erklärt, aus diesem Henrichsen in seiner Vorrede die Sache nachgewiesen. Welche Mühe man sich gleichwohl das Erhaltene zu verstehen gegeben hat, lehrt eine Handschrift in der Bibl. in München; hier ist kaum ein Satz verständlich, wir müßten auf den Genuß dieses Hauptwerkes völlig Verzicht leisten, wenn es uns nur in dieser Form zugänglich wäre, und doch ist eine vollständige Varietas aus einem andern aber nicht viel bessern Coder beygeschrieben; man ergänzte die Lücken von selbst, besonders war Gasparinus sehr thätig, wovon Referent aus II, 10, 39 ein Beyspiel zu Varro de L. L. p. LIII gegeben hat. Wie erwünscht würde die Kunde dieses Zustandes dem Engländer J. Markland gewesen seyn! vergl. Wolf's Analecten. Die neue Ausgabe schließt sich zunächst an Ellendt an, theilt aber zugleich die sorgfältige Vergleichung einer Handschrift in Avranche aus dem X. oder Anfange des XI. Jahrhunderts mit. So alt diese ist, auch sie gehört in dieselbe Classe, welche nur fragmentarisch diese Bücher geben; sie beginnt erst mit II, 19, alles frühere fehlt, und dieses schon ist charakteristisch, denn alle diese haben die Lücke von I, 193 bis II, 19, aber auch in der Mitte fehlt in ihr vieles so gut wie in andern, III, 17 — 110, wozu in unserer, der schlechtesten aller schlechten, bemerkt ist: nota quod hic deficit textus in aliquibus verbis. Diese große Parthie von fast hundert Paragraphen, und nicht von einigen Worten, verdankt man nur dem Codex Laudensis, aus welchem Lagom. 32 mittelbar oder unmittelbar geflossen ist. Merkwürdig ist dieser liber Abrincensis II, 49, wo nach der Angabe zwey Blätter herausgeschnitten sind §. 49 — 61. Sollten diese ursprünglich in dem Coder gewesen und den fehlenden Tert enthalten haben, wie der Palatinus des Lysias? dann sind aus diesem die vielen andern abgeschrieben, denn in dem Münchner ist dieselbe Lücke. So lange nicht die Entdeckung jenes Codex Laudensis oder eines diesem ähnlichen aus alter Zeit aushilft, welcher die Bücher vollständig und in ihrer Ordnung gibt, ist die Kritik noch weit entfernt, in diesem Werke die Stufe zu erklimmen, die sie wenigstens im autor ad Herennium und der Schrift de inventione durch die Thätigkeit der Herausgeber jetzt errungen hat. Eine Erlanger aus dem Jahre 1451 ist, obschon ungenügend verglichen, doch, wie es jetzt steht, nicht ohne Bedeutung, weil sie das Ganze enthält und die oben angegebenen Lücken er-

gänzt. Zu den folgenden Schriften, Brutus, Orator, Topica u. a. finden wir nur die Hilfsmittel, die Orelli in der Separatausgabe von 1830 zuerst gebraucht hat, aber wiederholtes Studium wird man auch hier nicht verkennen, und eine Vergleichung zeigt, wie vortheilhaft sich diese Bearbeitung vor den andern auszeichnet; daß manches, was in neuerer Zeit zerstreut zu diesen Schriften bemerkt worden, unbeachtet geblieben, findet seine Erklärung darin, daß der dritte Band bereits 1842 schon völlig vollendet war, vid. p. LXIII. Wir würden daher mit einer Anzahl Verbesserungen, die sich nachweisen lassen, den Herausgebern nichts neues sagen, über anderes haben sie gerade dadurch geurtheilt, daß sie es stillschweigend übergangen haben.

Statt des zweyten Bandes, der die Reden enthalten wird, ist der dritte, die Briefe ausgegeben. Der Grund liegt wohl darin, daß, da die Aufmerksamkeit sich in unsern Tagen aus leicht begreiflichen Ursachen besonders auf die Reden gewendet hatte, und stets neuer bedeutender Stoff bearbeitet und unbearbeitet zu Tage befördert wird, auch die kritische Behandlung erschwert wird, während die Briefe unbeachtet geblieben sind und das Material dazu vor der Hand als abgeschlossen gelten kann, deren Revision also viel ruhiger und ungestörter vorgenommen werden konnte. In den Reden ist außerordentliche Ungleichheit, und darum deren Behandlung so manchen Bedenken unterworfen, der Erfolg so ungleich. Auch hier muß man überall den ersten Anfängen nachgehen, um wenigstens einmal den geschriebenen Cicero von dem gedruckten unterscheiden zu lernen; gar vieles haben die gelehrten Itali geändert, was jetzt als nicht ciceronisch anerkannt wird; nur eine vollständige Varietas kann hierüber Aufschluß geben. Die Vergleichungen, welche L. Keller in seinem Semestrium liber zur Rede pro Quinctio bekannt gemacht hat, sind alle aus neuern Handschriften — nicht weniger als fünfzehn — fast möchte man vermuthen, es sey eine von den acht gewesen, welche Poggio aufgefunden, und die aus jenem verlornen Exemplare nicht ohne manigfache Aenderung der Abschreiber und Correctoren vervielfacht worden ist. Aber so ungenügend sie sind, man lernt doch den Unterschied, und sieht, was spätere keineswegs gelungene Aenderung ist, wie z. B. daselbst §. 73. velitabaris für das sinnlose equitabas, was alle Handschriften geben. Zu den Reden erwarten wir von den beyden Herausgebern Vorzügliches, und wir wünschen, daß sie diesen so wie den letzten Band, die philosophischen Schriften, in aller nöthigen Ruhe und Muße fördern mögen; an Aufforderung dazu wird es nicht fehlen.

Da von den Briefen ad Familiares das alte Exemplar, welches Petrarca aufgefunden und abgeschrieben hat, noch vorhanden ist, so ist seine Abschrift dieses Bandes nicht weiter beachtet worden, würde auch nicht nothwendig seyn, hätten wir noch den zweyten Band, die Briefe ad Atticum, im Originale; da aber dieser verschollen ist und wir jetzt nur auf die Copie Petrarca's hingewiesen sind — Pet. Victorius hatte zuerst des Dichters Hand erkannt —, so wäre es nicht uninteressant, aus dem ersten Bande auf die größere oder geringere Zuverläßigkeit der Abschrift des zweyten schließen zu können. Zu den Briefen ad Atticum hatten die Franzosen, Lambinus und Sim. Bosius, alte jetzt unbekannte Handschriften, deren Lesarten mitunter bedeutend von Petrarca's Abschrift abgehen; sind diese aus dem Originale geflossen, welches Petrarca vor sich hatte, oder stammen sie aus anderer Quelle, und waren also diese Briefe, wenn auch nicht die ad Familiares, im Mittelalter in Frankreich verbreitet? Gegen die von Hänel angeführten Angaben, daß in Bourges ein Exemplar der Briefe (beau ms. incomplet) saec. XII., in Tours die Epistolae ad Famil. saec. XII. (provient de St. Gratien) liegen ist Orelli, wie ich glaube, nicht ohne Grund mißtrauisch und fordert genauere Ansicht. Bin ich auch nicht im Stande, die Sache, die für die Kritik der Ciceronischen Briefe von äußerster Wichtigkeit ist, zu entscheiden, so kann ich doch einen nicht unwichtigen Beytrag liefern, der vielleicht zu weiterem führt. Durch eine neuere Erwerbung besitzt die k. Bibliothek in München zwey Pergamentblätter, mittel Folio, Stücke eines Codex der Briefe ad Atticum, die Seite mit 31 Zeilen in sehr schöner Schrift, welche nach sichern Zeichen in das Ende des eilften, oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts fällt. Ist dieses ein Fragment jenes Codex, welchen Pe-

trarca vor sich hatte? Nur eigene Ansicht und die Vergleichung dieser Blätter mit dem Volumen ad Familiares in Florenz (beyde von Petrarca aufgefundenen Bände stammten wohl von demselben Schreiber) wird entscheiden; auch der innere Zustand kann den Glauben erregen, daß wir hier einen traurigen Rest von jenem werthvollen Monumente vor uns haben. Ich gebe die Collation *) der Briefe XI, 7 — 12 nach der neuen Ausgabe Orelli's. Das Blatt beginnt mit pag. 616 lin. 4. tamen et periculo.

5. *dolore extremum est. eorum qui in Achaia*, unleserlich, steht im Riß des Cod.
6. *in* om.
7. *in* om.
8. *plurimis quod te excusas. ego*
9. *isti cesse*
10 *cum his.* *quaerunt*
11. *multo*
14. *ita esse perspexerint*
17. *scribis te flagitare*
20. tibi] *te*
23. *esse opus*
24. *Quintum — vidisset* Riß im Cod. *patre sichone*
25. *illum vider.me*
30. *XIII kl iun.*
u
37. *volent*

pag. 617

2. *et litteras his ita est occurrendum*
3. *magnitudo po* im Riß des Cod. *furnius est illuc mihi inimicissimusque misit*
7. *incredibili*
8. *tama acerbum* *sichone*
10. in] *id*
12. *cur aut huius*
13. *XVI kl. ian.*

*) Die Vergleichung der beyden Blätter, des ältesten, was zu den Briefen ad Atticum existirt, verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Prantl.

19. sedulitate] *sed utilitate* *benivolentiae qua liceret*
21. *tribunatumve nisi ipsum*
22. ab eo] *habeo* *mihi — fuit* Riß im Cod.
23. quotidie] *die*
24. *multae quae*
25. casus] *causas* *culpa* om.
27. quieveram] *sit veram*
28. *cessim his vel*
32. *litterarum esset*
37. favisse] *fuisse* *sed et tam tantam*

pag. 618.

1. *ipsi — pernicio* Riß im Cod.
2. *percrepuisset*
3. quas si] *quasi*
5. *navigationi*
9. *parte matrimonio*
10. *reliquam* *ut* om.
12. quoniam] *quō*
19. Ad] *A* *aegritudo* iis] *his*
20. *deque Q.*
21. magistro] *magno* is] *his*
25. *multas edicta*
26. *patris eius simili scelera*
27. patrem] *p.* iis] *his*
35. ne] *ut ne*
37. *potest* *.ut — tibi* Riß im Cod.

pag. 619.

1. *esse* om.
6. *cruciatum*
7. *possem*
9. iam] *etiam*
11. cui des] *quo id es*
12. *longe* immutata] *mutata*
14. pendere, P.] *pende reip.* *Salustio*
19. *scire*
21. quo] *quod*
24. Ueberschrift fehlt.
27. *esse ea re maxime*
29. *cum* om.
30. *oratione* *mandavi me non*
31. cum] *quem*
33. *postea que quam mihi*

35. *lituum — profectionis* unleserlich, darüber-geklebt.
36. *me Quintus* unleserlich, darübergeklebt
37. *dixerat* ist das letzte Wort des zweyten Blattes.

Die Uebereinstimmung mit Petrarcas Abschrift (pr. M) springt in die Augen, ist aber noch nicht überzeugend, vielmehr wird man überrascht, Lesarten zu finden, welche nur die Cratander'sche Ausgabe kennt, wie conficiar statt afficiar, percontaretur, Italia u. a.; sollte das alles ungenaue Copie des Petrarca, — die Risse mögen aus späterer Zeit stammen — und der Codex nach Deutschland gewandert seyn? haben wir hier aber eine eigene deutsche Handschrift der Briefe an Atticus, die an Alter der von Petrarca gefundenen nicht nachsteht — vielleicht die, welche Jo. Sichardus (oder Beatus Rhenanus) gebraucht hat — dann verliert Orelli's Ausspruch seine Allgemeinheit, er wird nur von Italien gelten; die weitere Untersuchung überlassen wir diesem Gelehrten selbst, zufrieden, bey dieser Gelegenheit zugleich einen neuen Beweis der Wichtigkeit der Cratander'schen Ausgabe geliefert zu haben.

Die Briefe Cicero's werden noch lange, so ausgezeichnet auch P. Manutius Commentar zu denselben ist, Stoff zu neuen Ergebnissen von Seite der Kritik wie der Exegese liefern, wie z. B. Th. Mommsen eine Blätterversetzung nachgewiesen, und C. Fr. Hermann eine ähnliche in den Briefen an Brutus versucht hat *). Mir hat Orelli's Einleitung und seine Achtung, die er dem Victorius zollt, in Erinnerung gebracht, daß ich im Besitze einiger Adversarien dieses Gelehrten bin, und ich will diese Gelegenheit einer Anzeige des Cicero benutzen, um einiges auf diesen römischen Autor Bezügliche aus jenem auszuheben. Manchen, der sich des Nachlasses eines Todten angenommen, hat die Strafe erreicht, daß auch von ihm herausgegeben wurde, was, hätte er dieses ahnen können, er längst vertilgt hätte, und ich möchte nicht, daß man an mir einst dieses Vergeltungsrecht ausübe. Hier jedoch handelt es sich um einen für Cicero viel verdienten Namen, auch sind es nicht jugendliche Versuche, sondern aus seiner letzten Periode nach dem Erscheinen des zweyten Bandes seiner variae Lectiones; wären diese zwanzig Jahre später ausgegeben worden, so wären wir der Mühe der Mittheilung dieser enthoben. Da es fast dreyhundert Jahre sind, so ist es vielleicht nicht unangenehm zu sehen, wie schon Victorius manchen Gedanken hatte, den erst ein späterer wieder aufgefunden, oder wie er zuerst angezweifelt, was auch bis jetzt unbeanstandet geblieben ist, so daß, wenn man ihm auch nicht überall beystimmen kann, es sich doch der Mühe lohnt zu wissen, was ein Victorius urtheilte. Der größte Theil besteht in Erklärung und Zusammenstellung ähnlicher Stellen, ich wähle hier nur Textveränderungen zu Cicero.

De inventione (II, 32, 98): vi et necessario sumus in portum coacti. an coniecti legi debet, praesertim cum infra dicat: cumque haec navis invitis nautis vi tempestatis in portum coniecta sit. Idem erratum videtur paulo supra insedisse: vis ventorum invitis nautis Rhodiorum in portum navim coegit, ut illic quoque arbitrer legi debere coniecit.

De inventione (II, 57, 170) necessitudinis cui nulla vi etc. cum repetat eadem verba, non solum sententias quibus usus fuerat in definienda necessitudine, vide an posterior hic locus sit declaratio scholionque, neque enim videtur debuisse quod in vicino positum est, totum sine causa repetere.

In secundo de oratore (55, 225) cum casu in eadem causa cum funere efferretur anus. Manutius sustulit illud cum funere, ut opinor, improbe; arbitror enim alterum hoc cum valere *σύν*. magnam autem vim habet cum funere, quia efferri mortui corpus possit etiam sine funere.

(Schluß folgt.)

*) Das Bedeutendste hat in neuerer Zeit Wesenberg, ein Schüler Madvigs geliefert, von welchem wir eine besondere Bearbeitung, mit der er seit Jahren beschäftigt ist, zu erwarten haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius. Lipsiae apud Weidmannos A. MDCCCXLV. 8. XXXII und 638 Seiten.

Wenn Herr Ritschl das Programm des Bonner-Lektions-Katalogs vom Sommer-Semester 1841 mit dem Ausspruche des Kallimachus *Μέγα βιβλίον μέγα κακόν* beginnt, so liegt darin die gewiß unbestrittene Ansicht, daß mit der bloßen Masse der Litteratur sehr wenig der Wissenschaft selbst gedient ist. Zugleich aber läßt sich auch erwarten, daß, wenn ein Gelehrter, der obigen Wahlspruch in richtiger Weise angenommen, die Litteratur durch ein neues Buch bereichert, dasselbe sowohl durch die Nothwendigkeit einer wirklich neuen Aufklärung geboten war, als auch mit der größten Sorgfalt verfaßt wurde. Daß beydes bey einem Werke Hrn. Rs. der Fall seyn werde, wußten Alle im Voraus, und vorliegende Untersuchungen begrüßte bey ihrem Erscheinen gewiß Jeder mit voller Freude, selbst wenn er nur das Titelblatt gelesen; denn schon lange ja sehen Alle, welchen die römische Litteratur und besonders der trefflichste römische Komiker am Herzen liegt, auf Hrn. Ritschl als den wahren Sospitator Plauti, und Gegenwärtiges, das der Hr. Verfasser mit fast sokratischer Bescheidenheit Parerga nannte, giebt uns Hoffnung, daß wir nunmehr auch bald das *ἔργον* selbst, die kritische Bearbeitung der Plautinischen und Terentianischen Stücke, erwarten dürfen.

Die Parerga, deren Inhalt wir im Folgenden zu betrachten haben, sind auch der Form nach ein wahres Kunstwerk. Mit aristotelischer Schärfe und Präcision wird der Sachbestand dargelegt, das Material gesichtet und aufgeräumt, die Schwierigkeiten erläutert, Einwürfe selbst beygebracht und Schritt vor Schritt widerlegt, bis das Resultat mit der aus den Daten nur erreichbaren Gewißheit am Ende sich gleichsam selbst entwickelt hat, so daß eine Controverse nur bey den oft selbst wieder durch Kritik gewonnenen Voraussetzungen möglich seyn dürfte; wobey jedoch dem Widerlegenden dasselbe handschriftche Material, dieselben Collationen zu Gebote stehen müßten, in Betreff deren es aber überhaupt als ein Glück zu betrachten ist, daß sie gerade in diese Hände fielen. Besonders gilt diese Schwierigkeit in Betreff des handschriftlichen Materials von dem Florentiner-Texte des hier so oft zu benützenden Varro, von welchem aber nunmehr doch (nach der Zeitschr. f. d. Alterthumswissensch. 1844 N. 124 pag. 991 f.) ein durchgezeichnetes Facsimile in Deutschland, und zwar in den Händen des Hrn. Prof. W. Ad. Becker in Leipzig, zu seyn scheint, wenn anders dieß nicht bloß von den topographischen Stellen Varro's zu verstehen ist, was aus H. Prof. Beckers Notiz nicht klar hervorgeht.

Den Inhalt machen zehn zum Theil schon früher entweder in den Bonner-Universitäts-Programmen oder im Rheinischen Museum gedruckte Abhandlungen aus, welche sämmtlich Plautus oder Terentius betreffen. Die Vorrede benutzte Hr. R., um zu Cic. Brut. §§. 71 — 73 und Tuscul. Quaest. I, 1 (im Hinblick auf die zweyte Ausgabe des Brutus von Ellendt) die vollständigen Varian-

ten der Lagomarſiniſchen Codices mitzutheilen; auch ſind daſelbſt Nachträge und einzelne Berichtigungen zu den Abhandlungen ſelbſt gegeben. — Die erſte Abhandlung de Plauti poetae nominibus enthält den zur Evidenz geführten Beweis, daß der Dichter nicht M. Accius Plautus, ſondern T. Maccius Plautus hieß und deſſen gewöhnlicher Beyname Asinius Nichts ſey, als das durch verſchiedene Verwandlungen durchgegangene Sarsinas. Obgleich dieſes Reſultat einer gründlichen Unterſuchung bereits im Bonner-Lektions-Katalog von 1841 und 1842 gedruckt iſt, wußte es doch Bähr, als er die neueſte Ausgabe ſeiner Römiſchen Litteraturgeſchichte im Jahre 1844 ſchrieb, noch nicht. (Daß die Sache in den Nachträgen im zweyten Bande noch gegeben wird, entſchuldigt den Verfaſſer nicht nur nicht, ſondern zeigt gerade, wie derſelbe ſein Buch fabricirte, an welchem wir überhaupt gerade das vermiſſen, was eine Litteraturgeſchichte zu einer ſolchen macht.)

(Fortſetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii.

(Schluß.)

In primo de oratore (59, 251): quid est oratori tam necessarium quam vox? tamen me auctore nemo dicendi studiosus graecorum more et tragoedorum voci serviet. Locus ni fallor corruptus, fortasse more tragoedorum.

In Bruto (26, 100): cum et Fannius de Menelao Maratheno et ceteris obiecisset, praesertim cum Fannius nunquam sit habitus elinguis. Videntur verba haec et Fannius abundare et potius omnem sententiam perturbare; Gracchus enim fuerat qui debuit obiicere.

In Bruto (7, 29): grandes erant verbis, crebri sententiis, compressione rerum breves. Fortasse comprehensione.

In Bruto (75, 261): hanc cum habeat praecipuam laudem in communibus, non video, cui debeat cedere. puto omnibus.

Partit. orat. (9, 31): quid in narratione quae tandem conservanda sunt? Vide, metuo enim ne vitium sit in hac extrema voce legique debeat observanda.

Pro Roscio (Amer. §. 34.): illud quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur, hoc quia fit a Chrysogono, non est ferendum. Arbitror vacare negationem legique debere: a Chrysogono, est ferendum.

Pro Balbo (§. 55.): et graeca omnia nominata. corrige graeca nomina, et paulo post graecia deligerent pro diligerent.

Pro Cluentio (41, 116): si qua in eum lis capitis illata est non admittunt. vereor ne hic sit mendum, videtur enim longe alia sententia quaeri et profecto contraria; fortasse legi debet non amittunt, i. e. non se lasciono uscir di mano poichè.

In epistola prima ad Marium (VII, 1, 4) cum legantur haec verba: his ego tamen diebus ludis scenicis ne forte, arbitror dua illa verba ludis scenicis esse scholion. Vide diligenter an illud in epistola ad Paetum (IX, 24) id est compotationes aut concenationes sit ut puto scholion.

In prooemio quarti libri Tuscul.: sive quod erat cognitu perfacilis, sive quod invitabatur illecebris blandis voluptatis, vide quomodo dictum sit disciplina invitabatur illecebris. an invitabat legi debet?

In Lucullo (11, 33): nec potest is cui est visio veri falsique communis ullum habere iudicium. puto legi debere indicium, ut apud Virgilium: indicio est tractu surgens oleaster eodem. vide infra: in eo autem si erit communitas cum falso, nullum erit indicium, quia proprium in communi signo notari non potest.

Περὶ τελῶν (de Finibus I, 23): ut nihil homine videatur indignius. corrige: homini.

Puto mendosum esse locum hunc Ciceronis e libello de amicitia (§. 49.) quid enim tam absurdum quam delectari multis inanibus rebus, ut honore ut gloria ut aedificio ut vestitu cul-

tuque corporis, et pro inanibus legi debere inanimis, quomodo enim vocaret honorem et gloriam res inanes? quod si quis existimaret vocasse illum haec bona res inanes quia sunt sine corpore, aedificium, vestimentum non sunt ἀσώματα quae adiungit; hoc autem verum esse perspicitur quoque ex eo quod opponit; inquit enim infra: animo autem virtute praedito. Cicero infra (§. 68) usurpat hoc verbum: nec vero in hoc quod est animal, sed in iis etiam quae sunt inanima, cousuetudo valet.

Nachschrift.

Da ich vernommen hatte, daß jene Blätter durch die Güte des Herrn Professor Dr. Reuß in Würzburg an die k. Bibliothek in München abgegeben wurden, so wandte ich mich an ihn mit der Bitte, wo möglich über Herkunft dieses Codex Aufschluß zu erlangen. Ich erhielt durch seine Gefälligkeit zwey neue Folia jener Handschrift, welche er 1845 entdeckt und der Bibliothek in Würzburg zum Geschenke gemacht hatte, zur Einsicht mitgetheilt mit folgender Erklärung: „Dieses Fragment ist von derselben Hand und gehörte zu demselben Codex, aus welchem jenes erste von mir nach München geschenkte Bruchstück stammt. Beyde löste ich von den Einbänden zweyer Jahresrechnungen des hiesigen Bürgerspitals zum heiligen Geiste ab. Ohne Zweifel werden sich später noch andere weitere Fragmente finden. Ueber die Herkunft des Codex läßt sich nichts sagen, ohne Zweifel ward er in hiesiger Domschule geschrieben. Es ist auffallend, welch zahlreiche philologische Manuscripte im 16 — 17 Jahrhunderte hier von Buchbindern verschnitten und zu Rechnungstecturen verwendet wurden. Kürzlich fand ich ein Stück vom Curtius mit angelsächsischen Lettern. Ich hatte auch ein Papierquartblatt von Ciceros Epist. ad Atticum saec. XVI. gefunden; die hiesige Bibliothek besitzt mehrere interessante Codices des Cicero, als: de officiis in Pergam. u. Pap., de rhetorica zwey Perg. Codd., alle noch unbenützt.“ Das eine Blatt enthält VI. 1, 17 — 2, 1 pag. 494, 5 ipsa declarat .. causa venisset, 496, 15;

das sich daran schließende Ep. 3 — 4 p. 500, 26 doleo non .. erat ex 502, 19, man sieht, daß das fehlende den innersten Bogen der Lage bildete. Die zweyte Seite des ersten Blattes hat gegen die Mitte ein großes Quadrat ausgekratzt, um den langen Titel einer Rechnung des Klosters St. Afra zu Würzburg von 1578 (das also wohl die Zeit der Zerstörung der Handschrift) aufzunehmen; das andere ist außer den Kanten auch am Rande beschnitten, so daß von jeder Zeile einige Buchstaben fehlen. Die genaue Angabe der Abweichung des Textes ist folgende: pag. 494, 5 ipsa declarat. at mercule .. 6 Metellus .. Sarapionis .. 8 o] ω .. 9 eratum .. 10 grecos .. 11 τῆς] IHC .. 12 frastostenes .. 13 iccirco .. 15 lege si ocris .. 16 repraehensum .. 17 post] potest .. 19 kl. ianuar .. 20 acmi .. 21 camilis scribis .. et heveo scire sed verum .. 22 epistulae .. 25 quo audisti .. 28 dem octavio .. 29 liber tum .. 30 scriptas et de panderis et a civitatibus .. 32 nisi] fehlt. 35 existimationem ea cibyratas. .. pag. 495, 1 epistula .. 3 asscriberes .. 4 etiam . P . sed .. 5 videt .. asscribito litteram daturum . dies . prid. kl. ian. 8 *XPTECEΔXΛKEIΩN* sed pari aparibus 9 ecce alia autem .. epistula .. mercule .. 12 qui sit eius status .. 13 prae re] praeter .. 14 adde siscelium in quibus..*) 17 diligentissime] fehlt 18 cura .. 19 laodicee .. maias .. 26 haec ego .. 27 vedius mihi obviam venit .. 28 et praede . quisiuncta .. 29 centenos .. est] fehlt. 30 esse donec aderant onagri .. 31 sed xetremum] fehlen .. laodicee . 32 vidi illum . ibi .. 33 vindillus quod res .. 34 vendilli .. pag. 496, 1 quinque iam gunculae, 4 curio si unum (nach o eine Rasur) .. 5 *PPOΠAON* (scheint mehr *A*

---

*) In dem oben angedeuteten Quadrate, welches die Aufschrift einer Rechnung enthält im Umfange von zehn halben Zeilen haben die Worte gestanden, von welchen jetzt keine Spur mehr sichtbar ist. v. 15 δεσθεν — δ' υ. 16 ut — egnatii. 17 na — mihi. 18 aegrum — dum. 19 saepissime — cum. 21 bus — men. 22 larios — caesare. 23 in quo — sus. 25 edisse — dili. 26 nebulone — familiari.

als *A* zu seyn) .. inepti] in epi .. 6 acamie .. 7 volo esse ali] ausradirt .. 9 romanum cadant .. 10 lectricam. 11 sexagesimo. V. CICERO ATTICO SAL... 14 laodiceam salutandi ad me causa venisset, womit dieses Blatt endet; das zweyte*) beginnt mit pag. 500, 26 doleo non.. 27 paulo .. 35 cypri .. 36 pompium .. 38 perpauper] pauper .. 39 nisi] ni .. 40 pecunia libeius .. bruto] bri o scheint ursprünglich zu seyn, man sieht keine Spur einer Rasur... pag. 501, 1 talenta] tanti.. Matinium] manium .. 4 a me] fehlen .. 5 vexaret ut] exaret .. 7 lenio .. 8 in quo .. qui auferri... θ noluit. aut Scaptius (vom Eigennamen nur noch ius lesbar, aut aber recht deutlich.) 11 litteris ei detulissem bruti rogatu (das dazwischen liegende ist ausgefallen.) .. 18 ad secule .. 19 aliquid beneficii .. 20 menu pervidisset .. 21 culleonum .. inquid .. 24 nebulonis] fehlt . obiratione] operati (das folgende bis potest ist abgeschnitten) .. 25 me aemulum] me multum .. 28 nullas unquam] nulla sunt quam .. 29 ακοινο τον (die mittleren Buchstaben weggeschnitten) .. 30 solet valde .. 31 granius] so steht in der Handschrift ganz deutlich. ... 32 contempnere .. 35 epistulam .. solet] soleo .. 37 epistula erat idem illud .. pag. 502, 1 queris .. laodicee .. 8 mercule,... 12 nihil, nihil] nil .. 13 valeas. CICERO ATTICO SAL... 17 latrocinia] latra (das übrige weggeschnitten) ... 19 .. erat ex] Schluß dieses Blattes.

Was aus dieser Vergleichung für die Berichtigung des Textes zu gewinnen ist, wollen wir hier nicht näher darstellen, weil es zu weit führen würde, man sieht z. B. daß 495, 6 dies bey Lambinus und Bosius auf handschriftliche Autorität gegründet ist, aber das muß erwähnt werden, daß dadurch die oben aufgeworfene Frage entschieden wird. Diese Blätter sind nicht Bruchstücke jenes Codex, welchen Petrarca gefunden und abgeschrieben hat, sie sind der Rest einer eigenen jener an Zeit nicht nachstehenden Handschrift, deren Schriftzüge auch auf Deutschland hinweisen*). p. 501, 10. is a me tribunatum cum accepisset quem ego ex Bruti litteris ei detulissem, postea scripsit ad me se uti nolle eo tribunatu. Gavius est quidam; cui cum praefecturam detulissem Bruti rogatu, multa et dixit et fecit. In dieser Stelle ist durch die Widerholung des Verbums detulissem der Schreiber unsers Codex von dem ersteren zum letzteren abgeirrt, und hat alle dazwischen liegende Worte ausgelassen; da nun diese in der Abschrift des Petrarca sich vollständig erhalten haben, so kann unser Blatt nicht identisch mit jenem seyn, aus welchem der Dichter seine Copie verfertigt hat, wir haben vielmehr eine eigene, von jener unabhängige, ihr gleichzeitige — und da diese verloren gegangen ist, bey weitem die älteste Quelle für die Briefe an Atticus, und es ist nur zu wünschen, daß es dem Hrn. Professor Dr. Reuß, dem man die Entdeckung dieser Blätter verdankt und welchem wir unsern innigen Dank abstatten, gelingen möge, noch recht vieles davon aufzufinden und vom gänzlichen Untergange zu retten.

L. Spengel.

*) Abgeschnitten sind die Worte v. 27 huc — afferebantur. 28 videam stante Pompeio 29 si et Paulli me, und auf der Kehrseite p. 501, 22 respondi — putabant. 23 iis — quorum o. 24 one si brutus moveri. 25 habebis sed illum. 26 causam not. 27 omnino.

*) Hier mag noch der Gedanke berührt werden, da wir die Autorität der Cratanderschen Ausgabe in den Briefen nachgewiesen haben, die sich offenbar auf diese oder eine ähnliche Handschrift stützt, daß auch die Briefe an Brutus, welche dort zum erstenmal auftreten, vielleicht aus derselben Quelle genommen sind. Ein direktes Zeugniß, daß Ciceros Briefe lange vor Petrarcas Entdeckung in Deutschland bekannt und vorhanden waren, hat aus dem Schreiben eines Probstes zu Hildesheim an Abt Wilibald in Corvey vom Jahre 1150 Professor Havemann nachgewiesen, in K. Fr. Hermanns Schrift: Zur Rechtfertigung der Aechtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus, erste Abtheilung pag. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Fortsetzung.)

Den ersten Anstoß gab bekanntlich der Mailänder Palimpsest, in welchem am Schluße der Casina zu lesen ist T MACCI PLAUTI CASINA EXPLICIT; nun schien aber die gesammte Ueberlieferung des Alterthums einer solchen Form des Namens zu widersprechen; ein Widerspruch, der sich nunmehr durch Hrn. R.'s Untersuchung gerade in eine Bestätigung verwandelte. Zunächst war es eine Stelle bey Gellius L. III. c. 3, welche Hrn. R. weiter leitete; dort werden Worte aus der Didaskalia des L. Attius angeführt, welche Gottfr. Hermann in folgender Weise als katalektische trochäische Tetrameter herstellte:

Namque nec Gemini lenones nec Condalium non Anus
Plauti nec Bis compressa aut Boeotia eius unquam fuit
Neque adeo Agroecus neque Commorientes sed Marci Titi.

Vor G. Hermann war nach des Gyraldus Conjectur aus einer in demselben Capitel kurz vorhergehenden Stelle des Gellius (sicuti istam, quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia; nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit quin Plauti foret) für das handschriftliche M. accutici, welches aber Hermann in Marci Titi geändert, der Namen M. Aquilii gelesen worden. Hr. R. aber fand, daß jenes sed nach Commorientes in den besten Handschriften fehle, und im Hinblick auf jenes T. Maccius Plautus schlägt er daher eine doppelte Verbesserung des letzten jener drey Verse des Attius vor, entweder

Neque Agroecus neque adeo Commorientes fuit
Marci Titi

oder

Neque adeo fuit Commorientes neque Agroecus
Marci Titi.

Durch beydes wird der Sinn gleich vortrefflich hergestellt; wir würden aber doch entschieden dem ersteren den Vorzug geben nicht bloß wegen Beybehaltung der ursprünglichen Wortstellung, sondern besonders wegen des adeo, welches am besten bey Commorientes steht, da dieses Stück wegen des Prologes der Andria doch am meisten als plautinisch gelten mußte. Wenn aber Hr. R. jenen obenerwähnten M. Aquilius auch aus einer Stelle des Varro (d. ling. lat. VI. p. 266 Speng.), in welche er allerdings durch Turnebus Conjectur erst gekommen, wieder ausweisen will, so können wir hiemit weniger übereinstimmen. Die Worte lauten dort in den Handschriften: Accensum solitum ciere Boeotia ostendit, quam comoediam alii esse dicunt. Spengel gab M. Accii für alii, was nicht nur nunmehr wegen des Namens des Plautus sondern auch wegen des dicunt nicht seyn kann, welches, wie Hr. R. bemerkt, in Uebereinstimmung mit obiger Stelle des Gellius dico heißen müßte. Hr. R. selbst nimmt im Texte eine Lücke in den

Worten Varro's an, die er entweder so: quam comoediam [alii Plauti, **] alii esse dicunt, oder so: quam comoediam alii [Plauti, alii **] esse dicunt ausfüllen will; in der Note aber gibt er zu, das einfachste sey doch, daß in alii der Namen des Dichters stecke, und zwar Atilius (Weichert Poet. lat. rel. p. 141), dessen Genitivform Atilii dem handschriftlichen alii näher komme, als Aquilii. Jedoch scheint uns sicher bey Gellius und in der Stelle des Varro ein und derselbe Dichter gemeint, und daher, so lange keine Variante von Gellius sich findet, der Name des allerdings weiter unbekannten Aquilius aufzunehmen. — Wenn ferner im Prolog des Mercator v. 10 bisher in den Ausgaben überliefert war

Eadem latine Mercator Marci Accii,

so wird nach den Handschriften, welche für Marci Accii theils mactici theils mattici haben, auch hier das richtige hergestellt:

Eadem latine Mercator Macci Titi.

Der Anfang des Prologes erhält übrigens erst durch Hrn. R.'s Umstellung passenden Sinn und Zusammenhang (die Ordnung ist: v. 1, 2, 16, 17, 9 — 15, 3 — 8, 18 der früheren Numerirung); nur wenn Hr. R. v. 40 desselben Prologes in folgender Weise schreiben will:

Principio ut ex ephebis aetas exiit,

so scheint uns dieß weniger gelungen. Daß in der Vulgata:

Principio atque animus ephebis aetate exiit
Atque animus studio amotus puerili est meus,
Amare valide coepi hinc meretricem eloco

die Worte atque animus aus dem zweyten Verse durch Versehen in den ersten kamen, ist klar, aber sowohl der Vetus als der decurtatus stimmen zu sehr in dem Ablativ aetate überein, als daß dieß unseres Bedünkens geändert werden dürfte; auch würden wir an der Redeweise aetas ex ephebis exit etwas Anstoß nehmen, so daß vielleicht mit geringerer Aenderung zu lesen wäre:

Principio ut ex ephebis aetate exii.

Ebenso wie im Mercator wird im Prologe der Asinaria v. 11 der Name Marcus nach den Handschriften, die entweder macrus oder maccus (Palat. Parei) haben, in Maccius verwandelt und gelesen:

Demophilus scripsit, Maccin' vortit barbare.

Die Stelle des Varro hingegen (d. l. lat. VIII. p. 419 Speng.), wo derselbe von gleichlautenden Endungen verschiedener Wörter spricht und als Beyspiel anführt: dissimile Plautus et Plautius et communia ut huius Plauti et Marci Plauti, sucht Hr. R. in folgender Weise herzustellen: Dissimilia Plautus et Plautius, et commune huius Plauti ut et Marci, d. h. „verschieden lautet Plautus und Plautius, und gleich (von beyden) der Genitiv (huius) Plauti, wie auch bey Marcus und Marcius." Hingegen werden in der Note aus brieflichen Mittheilungen Hrn. Prof. Spengel's Bedenken desselben wegen huius als bloßes Genitiv-Zeichen und wegen ut et angeführt, zu dessen eigenem Vorschlage aber: dissimile Plautus et Plautius, commune et huius Plauti et Macci („übereinstimmend ist der Genitiv Plauti sowohl von diesem dem letztgenannten Plautius als von Plautus dem Maccius") hinzugefügt: subtiliter hoc excogitatum et fortasse vere, sed tamen ut durius obscuriusque genus loquendi Varroni tribui fatendum sit. Allerdings scheint auch so noch das grammatische Subjekt vor commune zu fehlen, und man würde eher erwarten: commune Plauti, et huius et Macci, was sich jedoch wieder zu weit von den Handschriften entfernen dürfte; vielleicht liegt der Fehler in huius, doch wir wagen keine bestimmte Vermuthung auszusprechen. Auch eine andere höchst schwierige Stelle bey Varro (d. l. lat. VII. p. 381 Sp.), in welcher bisher Plautus als M. Accius vorkam, ist sicher keineswegs zur Genüge hergestellt, wenn auch die Wegräumung des M. Accius vollkommen zugegeben wird. Sie lautet (nachdem im Vorhergehenden Beyspiele von Verbis, die einen Thierlaut bedeuten und auf Menschen übertragen sind, gegeben wurden, und zwar sowohl perspicua als minus aperta): Sueta frendice frunde et fritinni suaviter M. Accius in Casina a fringuilla: quid fringutis, quid istuc tam cupide cupis? Da hier die leichte Aenderung in Maccius durch den konstanten Gebrauch Varro's, der den Dichter immer Plautus nennt, abgeschnitten ist, so schlägt Hr. R. vor: Insueta (im Gegensatze von perspicua und minus aperta), ut ab hirundine: frende et fritinni, suavitate mactus es. In Casina a fring. e. q. s., wo die Worte

suavitate mactus es ironisch auf denjenigen gesprochen seyn sollen, welcher zähneknirschend im Zorne hinausgegangen war; aber dadurch scheint gerade der ganze Herstellungsversuch zu fallen oder wenigstens das ab hirundine unmöglich zu werden, denn selbst zugegeben, fritinnire würde von der Schwalbe gesagt, so kann es dann doch nicht als Bild des aus Zorn Knirschenden gebraucht werden, selbst insueto modo nicht. — Schlagend richtig werden noch die Stellen aus Festus, Fronto und Plinius, welche für einen M. Accius Plautus zu sprechen schienen, beseitigt.

In der zweyten Abhandlung de aetate Plauti zeigt Hr. R., daß Plautus kurz vor oder nach dem Jahre 500 a. U. c. geboren ungefähr im dreyßigsten Lebensjahre zuerst Stücke zur Aufführung brachte, mithin älter als Ennius war, in welchem Bezuge wir nur hervorheben, daß auch Hr. R. in der oft besprochenen Stelle des Cicero Tusc. Quaest. I., 1 die Worte qui fuit maior natu quam Plautus et Naevius für späteren Zusatz erklärt.

Die dritte deutsch geschriebene Dissertation, überschrieben „die Fabulae Varronianae des Plautus“ ist die reichhaltigste, und, in wie weit unter solch Trefflichem noch eine Abstufung möglich wäre, wohl die vorzüglichste. Sowie hier eine Menge von früher oft aufgeworfenen Fragen ihre Beantwortung findet, so erscheinen auch völlig neue nie angeregte, weil nicht geahnte, Untersuchungen und deren Resultate; und wir glauben, daß hier nicht bloß das positiv Gewonnene aufs höchste zu schätzen sey, sondern auch diese Arbeit Hrn. R.'s wegen der Methode angehenden Philologen als Muster historisch-kritischer Forschungen auf das dringendste empfohlen werden müßte. Hr. R. wirft zunächst nach Grauerts Vorgang die Frage auf, ob denn wirklich die nach Gellius Bericht von Varro für ächt gehaltenen 21 Stücke ausschließlich und vollständig in den uns erhaltenen 20, (resp. 21, wegen der Vidularia), zu erkennen seyen, und hiebey von den Citaten in den Büchern d. ling. lat. nebst der Stelle des Gellius ausgehend, gewinnt er 30 Komödientitel, unter welchen die in der Mühle geschriebenen Addictus und Saturio (wozu eine dritte, deren Titel dem Gellius entfallen war) und die beyden von Varro mit ausdrücklicher Hinzufügung des Namens Plauti angeführten Astraba und Parasitus piger, bey welchen hiemit ein bloßes Beybehalten der Tradition über den Autor mit etwaiger Verzichtung auf derartige Kritik nicht angenommen werden kann, so daß, da auch einige unserer 21 Stücke in Citaten nicht vorkommen, die Annahme von der Identität der erhaltenen mit den sogenannten varronischen sich als unhaltbar herausstellen würde. Nun wird das Kapitel des Gellius (III, 3) analysirt, welches Hr. R. mit Beyziehung guter Handschriften berichtigt (wozu als Beytrag kürzlich auch Schneidewin in den Gött. Gel. Anz. 1845 N. 163 auf einen Göttinger-Codex aufmerksam macht). Was erstens bey diesem Berichte die Möglichkeit einer von Varro vorzunehmenden Kritik betrifft, so zeigt Hr. R., daß sich erst am Ende des sechsten Jahrhunderts der Stadt bey dem Wiederhervorziehen des frühern Lieblings eine Masse sogannter plautinischer Stücke anhäufte, aus welcher litterarische Kritiker die ächten auszuscheiden hatten, wobey sie jedoch wenig von sichern Anhaltspunkten unterstützt waren, indem in früherer Zeit eine monumentale Fixirung der Didaskalien gänzlich gefehlt, später aber nur die administrative Seite bey den Aufzeichnungen von den Magistraten berücksichtigt wurde, welche sich wenig darum kümmerten, ob das als plautinisch eingereichte Stück wirklich von Plautus war. Während hingegen die Gründe, welche Gellius für das Vorhandenseyn so vieler (nach ihm jedenfalls über hundert) unächter plautinischer Stücke angiebt, in solcher Ausdehnung sich als unzureichend erweisen, indem weder jener Plautius, von dem man weiter Nichts weiß, so fruchtbar gewesen seyn kann, noch Alles auf Rechnung von Ueberarbeitungen früherer Stücke geschrieben werden darf, da von früheren Dichtern nur Livius und Nävius bekannt sind, die Stücke aber gleichzeitiger Komiker, seiner Rivalen, Plautus doch schwerlich diaskeuasirte. Bey dieser Untersuchung jedoch wird der Colax des Plautus als eine Nachahmung des gleichnamigen Stückes des Nävius dargethan, und durch eine, wie es scheint, höchst glückliche Emendation im Prologe des Terenzischen Eunuchus alle bisher aus demselben entstandene Schwierigkeit gelöst. Die Stelle lautet nun:

Colacem esse Naevi et Plauti veterem fabulam,
Parasiti personam inde ablatam et militis;
Si id est peccatum, peccatum imprudentia est
Poetae, non quo furtum facere studuerit.
Id ita esse vos iam iudicare poteritis.
Colax Menandri est, in ea est parasitus Colax
Et miles gloriosus; eas se non negat
Personas transtulisse in Eunuchum suam
E graeca, sed eas ab aliis (so Hr. R. statt des bisherigen fabulas) factas prius
Latinas scisse sese, id vero pernegat.

Dem Terentius war also vorgeworfen worden, er habe aus dem Colax, der von Nävius und von Plautus vorlag, seine beyden Personen, den Parasiten und den Soldaten gestohlen; Terentius aber gesteht, dieselben aus dem Menandrischen Colax genommen zu haben und die frühere lateinische Bearbeitung dieser Personen (bey Nävius und Plautus) gar nicht gekannt zu haben. Der Einwand, der Hrn. R. gemacht werden könnte, daß man ja auch mit der Vulgata sed eas fabulas zu demselben Sinne gelange, wenn man eas in der Bedeutung von illas nehme (oder dieses auch hineincorrigire), und daß das Stück wegen der zweymaligen Bearbeitung nun doch im Plural eas fabulas genannt werden könne, fällt wohl schon durch das latinas factas, zu welchem wegen seiner Bedeutung das grammatische Satz-Subjekt immer ein griechisches Original bezeichnen muß, welches aber hier nur die zwey Menandrischen Personen des Einen Stückes, nicht etwa zwey Menandrische Stücke sind.

Die Kritik Varro's nun wird nach des Gellius Bericht, „in welchem Vieles zwischen den Zeilen zu lesen ist", von Hrn. R. bezeichnet als ein erstlich fast mechanisches und zweytens ein rein subjektives Verfahren. Varro schied nemlich aus den 130 als plautinisch in Umlauf gesetzten Stücken vor allen diejenigen aus — a ceteris segregavit (Gell.) —, welche er in allen Komödienlisten einstimmig als plautinisch verzeichnet fand, quae consensu omnium Plauti esse censebantur, — also nach rein objektivem Entscheidungsgrunde. Und diese sind allerdings die auch uns erhaltenen 21 Komödien, welche alle in die letzte Epoche der Thätigkeit des Plautus fallen, eine Zeit, wo man bereits auf ihn aufmerksam auch sorgfältiger ihn als Verfasser aufschrieb. Unter diesen 21 Stücken kann freylich durch einen außer Varro's Schuld liegenden in die Gesammt-Tradition eingeschlichenen Fehler auch ein nicht plautinisches seyn, daher wohl Hr. R. mit Recht dieß das mechanische Verfahren nannte. Nun war aber Varro nicht, wie bey oberflächlicher Betrachtung des Gellius scheinen kann, und auch bisher allgemein angenommen wurde, so ungeschickt, daß er etwa ein Stück wegen des Mangels eines einzigen Zeugen gleich für unächt gehalten hätte, sondern hier trat das subjektive Verfahren ein, und Hr. R. scheidet dabey wieder zwey Klassen von Stücken, solche, bey welchen die nur mangelhafte Ueberlieferung durch Betrachtung des Stiles und etwa anderer historischer Gründe bloß ergänzt zu werden brauchte, also nach objektivem und subjektivem Entscheidungsgrunde, — und solche, welche als plautinisch gar nicht bezeugt oder dem Plautus abgesprochen waren, er jedoch aus Sprache und Darstellung als ächt anerkannte, mithin aus ausschließlich subjektivem Entscheidungsgrunde (wie z. B. die Boeotia). Nun sucht Hr. R. auch zu ermitteln, wie viel Stücke wohl Varro nach den beyden Arten seiner subjectiven Kritik noch außer den 21 für ächt gehalten habe; hiebey geht derselbe von einer Stelle des Servius in der Einleitung des Commentars zur Aeneis aus, wo dieser sagt: Plautum alii dicunt viginti et unam fabulas scripsisse, alii quadraginta, alii centum; hievon entspräche das centum als runde Zahl den 130 des Gellius, die 21 seyen aber die sogenannten varronischen, und so bliebe das 40 übrig, welches allenfalls die Gesammtsumme der von Varro aus verschiedenen Gründen für ächt gehaltenen bezeichnen könnte, so daß hiemit außer den 21 noch 19 aus jener subjektiven Kritik sich dem Varro als ächt ergeben hätten. Und Hr. R. unternimmt es nun wirklich, noch 19 Titel von Komödien aufzusuchen, welche Varro außer den 21 hätte für ächt erklären können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Fortsetzung.)

Hiegegen haben wir nur Eines einzuwenden, nämlich das alii — alii — alii bey Servius scheint doch verschiedene Gewährsmänner zu bedeuten, und wenn unter dem ersten alii Varro gemeint ist, so kann wohl das zweyte nicht den nämlichen Kritiker bezeichnen. Hr. R. müßte nur entgegnen, Servius selbst habe nicht mehr gewußt, daß ein und derselbe Varro von Einem Standpunkte aus 21, nach einem weitern Kriterium aber 40 Komödien anerkannt habe, und so sey dann gedankenlos jenes alii — alii entstanden; aber gerade bey Servius, der uns doch so viele Notizen aus jetzt verlornen Schriften Varro's erhalten hat, möchte eine solche Annahme mißlich seyn. Doch wollen wir auf dieß nicht zu viel Gewicht legen und auch die Zahl 40 nicht zu sehr urgiren, zumal da Hr. R. selbst bey Ausfindigmachung jener 19 Titel zugesteht, daß für einige derselben der Beweis nicht stringent zu führen sey. Soviel steht fest, Dank der Untersuchung Hrn. R.'s, daß Varro außer den 21 erhaltenen auch noch mehrere andere Stücke entschieden für plautinisch gehalten haben muß. Als solche bezeichnet nun Hr. R. folgende: Saturio, Addictus, Boeotia, Nervolaria, Fretum (wofür derselbe Feretrum „die Leichenbahre" lesen will, Schneidewin schlägt vor Feta, was ganz unzuläßig scheint), Trigemini, Astraba, Parasitus piger, Parasitus medicus, Commorientes, Condalium, Gemini lenones, Faeneratrix, Frivolaria, Sitellitergus, Fugitivi, Cacistio, Hortulus, Artemo. In der hierüber geführten Untersuchung wird auch über die plautinischen Titel überhaupt gehandelt und gezeigt, daß, wenn sachliche Benennungen gewählt werden, sie durchaus auf lateinische Namen beschränkt sind, welche entweder ganz unverändert bleiben z. B. Trinummus, oder die beliebte Endung aria erhalten z. B. Aulularia; geben hingegen Personen dem Stücke den Namen, so ist wieder zu scheiden zwischen Nomina propria, welche immer griechisch sind, z. B. Menaechmi, und Nomina appellativa, welche stets lateinisch ausgedrückt werden z. B. Mercator, Captivi. Gerade im Gegensatze hiezu steht die spätere Terenzianische Komödie, welche die appellativa stets griechisch gibt (z. B. Adelphi), während in der vorplautinischen Zeit bey Livius und Nävius sich noch kein solches Prinzip festgestellt haben mag, und daher griechische Personentitel, wie Colax und Acontizomenos neben lateinischen vorkommen. — Hierauf werden noch 13 nichtvarronische Komödien des Plautus aufgeführt, d. h. solche, die von Andern für plautinisch gehalten wurden, von Varro aber nicht; diese sind: Colax, Carbonaria, Acharistio, Bis compressa, Anus, Agroecus, Dyscolus, Phagon (?), Cornicularia, Calceolus, Baccaria, Lipargus (?), Caecus aut Praedones, an welch letzteren Titel sich eine ausführlichere Untersuchung über die Doppeltitel anreiht.

Zu dieser dritten Abhandlung werden noch vier Excurse gegeben, von welchen wir den dritten näher betrachten wollen. Hr. R. handelt dort von der Abfassungszeit der Prologe zu den Komödien des

Plautus, und geht hiezu von dem der Casina aus, welcher die meisten Anhaltspunkte gewährt, indem es dort v. 18 heißt:

Ea tempestate flos poetarum fuit,
Qui nunc abierunt hinc in communem locum:

so bezieht Hr. R. flos poetarum auf die Zeit, wo Plautus, Ennius und Cäcilius blühten, so wie die Worte v. 9

Nam nunc novae quae prodeunt comoediae,
Multo sunt nequiores quam nummi novi

zunächst auf die Jahre bald nach dem Tode des Terentius, wo die fabula palliata ihre Entwicklung vollendet hat und erschöpft ist, wo kein Dichter ersten Ranges mehr vorhanden und sicher Mangel an guten novae war, die Wiederaufnahme alter plautinischer Stücke aber doch erst anfing Sitte zu werden. Aber noch genauer bestimmt Hr. R. die Abfassungszeit der Casina selbst sowie des Prologes; für das Stück selbst gibt v. 11 der Schlußscene:

Nam ecastor nunc Bacchae nullae ludunt. ST. oblitus fui;
Sed tamen Bacchae — CL. quid Bacchae? quin id fieri non potest

den Anhaltspunkt, denn dieß kann nur nach dem berühmten Senatusconsultum de Bacchanalibus geschrieben seyn, welches 567, zwey Jahre vor Plautus Tod erlassen wurde. Die Casina fällt also zwischen 567 und 569, und heißt es nun in dem zu einer spätern Wiederaufführung geschriebenen Prologe:

Antiquam aliquam eius (sc. Plauti) edidimus comoediam,
Quam vos probastis, qui estis in senioribus,
Nam iuniorum qui sunt, non norunt, scio, —

so kann dieß nur in den allerletzten Jahren des sechsten Jahrhunderts geschrieben seyn, indem nur dann die iuniores unmöglich bey der ersten Aufführung gewesen seyn können, die seniores jedoch sich wohl noch des glänzenden Erfolges erinnern konnten. Dadurch ergiebt sich aus dem Vergleiche der fabulae novae mit den schlechten nummi novi, was auf die Einführung des Semuncial-As durch die lex Papiria sich bezieht, sogar ein Resultat gegen Böckh's Metrologische Untersuchungen, der die Reduktion des Kupfergeldes zu weit heruntersetzt. Die Casina aber wurde bey der Wiederaufführung nicht als Casina, sondern, wie aus v. 32 des Prologes erhellt, als „Sortientes“ gegeben, sowie der Poenulus mit dem neuen Titel Patruus Pultiphagonites; die hierauf bezügliche Stelle des Prologes des Poenulus v. 53 sq. schreibt Hr. R. sicher richtig:

Carchedonius vocatur haec comoedia,
Graece, latine Patruus Pultiphagonides

für Carch. v. h. com. latine Plautus Patr. Pult. — Diese Untersuchung führt Hrn. R. auf weitere Besprechung der fehlerhaften Schlüsse, die aus Zeitanspielungen in den Prologen auf die Abfassungszeit des Stückes gemacht worden waren, indem solches nur für die Abfassungszeit der zu Wiederholungen geschriebenen Prologe allein gilt. Hiebey kommen besonders die Prologe des Poenulus und des Miles gloriosus in Betracht, in welchen von Sitzplätzen und den Dissignatores im römischen Theater die Rede ist. Nun aber sagt Valer. Max. II., 4, 2 bey Erwähnung des Abbruches eines von Valerius Messala und Cassius Longinus begonnenen Theaterbaues (zur Aufrechthaltung der alten Sittenstrenge) im J. 599: atque etiam senatus consulto cautum est, ne quis in urbe propiusve passus mille subsellia posuisse sedensve ludos spectare vellet, ut scilicet remissioni animorum iuncta standi virilitas propria Romanae gentis nota esset. Folglich mußte man jedenfalls vor d. J. 599 seinen eigenen Sessel ins Theater mitbringen, in welchem keine festen Sitzplätze und also auch keine halbkreisförmigen Sitzreihen waren. Die cavea also, von der aus doch alle Zuschauer die scena sehen mußten, war Nichts, als die natürliche Substruktion, die jede der vielen Anhöhen oder Abhänge in sehr vielen Straßen Roms darbot. Die auf diese Weise sich versammelnde Zuschauerschaft wurde nun i. J. 559 in Senatoren und Volk abgesondert. Auch i. J. 579 wurde nach Livius (XLI., 32) nur eine für die Zukunft feststehende scena gebaut, nicht eine cavea. Die Erbauung eines vollständigen Theaters mit einer feste Sitzplätze enthaltenden cavea setzt Hr. R. erst in das Jahr 607 zufolge der Stelle bey Tac. Ann. XIV., 21, das Jahr eines dreyfachen Triumphes über Karthago,

Korinth und Makedonien. Von da an also erst konnten die dissignatores, die den Zuschauern ihre festen Plätze zuwiesen, vorkommen, und vor dieses Jahr können die Prologe des Amphitruo, Poenulus und Miles gloriosus nicht fallen. Die wenigen Stellen, wo bey Livius, Cicero und Asconius von Sitzplätzen in der plautinischen Zeit die Rede ist, seyen daher, sagt Hr. R., entweder als ungenaue Uebertragung späterer Sitte auf frühere Zeiten anzusehen, oder von den mitgebrachten Sesseln zu verstehen. Wenn nun hiefür Hr. R. (in einem pag. XVIII der Vorrede gegebenen Nachtrage) in einer Stelle Cicero's d. amicitia c. 7 einen Beleg zu finden glaubt, so können wir ihm nicht beystimmen. Die Stelle lautet: qui clamores tota cavea in hospitis et amici mei M. Pacuvii nova fabula, quum ignorante rege, uter esset Orestes, Pylades Orestem se esse diceret, ut pro illo necaretur, Orestes autem, ita ut erat, Orestem se esse perseveraret. Stantes plaudebant in re ficta. Hier sagt Hr. R., sey stantes nicht als gleichbedeutend mit assurgentes zu erklären, sondern Cicero habe den für jene Zeit eigentlichen Ausdruck gebraucht, und stantes sey gleich spectantes. Aber wir fragen, ob man denn wirklich für eine Zeit, in welcher Sitzplätze im Theater sind, dann auch sagen könne: sedentes plaudebant, d. h. „die Sitzenden klatschten" für „die Zuschauer klatschten"; die zufällige Lage des Körpers der Zuschauer kann doch, wenn von der Beyfallsbezeugung derselben die Rede ist, nicht zu deren Bezeichnung gewählt werden; etwas anderes wäre es z. B. bey circumstantes, wo das Gewicht der Bedeutung nicht in stantes sondern in circum liegt. Allerdings ist auch nicht stantes als surgentes zu erklären, sondern die Variante, welche in der Aldiner-Ausgabe angegeben ist, nämlich flentes, scheint immer noch das Richtige an jener Stelle zu seyn, deren Verderbniß überhaupt sich auch durch das in vielen Handschriften aus der vorhergehenden Zeile wiederholte autem, so wie durch die verschiedene Stellung der Worte in den verschiedenen Codices Kund gibt. Flentes ist auch durch das folgende in re ficta motivirt, welches, wenn bloß der Begriff „Zuschauer" im Vorigen enthalten wäre, ziemlich kahl stünde. — An die Untersuchung von den Sitzplätzen, welche wenigstens einen Theil der plautinischen Prologe in die Zeit nach 607 herunterseţt, knüpft sich die Beobachtung eines weitern auch mit der damals eingetretenen griechischen Theatereinrichtung zusammenhängenden Umstandes an, nämlich der scenischen Wettkämpfe und Siege, welche in den Prologen erwähnt werden. Daß aber gerade diese wenigstens in einem gewissen Maaße auch schon zu Plautus Zeit vorgekommen seyn müssen, zeigt Hr. R. aus Trin. III., 2, 83, während derselbe ein neues und bindenderes Argument für die spätere Abfassungszeit der Prologe in die Wagschale wirft durch die Bemerkung, daß in den Prologen der Asinaria, Menaechmi, Mercator, Pseudolus, Trinummus, Truculentus von dem Dichter nicht als poeta (wie bey Terenz) sondern als Plautus oder Maccius die Rede ist.

In der vierten ebenfalls deutsch geschriebenen Abhandlung „die plautinischen Didaskalien" wird die Aufführungszeit des Stichus und des Pseudolus ermittelt. Daß die in dem Mailänder Palimpsest erhaltene Didaskalie wirklich zum Stichus gehöre, zeigt Hr. R. durch vollständige Angabe der Blätterlagen der Handschrift, und sucht hierauf nach Würdigung der Ansichten Osann's, Windischmann's, Petersen's und Naudet's die ganze Didaskalie herzustellen, was in folgender Weise geschieht: GRAECA. ADELPHOE. MENANDRU. ACTA. LUDIS. PLEBEIS. CN. BAEBIO. C. TERENTIO. AED. PL. EGIT. C. PUBLILIUS. POLLIO. MODULATUS. EST. MARCIPOR. OPPII. TIBIIS. SARRANIS. TOTAM. FACTA..... C. SULPICIO. C. AURELIO. COS. wobey nach facta die Ziffer gestanden haben muß, welche anzeigte, das wievielste Stück des Dichters der Stichus war. Daß aber in der Didaskalie selbst hier der Name des griechischen Originals verschrieben sey, da die Adelphi des Menander nie dem Stichus zu Grunde liegen konnten, und PHILADELPHOE für ADELPHOE nach K. Fr. Hermann's Vermuthung geschrieben werden müsse, beweist hier Hr. R. zum erstenmale durch Vergleichung der Fragmente der Menandrischen Φιλάδελφοι mit dem Stichus. Die Aufführung des Stückes fällt in den November des Jahres 553. Die Reste der zweyten Didaskalie, der zum Pseudolus gehörigen, welche „Monsignor Mai, jetzt Eminenza, unge-

schickt und abgeschmackt ergänzt hatte“ (S. 280), stellt Hr. R. mit der gewissenhaftesten Beachtung der Schriftzüge des Palimpsestes und mit der genialsten Combination nunmehr in folgender Weise her: M. IUNIO. M. FIL. PR. URB. ACTA. MEGALESIIS. Hiernach wurde der Pseudolus i. J. 562 aufgeführt. Am Schluße berichtet noch Hr. R., daß in dem Mailänder Palimpsest von anderen Didaskalien, als eben diesen zweyen, keine Spur vorhanden sey. — In dem ersten der dieser Untersuchung beygegebenen Excurse wird der Irrthum in dem Berichte des Donatus über die tituli pronuntiatio nachgewiesen, im zweyten eine Anzahl von Varianten des Palimpsestes zu Seneca mitgetheilt.

Was das erstere, die tituli pronuntiatio betrifft, sucht Hr. R. die Entstehung des Ausdruckes pronuntiare bey Donatus in folgender Art nachzuweisen. An der Stelle nämlich, wo Donatus von dem Unterschiede zwischen Adelphoe Terenti und Terenti Adelphoe spricht, gebraucht er in den drey aufeinander folgenden Sätzen die drey verschiedenen Verba; nomina ponebantur, nomina pronuntiabantur, nomina proferebantur. So, sagt nun Hr. R., sey Donatus durch das Streben nach Variation des Ausdruckes auf pronuntiare verfallen, und habe sich eingebildet, daß der Titel wie er in den Exemplaren dem Anfange des Stückes selbst vorgesetzt war, so auch bey der Aufführung mit vorgetragen worden sey. Dadurch veranlaßt, habe er denn auch an jener Stelle, wo er die angebliche Aufeinanderfolge der musikalischen Einleitung und tituli pronuntiatio berichtet, geschrieben: huiusmodi adeo carmina ad tibias fiebant, ut his auditis multi ex populo ante dicerent, quam fabulam acturi scenici essent, quam omnino spectatoribus ipsis antecedens titulus pronuntiaretur. Jedoch dürfte vielleicht eher Donatus durch seine wirkliche Vorstellung von einer tituli pronuntiatio zu jener Variation des Ausdruckes gekommen seyn, als umgekehrt; und allerdings gibt auch Hr. R. selbst die Möglichkeit einer mündlichen Ankündigung zu, wenn er sagt: „Geschrieben war der Titel wahrscheinlich in den öffentlichen Anschlag-Zetteln und auf den tesseris; mündliche Ankündigung läßt sich höchstens denken vor der einleitenden Flöten-Musik, etwa wenn an demselben Tage mehrere scenische Darstellungen hinter einander folgten, um die Zuschauer nicht in Ungewißheit über die Reihenfolge zu lassen.“ Und dieses ist dann allerdings der Irrthum des Donatus, daß er die pronuntiatio nach der einleitenden Musik setzt, wozu er, wie wir dann gewiß mit Hrn. R. annehmen müssen, durch die Stelle bey Cic. Acad. II, 7, 20 veranlaßt wurde: quam multa, quae nos fugiunt in cantu, exaudiunt in eo genere exercitati, qui primo inflatu tibicinis Antiopam esse aiunt, aut Andromacham, cum id nos ne suspicemur quidem. Dieses aber ist dann mit Hrn. R. nicht von Aufführungen im Theater zu verstehen, sondern von bloßen Flötenmelodien, an deren ersten Tönen die Kundigen sogleich erkannten, was es sey. Somit bliebe uns Donatus vielleicht Gewährsmann, wenn auch nicht für die Aufeinanderfolge der Präcedentien eines Stückes, so doch für eine tituli pronuntiatio.

Im dritten Excurse wird die Bedeutung des bey Livius so oft vorkommenden ludos instaurare in der Art festgestellt, daß wenn durch Störung oder Unterbrechung oder violata religio eine Verlängerung des Festes durch Wiederholung nöthig wurde, immer nur der eine Tag, an welchem die Störung vorgefallen, am nächsten Tage repetirt wurde, mag dieß so oft für nöthig befunden worden seyn, als es wollte. Ludi toti instaurati sunt bedeutet dann, daß die ganze mehrere Tage umfassende Festfeyer als Ganzes für der Wiederholung bedürftig erklärt wurde. Dabey bestimmt Hr. R. die Dauer der Römischen Spiele zur plautinischen Zeit als eine fünftägige. — Im vierten Excurse wird besonders Varro de actionibus scenicis als Hauptquelle für die Kunde der näheren Umstände bey den Aufführungen bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron. (Mémoires de l'Académie royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tome IV. Paris. 1844. [S. 165 — 243.])

Die philosophische Thätigkeit in unserm Nachbarlande hat sich, gewiß nur zu ihrem Vortheile, schon seit Längerem vorzugsweise der Geschichte der Philosophie und zwar besonders der Erforschung und Veröffentlichung von bisher noch ungekannten und unbenützten mittelalterlichen Quellen auf diesem Gebiete zugewandt. Auch die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris hat diese historische Richtung in einer Reihe von Preisaufgaben, welche von der philosophischen Section*) derselben in den letzten Jahren ausgegangen, mit sichtlicher Vorliebe verfolgt. Wir erinnern hier nur an die durch sie veranlaßten Untersuchungen über die Metaphysik und das Organon des Aristoteles, die alexandrinische Schule und die deutsche Philosophie seit Kant, woran sich die vorstehende Preisfrage reiht.

*) Als Mitglieder dieser Section sind in dem Etat vom J. 1844 genannt: Cousin, Damiron, Barthelemy-Saint-Hilaire, de Remusat, Franck und Lelut.

Die Aufgabe, über welche hier Damiron im Namen der philosophischen Section des Instituts Bericht erstattet, hatte zum Gegenstand ein „Examen critique du Cartésianisme“, und umfaßte folgende sechs Punkte. Für's erste sollte der Zustand der Philosophie vor Cartesius dargelegt werden; sodann sollte zweytens eine Charakteristik der philosophischen Umwälzung, deren Urheber Cartesius war, gegeben, und die Methode, die Prinzipien und das ganze System desselben nach allen Seiten des menschlichen Wissens hin zur Erkenntniß gebracht werden; drittens sollten die Folgen und weitern Entwicklungen der Cartesischen Philosophie nicht bloß bey seinen erklärten Schülern, wie Regis, Rohault, Delaforge, sondern namentlich bey den genialen Männern, die sie erweckte, z. B. Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle, und Leibnitz, erforscht werden; viertens ward eine besondere Erwägung des Einflußes des Cartesischen Systems auf das des Spinoza und Malebranche verlangt; fünftens sollte die in der Cartesischen Bewegung Leibnitz'en zukommende Rolle und Stellung nachgewiesen werden; und sechstens forderte man eine Würdigung des innern Werthes des Cartesischen Umschwunges vom Standpunkte der Totalität ihrer Principien und Consequenzen und nach der Reihenfolge der großen Männer, welche dieser Periode angehören, nämlich von der Erscheinung des Tractats über die Methode im J. 1637 an bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts und zu dem Tode Leibnitz'ens, und endlich auch noch eine Untersuchung über das was der Cartesianismus an Irrthümern und Wahrheiten der Nachkommenschaft als Erbtheil hinterlassen habe.

Der Berichterstatter leitet seinen Vortrag über die eingelaufenen Bearbeitungen dieser Aufgabe mit der Bemerkung ein, daß dieselbe zwar geringere Schwierigkeiten darbiete, als einige frühere von der Akademie gewählte, z. B. über Aristoteles, daß sie aber dessenungeachtet keine unbedeutenden Kräfte und Talente in Anspruch nehme. Denn wenn auch einerseits die Quellen, aus denen hier zu schöpfen, ohne Mühe zugänglich seyen, so tragen sie doch Namen und stellen sich als Systeme dar, welche die gewichtigsten und beachtenswerthesten der neuern Zeit seyen. Man könne Geister, wie Descartes, Spinoza, Malebranche, Locke und Leibnitz, welche die Philosophie neu begründet und befruchtet, und sie zugleich auf die großen Probleme von Gott, der Seele und der Welt so originell als gesetzmäßig in Anwendung gebracht haben, nicht studiren, nicht zu ihrem Verständniß und zu einem Urtheile über sie gelangen, ohne sich mit ihnen ernstlichst zu beschäftigen und das zweyfache Talent eines gründlichen Interpreten und das eines tiefen und selbstständigen Denkers zu besitzen. Und da sich ferner um diese Meister, namentlich aber um denjenigen, von welchem die ganze Bewegung ausgegangen, eine gewisse Zahl zwar minder hervorragender, aber doch in manchen Beziehungen immerhin noch beachtenswerther Geister gruppire, so müsse man nothwendig, um gegen alle gerecht zu seyn und keinen von ihnen zu vernachläßigen, einem jeden insbesondere für den wirksamen Antheil, den er an der allgemeinen geistigen Entwicklung genommen, Rechnung tragen, und hiezu bedürfe man einer ebenso ausgebreiteten, als vielseitigen philosophischen Litteraturkenntniß. Endlich aber knüpfe sich auch ein lebhaftes Interesse an die Prüfung der Cartesischen Philosophie. Denn näher oder ferner sey Cartesius für uns alle der Ausgangspunkt; wir seyen alle von seinem Blute und stammen von ihm ab. Die ganze so verschiedenartige Reihe dieser geistigen Genealogie aber mit Sorfalt zu erfassen, zu unterscheiden und zu beleuchten, und vorzüglich die Geschichte der angesehensten Häupter dieser großen Familie oder, vielleicht besser gesagt, dieser großen philosophischen Dynastie wiederzugeben, sey eine Arbeit, die nicht minder Gelehrsamkeit, als zugleich Pietät erheische, und diejenigen, die sich ihr unterziehen, müssen ebenso viel Bewunderung, als besonnenes Urtheil, gründliche Kenntnisse und kritisches Talent, verbunden mit Adel der Gesinnung und Unabhängigkeit des Geistes besitzen. Dieß sey mehr als genug, um das Gewicht und die Bedeutung der gestellten Aufgabe im vollen Lichte erkennen zu lassen. Und daß man sie erkannt, davon seyen sprechende und willkommene Zeugen die sechs Abhandlungen, welche an die Akademie über die gegebene Preisfrage eingelaufen.

Nachdem der Berichterstatter hierauf von jeder dieser Abhandlungen eine ausführliche Darstellung und Charakteristik gegeben, geht er an die vergleichende Würdigung ihres Werthes und Rangverhältnisses, und schließt mit dem Antrage, daß drey jener Arbeiten von der Preisbewerbung ganz auszuschließen, von den übrigen dreyen aber die eine, welche Hrn. Renouvier zum Verfasser hat, einer Ehrenerwähnung, die beyden andern aber, deren Verfasser die HH. Bouillier und Demoulin sind, des Preises zu gleichen Theilen würdig zu erklären seyen.

Die erstere Abhandlung nämlich, die des Hrn. Renouvier, biete zwar vielleicht die meiste Vielseitigkeit der philosophischen und historischen Betrachtung dar, aber es fehle ihr an Tiefe und sie gebe mehr nur Ueberblicke, als Analysen, sie erkläre und beweise zu wenig. Die andere von Hrn. Bouillier enthalte unstreitig die meisten philosophischen Entwicklungen und die getreueste Ausführung der Bestimmungen des Programms, aber sie bleibe hinter ihren Mitbewerberinnen, besonders der Abhandlung des Hrn. Demoulin, in Ansehung der mathematischen und physikalischen Fragen zurück; sie sey vielleicht unter allen die klarste, lehrreichste und gelehrteste, aber sie sey nicht die gewichtvollste und tiefste, nicht die vorzüglichste. Diese Eigenschaften treffe man weit mehr an in der Abhandlung des Hrn. Demoulin, die in ihrer, wenn auch etwas freyen Anlage eine Lebendigkeit und Tiefe der Gedanken und eine Gediegenheit der Kenntnisse von nicht gewöhnlichem Grade entfalte.

Bey Vergleichung des Styls ergebe sich, daß der von Renouvier gleichfalls minder befriedige, als jener der beyden Andern, wie denn überhaupt

seine Arbeit in der vorliegenden Gestalt nicht wohl der Oeffentlichkeit übergeben werden könne. Den Vorzug vor allen in dieser Beziehung verdiene Bouillier; seine Schreibart sey die geschmackvollste und reinste, wenn sie auch der Lebendigkeit, der Kraft und Originalität ermangle und selbst manchmal ins Schleppende gerathe. Demoulin's Ausdrucksweise sey zwar in den gelungenen Partien nicht ohne Frische, Energie und originales Gepräge, aber in ihren schwachen Partien vermisse man Ungezwungenheit und Geschmack und begegne einer leidigen Affectation, so daß dem Autor der Rath zu geben sey, sein Werk vor dem Drucke noch einer strengen und sorgfältigen Revision zu unterwerfen.

Mit Uebergehung des Berichtes über diejenige Abhandlung, welche die Akademie einer bloßen Ehrenerwähnung werth gehalten, kehren wir jetzt zurück zu dem Berichte Damiron's über die beyden gekrönten Werke, welche sich in den Preis der Akademie zu theilen hatten*), und wollen daraus das Wesentlichste in Kürze mittheilen.

Die Abhandlung von Bouillier hatte zum Motto die Leibnitz'schen Worte: „La philosophie cartésienne est comme l'antichambre de la vérité.“ Der Verfasser zieht nach Vorschrift des Programmes zuvörderst den Zustand der Philosophie vor Carteſius in Betrachtung, und läßt zu diesem Behufe auf eine gedrängte, aber die Hauptpunkte erschöpfende allgemeine Entwicklung des Wesens und des Ursprungs der scholastischen Philosophie eine ausführliche Analyse über die Philosophie zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften folgen, geht hier Schule für Schule durch, faßt ihre vornehmsten Stimmführer ins Auge, und bahnt sich auf diese Weise den Uebergang zur neueren Philosophie. Er habe hiermit, bemerkt der Berichterstatter, den von der Akademie in diesem Betreffe gestellten Forderungen vollkommen entsprochen, und habe gut begriffen, daß er die Geschichte dieser beyden Epochen nicht also behandeln durfte, als wenn er sie an und für sich selbst zu entwickeln gehabt hätte, sondern lediglich zu dem Zwecke, um daraus eine begründete und lichtvolle Erklärung derjenigen Epoche, die auf sie folgt, zu gewinnen, weßhalb auch seine Darstellung nicht zusehr ins Detail gehe und eine wohl berechnete systematische sey.

Nachdem der Verf. bey der Epoche selbst, die im speciellsten Sinne den Gegenstand seiner Untersuchung bildet, angekommen, und sich gerecht gegen Baco erwiesen, dessen bedeutenden Einfluß auf den großen Umschwung der philosophischen Denkweise er nach Gebühr gewürdigt, könne er, meint der Berichterstatter, da, wo an Carteſius die Reihe kömmt, diesem um so mehr sein Recht widerfahren lassen, wie er es auch gethan, da dessen Einfluß ein noch viel mächtigerer und weiterhin sich erstreckender gewesen. Denn Baco habe in der That fast nur auf die Naturwissenschaften eingewirkt, und dieß nur mehr durch seine Lehre als durch sein Beyspiel (das Beyspiel sey nicht von ihm, sondern von den großen Physikern seiner Zeit ausgegangen), während Carteſius, außer der Wirksamkeit, die er noch überdieß als Mathematiker ersten Ranges geübt, auch noch im höchsten Grade jene des Metaphysikers und Philosophen entwickelt habe. In dieser zweyfachen Hinsicht sey er unstreitig der große Erwecker der Ideen, welche von seinem Jahrhundert bis zu dem unsrigen alle Systeme befruchtet haben. Der Verf. habe ihm daher auch mit Recht in diesem Sinne seine Stelle angewiesen, und ihn als Urheber der ganzen neueren Philosophie, insoferne diese auf einer selbstständigen Denkentwicklung beruht, bezeichnet.

In einer Geschichte des Carteſianismus könne man, bemerkt der Berichterstatter weiter, von der Biographie des Carteſius, wenigstens von einem Theile derselben, nicht wohl Umgang nehmen; die Abhandlung desselben de methodo habe in dieser Beziehung recht wohl zum Muster dienen können. Indeß sey hierauf von mehreren der Preisbewerber

*) Beyde sind inzwischen unter folgenden Titeln im Drucke erschienen: Histoire et critique de la revolution Cartésienne, par F. Bouillier. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris 1842. — Le Cartésianisme ou la véritable renovation des sciences, par Bourdas — Demoulin. Ouvrage couronné etc. Précédé dun discours sur la réformation de la philosophie au dix-neuvième siècle etc. par F. Huet. T. I. et II. Paris 1843.

keine oder nur geringe Rücksicht genommen worden. Der Verf. dieser Abhandlung verdiene übrigens diesen Vorwurf nicht, da er in entsprechender Weise in seine Untersuchung die Lebensgeschichte des Mannes mit eingeflochten, der in der That so sehr in seinen Ideen gelebt und der Philosophie so ganz ergeben gewesen, daß man ihn nur schlecht kennen und verstehen würde, wenn man nicht zugleich wüßte, wie er für diesen großen Zweck, für diesen Gedanken aller seiner Tage gelebt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Schluß.)

Im fünften werden Zweifel über das Stück des Apollodorus, welches das Original der Terenzianischen Hecyra gewesen seyn soll, kurz angedeutet, die Untersuchung selbst aber einer spätern Zeit vorbehalten. Im sechsten endlich wird über das Verhältniß des dominus gregis, (besonders des bekannten Ambivius) zu den Aedilen, und über das Dichter-Honorar gesprochen.

Die fünfte Dissertation „de actae Trinummi tempore“ zeigt zunächst, wie man sich bey Windischmann's, Petersen's und Naudet's Annahmen über die Aufführungszeit dieses Stückes keineswegs beruhigen könne, sondern festere Anhaltspunkte gewinnen müsse. Hr. R. selbst geht von act. V, scen. 2. v. 148 aus, wo von novi aediles die Rede ist; die Aedilen aber traten bis zum J. 600 ihr Amt mit dem ersten März an, im März aber waren nur die ludi Megalenses, und zwar scenisch erst seit 559, vor welchem Jahre also der Trinummus nicht aufgeführt seyn kann. Ferner folgert Hr. R. aus den Stellen des Stückes, welche Ausfälle auf ambitus enthalten, daß je näher vor den Tod des Plautus das Stück gerückt wird, man desto richtiger verfährt, indem im Todesjahre des Dichters, 569 nach Liv. XXXIX, 32 der ambitus aufs höchste gestiegen war, worauf drey Jahre später die lex Cornelia de ambitu erfolgte.

In der sechsten Abhandlung „de veteribus Plauti interpretibus“ werden natürlich sowohl die bisher mit Unrecht unter den Erklärern des Dichters aufgezählten Grammatiker, als auch die, welche es wirklich waren, besprochen, und somit gehandelt über: Flavius Caper, Aurelius Opilius, Servius Claudius, Aelius Stilo, Aruntius Celsus, Ateius Capito, Aelius Gallus, Terentius Scaurus, L. Cornelius Sisenna. Die siebente ist die bereits i. J. 1836 gedruckte Untersuchung de Plauti Bacchidibus; die achte de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautinae beurtheilt die von Früheren, besonders von Lachmann versuchten Umstellungen der Scenen des zerrütteten Stückes, und sucht hauptsächlich auf die Blätterlagen des Ambrosianus sich stützend zu einem unumstößlichen Resultate zu gelangen. Die neunte handelt de interpolatione Trinummi Plautinae. In der zehnten de gemino exitu Andriae Terentianae wird der von Donatus gekannte in wenigen Handschriften erhaltene von der Vulgata aber ganz abweichende Schluß der Andria als der ächte nachgewiesen. Endlich den Beschluß macht ein appendix: „Suetonius de viris illustribus“, worin Hr. R. über das Buch selbst und dessen Verhältniß zum Hieronymus und über Secco Polentone, den angeblichen Vernichter der Schrift de poetis und de oratoribus handelt, und die in der Vita Terentii enthaltenen Verse des Porcius Licinius verbessert.

So reichhaltig nun der hier bloß aufgezählte oder angedeutete Inhalt an sich ist, so wird derselbe durch zahllose Nebenbemerkungen, welche mit den kürzesten schlagendsten Gründen erhärtet und auf die anspruchloseste Weise vorgebracht werden, zu einem wahren Schatze von Daten für die Römische Litteratur-Geschichte, welche auf solche Weise sicher am meisten gefördert wird.

Möge nur die philologische Litteratur bald mit der Fortsetzung dieser kostbaren Parerga und mit der einzig von Hrn. Ritschl zu erwartenden Herstellung des Plautus bereichert werden.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Von der Biographie des Cartesius wende sich der Verf., der Natur der Sache nach, zur Analyse der Lehre desselben, und lege hiebey, um einheitlicher zu verfahren und nicht von Tractat zu Tractat gehen und überall wieder von vorn anfangen zu müssen, statt ihrer aller nur einen zu Grunde, nämlich den Tractat de methodo, welchen er gleichsam als Grundtext behandle, während er sich der übrigen als Commentare zu jenem bediene. Dieses Verfahren sey einfach und sicher, wenn man nur einiges Geschick dazu besitze, und sey auch von dem Verf. mit dem besten Erfolge angewendet worden.

Es entstehe aber hier die Frage, ob die Wahl des Tractats de methodo, so plausibel sie anfänglich erscheine, vielleicht doch im Grunde nicht die beste sey, und ob es nicht gerathener gewesen, um in die Denkweise und Lehrmeinungen des Cartesius tiefer einzudringen, statt jener Abhandlung, die von ihm selbst ausdrücklich als eine noch unvollkommene Arbeit bezeichnet worden, die Meditationes oder vornehmlich die Principia desselben zu Grunde zu legen. Hierauf sey zu erwiedern, daß diesem Mißgriff, wenn es auch einer wäre, leicht zu begegnen gewesen und ihm auch wirklich begegnet worden durch die Sorgfalt, die der Verf. darauf verwendet habe, die verschiedenen, in den übrigen Schriften zerstreuten philosophischen Elemente aufzusuchen und gehörigen Ortes an die Abhandlung über die Methode anzuknüpfen.

Diese Entwicklung stelle sich mithin als eine vollkommen gelungene dar, sie sey einfach und erschöpfend zugleich; sie habe das Verdienst, alles zu umfassen, mit Vermeidung unnützer Weitschweifigkeiten und Wiederholungen, sey treu und vollständig und lasse vielleicht nichts zu wünschen übrig, als daß es dem Verf. beliebt hätte, etwas mehr Citate oder wenigstens Hinweisungen zu geben und gewisse Erklärungen besser ins Licht zu setzen. So finde sich z. B. unter den Cartesischen Beweisen für das Daseyn Gottes einer, der aus der Erhaltung unseres Seyns abgeleitet ist. Der Verf. habe nun zwar denselben nicht übersehen, aber doch bey dessen Darstellung nicht genug Aufmerksamkeit gewissen Terminis zugewandt, die hier von Wichtigkeit und Consequenz seyen, als da sind: Erhalten ist fortgesetztes Hervorbringen. Nach diesen Ausdrücken des Meisters dürfe man sich in der That nicht wundern, wenn die Schüler (man könne hier Clauberg citiren) bey deren weiterer Entwicklung dahin gekommen seyen zu behaupten, daß, wenn wir auf solche Weise erhalten, nämlich in jedem Augenblicke wieder aufs neue hervorgebracht werden, wir nur Acte oder Wirkungen Gottes sind, der uns auf diese Art seyn und bestehen läßt, wie wir unsere Gedanken, Affecte und Willensäußerungen hervorrufen. Und von solchen Schülern bis zu Spinoza sey die Entfernung nur gering. Eine Bemerkung daher, die über diese so nahe liegende Ten-

denz die erforderliche Aufklärung gegeben hätte, wäre hier wohl an der Stelle gewesen.

Eben so wenig habe der Verf. jene Art von indifferenter Freyheit gehörig gewürdigt, die Carteſius Gott zuſchreibt, kraft welcher dieſer habe bewirken können, daß das, was wahr und gut iſt, es auch nicht wäre, und folglich das eine, wie das andere unter ein arbiträres Prinzip habe ſtellen können.

Auch hätte man verlangen können, daß der Verf. bey der Frage der angeborenen Ideen, zur Verdeutlichung ihres Sinnes nach Carteſius, außer den Erklärungen, die man hierüber in der Polemik (Obiectiones et Responsiones) und in den Briefen findet, diejenige Stelle der Meditationen benützt haben möchte, worin jene zum erſtenmale genannt werden, und der Ausdruck des Formirens vorkömmt und auf dieſe Idee angewandt wird, ein Ausdruck, der von vorneherein jeden zu engen und beſchränkten Begriff rückſichtlich ihres Angeborenſeyns beſeitigt.

Ferner laſſe ſich nicht verhehlen, daß der phyſikaliſche und mathematiſche Theil der Analyſe des Verf. weniger in die Tiefe gehe und von minderer Bedeutung ſey, als dieß in mehreren anderen Preisſchriften, z. B. in der von Renouvier und namentlich in der von Demoulin, der Fall ſey.

Und endlich, wenn er ſpäter auf die Finalurſachen und die ſubſtanziellen Formen zu ſprechen komme, ſo vermiſſe man auch hier eine hinreichende Entwicklung und Würdigung der geſchichtlichen Bedeutung dieſer beyden zur Hälfte religiöſen und philoſophiſchen Fragen.

Im Uebrigen ſey jedoch dieſe ganze Darſtellung und Auseinanderſetzung, bis auf das Wenige, was ſo eben gerügt worden, durchaus befriedigend und ſchließe mit einer Zuſammenfaſſung, in welcher der Verf. mit Präciſion die Hauptprinzipien der Carteſiſchen Philoſophie hervorhebe, die auf die nachfolgenden Syſteme den größten Einfluß hatten üben müſſen.

Vom Meiſter gehe er ſodann auf die Schüler über und zwar zunächſt auf jene, die ihm beynahe ohne Abweichung gefolgt; und hier könne man nicht umhin zu bemerken, daß, wenn der Carteſianismus gegenwärtig noch eine Seite habe, die dem Studium und der Aufhellung einen neuen oder weniger bekannten Stoff darbiete, es gerade dieſe Gruppe von zwar minder bedeutenden, aber dennoch beachtenswerthen Männern ſey, die ſich an Carteſius anſchließen und voll Eifer derſelben philoſophiſchen Sache dienen.

Der Verf. dieſer Preisſchrift aber habe ſich nur wenig mit Clerſelier, Rohault, Delaforge und Regis beſchäftigt und nur Spärliches darüber geſagt; und ſelbſt dieß Wenige ſey nicht ohne einige kleine Ungenauigkeiten, die ſich wohl hätten vermeiden laſſen, wie z. B., wenn es von dem Tractat des Delaforge heiße, daß er in lateiniſcher Sprache verfaßt worden ſey, während er lediglich in dieſelbe überſetzt worden; und wenn weiter behauptet werde, daß dieſer Schriftſteller ſich in dem Autoritätsprinzipe eine Stütze ſuchen zu wollen ſcheine, während er ſich doch in einem ganz entgegengeſetzten Sinne ausſpreche. Auch hätte bemerkt werden können, daß Regis bis auf Weniges lediglich in Delaforge's Fußſtapfen getreten, oder ihn faſt nur copirt habe. Von Clauberg aber ſpreche der Verf. gar nicht, und eben ſo wenig von Geulinx, die denn doch nicht ohne Bedeutung in dieſer Schule ſeyen und ſelbſt in merklichen Beziehungen zu Malebranche und Spinoza ſtehen; auch ſpreche er nichts von allen den Bekennern, Vertheidigern und Commentatoren, welche ſich um Carteſius ſchon gleich im Anfange, faſt wie um einen der alten Philoſophen, geſchaart und in und außer Frankreich, vorzüglich aber in Holland, die Carteſiſche Philoſophie ausbreiten und populariſiren geholfen haben; und daß er dieß unterlaſſen, verdiene allerdings eine Rüge.

Von den reinen und eigentlichen Carteſianern ſchreite der Verf., der natürlichen Ordnung gemäß zu denjenigen fort, die es mehr durch ihr eigenes Genie in unabhängiger und originaler Weiſe ſind, und beginne mit Spinoza.

Spinoza gehe in der That augenſcheinlich von Carteſius aus, und empfange gewiſſermaſſen erſt von ihm die ganze Richtung ſeines Denkens, indem er gleich dieſem der Vergangenheit und Geſchichte den Rücken wende und die Evidenz als einzige Regel der Gewißheit verfolge; und in dieſer Hinſicht ſey er ganz von dem Geiſte des Carteſius erfüllt.

Aber nicht bloß den Geist, auch gewisse Prinzipien habe er von ihm überkommen, die er freylich in seiner Weise noch weiter ausgedehnt und entwickelt habe, weßhalb Leibnitz mit Recht vom Spinozismus sage, er sey ein überschwänglich gewordener Cartesianismus (Cartesianismus immoderatus). So habe Spinoza aus der Idee der Cartesischen, nur mit Strenge generalisirten und systematisirten Substanz seine Einheit der Substanz, das zweyfache Attribut dieser Substanz und den zweyfachen Modus dieses Attributs abgeleitet. Cartesius habe sich zwar, möge er durch eigene Ueberlegung oder durch gewisse Wagnisse, die sich einige seiner Schüler in ihren Beweisen erlaubt, gewarnt worden seyn, beeilt, seiner allgemeinen Definition von der Substanz beyzufügen, daß dieses Wort in Beziehung auf die Creaturen nicht in derselben Bedeutung genommen werden dürfe, wie in Beziehung auf den Schöpfer; und Regis seinerseits, als getreuer Dollmetscher dieser Worte, habe gesagt, daß wenn das geschaffene Seyn nicht eine Substanz durch sich sey, es doch eine Substanz an sich sey; doch sey nicht minder zuzugeben, daß dieses Prinzip, wie es durch Spinoza geschehen, auch weiter habe ausgedehnt werden und dadurch zu der Lehre Veranlassung geben können, welche dieser ohne Rückhalt mit der ganzen Unbeugsamkeit seiner geometrischen Logik daraus entwickelt habe.

Diese wesentliche, zwischen Spinoza und Cartesius obwaltende Beziehung verfolge und zeichne der Verf. mit Geschick, und weise eben so auch noch andere, zwar minder wichtige und secundäre, aber dennoch nicht wohl zu übergehende Beziehungen nach.

Er trage aber zugleich Sorge, auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, die zwischen Beyden bestehen und sie trennen; und dieser Theil seiner Abhandlung, auf dem das Hauptgewicht ruhe, sey nicht nur gründlich, sondern auch ganz in dem rechten Maaße behandelt. In dem beachtenswerthen Schlußabschnitte desselben entwickle der Verf. mehr und mehr den engen Zusammenhang zwischen dem Autor der Meditationen und jenem der Ethik. Er zeige in dieser Untersuchung außer einem nicht geringen Scharfsinne auch ein Gefühl von Sympathie für die Person des armen Juden, der gleich Cartesius, aber unter noch härteren Bedingungen, ganz und gar der Philosophie seine sanfte und duldende Seele gewidmet habe, — ein Gefühl, dem er sich um so unbedenklicher überlassen könne, als er bey seinem hellen, gesunden Sinne, wenn er auch Nachsicht gegen den Mann als solchen übe, dennoch gegen die Prinzipien des Systems nirgends eine Schwäche noch Nachgiebigkeit zeige, sondern vielmehr vom Leibnitz'scheu Standpunkte aus, dieselben mit Kraft und Nachdruck bekämpfe.

Malebranche gehe von Cartesius beyläufig wie Spinoza aus, nur mit weniger Consequenz und mit einem Gedankenvorbehalt, den ihm sein Glaube und sein priesterlicher Sinn auferlegt, und der den emanzipirten oder vielmehr den revoltirenden und unabhängigen Sohn der Synagoge nicht hatte beschränken können. Der Verfasser habe nicht unterlassen hierauf aufmerksam zu machen, ehe er an die Analyse der verschiedenen Lehren in dem System von Malebranche geht, als da sind die Lehre von der Anschauung aller Dinge in Gott, der Existenz der Welt, der Freyheit, dem Willen und den gelegentlichen Ursachen, und nachdem er sie dargestellt, komme er auf die obige Bemerkung noch einmal, sie reassumirend, zurück. Der Unterschied zwischen den Lehren des Spinoza und Malebranche sey nach dem Verf. ein mehr scheinbarer, als in der Wirklichkeit begründeter; ihre Prinzipien seyen dieselben: ein wenig mehr oder weniger Logik, das sey alles, was sie unterscheide. Spinoza hätte, fährt der Berichterstatter nach diesem Citate fort, als philosophische Devise gleichfalls die Worte aus der Apostelgeschichte wählen können, auf deren Autorität sich Malebranche so oft gestützt: In ipso vivimus, movemur et sumus; und daß er sie oder wenigstens deren Aequivalent in der That gebraucht habe, hätte der Verf. hinzusetzen können; denn bekanntlich sey das Epigraph des Tractatus theologico-politicus: Per hoc cognoscimus, quod in Deo manemus et Deus manet in nobis et quod de spiritu suo dedit nobis. (Joh. V. 4, 13).

Je größeres Interesse man übrigens an einer im Ganzen so wohl durchgeführten Arbeit nehme, und je lebhafter man wünsche, daß sie von allen Mängeln rein sey, um so mehr müsse man bedauern, daß der Verf., statt Geulincx zu vernachläßigen, nicht die augenscheinlichen nahen Beziehun-

gen nachgewiesen habe, welche in mehr als einem gewichtigen Punkte zwischen ihm und Malebranche bestehen. Denn auch bey jenem finde man Spuren und zwar hinlänglich deutliche sowohl von den gelegentlichen Ursachen, als auch der Anschauung der Dinge in Gott; man stoße auf sie unzweifelhaft in seiner Methaphysica vera und vornämlich in seiner Ethik; es spreche sich hier derselbe christliche Geist aus, der, wenn er sein Maaß überschreite und von seinem rechten Wege abgeleitet werde, sich unbedachtsam gegen eine Art von Mysticismus hinneige, in welchem die menschliche Freyheit und Persönlichkeit sich zu vernichten und unterzugehen Gefahr laufe.

Deß allen ungeachtet zeichne sich dieser Abschnitt, gleich jenem über Spinoza, durch eine Einfachheit der Behandlung, Sicherheit des Blickes und eine richtige Auffassung der verschiedenen Beziehungen aus, die auch in dem weiteren Verlaufe dieser Preisschrift sich überall beurkunden.

Die Abstammung des Spinoza und Malebranche von Cartesius und ihr naher Zusammenhang seyen offenkundig; nicht so dagegen die Beziehungen, in denen Locke zu Cartesius steht; überdieß seyen sie auch viel loserer Art, und der Beweis hiefür sey, daß, wenn die beyden ersteren sich von ihrem Meister trennen, es nur in soferne, wie Leibnitz sagt, geschehe, als sie seiner Lehre eine weitere Entwicklung geben, nicht aber ihn bekämpfen, während im Gegentheil Locke ihn angreife und als sein erklärter Gegner auftrete. Dieses Verhältniß habe man also hier wohl ins Auge zu fassen und zu erklären, was auch von Seite des Verf. mit Umsicht und Gerechtigkeit geschehen sey; und während von den beyden Seiten, welche dieß Verhältniß der Betrachtung darbiete, gewöhnlich nur die am meisten in die Augen fallende, die des Unterschieds, der Aufmerksamkeit gewürdigt werde, habe der Verf. gerade vorzugsweise die andere Seite, nämlich die der Gemeinschaft und des Zusammenhanges, sich zur Aufgabe seiner Untersuchung gemacht, wobey er D. Stewart gefolgt sey, den er auch ausdrücklich anführe, und dem er das Verdienst zuerkenne, einer der ersten gewesen zu seyn, die Locke auch in dieser Beziehung ins Auge gefaßt haben. Das nun aber, worin nach seiner Ansicht Locke von Cartesius ausgehe, sey die psychologische Methode, der psychologische Geist und Sinn; und der Verf. erkläre und weise dieß nach durch Stellen, die an sich selbst wirklich in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen, und höchstens in ihrem Gegensatze zu anderen Stellen den Vorwurf von Inconsequenz und Widersprüchen begründen könnten, einen Vorwurf, der Locke allerdings hin und wieder treffe. Vergleiche man diese Stellen (von denen Damiron hier mehre anführt) mit ähnlichen, so werde man sich überzeugen, daß in der That die Methode des Locke'schen Werkes beynahe jene der Meditationen sey.

Noch übrige, einer anderen Gemeinschaft zwischen beyden Philosophen zu gedenken, bezüglich der Idee der Seele als einer passiven Substanz, worauf Maine de Biran mit der Bemerkung hingewiesen, daß Locke da, wo er von der Substanz im Sinne Cartesius spricht, ohne es zu wollen, ganz zu der Ansicht des Spinoza sich bekenne.

Es bedürfe nun kaum noch eines Weiteren, um den Zusammenhang des Vaters der neueren Philosophie mit dem Manne zu constatiren, der, ungeachtet er sie vom Spiritualismus zum Sensualismus abgelenkt, sie nichts desto weniger nach einigen Seiten hin getreu auf dem Wege verfolgt habe, auf den sie zuerst Cartesius geführt; und des Verf. Bemerkung sey, vornehmlich in dieser Einschränkung eine vollkommen begründete, daß der Versuch über den menschlichen Verstand, in Rücksicht auf die Popularität, deren er sich erfreut habe, vielleicht nach den Meditationen mehr als jedes andere Werk dazu beygetragen habe, den Geist der wahren psychologischen Methode zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Auch Leibnitz ist zwar, nach des Verf. Ansicht, ein Denker in der Weise des Cartesius, aber nicht durchgehends und in allen Beziehungen, und ohnehin nur so, wie es ein Genie in Hinsicht auf ein anderes seyn könne. Denn von der hohen Stellung aus, die Leibnitz in der Geschichte der Philosophie einnehme, erschiene er zugleich als Anhänger und Gegner des Cartesius, als sein Gegner von dem einen Standpunkte, als sein Anhänger von dem anderen. Er erblicke nämlich in der Lehre des Spinoza nur einen überschwänglich gewordenen Cartesianismus, und führe ihn auf sein rechtes Maaß zurück, oder vielmehr, was das allein wirksame Verfahren sey, einer Uebertreibung zu begegnen; er bekämpfe ihn in seinem Prinzipe, in dem Begriffe der Substanz, und setze ihm den Begriff der Kraft, der substanziellen Ursache, entgegen; der reinen Passivität substituire er die Activität und den in ihr als bloße Modi von Attributen enthaltenen Existenzen volle und ganze Existenzen, nämlich Entelechien, Monaden. Andererseits aber könnte man sagen, daß, wenn er im Spinozismus einen über sein Maaß hinausgeschrittenen Cartesianismus sehe, er das System des Malebranche als einen zu beschränkten Cartesianismus betrachte, und zur Annahme der Hypothese von dem göttlichen Beystand oder den gelegentlichen Ursachen sich nur verstehe, um sie mit kühnem Geiste in jene der vorherbestimmten Harmonie umzubilden. Er halte daher die Cartesische Philosophie mit der einen Hand nur zurück, um ihr mit der andern den Zügel desto freyer zu lassen, und bey diesem doppelten Bestreben gerathe er leidiger Weise mit sich in Widerspruch und lege sich selbst Fesseln an; er schwäche durch eine dieser Ideen die glücklichen Wirkungen der anderen und versetze durch die prästabilirte Harmonie den Monaden einen Stoß.

Dieß sey in wesentlichster Kürze die Ansicht des Verf. über Leibnitz, eine Ansicht, die an sich eine begründete sey, und der, um noch vollständiger zu seyn, nichts fehle, als daß sie in ihrer Entwicklung von der Metaphysik auch noch zur Physik und Mathematik fortgeschritten wäre, und den Faden verfolgt hätte, der auch da noch Leibnitz mit Cartesius verknüpfe.

Minder verlohne sich ein näheres Eingehen auf die Betrachtungen des Verf. über andere zwar gleich ausgezeichnete, aber doch weniger im eigentlichen Sinne philosophische Geister, soweit sie an der Cartesischen Bewegung Theil genommen, wie Pascal, Bayle, die Glieder des Port-Royal, Bossuet, Fenelon u. s. w., und es genügten daher hierüber einige Bemerkungen. So zeige der Verf. gut, wie Bayle in Folge des skeptischen Geistes, der ihn beständig beseelt, eine besondere Vorliebe dafür an den Tag lege, gerade an demjenigen festzuhalten, was bey Cartesius minder stichhaltig sey, wohin z. B. gehöre das Prinzip der Erhaltung, die Lehre

von der Assistenz, die Hypothese von den Thieren als Maschinen, um sodann hierauf Einwürfe gegen die Freyheit und die Vorsehung abzuleiten; ferner wie die Logik von Port-Royal sich an die Philosophie des Cartesius anschließe und genau an ihr festhalte; und er hätte vielleicht auch noch weiter gehen und sagen können, daß Cartesius selbst hiebey mitgewirkt habe, oder wenigstens für gewisse Theile davon als Mitarbeiter in Anspruch genommen worden sey.

Den treffenden Bemerkungen über Bossuet's Traité de la connaissance de Dieu et de soi-même hätte der Verf. noch die weitere beyfügen können, daß neben Bossuet, der in der That der Nachahmung durch ein unnachahmbares Werk die Gränze gesetzt, es noch mehrere Schriftsteller, wie P. Lami, Clauberg und selbst weniger in der Geschichte der Philosophie bekannte Männer, wie z. B. der Großvater des Kanzlers Seguier, gegeben, die, jeder in seiner Weise, ihre Connaissance de Dieu et de soi-même geschrieben; so wahr sey es, daß Cartesius, der so zu sagen den Ton zu dieser Art von Tractaten in seinen Meditationes angegeben, für sein Jahrhundert ein einflußreiches und mächtiges Vorbild gewesen. Endlich auch habe es mit des Verf. Aeußerungen seine volle Richtigkeit, daß, wenn man den Spinozismus durch den Cartesianismus bekämpfe, wie Fenelon gethan, man sich weder sein Terrain gut wähle, noch sich der besten Waffen bediene; daß in dieser Hinsicht dem Genannten, wie allen Schülern des Cartesius, ein begründeteres Prinzip fehle, das ihm gestatte, ein consequenterer Gegner zu seyn; und daß der einem Spinoza wahrhaft gewachsene Gegner nicht Cartesius, sondern Leibnitz sey.

An diese Betrachtungen über den Einfluß der Cartesischen Philosophie auf die großen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, die zum Theil mehr schon literärhistorischer als eigentlich speculativer Natur und überdieß an sich etwas unvollständig seyen, reihe sich derjenige Abschnitt, der das Werk unter der Aufschrift beschließe: de la part de vérité et d'erreur contenue dans le Cartésianisme, und dieß sey denn allerdings ein vorzugsweise speculatives Thema.

Das Schlußergebniß der von dem Verf. hierüber geführten Untersuchung sey, daß die drey großen Wahrheiten, die der Cartesianismus enthalte, folgende seyen; erstens die Aufstellung der Evidenz als alleinigen und untrüglichen Kennzeichens der Wahrheit und die Selbstständigkeit der Vernunft, zweytens die genaue und gründliche Unterscheidung der Phänomene des Geistes und des Körpers in Verbindung mit der sich hieraus ergebenden wahren philosophischen Methode, und drittens die Existenz noch anderer Ideen als jener, die in den Sinnen ihren Ursprung haben. Daneben aber schließe er eine viel größere Summe von Irrthümern und Mängeln ein, als da seyen: in der Metaphysik die Nöthigung, die Gültigkeit des Kriteriums der Evidenz durch den Beweis des Daseyns Gottes zu begründen, eben dieser Beweis selbst, die Leugnung der Evidenz der äußeren Welt, die Verwechslung des Willens mit dem Verstande, des Entschlusses mit dem Urtheile, die Hypothese in Betreff der Thiere und endlich — der größte und Hauptirrthum von allen — das Prinzip der Passivität der erschaffenen Substanzen; in der Physik aber die Theorie der Wirbel, die übrigens gleichwohl die großen Entdeckungen eines Newton vorbereitet habe, und von d'Alembert für eine der schönsten Hypothesen, die das menschliche Genie jemals ersonnen, erklärt worden sey, und endlich noch insbesondere die in dem Traité de l'homme versuchte physiologische Erklärung.

Die Frage anbelangend, ob diese von dem Verf. über die Irrthümer und Wahrheiten bey Cartesius gestellte Abrechnung auch eine vollständige und an sich genaue sey, so begegne man hier, antwortet hierauf der Berichterstatter, zuvörderst gewissen Lücken und Uebergehungen, wie z. B. wenn der Verf. die Lehre von den angebornen Ideen, den Endursachen, den substanziellen Formen, dem Prinzipe und Ursprunge der nothwendigen Wahrheiten und einige andere Punkte der Metaphysik, die sich theils in den dogmatischen, theils in den polemischen Schriften und den Briefen des Cartesius finden, entweder gar nicht untersuche, oder sie nur im Vorbeygehen berühre. Eben so seyen auch in der Physik mehrere gerade nicht unbedeutende Par-

tien vernachläßigt oder zu summarisch gewürdigt worden, wie z. B. die Ideen der Gesetze der Bewegung, des Raumes, seiner Erfüllung und der Elemente, wie denn überhaupt der Verf. über diese Materien in der Kritik, wie in der Auseinandersetzung sich etwas kurz gefaßt habe, besonders im Vergleiche zu seinen besseren Mitbewerbern.

Eine andere Art von Vorwurf, den man dem Verf. machen könne, beziehe sich auf die läßige Behandlung der Beweise für das Daseyn Gottes. Von den drey Beweisen desselben habe er nur den einen, der aus der Erhaltung oder fortgesetzten Erschaffung abgeleitet wird, angeführt, und selbst diesen kaum einer Prüfung unterworfen, wahrscheinlich weil er ihn zuläßig findet; aber selbst in diesem Falle hätte er ihn hier zu beurtheilen und auf die Consequenzen Rücksicht zu nehmen gehabt, die man daraus ziehen könne und auch gezogen habe, und auf die bereits oben hingewiesen worden, wo von Clauberg die Rede gewesen. Wie aber der Verf. hierüber weggegangen, so habe er auch der Ansicht, welche Cartesius bey dieser Gelegenheit über den Begriff der Dauer ausspricht, und die Gassendi durch eine entgegengesetzte bekämpft, keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Was den zweyten dieser Beweise betreffe, der auf die objectioe Wirklichkeit (réalité obiective) sich stützt, so scheine der Verf. dessen Bedeutung nicht erkannt zu haben, indem er ihn als einen nichtigen verwerfe. Bey näherer Untersuchung aber dürfte sich ergeben, daß derselbe denn doch nicht eine solche Zurückweisung verdiene, und wohl geeignet sey, in seiner Art das Daseyn Gottes darzuthun, wenn man anders den Begriff der objectiven Realität in dem Sinne, den er bey Cartesius und seinen Schülern gehabt, richtig erfasse.

Der dritte Beweis dagegen sey minder stichhaltig und könne von mehr als einer Seite angegriffen werden, besonders wenn man ihn von dem zweyten trenne, mit welchem er bey Cartesius oft verbunden erscheint, und wenn er in seinem Ausgange nicht mehr von der Idee, sondern der Wesenheit Gottes selbst, sich auf den Erweis der Existenz aus der Vollkommenheit reducire. Dessenungeachtet sey es unrecht, daß der Verf. sich nicht ausführlicher auch mit diesem Beweise beschäftigt habe, wie man überhaupt bedauern müsse, daß er in dieser ganzen, bey Cartesius so gewichtigen Materie von seinem ausgezeichneten Talent der Analyse und Kritik nicht bessern Gebrauch gemacht habe.

Im Uebrigen, Obiges ausgenommen, erscheine er in diesem Schlußabschnitte seines Werkes in seinen verschiedenen Urtheilen als ein selbstständiger, unpartheilicher und von verständiger Bewunderung für Cartesius erfüllter, scharfsinniger und gesunder Denker.

Fasse man jetzt alles Bisherige, was über diese Preisschrift bemerkt worden, in Kürze zusammen, so müsse man sagen, daß im Grund ihre Fehler im Allgemeinen mehr Unterlassungs- denn Begehungsfehler seyen, und daß man, wenn sie zuweilen von einer gewissen Uebereilung zeugen, wohl sehe, es komme dieß bey dem Verf. mehr von der Hast her, mit der er sein Ziel verfolgt, als von dem Mangel an Methode und philosophischer Bildung; ferner, daß man in den gelungenen Theilen seiner Arbeit zu deutlichen Spuren dieser ausgezeichneten Eigenschaften begegne, um nicht annehmen zu müssen, daß die Hand, die hin und wieder von einer Schwäche befallen worden, es wohl besser hätte machen können; und daß andererseits ihre Verdienste in einer gewissen durchdringenden Schärfe und festen Haltung des Gedankens, in einer Ungezwungenheit und Lebendigkeit der Entwicklung und, wenn man so sagen dürfe, in einem jugendlichen Feuer bestehe, das, wenn es auch manchmal der Mäßigung bedürfe, doch nicht ohne Reiz sey, — lauter Eigenschaften, die einen mit Ernst und Redlichkeit forschenden Geist und einen selbstständigen Charakter beurkunden. In Summe also sey dieses Memoire gewiß ein gutes, und wenn auch nicht das gründlichste und gewichtvollste, doch immerhin vielleicht dasjenige, was allenthalben durch klaren Sinn und gute Sprache sich auszeichne.

Der Berichterstatter wendet sich dann von hier aus zu der zweyten Preisschrift, der Abhandlung Demoulin's, deren Motto ist: „Sans les mathématiques on ne pénètre point au fond de la philosophie; sans la philosophie, on ne pénètre point au fond des mathématiques; sans les deux,

on ne pénètre au fond de rien". Damiron rügt im Eingange seines Berichtes über dieses Werk zunächst den etwas unangemessenen und nicht hinlänglich bescheidenen Ton, mit dem der Verf. in seiner Vorrede sich über das eine und andere ausspreche, und behaupte, die wahre Theorie der Substanz gefunden zu haben. Der Plan, heißt es dann weiter, den sich derselbe für seine Arbeit entworfen, ohne sich dabey durch die Bestimmungen des Programmes der Akademie irgendwie gebunden zu glauben, sey folgender. Er beginne mit einer Einleitung, und theile sein Werk in drey Hauptabschnitte. Der erste derselben führe die Aufschrift „Philosophie" und handle 1) von den Ideen, den geistigen und körperlichen Substanzen und der körperlichen Existenz, 2) von der Erbsünde, der Gnade und der Liebe zu Gott, und 3) von der Verbindung zwischen Seele und Leib. Der zweyte Abschnitt beschäftige sich mit der Physik und Mathematik, und zwar 1) mit der Lehre von den Himmelskörpern, 2) dem Lichte, 3) der Bewegung und 4) der analytischen Geometrie und Differenzialcalcul. Der dritte Abschnitt endlich enthalte allgemeine, theils philosophische, theils naturwissenschaftliche und mathematische Betrachtungen, und zwar insbesondere 1) über den Optimismus, 2) den Ausgang von sich und den Ausgang von Gott, und 3) über allgemeine Gesetze und Methoden; woran sich sodann noch eine Schlußbetrachtung knüpfe.

Unter den in diesem Plane angeführten Fragen seyen ohne Zweifel mehrere begriffen, mit denen sich Cartesius und seine Schule angelegentlich beschäftigt haben, und die daher gewiß Gelegenheit bieten, die Cartesische Philosophie nach ihrem Inhalte und Werthe näher in's Auge zu fassen; doch seyen dieß weithin weder alle noch die einzigen Fragen des im eigentlichen Sinne sogenannten Cartesianismus, und wenn sich daher des Verf. Abhandlung lediglich an das Thema des Programmes im Allgemeinen halte, so könne sie unmöglich genau eine directe, richtige und vollständige Antwort auf alle die gewichtigen Punkte geben, die mit Absicht besonders hervorgehoben werden; und man könnte fast sagen, der Verf., der nach seiner eigenen Aeußerung, dem Studium der hier behandelten Gegenstände seit Langem nach einer besondern Methode obgelegen, habe schon eine Arbeit dieses Betreffs ganz fertig gehabt, die er sodann lediglich dem Programme der Akademie anzubequemen gesucht. Man müsse deßhalb in seiner Entwicklung nicht nach dem suchen, was man mit Recht darin finden sollte, sondern nur auf dasjenige sehen, was er wirklich habe geben wollen, und sich dazu verstehen, ihn mehr nach dem, was er geleistet, als darnach, was er eigentlich zu leisten hatte, zu beurtheilen, ohne jedoch den Tadel darüber zu unterdrücken, daß der Verf. sich von dem eben nicht sehr philosophischen Gedanken habe verleiten lassen, einer methodischen und verständigen Ordnung von Fragen, wie sie die Akademie bezeichnet hatte, eine andere Ordnung zu unterstellen, die davon ohne Vortheil und Wahrheit abweiche. Ja man fühle sich sogar versucht, diese unbegründete Aenderung für einen noch bedeutenderen Mißgriff, als er anfänglich erscheine, zu erklären; denn er verrathe im Grunde einen in sich starr abgeschlossenen Geist, der sich nur gewissen Ideen erschließt und alles Andere zurückstößt und, indem er z. B. hier Stoff zu theologischen und mathematischen Speculationen findet, in denen er sich überaus gefällt, darin bis ins Schrankenlose ausschweift und sich ohne Maaß denselben überläßt. Und dieses Urtheil finde seine Bestätigung durch die ganze nachfolgende Prüfung der Hauptabschnitte der gegenwärtigen Abhandlung.

In der kurzen Einleitung derselben gehe der Verf., nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Scholastik geworfen, fast unmittelbar auf die ersten directen Erneuerungsversuche in die Philosophie über, wobey mehr oder minder und in verschiedenem Sinne, nach seiner Ansicht, betheiligt sind: zuvörderst Telesius, dann Giordano Bruno, Ramus und Campanella, und endlich Baco und Cartesius; vornehmlich aber dieser letztere, über dessen Bedeutung er übrigens, könne man sagen, fast diejenigen übersehe, die auch noch anderen, die Mission des Cartesius unterstützenden Männern zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Was aber Baco insbesondere betrifft, so müsse man fragen, ob es wohl erlaubt sey, sich über denselben in Ausdrücken zu ergehen, wie folgende: „Steige herab du Irrlehrer, steige herab von dem Throne, auf den die Unwissenheit und Leidenschaft dich gestellt haben. Erscheine endlich Cartesius, es erwartet dich der menschliche Geist, damit du ihn zu seinen Eroberungen führest.“

Bey solchen Aeußerungen könne man sich unmöglich einer strengen Rüge und Bemerkung über diesen Geist der Ausschließlichkeit und der Unduldsamkeit erwehren, der Ursache sey, daß der Verf. in seiner leidenschaftlichen Eingenommenheit für Personen, wie für Sachen, schlechterdings nichts außer dem, was ihm gefällt, zulasse und dulde. In der That zieme dieß einem philosophischen Geiste wenig, daß er sich beygehen lasse ein maaßloses Urtheil wie in jener Stelle über Baco, so auch über Galilei, Newton und vornehmlich über Aristoteles zu fällen, von welchem letztern er mit dürren Worten zu behaupten wage, daß er von Philosophie nichts verstehe, und nicht einmal wisse, was er sage. Und da hier ein gelegener Ort sey, den Verf. noch weiter zu charakterisiren, so lasse sich zwar nicht in Abrede stellen, daß derselbe da, wo er auf seinem Gebiete und in den Materien seiner Wahl sich bewegt, eine wirkliche Stärke und Originalität an den Tag lege, daß aber in allem Anderen, was nicht hierauf einschlägt, seine Leistungen wenn nicht gerade schwach, doch lückenhaft und dürftig seyen. Dieß halte ihn jedoch nicht ab, auch über das, was er nicht, oder nur schlecht kenne, mit derselben Zuversicht, wie über das, was er kenne und wohl verstehe, zu urtheilen; was mit anderen Worten nur heiße, daß er vorschnell urtheile, wirkliche Vorurtheile besitze und zwar mit all den Blößen der ihm zur Gewohnheit gewordenen Eigenschaften, mit der Affectation anstatt der Kraft und mit der Bizarrerie anstatt der Originalität. So könnte man denn sagen, daß dieß ein Mann sey, der seine Ueberlegenheit nur da zu zeigen vermöge, wo er wie der Herr im Hause ist, außerdem aber sich ungeschickt, rücksichtslos und selbst ungerecht benehme. Und dieß sey der Grund, fügt der Berichterstatter bey, weßhalb er bey aller Achtung vor den sonstigen ausgezeichneten Leistungen des Verf., und ungeachtet des lebhaften Wunsches, ihnen zur verdienten Anerkennung zu verhelfen, dennoch nicht ohne einiges Bedenken für ihre Preiswürdigkeit sich entschieden habe.

Nach diesen Bemerkungen über den Verfasser wendet sich Damiron wieder zur Fortsetzung seines Berichtes und zwar zunächst zur Analyse des ersten Abschnittes, welcher von den Ideen und den geistigen und körperlichen Substanzen handelt. Der Verf., wird hier bemerkt, suche in diesem Abschnitte die verschiedenen Tendenzen nachzuweisen, nach welchen hin die Cartesische Ansicht über diese Probleme

sich entwickelt hat. In einer ersten Richtung und in Folge der Art und Weise, wie sie das Vorhandenseyn der Ideen in der Seele erklärt, endige diese Ansicht mit einer Verkennung der Activität der geistigen, wie der körperlichen Substanz, und gebe damit den Anlaß zu dem Systeme des Spinoza und dem von Malebranche. Dieß sey ihre erste Tendenz, die von den reinen Cartesianern vergeblich geleugnet werde. Leibnitz, der diese Richtung bekämpft, lasse denselben in dieser Hinsicht auch nicht Einen Vertheidigungsgrund mehr übrig, den sie im Ernste gebrauchen könnten, und überführe den Cartesianismus dessen ganz und gar, daß er den Spinozismus und die Lehre des Malebranche erzeugt habe.

Die zweyte Richtung, welche diese Ansicht genommen, mache sich bey Arnauld, Regis und einigen Andern bemerklich. Ein gewisses Schwanken in dem Geiste des Cartesius, oder wenigstens eine unzureichende Erklärungsweise bezüglich des Charakters und der Bedeutung der Ideen, lasse mehrere seiner Schüler auf einen Weg gerathen, der, wenn er mit Strenge bis an sein Ende verfolgt würde, zu einem dem Systeme des Spinoza durchaus entgegengesetzten führen würde. Dieß wäre dann, wenn man so sagen dürfe, der metaphysische Egoismus an der Stelle des Pantheismus; dieß wäre Fichte einem Schelling gegenüber. Wirklich auch finde man, wenn man gewisse Stellen bey Cartesius näher ins Auge fasse, darin Worte, aus denen zur Genüge erhelle, daß es an sich weder Wahres, noch Gutes, weder Gesetz noch Ordnung gebe, und daß demzufolge den Ideen, die man sich von den Dingen bildet, nur eine subjective Bedeutung zukomme. Und wenn Arnauld, vornehmlich aber Regis dieser Ansicht beypflichten, ohne gleichwohl sich damit bis zur Höhe eines Systems zu erheben, weil ihnen die Kühnheit des Geistes oder die Kraft dazu fehle, so könne man ihnen deßhalb gewiß keine Untreue gegen Cartesius zur Last legen, sondern sie seyen eben mehr nur auf einen der etwas dunklen Seitenwege gerathen und hier in die Irre gegangen, statt auf dem großen und breiten Pfade seiner wahren Philosophie zu bleiben.

Aber nicht bloß die Schüler und Anhänger des Cartesius, auch jene, die als seine erklärten Gegner auftreten, stehen zu ihm in einem gewissen Verhältnisse der Abfolge. So gehe, obwohl in einer andern Richtung, als Spinoza und Malebranche, als Regis und Arnauld, selbst Locke in Einem Punkte vom Cartesianismus aus. Und dieser Punkt sey, dem Verf. zufolge, eine der nicht gehörig entwickelten, unklaren Seiten der Ideenlehre des Cartesius, aus der die des Locke hervorgegangen, eines Denkers, der sich zu der Erklärung, die er von der Natur und dem Ursprunge aller unserer Erkenntnisse gibt, nur durch Cartesius habe verleiten lassen, der dem Denkvermögen zuweilen eine äußerst geringe Energie und Kraft zuschreibt, und es von dem Leibe und den Sinnen in Ansehung aller Begriffe, die sich nicht auf Gott und die Seele beziehen, abhängig macht. Es hätte zwar, meint der Berichterstatter, vielleicht einen noch besseren Anknüpfungspunkt zwischen Locke und Cartesius gegeben, und mehr als ein Mitbewerber, besonders aber Bouillier habe das wahre Verhältniß, wodurch der eine mit dem anderen in Berührung steht, besser dargelegt, doch sey auch die so eben entwickelte Beziehung allerdings der Beachtung werth gewesen.

Leibnitz, der bey seinem Streben, den Cartesianismus von seinen Ausartungen zu befreyen, ihm gegenüber gleichsam die erhabene Rolle eines großen Richters übernehme, trete auch der beklagenswerthen Richtung Locke's entgegen, und stelle, durch besseres Verständniß und richtigere Erklärung des Cartesius selbst, die Lehre von den angebornen Ideen in ihrem wahreren Sinne gegen die Angriffe des Ersteren wieder kräftiglich her, und erweise sich hierdurch als ein eifriger Cartesianer in so ferne, als er sich alle Mühe gibt, diese Philosophie wieder in die Schranken zurückzuführen, über welche sie Spinoza, Malebranche und Locke, jeder in seiner Weise, hinausgeführt haben.

Von diesen Fragen und einigen andern minder bedeutenden gehe der Verf. auf jene über, die er mit der Aufschrift „von der Erbsünde, der Gnade und der Liebe zu Gott“ bezeichnet hat. Diese Fragen aber, bemerkt der Berichterstatter, seyen dem Programme der Akademie fremd, und möchten auch, streng genommen, weder zur Philosophie des Car-

tesius, noch selbst zur Philosophie im eigentlichen und engeren Sinne gehören. So seyen vorab jene über die Erbsünde und die Gnade ein verjährtes Eigenthum der Theologie und zwar der positiven Theologie vielmehr, als der Metaphysik; ferner, wenn Cartesius als Christ diese Punkte auch berührt habe, so sey dieß geschehen, ohne sich auf eine förmliche und ausdrückliche Untersuchung hierüber einzulassen, und er habe mehr nur im Vorbeygehen, ja gewissermassen mehr nur vertraulicher Weise, als öffentlich davon gesprochen. Allerdings seyen diese Gegenstände von Cartesianern des weitern erörtert worden, aber diese Cartesianer seyen Theologen gewesen, wie Malebranche, Arnauld, Fenelon und Bossuet, und bey jenen Discussionen habe es sich mehr um die Sache des Glaubens und der Religion, als die des Systems und der Schule gehandelt. Wenn daher die Entwicklung dieser Fragen in einer allgemeinen Geschichte der religiösen und philosophischen Ansichten des 17. Jahrhunderts ganz an ihrem Orte sey und zwar eine ausführliche seyn müsse, da dieselbe zu jener Zeit eine sehr lebhafte Bewegung hervorgerufen und die größten Geister ernstlichst beschäftigt haben, so gehöre sie doch nicht mit demselben Rechte in eine Particulargeschichte der Philosophie des Cartesius. Wie dem übrigens auch sey, so lasse sich nicht in Abrede stellen, daß der Verf., nachdem er einmal jene Fragen durch gewisse Anknüpfungspunkte mit dem Cartesianismus in Berührung gebracht, den Kampf, der sich darüber unter allen diesen berühmten Disputanten entsponnen, mit einer tiefen und umfassenden Kenntniß der Streitgründe, deren man sich hiebey bediente, dargestellt und beurtheilt habe.

Anders verhalte es sich mit dem Kapitel, welches die Verbindung zwischen Seele und Leib zum Gegenstande hat; denn dieß sey wohl gewiß eine ganz hieher gehörige Cartesische Frage. Doch sey sie eine gar zu bekannte, und die von Cartesius versuchte Lösung derselben an sich schon eine zu berühmte, als daß es nothwendig erschiene, auf des Verfassers Untersuchungen hierüber näher einzugehen.

Einer besonderen Aufmerksamkeit dagegen seyen diejenigen Partien seines Werkes zu empfehlen, in denen er seine eigentliche Stärke zeige, nämlich jene, worin er den Cartesianismus in Beziehung auf die Physik und Mathematik betrachtet.

Der Verf. beginne mit der Physik und erinnere, nachdem er die Theorie der Wirbel (warum nach Malebranche, da sie doch bey Cartesius klar genug sey, begreife man nicht recht) dargestellt, an die großen Namen, die, in ihrem Anschlusse an den des Cartesius, dieser Lehre Ansehen verschafft haben, nämlich an Huyzenz, die Bernouilli's, Leibnitz und alle die Cartesianer, denen es jedenfalls weder an freyer Beweglichkeit des Geistes, noch selbst hin und wieder an Genie fehle.

Was indeß auch sonst die Gebrechen dieser Theorie seyen, so habe sie doch in der That das besondere Verdienst, zuerst zu der Einsicht, daß die Himmelserscheinungen lediglich durch strenge Anwendung bestimmter Prinzipien der Mechanik sich erklären lassen, geführt und hierdurch in dieser Hinsicht, wenn auch nicht die Wahrheit, doch wenigstens die Methode, die zu ihr leitet, gegeben zu haben. Auf solche Weise sey der Verf. bemüht, Cartesius, der von einigen Vorgängern Newton's ein wenig gar sehr herabgesetzt worden, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Newton selbst aber werde von dem Verf. mit einer maaßlosen Strenge beurtheilt, und es treffe ihn daher nichts desto weniger auch hier wieder der ihm schon früher gemachte Vorwurf einer zu großen Ausschließlichkeit und der Einseitigkeit, wie bedeutend auch übrigens das Gewicht der Autorität sey, worauf er sich stützt, und ob er gleichwohl behaupte, bey seinem Urtheile mehr nur auf das metaphysisch, als das mathematische Genie des Genannten Rücksicht genommen zu haben. Im Uebrigen müsse man jedoch zugestehen, daß keiner der Mitbewerber über eben diese Punkte eine so gründliche Gelehrsamkeit, so großen Scharfsinn und Tiefsinn, wie der Verf., entwickelt habe.

Denselben Eigenschaften begegne man auch in dem Kapitel über das Licht, und vornehmlich in jenem, welches von der Bewegung handelt; so zwar, daß sie, verbunden mit dem ersten Kapitel, das sie weiter ausführen und ergänzen, zusammen eine vortreffliche analytische und kritische Geschichte der Physik des Cartesius bilden, eine Geschichte so

umfassend und inhaltsreich, als zugleich in hohem Grade interessant durch die eröffneten Gesichtspunkte und die Menge und Auswahl der eingestreuten Citate und der dargestellten Lehrmeinungen.

Nicht minder stark zeige er sich in dem Kapitel, wo er die mathematischen Disciplinen bespricht, und er erwerbe sich hier die gleichen Verdienste, ja vielleicht noch höhere wegen der Schwierigkeit und Höhe der Fragen. Er gebe hier vor allem von den allgemeinsten Prinzipien des Differential- und Integral-Calculs eine wahrhaft metaphysische Analyse, die wohl der Aufmerksamkeit würdig sey, und entwickle überhaupt in dieser ganzen Erörterung, sowohl hinsichtlich der Auseinandersetzung als der Beurtheilung, seinen Gegenstand mit einer wahren Ueberlegenheit und einem Luxus von Gelehrsamkeit und Räsonnement.

In dem dritten und letzten Abschnitte seines Werkes, den Considératios générales, beschäftige sich der Verf. zuvörderst mit den Fragen über das Verhältniß Gottes und der Welt, der Schöpfung und der Kreatur, und untersuche in Betreff derselben die Ansicht des Cartesius und der hervorragendsten Philosophen des 17. Jahrhunderts. Es handle sich hierbey vor allem von dem Problem des Optimismus — einer gewichtigen Streitfrage zwischen Cartesius einerseits und Malebranche und Leibnitz andererseits; zwischen Malebranche, in seiner Reihe, Fenelon und Bossuet; zwischen Spinoza und denjenigen, die ihn bekämpfen. Wenn es auch unmöglich sey, dem Verf. in dieser Discussion, woselbst er die reichen Hilfsquellen der philosophischen und theologischen Literatur auf das glücklichste ausgebreitet, auch nur einigermassen zu folgen, so könne man doch nicht umhin, wenigstens die Schlußstelle derselben mitzutheilen, in der die ganze Entwicklung in Kürze zusammengefaßt und auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt sey.

Die Grundfrage sey hier, sage der Verf., ob Gott bey Erschaffung der Welt sich durch die Vernunft habe bestimmen lassen. Nun stellte, fürs erste, Cartesius dieß in Abrede, weil sonst Gott durch die Vernunft genöthigt worden wäre, das Beste zu wählen, und hiedurch seine Freyheit eingebüßt hätte. Malebranche und Leibnitz, fürs zweyte, behaupten,

daß, wenn er von der Vernunft sich nicht hätte bestimmen lassen, er nur eine blinde Macht wäre, die Alles auf mechanische Weise hervorbrächte. Dieß eben, fürs dritte sey es nun aber, was Spinoza unumwunden lehre. Und viertens, Malebranche und Leibnitz, nach deren Ueberzeugung Gott der Vernunft gefolgt ist, behaupten, daß er dadurch verbunden gewesen, die möglich beste Welt zu erschaffen. Endlich fünftens, Fenelon und Bossuet beweisen denselben, daß sie die Freyheit vernichten, und das Schicksal an deren Selle setzen, und daß Gott, obwohl er der Vernunft folge, doch keineswegs dadurch genöthigt sey, der vollkommensten Schöpfung den Vorzug zu geben. Sie allein also in der Cartesischen Schule seyen es, welche die göttliche Vernunft und Freyheit gerettet, und die durch ihren Meister verleugneten Endursachen wieder zur Anerkennung gebracht haben.

Seine eigene Ansicht hierüber spreche der Verf. in jener Stelle aus, wo er sage: Gott sey — hierin bestehe seine Macht; er sey auf eine bestimmte Weise — dieß sey seine Intelligenz oder die Gesammtheit der Ideen, welche die Gründe von allem dem, was in seiner Macht ist, enthalten und diese Macht bestimmen; und diese Bestimmung der Macht durch die Intelligenz — das sey sein Wille. Diese von dem Verf. hier geäußerte Ansicht könne jedoch, abgesehen davon, daß sie nicht vollkommen klar sey, nicht wohl befriedigen. Er würde, um die Uebereinstimmung jener beyden Facultäten in Gott zu erweisen, dieß wohl noch füglicher dadurch haben thun können, daß er von der Psychologie die Grundlagen für die Theodicee entlehnt, und mit der erforderlichen Klarheit gezeigt hätte, daß, wie im Menschen Intelligenz und Wille eines sind und zusammenwirken und zwar um so kräftiger, je mehr sie entwickelt sind, sie eben so auch in Gott unzertrennlich eins seyen in unendlicher Erhabenheit, und gemeinschaftlich seine höchste Vollkommenheit ausmachen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Encyklopädie der Philosophie. Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung in die Philosophie für alle Gebildete. Von G. C. H. Oppermann, Dr. phil. Hannover 1844.

Die Grundlage dieses Buches bilden philosophische Vorträge, welche Dr. Schumacher, ein Schüler Krause's, zur Belehrung jüngerer Freunde gehalten hat; der Verf. betrachtet nur die Form, nicht den Inhalt des Buches, als sein geistiges Eigenthum. Er wünscht diese Encyklopädie entweder als Lehrbuch in obern Gymnasialklassen eingeführt oder den Schülern zum Selbststudium empfohlen zu sehen, damit der Jüngling durch ein solches Studium seiner Regungen und seines Berufes sich deutlicher bewußt werde. Bey dieser Beschaffenheit und bey dieser Bestimmung des Buches beurtheilen wir dasselbe vorzugsweise aus dem Gesichtspunkt der Angemessenheit für diesen pädagogischen Zweck.

Wem es gelänge, ein gutes, ein zweckmäßiges Lehrbuch der Philosophie für diesen Zweck zu schreiben, der hätte ein ebenso segensreiches als schwieriges Werk zu Stande gebracht. Der erste Unterricht in der Philosophie ist in vielen Beziehungen für das ganze Studium entscheidend; es soll dieser erste Unterricht dem Jünglinge einen sichern Maaßstab für seine Studien geben, ein freyes und selbstständiges Urtheil. Die gelehrte Schule ist dafür verantwortlich, daß ihre Zöglinge, die sie mit dem Zeugniß der Reife entläßt, nicht in schimpfliche Urtheillosigkeit befangen bleiben, daß sie nicht sophistisches Räsonnement für philosophische Weisheit, oder wahrheitslose Phantasterei für geistige Tiefe halten. Das wirksamste, naturgemäßeste Mittel gegen den verderblichen Einfluß grundloser Phantasterey und unsittlicher Sophistik wäre, wenn die Jünglinge überall fähig wären, die Größe der Alten zu fassen, in der klassischen Litteratur, vorzugsweise in der Lectüre platonischer und aristotelischer Schriften gegeben. Da indessen die Erfahrung beweist, daß die Lectüre der Alten, weil deren Verständiß selbst ein reifes Urtheil voraussetzt, dem bildungsbedürftigen Jünglinge nur selten diesen innern Maaßstab für die Wahl seiner philosophischen Studien gewährt, so erscheint ein propädeutischer philosophischer Unterricht, wenn er dem Schüler seine classischen Studien nicht entfremdet, sondern ihn für diese fähiger und empfänglicher macht, als eine sehr wünschenswerthe Ergänzung der Gymnasialstudien.

Ein solches Lehrbuch für den ersten Unterricht oder für das erste Selbststudium müßte in allereinfachster Form unerschöpflichen Gehalt darbieten: es müßte den Sinn für lautere Wahrheit wecken, die Kraft des Denkens stärken und die sittliche Willenskraft. Die rechte Form zu finden, den rechten Ton zu treffen, würde nur der erfahrungsreichen Weisheit, nur männlichem liebreichen väterlichem Ernste gelingen; ein solches Lehrbuch müßte ein selbstständiger Denker, ein erfahrner Lehrer schreiben.

So sehr auch Krause's System seinem Gehalt nach durch sittlich religiösen Ernst und durch wahre Tiefe geeignet wäre, für den ersten philosophischen Unterricht die Grundlage zu bilden, so ist doch des

Verfassers Bearbeitung, obgleich er nach S. XII hoffen mag, daß ein Jeder, der sein Buch durchblättert, anregende Gedanken in ihm finde, dem pädagogischen Zwecke, für den er sein Buch bestimmt, nicht angemessen zu erachten. Am auffallendsten erscheint zunächst die bey dieser Bestimmung unverantwortliche Ungleichmäßigkeit in der Behandlung, das wunderliche Mißverhältniß in der Ausführung der einzelnen Theile. Der Naturwissenschaft sind achtundvierzig, der Aesthetik vierundzwanzig, — der Ethik sind nur zwey, der Logik ist eine einzige Seite gewidmet. So müssen also für die Logik wenige dürftige historische Bemerkungeu, für die Ethik einige allgemeine Andeutungen genügen, während der Verf. doch in dem naturwissenschaftlichen Theile Raum genug findet, nicht nur die Schmelzpunkte des Zinns, des Bleys, des Messings, des Kupfers und des Eisens, sondern auch den Schmelzpunkt des starken Gemisches aus Alkohol und Kohlensäure, den Gefrierpunkt eines Gemisches aus gleichem Theil Alkohols uud Wassers, den Gefrierpunkt eines Gemisches aus einem Theile Alkohols und drey Theilen Wassers, und andere Temperaturverhältnisse anzugeben, und eben so bey den Zahlenverhältnissen der Thiere nicht nur angibt, wie viel Insekten und Würmer Schreiber im Jahre 1832, Rudolphi im Jahre 1827 und Humbold im Jahre 1821 gezählt habe, sondern auch wie viele Insekten Linné, und wie viele Würmer man im Jahre 1767 kannte. Die ewigen Gesetze des denkenden Geistes fehlen im Buche, aber die fünf und fünfzig einfachen Grundstoffe, die man jetzt dafür hält, sind aufgezählt. (In diesem Abschnitte mehrere Schreibfehler: Azot leitet der Verf. ab von „ζῳὸν“ und das Latanium von „λανθάνειν“.)

Dann ist die innere Ordnung dieses „Wissenschaftsorganismus“ weder dem Wesen der Sache, noch dem pädagogischen Zwecke entsprechend. Der erste Theil ist analytisch, der zweyte metaphysisch, der dritte enthält die Anwendung der Grundwissenschaft auf die formalen und besonderen Wissenschaften. Bey dieser systematischen Eintheilung ist nach des Ref. Ansicht die Vorbereitung der Grundwissenschaft durch einen analytischen Theil dem pädagogischen Zwecke sehr nachtheilig. Die Grundwissenschaft in einfacher Erhabenheit muß den Anfang machen, alle analytischen Vorbereitungen können nur zerstreuend wirken und den tiefen bey rechter Behandlung feyerlichen Eindruck schwächen, den eine wahre Metaphysik auf den Geist des Jünglings hervorbringen würde. Auch können die Gegenstände des analytischen Theiles nur wahrhaft begriffen werden, wenn sie aus der Grundwissenschaft abgeleitet sind, so zwar, daß Untersuchungen über Erkennen und Denken, über Anschauen und Empfinden nur dann ein philosophisches Interesse gewähren, wenn sie als Acte des lebendigen Geistes begriffen, wenn sie pneumatologisch erklärt werden. Wie aber nach des Verf. Eintheilung die Probleme der Analytik in Wahrheit nicht erklärt werden, so sind auch die Prinzipien der besondern Wissenschaften nicht aus der Grundwissenschaft abgeleitet, Natur und Geist nicht als metaphysische Ideen begriffen. Dieß ist überhaupt der wesentliche Mangel an Krause's System, daß er die Metaphysik nicht zur Wissenschaft des persönlich sittlichen Geistes erweitert hat.

Abgesehen von den aus der Eigenthümlichkeit des Systems hervorgehenden Eigenheiten finden sich auch an sich unrichtige Bestimmungen, z. B. über das Verhältniß von Denken und Erkennen. Denken, sagt der Verfasser, sey die Thätigkeit, wodurch Erkenntniß gebildet wird. Nun ist aber die Thätigkeit, deren Resultat die Erkenntniß ist, nicht Denken, sondern Erkennen; und um Erkennen vom Denken zu unterscheiden, müssen wir vielmehr auf die Gesammtthätigkeit des persönlichen Geistes sehen; auf die Vereinigung der Geisteskräfte, die bey diesen verschiedenen Formen intellektueller Thätigkeit zusammenwirken. Weder Denken noch Erkennen sind so abstracte Thätigkeiten, wie sie nicht minder die Logik Hegels, als die alte formelle Logik voraussetzt; sondern sie sind lebendige Akte des einen in seiner Ganzheit wirkenden Geistes. Denken ist eine productive Kraft und schließt als solche die Energie eines Zweckes in sich, sey es die schaffende Einbildungskraft oder des sittlichen Willens und unterscheidet sich also vom Erkennen durch die Art, wie die Geisteskräfte im Denken zusammenwirken. Die wahre Einsicht in diese Erkenntniß scheint der zu-

künftigen Entwickelung der Wissenschaft vorbehalten zu seyn. Zu den Wenigen, welche über dieses Problem nachgedacht und den richtigen Weg gesucht haben, gehören Calker in seiner „Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen“ und Troxler in seiner „Logik“.

Sehr störend sind, zumal bey der pädagogischen Bestimmung des Buches, solche Sätze, die für den Schüler völlig leer und inhaltslos bleiben. So beginnt die Geschichte der Aesthetik und Kunst also: „Bey Platon findet sich schon die reine Idee des Schönen als des Gottähnlichen, allein keine Entwicklung dieser Idee, und erst Plotinos brachte die Entwicklung durch seine Abhandlung über die Schönheit in den Ennaden weiter.“ Plotinus brachte sie weiter?

(Schluß folgt.)

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Schluß.)

Der eine dieser Geister lasse sich am besten durch den anderen, der unendliche durch den endlichen, und die eine dieser Providenzen durch die andere (denn auch in uns gebe es ja eine Providenz) begreifen, und die wesentlichen Attribute der göttlichen Providenz seyen dadurch zu erkennen, daß man die der menschlichen in ihrer Wesenheit erfasse und idealisire. Eben so wenig habe der Verf. zur Genüge darauf hingewiesen, wie Gott in der Lauterkeit seiner absoluten Vernunft, in seiner unbeschränkten Freyheit, seinem Lichte und seiner Macht, in dem vollen und bewußten Besitze seiner selbst und seiner Acte, und mit seinem heiligen Willen die physische und moralische Welt beherrsche, und in dieser letzteren ganz insbesondere sich wirksam zeige und offenbare.

Auf das Kapitel vom Optimismus folge dasjenige, welches von dem Ausgange von sich und von Gott handelt und worin die Ansichten hierüber einer Prüfung unterworfen werden, welche durch jene des Cartesius hervorgerufen worden und in dem einen oder andern Sinne sich ausgebildet haben. Der Verf. zeige hier zunächst all das Hypothetische und Gefährliche derjenigen Ansichten, welche zu ihrem Prinzipe den Ausgang von Gott haben, und führe als schlagenden Beweis hiefür das System des Spinoza an. Aber er wende sich dann auch andererseits zu denjenigen Ansichten zurück, deren Prinzip es ist, von sich auszugehen, oder — um das, was der Verf. hierunter versteht, in einen besseren Ausdruck zu fassen — deren Prinzip es ist, in sich zu bleiben, und alle Erfahrung und Erscheinungen auf diesen engen Kreis zu beschränken; bekämpfe dieselben der Reihe nach, und zeige insbesondere bey Locke, der die Idee der Substanz und andere analoge Ideen leugnet, ihre beklagenswerthen Consequenzen. Was Cartesius betrifft, so sey derselbe, wenn er auch durch seine vielleicht zu wenig entschiedene Haltung in Ansehung dieser beyden Prinzipien Locke und Spinoza auf den von ihnen eingeschlagenen Weg gebracht haben, doch selbst nicht auf den Abweg des einen oder andern gerathen, sondern habe, sey es nun aus Unschlüssigkeit oder Behutsamkeit, die Gefahren vermieden, denen jene sich nicht zu entziehen gewußt. Er sey daher lediglich insoferne, als er unterlassen, durch eine bestimmtere Richtung jenen Verirrungen vorzubeugen, einigermaßen für dieselben verantwortlich.

In dem letzten Kapitel, betitelt: Lois générales et méthodes, sey es des Verf. Absicht, zu zeigen und zu würdigen, wie viel in den verschiedenen Entdeckungen der größten Mathematiker der neuern Zeit auf Rechnung des philosophischen Geistes komme. Und das Ergebniß dieser, überall auf die Quellen zurückgehenden und durch Citate unterstützten Erörterung sey, daß Cartesius zu allererst, wenigstens wissenschaftlich und zwar nicht bloß durch Prinzip und Regeln einer bestimmten Methode, sondern zugleich auf geniale Weise die Metaphysik auf die hier in Rede stehende Ordnung von Untersuchungen angewandt, und in diesem Sinne, welches auch sonst seine Mängel und Fehler gewesen seyen,

durch seine Theilnahme an den Arbeiten und Bestrebungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen denselben jenen Charakter einer strengen Analyse und einer durchgreifenden Generalisation verliehen habe, der gleichsam ihr speculatives Element bilde. Auf diese Weise habe er durch seine Philosophie die Bahn gebrochen, auf der seine Nachfolger so ruhmvoll fortgeschritten; denn er habe nicht nur die Forschungen eines Copernicus, Kepler, Galilei, Fermat u. A. fortgesetzt, indem er darüber ein größeres Licht verbreitete, sondern auch jene von Leibnitz und Newton hervorgerufen; und so sey er unter ihnen mit einem Worte, wenn nicht immer der verläßigste und gründlichste, doch wenigstens der freyeste, lebhafteste, erfindungsreichste und der Wahrheit rücksichtslos beflissenste Geist gewesen, oder um nicht zu weit zu gehen, so müsse man sagen, daß wenn es in dieser Hinsicht einen seiner würdigen und eigentlichen Nebenbuhler gebe, der aber auch gewissermassen als sein Schüler anzusehen, so sey dieß Leibnitz und kein Anderer. Selbst Newton sey dieß nicht, der wohl unstreitig in gewissen Punkten etwas voraus habe, aber nicht in allen, am wenigsten in philosophischen Dingen. Dieß sey in Kürze der Ideengang des Verf., dessen reichhaltiger und allseitig gelungener Ausführung man mit dem ungetheiltesten Interesse folge.

In der Schlußbetrachtung, welche sich durch wohlgeordnete, bündige und vollständige Reassumirung der Hauptpunkte des Ganzen auszeichne, komme der Verf. noch einmal auf seine Theorie der Substanz zurück, die er schon in der Vorrede mit einer gewissen Ruhmredigkeit angekündigt und im weiteren Verlaufe zu wiederholten Malen berührt und dargelegt habe. Auf die Frage, worin denn diese Theorie bestehe, antwortet der Berichterstatter durch eine kurze Darstellung derselben nach des Verf. eigenen Worten, und spricht sodann im Wesentlichen sein Urtheil dahin aus, daß ihre Entwicklung eine ungenügende und unklare sey und der rechten Consequenz entbehre, weßhalb der Verf. in keiner Weise berechtigt sey, seine Theorie über jene Leibnitzens zu setzen, eine Theorie, die zwar nicht ohne Fehl und Mängel sey, aber dennoch fürwahr nicht den von dem

Verf. ihr gemachten Vorwurf verdiene, daß sie schwach und ohne allen Halt sey.

Damiron seinerseits schließt seinen Bericht über dieses Werk mit einer noch weiteren Ausführung und Begründung der schon im Eingang ausgesprochenen Rüge in Betreff der gänzlichen Abweichung von dem Programme der Akademie, die sich der Verf. erlaubte, und die als keine bloße Modification, sondern als ein wirklicher Fehlgriff in Ansehung der Methode erscheine. Die Folge hievon sey, daß der Verf. den Entwicklungsgang, die Prinzipien und das ganze System des Carteſius nicht methodisch genug dargestellt und gewürdigt habe, während dieser doch selbst uns überall auf das offenste in die geheime Werkstätte seiner Gedanken schauen lasse, und daß er deßhalb, statt den Mann der „Meditationen“ und der „Methode“ in seiner ganzen Wahrheit vor uns hinzustellen, nur einzelne, losgerissene Züge davon mittheile und auf diese Weise, wenn er auch ein vollkommen gelungenes Bild en relief von dem Physiker und Mathematiker gebe, doch viel zu nachläſſig das des Metaphysikers und Philosophen behandle.

So weit der vorliegende Bericht Damiron's, rücksichtlich dessen wir schließlich nur noch bemerken wollen, daß wir die Theorie von der Substanz, welche der Verf. der zuletzt gewürdigten Preisschrift entwickelt hat, zwar ebenfalls in Ansehung ihrer Darstellung für unklar und mangelhaft erkären müssen, daß sie aber vielleicht ein etwas besseres Verständniß dadurch gewinnen könnte, wenn man annähme, der Verf. sey bey Ausbildung dieser seiner Theorie, in welcher von zwey in einer höhern Einheit begründeten Prinzipien im Sinne sich gegenseitig voraussetzender und vermittelnder Potenzen die Rede ist, von einigen Ideen der deutschen Naturphilosophie, wenn auch nur dunkel, geleitet worden.

Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti e divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia. Tomo VI. Parte I. dispensa II. Parte II. dispensa I. Tomo VII. Parte I. Tomo VIII. 1843, 1844, 1845.

Schon ist der neunte Band dieser schätzenswerthen Sammlung erschienen und wir sind noch mit den oben bemerkten im Rückstande. Der Grund ist jedoch ein sehr verzeihlicher. Der sechste Band enthält in seinen beyden vor uns liegenden Abtheilungen pisanische Chroniken, nicht nur die ältern des Bernardo Marangone von Erschaffung der Welt bis 1175 und des Ranieri Sardo von 962 — 1400, sondern neben mehreren anderen auf Pisa sich beziehenden Schriften auch die ausführlichen istorie Pisane von Raffaello Roncioni mit Anmerkungen von Francesco Bonaini. Der gelehrte Herausgeber versprach alle Documente, welche sich auf diese istorie beziehen, nachträglich herauszugeben, und da die Geschichte des Römerzuges Ludwig des Bayern ausführlich darin enthalten ist, hofften wir unseren Lesern genauen und documentirten Bericht über diesen lange noch nicht genug aufgehellten Abschnitt der Geschichte unsers ersten wittelsbachischen Kaisers mittheilen zu können. Schon die Noten, welche Bonaini der Erzählung Roncionis hinzufügte, sind sehr geeignet, diese letzte und wie bekannt verunglückte Schilderhebung der Gibellinen in das wahre Licht zu stellen. Referent hofft seine Zeit in den Denkschriften der historischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaft diesen Gegenstand zu beleuchten. Das unerwartete Ausbleiben der dritten Lieferung des ersten Theiles des sechsten Bandes ist auch allein die Ursache gewesen, warum die Anzeige des letztern bisher verschoben wurde.

Der erste Theil des VII. Bandes ist vor dem sechsten ausgegeben worden, dessen 2 Theile die Jahreszahl 1844 und 1845 an sich tragen. Ehe wir jedoch von diesem etwas Näheres berichten, müssen wir des ersteren gedenken, welcher ältere venetianische Chroniken enthält, als dieser. Zuerst treffen wir das „chronicon venetum quod Altinate nuncupatur e bibliotheca Patriarchalis seminarii nunc primum editum et commentariis adauctum opere et studio Antonii Rossii ejusdem bibliothecae praefecti.“ Nachdem der Codex von Montfaucon gekannt, von dem berühmten venetianischen Literaten Apostolo Zeno benützt worden, war er abhanden gekommen, bis ihn der Abbate Sante della Valentina in dem Nachlasse des Grafen Calbo Crotta, ehemaligen Podesta in Venedig wieder fand. Montfaucon, welcher die sagornimische Chronik nicht kannte, hielt die altinatische Chronik für die älteste Venedigs, obwohl sie um das Jahr 1210 verfaßt ist. Herr Rossi begnügte sich jedoch nicht, den Codex herauszugeben, sondern begleitete auch Buch für Buch mit einem sehr gelehrten und für die ältere Geschichte Venedigs in hohem Grade lehrreichen Commentare. Die ersten 2 Bücher der Chronik bestehen aus einer dreyfachen Reihe von Dogenlisten, aus der Reihenfolge der Patriarchen von Grado, der Bischöfe von Torcello, Olivolo und der ältesten von Altino, wie aus dem Beschlusse der Altinaten nach Torcello

und den umliegenden Inseln auszuwandern. Das dritte Buch gibt sodann Aufschlüsse über die verschiedenen venetianischen Familien und die Ortschaften, aus denen sie nach Venedig auswanderten, — und die Herr Rossi mit einem ungemeinen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch näher erörterte. Das vierte Buch ist der Anhang der Sagorninischen Chronik: post multarum urbium destructionem — ad eandem Metropolim regendam, welche mit dieser von Mons. Fontanini in der venetianischen Bibliothek entdeckt wurde, aber zweifelsohne von viel jüngerem Datum ist. Das fünfte Buch enthält die Geschichte von 8 Dogen von Ordelafo Faliero bis Pietro Ziani und es gelang selbst dem Herausgeber die Lücken desselben durch einen andern Codex der Markusbibliothek, welcher wahrscheinlich ein Theil der altinatischen Chronik war, zu ergänzen. Da auch der Antheil, welchen die Venetianer an den Kämpfen Barbarossa's und seiner Gegner nahmen, hiebey erwähnt wird, hat dieser Theil der Chronik ein allgemeines Interesse. Besonders der Abschluß des Friedens zu Venedig 1177 und dessen Bedeutung als europäischer mag aus dieser Quelle studirt werden. Das sechste Buch, lückenhaft, setzt die Erzählung fort, läßt jedoch den Dogen Mastropiero und die ersten Zeiten der Eroberer von Constantinopel aus und gibt in der Gestalt, wie es auf uns kam, nur die letzten Thaten Heinrich Dandolo's und die Regierung des Dogen Pietro Zani. Von diesem wird unter anderm erzählt, er habe einstmals 22 Gesandtschaften aus der Lombardey und der Mark angehört, jedoch mit geschlossenen Augen, so daß die Gesandten glaubten, sie hätten zu einem Schlafenden gesprochen. Wie der letzte geendet, habe er die Augen geöffnet, und dann die Rede des Ersten, hierauf des Zweyten und so alle 22 recapitulirt, endlich mit Beybehaltung derselben Ordnung jedem die gebührende Antwort ertheilt. Das achte Buch beschreibt unter dem Namen Carls des Großen den Kriegszug seines Sohnes Pipin gegen Venedig, jedoch in sagenhafter Form, aus welcher der Herausgeber den historischen Kern zu ziehen sich bemühte. — An diese interessante altinatische Chronik reiht sich Band VIII: la cronique des Veniciens de Maistre Martin de Canale an, welche Polidori aus der Riccardiana bekannt machte und der Graf Giov. Galvani in das Italienische übertrug. Canale, ein Venetianischer Beamter aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, stützte sich auf die altinatische Chronik; seine Nachrichten werden besonders von der Mitte des Jahrhunderts, in dem er lebte, interessant, und haben von 1252—1275, womit er schließt, einen vorzüglichen Werth.

Mehrere Gelehrte haben sich vereinigt, Noten dazu zu machen, und Auszüge aus andern Chroniken beyzugeben, so daß wir hiemit für das so wichtige 13. Jahrhundert eine wesentliche Bereicherung erlangten. Ehe wir ein Stück, dessen Referent aus begreiflichen Gründen Erwähnung zu machen sich beeilt, mittheilen, sey es gestattet aus der Einleitung des Grafen Galvani eine Stelle von Wichtigkeit hervorzuheben. Sie betrifft die große Bedeutung der normännischen Herrschaft in Sicilien für das gesammte Italien. „Die Sicilianer waren unter Wilhelm dem Guten die einzigen, welche man in Italien als Nation bezeichnen konnte. Palermo war unter ihm nicht nur die Stadt, welche Griechenland und Spanien den Besitz der Seidenzeuge, der mit Gold und Farben verzierten Kleider entriß, und in jeder Art von Industrie reicher war, sondern es war auch Palermo der Tummelplatz hervorragender Geister. Hier fanden sich die Trubadurs Frankreichs, und die Sänger des Westen wie die italienischen Hofleute sahen Palermo als Sammelplatz und Bühne an, wo sie sich in ihren neugebildeten Sprachen stark zeigen konnten. Hier bildete sich eine Hofsprache, welche die beyden französischen Dialecte versetzend die Mischung italienischer Volksstämme und des normännischen an sich trug. Hier bildeten sich jene Dichter, hier blühte jene Liebe für eine heitere Wissenschaft empor, von welcher die Historiker, weniger genau oder geradezu parteyisch verfahrend, Friedrich II. und seinen Söhnen die Ehre beylegen wollten. Sie bedachten jedoch nicht, daß diese unter Italienern aufwuchsen und wohl von diesen lernen und dann das Gelernte begünstigen konnten, jedoch nicht zu lehren vermochten, was sie nicht hatten oder den Italienern eine zu sehr verschiedene und fremde Sprache hätten einimpfen können. Den Normannen und unter ihnen vorzüglich dem letzten Wilhelm ist es zuzuschreiben, daß sich aus allen ihren Unterthanen, die zu Sicilianern wurden, eine Nation bildete. Ihre

Nationalität konnte aber bey ihrer Jugend weniger in ihrem Nationalgefühle, als in ihrer Sprache bestehen. Die normännischen Schwerter vertilgten die lateinische Sprache in Sicilien, der Genius ihrer Nationalität verband sich mit dem italienischen und brachte die Volgarpoesie zum Entstehen. Der glorreiche Friede und die prächtige Hofhaltung Wilhelm des Guten zog diese beyden mit einander verbundenen Genien auf und gab ihnen das Gepräge einer normännisch-sicilianischen Sprache, welche die Eintracht beyder erwies. Friedrich II., Enzio und Manfred vermochten die reifen Früchte einer von andern herangezogenen Pflanze zu sammeln und indem sie die Dynastie veränderten und das Schwäbische und seine mit dem Italienischen unvereinbare Sprache an die Stelle der Hauteville und ihrer Schwestersprache setzten, bewirkten sie das Aufhören des Französischen und verliehen dadurch der Poesie eine mehr sicilianische oder italienische Färbung. Endlich vereinigten sie Sicilien mit dem Kaiserthume und steigerten die Bedeutung des Königreiches, indem sie es zum Zankapfel in den italienischen Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst machten. Alle gewöhnten sich, ihr Auge beynahe allein auf Sicilien zu richten. In der Freyheit Siciliens gewahrte man die Freyheit der Guelfen und den Bestand der Freyheit Italiens. So konnte man Sicilien als das Hauptbollwerk Italiens ansehen und Sicilianisch alles dasjenige nennen, was in der neuen Sprache gesagt war, die selbst neuerworbene Rechte und eine ganz neue gesellschaftliche Ordnung repräsentirt.“ Wir freuen uns in dieser Hervorhebung der Wichtigkeit Siciliens durch den venetianischen Gelehrten eine Bestätigung der in Friedrich II. ausgesprochenen Ansichten zu finden. Sehr interessant für die Geschichte Friedrichs II. ist der Bericht über die Sendung venetianischer Gesandten zu dem Concil von Lyon 1245, c. 115 — 121. Die Gesandten wurden auf ihrer Rückreise von dem mit Friedrich befreundeten Grafen von Savoyen gefangen genommen, aber auf Dringen des Kaisers, der mit der Republik in gutes Vernehmen treten wollte, wieder befreyt, worauf sie zu ihm reisten und jeder der drey Gesandten eine Rede über die friedlichen Intentionen Venedigs und ihren Kummer wegen seiner Entthronung aussprachen. Auch die kunstreiche Antwort des Kaisers wird mitgetheilt, der die Handelsrepublik von Seite ihres Vortheils zu packen suchte. Wirklich ging der eine, Giovanni de Canale, in die Falle, aus der ihn dann das kluge Benehmen seines Collegen Ranieri Zeno wieder herausriß. Der Friede kam jedoch durch die Herrschsucht Ezzelins, Friedrichs II. Schwiegersohnes, nicht zu Stande.

Auch sonst wird man in Canale's Chronik interessante Einzelnheiten nicht nur über einheimische Dinge, Sitten, Gesetze von Venedig, sondern auch über auswärtige Verhältnisse, die Kämpfe mit Genua, die heillosen Streitigkeiten in Ptolemais u. dgl. finden. Wir glauben keinen Widerspruch befürchten zu dürfen, wenn wir sie unter die bedeutendsten Bereicherungen zählen, welche die Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts in neuester Zeit erlangte.

Aber gewiß von nicht minderer Wichtigkeit für die Geschichte eines andern Jahrhunderts, des fünfzehnten, sind die im VII. Bande enthaltenen venetianischen Annalen des Senators Dominico Malimpiero v. 1457 — 1500. Venedig war so lange Zeit, insbesondere aber nach dem Falle von Constantinopel die Vermittlerin zwischen Europa und Asien. Durch den Einbruch der Osmanli in eine Vormauer des christlichen Europas umgeschaffen und durch seine Handelsverbindungen mit allen Nationen in lebhafter Berührung, war es auch der Ort geworden, wo alle Neuigkeiten erfahren werden konnten, wo man alles am besten wußte, was nur immer in Erfahrung zu bringen war. Malimpiero, der wie alle venetianischen Patrizier seiner Zeit, seine Jugend in Handelsverhältnissen und Schiffahrt verbrachte, kämpfte später als capitano delle navi mit den Türken wie mit den Genuesen, eilte 1496 Pisa zu Hülfe und starb als Podesta zu Trevigi. Er konnte sich alle möglichen Daten verschaffen und dadurch seinen Annalen nicht sowohl eine venezianische Haltung als vielmehr die einer Universalgeschichte geben, und darin besteht auch der große Werth dieser Schrift. Eben deßhalb legten mehrere Gelehrte Hand an, ihr auch die äußere Ausschmückung zu geben. Wurden diese Annalen von Francesco Longo geordnet, und des zu weitläufigen beraubt, so gab Francesco Sagredo Vorrede und Noten; ja noch mehr, als Beygabe

wurden die Depeschen des Francesco Foscarni und anderer venetianischer Gesandten zu Kaiser Maximilian hinzugefügt und soll endlich die venetianische Geschichte von Daniel Barbaro und die geheime Geschichte Venedigs von Luigi Borghi v. 1512 — 1515 das Ganze würdig schließen. —

Bekannt ist, daß die venetianischen Geschichtschreiber nicht nur für den Occident mächtige Aufschlüsse zu geben vermögen, sondern insbesondere auch für den Orient. Als Malipiero seine Annalen begann, waren die heldenmüthigen Vertheidiger von Belgrad, Johann Hunyad und Johann Capistran bereits gestorben und die christliche Welt stand aufs Neue dem Einbruche der Osmanen offen, als P. Pius II. einen allgemeinen Bund der christlichen Mächte betrieb, und auf Aufforderung des Herzogs von Burgund selbst mit dem Dogen von Venedig wider die Türken ziehen wollte. In diesem entscheidenden Moment suchten der Herzoge von Mailand und der König von Frankreich den Herzog Philipp von Burgund von dem Bunde abwendig zu machen, starb Pius II., die Seele der ganzen Unternehmung zu Ancona, schloß jetzt aber Hassan Chan, Beherrscher von Persien sich an Venedig an, und wurde somit die kriegerische Thätigkeit der Osmanen unerwartet getheilt und von Europa weg nach Asien gelenkt. Da anderseits die mitteleuropäischen Mächte, seit die Magyaren und Slaven Gränzhüter gegen den Halbmond geworden waren, von den Osmanen in beständiger Spannung erhalten wurden, so werden die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts voll der eigenthümlichsten Verwicklungen. Damals war es noch den Deutschen und Italienern in die Hand gegeben, wenn sie einig seyn wollten, jene Heeres- und Flottenzüge im Keime zu zerdrücken, die, als man unter kleinlichen Streitigkeiten die beste Gelegenheit ihre Selbstständigkeit zu wahren, unbenützt vorübergehen ließ, das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert gegen die Küsten Italiens wie gegen das Herz von Deutschland statt fanden.

(Schluß folgt.)

Encyklopädie der Philosophie. Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung der Philosophie für alle Gebildete. Von G. C. H. Oppermann.

(Schluß.)

Was soll dieß dem Schüler bedeuten? was soll er daraus lernen, wenn er nicht erfährt, bis zu welchem Ziele der Entwicklung Plotinus dieß Problem geführt? Und warum „schon“ bey Platon? Eben so sagt der Verf. in der Einleitung: „Philosophie ist ein natürliches Bedürfniß jedes Menschen, bey dem der Geist zu freyer Entwicklung gelangt ist. Sie ist von selbstständiger Würde und unschätzbarem Selbstwerth .Schon Aristoteles nannte sie daher die Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen.“ Schon Aristoteles? Wer hätte mehr das Recht und die Fähigkeit gehabt, so von der Wissenschaft zu denken? Auch sagt Aristoteles weit mehr als der Verf., denn er sagt nicht nur, es sey ein natürliches Bedürfniß jedes Menschen, bey dem der Geist zu freyer Entwicklung gelangt ist, sondern er sagt: Alle Menschen streben von Natur nach Erkenntniß: (*πάντες ἄνθρωποι τῇ φύσει ὀρέγονται τοῦ εἰδέναι*) und Erkennen sey nicht nur den Philosophen sondern allen Menschen der süßeste Genuß, (*οὐ μόνον τοῖς φιλοσόφοις, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ἥδιστον τὸ μανθάνειν*).

Zu diesen leeren Sätzen gehören auch solche der Naturphilosophie entsprossene Anschauungen und Ausdrucksweisen, wie die ist, mit der der Verf. das Buch beschließt, wenn er Gott den Dichter des erhabenen Weltdramas und den ewigen Künstler nennt. Den wesentlichen Unterschied von Dichten und Schaffen zu vermischen, war eine der Nachtheile der naturphilosophischen Richtung. Tiefsinniger lehrt Hugo von St. Victor: „Tres sunt ordinatores universi, Deus, natura et artifex. Artifex praestantissimus simulque Deo acceptissimus atque gratissimus ille est, qui Deo coniunctus opera Dei operatur ei. . justitiam et sanctitatem.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Mythologie der Römer für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck. Frankfurt am Main 1845. IV und 495 S. gr. 8.

Das eben genannte Werk ist keine werthlose Compilation, sondern, wie die bereits angezeigte Mythologie der Griechen, die Frucht sorgfältiger Quellenforschung, und deßhalb nicht bloß für die studierende Jugend, sondern auch für Gelehrte sehr lehrreich, zumal da der Stoff mit einer solchen Vollständigkeit abgehandelt ist, daß der Leser über alle Theile der römischen Mythologie und die mit ihr in Verbindung stehenden Zweige der Alterthumswissenschaft die nöthigen Aufschlüsse erhält. Nur wünschten wir, daß der Hr. Verf. manchen Göttern eine andere Stelle bey der Anordnung des Ganzen angewiesen und einige Ueberschriften mit zweckmäßigeren vertauscht hätte. Auch würden viele Götter in einem ganz anderen Lichte erscheinen, wenn die über sie erhaltenen Angaben in eine bessere Verbindung gebracht, und nicht bisweilen solche, welche auf ihre ursprüngliche Bedeutung kein Licht werfen können, zu sehr in den Vordergrund gestellt wären. Manche Götter scheinen uns deßhalb nicht richtig aufgefaßt oder doch nicht so dargestellt zu seyn, daß sich ihr Wesen vollständig erkennen ließe. Wir wollen zuerst eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben, und dann unser Urtheil durch nähere Bezeichnung einiger Punkte in Kürze zu begründen suchen.

Im ersten Abschnitt handelt der Hr. Verf. von den Gottheiten des Himmels und des Feuers, im zweyten von denen des Lichtes und der Nacht, der Sonne und des Mondes und der Winde, im dritten von den Hirtengottheiten, im vierten von denen des Wassers und von den Nymphen, im fünften von denen der Zeugung, der Gewächse und der Erde, im sechsten von jenen der Unterwelt und von den Heroen, im siebenten von den Halbgöttern, im achten von den Personificationen, im neunten von den ungewissen Gottheiten, im zehnten von der römischen Sage, im eilften von der Götterverehrung und den Priestern, im zwölften aber von den Auspicien und Augurien. Den Schluß bilden Bemerkungen über fremde Culte, über die Götter der Sabiner, Ausoner, Umbrer und Etrusker, ferner Zusätze und ein sehr schätzbares alphabetisches Register, welches den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert.

Der Hr. Verf. zeigt zuerst die gemeinsamen Seiten der griechischen und italischen Mythologie. Mit Unrecht bezweifelt er, ob die Italer einen König der Unterwelt in der ihnen eigenthümlichen Mythologie hatten. Die Weissagung durch Vögel war ihnen mit den Griechen gemein und sie schrieben, wie diese, auch dem Wasser weissagende Kraft zu, so daß die Verwandtschaft beyder Mythologien in ihren wesentlichen Grundzügen auch nach dieser Seite hin einleuchtet und in den Bruchstücken der Mythologie der italischen Völkerschaften sich nichts zeigt, was dem Wesen der griechischen widerspräche. Die Annahme von zwölf höchsten Gottheiten ist keine alte italische Ansicht oder wenigstens als solche nicht zu beweisen, noch weniger kann uns die von Varro gemeldete Zahl von zwanzig erlesenen oder auserwählten Göttern als in der italischen Mythologie ursprünglich begründet gelten. Außer dem capitoli-

nischen Dreiverein von Jupiter, seiner Gattin Juno und seiner Tochter Minerva läßt sich in der Mythologie dieser italischen Völker ein Götterverein nicht nachweisen, welcher verschiedene Gottheiten zu einem höhern oder niedrigern Ganzen verbunden hätte.

Durch das Uebergewicht, welches Rom im Laufe der Zeit über die übrigen italischen Völkerschaften erlangte, war die selbstständige Entwicklung der Letztern gehemmt, so daß Kunst und Poesie sich bey ihnen zu keiner hohen Blüthe entfalten konnten. Rom selbst aber, eine binnenländische Stadt mit strenger bürgerlicher Gliederung, welche anfangs ohne Stammeinheit der Bevölkerung dem Ackerbau oblag und kleine Fehden mit den Nachbarn ausfocht, war in der Urzeit ohne Kunst und Poesie und nahm beyde später von außen auf; deßhalb fehlte es an dem, was der Mythologie die reiche Ausbildung hätte geben können, welche sie bey den Griechen erhielt; aber sie blieb auf diese Weise auch frey von jenen Mythen, welche die griechischen Götter in der spätern Zeit, wo man die symbolische Bedeutung jener Dichtungen nicht mehr verstand, in ein sehr zweydeutiges Licht setzten und Veranlassung gaben, daß man sie der größten Verbrechen und roher Sinnlichkeit beschuldigte. Als die Römer in der Folge mit Litteratur und Kunst bekannt wurden und sich ebenfalls mit ihr beschäftigten, war diese in ihren Formen durchaus griechisch und die Poesie bediente sich der griechischen Mythen. Die Mythologie aber war bereits durch die Aufnahme griechischer Gottheiten erweitert worden. Außer den fremden, jedoch vom Staate aufgenommenen Götterdiensten des Apollo, des Aeskulapius, der erycinischen Venus, der griechischen Ceres und der großen Göttermutter gab es auch andere fremde Culte, gegen welche der Staat zuweilen einschritt, weil man sie nicht dulden zu dürfen glaubte. Das stärkste Einschreiten in dieser Hinsicht war jenes gegen die bacchischen Gebräuche. Wie früh aber schon zu Rom die Neigung zu fremden Culten war, zeigt sich recht deutlich im Jahre 428 vor Chr. bey Gelegenheit einer Seuche.

(Schluß folgt.)

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti e divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia.

(Schluß

Und es liegt in der Geschichte der vielfachen und so oft fruchtlosen Unterhandlungen zum Abschluß eines allgemeinen Bundes, zur Sicherung Europa's gegen die Angriffe eines gemeinsamen Feindes eine höchst beherzigungswerthe Lehre, die mutatis mutandis eine spätere Zeit sich wohl zu Gemüthe führen dürfte. Wie theuer mußte es das Haus Habsburg büssen, im kritischen Momente 1473 den Türken gegen Venedig hold gewesen zu seyn! Wie erbärmlich stehen die kleinen Staaten da, welche von dem Kriegsschauplatze entfernter, ohne Beschämung vernahmen, daß Hassan Chan von Persien aus die christlichen Reiche gegen die Osmanen aufbiete, und unterdessen ihre thörichten Eifersüchteleien an einander auszulassen suchten! Erst als die Türken den Tagliamento überschritten, Otranto einnahmen, ward den kleinen Fürsten Italiens die Möglichkeit klar, daß auch ihnen Gefahr drohen könne. Zuletzt kam noch der französische Krieg d. J. 1494, der Anfang langen Leidens, über Italien, die Zerstörung der aragonesischen Herrschaft in Neapel, der sforzesischen in Mailand, und damit die Begründung der Fremdlingsherrschaft auf italienischem Boden. In welchen Theilen der Geschichte der Halbinsel man aber auch Malipiero's Annalen untersuchen will, überall wird man gute Nachrichten bei ihm finden. Heben wir nur einiges Wenige davon hervor. Die Verwirrung, welche in Rom unter Alexander VI. herrschte, geht, wenn es noch nothwendig seyn sollte, sie besonders zu besprechen, aus hunderten von merkwürdigen Zügen hervor. Der Cardinal von St. Pietro in Vincula nimmt dem türkischen Gesandten die 40,000 Dukaten ab, welche derselbe für die Festhaltung Dschems 1494 nach Rom überbringen sollte. S. 145. Später, 1498, bewog Herzog Ludovico Moro den Papst, einen Gesandten an den Padischah zu senden, um denselben zu bewegen, Venedig anzugrei-

fen, das den König von Frankreich zum Einbruche in Italien veranlaßt habe, S. 161. Anderseits wollte der Rath der 10 in Venedig weder von der Gefahr, die 1453 Constantinopel drohte, noch von dem drohenden Angriff der Türken auf Negroponte, noch von dem Einfalle Carls VIII. in Italien das Mindeste glauben und ließ sie wie blind von den Ereignissen überraschen. Weitläufig setzt der erbärmliche Karl bey dem Einfalle in Italien den Plan auseinander, gegen die Türken zu ziehen und berührt in der Proclamation v. 22. Nov. 1454 nur nebenbey den Hauptzweck des Ganzen, die Eroberung von Neapel, S. 325.

Als er nach Rom kam, zwang er die Cardinäle ihm ihr Silber zu überlassen und ließ daraus Münzen prägen mit der Umschrift: Carolus Imperator. Malipiero will wissen, daß die deutschen Fürsten darüber sehr aufgebracht wurden und Maximilian Geld und Soldaten anboten, Carl aus Italien zu jagen, S. 329. Carl aber richtete am 11. August 1496 ein eigenes Entschuldigungsschreiben an den Churfürsten von Mainz, worin er erklärt, daß er nie daran gedacht habe, etwas gegen das Reich zu unternehmen, S. 442. Zur Erzählung der Entdeckung von Westindien durch Columbus gesellt sich bald nachher der Bericht über eine furchtbare Ueberschwemmung in Rom, die als Strafe Gottes angesehen wurde. Der Blitz schlug in das Vorzimmer des Papstes, dann in die Engelsburg ein, S. 497.

P. Alexander's ältester Sohn D. Zufredo, Herzog von Gandia, wurde mit 10 Wunden ermordet und in die Tiber geworfen. Während aber diese ruchlose That gewöhnlich dem anderen Sohne Alexanders, Cesare Borgia, zugeschrieben wird, legt die Chronik, mit welcher auch Sanudo in seinen Diarien übereinstimmt und die selbst einen sehr ausführlichen Bericht aus Rom darüber mittheilt, S. 489—91, dem Johann Sforza, Herrn von Pesaro, dieselbe bey. Si dia che 'l signor Giovanni Sforza, Signor di Pesaro ha fatto questo effetto, perche il Duca usava con la sorella, sua consorte, la qual è filiola del Papa, ma d' un' altra donna. Er selbst war der Sohn einer Pelzhändlerin von Mantua und war nach dem Abendessen bey seiner Mutter mit einem Genossen, den man für den Herrn von Pesaro hielt, sich zu vergnügen in eine Vigne gegangen, von wo er nicht wiederkehrte. Non è huomo da bene in questa corte, che per questa causa non lo tengha ben morto. Darnach wird also wohl die gewöhnliche Auffassung (auch Ranke, die römischen Päpste, Bd. I. S. 50) zu corrigiren seyn. Erst dieser Unfall, der ihn speciell betraf, schien einen Eindruck auf Alexander VI. zu machen (Il Papa è addoloratissimo, ma conosce che é stata volontà di Dio). Jetzt gab er 6 Cardinälen den Auftrag, eine Reformation der Kirche und des Staates zu betreiben, betrieb eine Aussöhnung der Cardinäle Ursino, Colonna und Savelli und erklärte, er wolle selbst vom römischen Stuhle nichts annehmen che l' viver e'l vester. Es war hohe Zeit. Als ein Carmeliter, Mag Adam von Genua von der Simonie des Papstes gepredigt hatte, war er am andern Tage mit 20 Wunden todt im Bette gefunden worden, S. 318. Malipiero führt zum J. 1455 Verse an, welche bereits mehr als 30 Jahre vorher verfaßt waren und Unheil für die Kirche verkündeten, die allgemeine Herrschaft der Weltlichen über die Geistlichen in Aussicht stellten.

Gallorum levitas Germanos justificabit,
Italiae gravitas Gallos confusa necabit,
Gallus succumbet. Aquilae victricia signa
Mundus adorabit. Erit Urbs vix praesule digna.
Mille ducentis bis et nonaginta sub annis
Et tribus adjunctis consurget aquila grandis.
Terrae motus erit, quod non procul augu-ror esse.
Constantina cadet, equi de marmore facti,
Et lapis Augusti erectus et multa palatia Romae.
Papa cito moritur; Caesar regnabit ubique:
Sub quo tunc vana cessabit gloria regni.
S. 372.

Verse, die durch die Schlacht am Taro, das Aufkommen der ungeheuren habsburgischen Macht, den Tod Alexanders, den Ausbruch der Glaubensspaltung unter Carl V. eine vielfältige Bestätigung gefunden haben. Auch über das klägliche Schicksal von Florenz führt Malipiero eine längere Prophe-

zeihung eines Fra Innocenzo, gleich Savonarola vom Orden der Prediger Mönche an von 1493. S. 317. Als K. Ferdinand von Aragonien die Franciskaner-Mönche zwingen wollte, sich der sogenannten Observanz zu unterwerfen, gingen, wie Malipiero v. J. 1457, S. 497 berichtet, 1000 Mönche, unter ihnen 120 Doctoren der Theologie nach Afrika, um Muhammedaner zu werden. Ein Graf von Frangipane, aus der ungarischen Linie, wurde Türke aus Verdruß gegen K. Mathias von Ungarn. Die Venetianer bedrohten noch 1458 den Papst in Verbindung mit dem Könige von Frankreich mit einem Concil, wenn er sich nicht besser benähme, S. 161. Die 6 Cardinäle aber, welche die Reform einleiten sollten *), reichten zuletzt eine Reihe von Vorschlägen ein:

1. Sollte jeder Cardinal 6000 Ducaten Einkünfte haben.
2. Solle keiner mehr als ein Bisthum besitzen. Wer mehrere habe, müsse sie in die Hände des Papstes selbst (immediate) niederlegen.
3. Wer mit einer Pfründe (beneficio) investirt werde, brauche nur eine Annate (una pura annata) zu bezahlen.
4. Es sollen nur die würdigsten investirt werden, motu proprio Papae.
5. Niemand solle eine Aspettative bekommen und die bereits ausgestellten sollen zurückgenommen werden.
6. Der apostolische Stuhl solle beständig 500 homini d'arme und 4000 fremde Fußträger unterhalten und keinen Römer in Sold nehmen e non se dagha — pagha oder dia? — soldo a nessuno Roman. S. 494.

Ehe jedoch diese Hauptumrisse nothwendige Veränderungen zur Ausführung gebracht werden konnten, unternahm es Cäsar Borgia auf seine Weise im Kirchenstaate aufzuräumen und dadurch die ihm unbequemen Reformen zu beseitigen. Wie sie wieder aufgenommen wurden, und was sich dabey zugetragen, ist der Gegenstand einer Denkschrift des Referenten, welche im Laufe des Sommers in den Abhandlungen der historischen Classe abgedruckt werden wird.

Ueber Savonarola ertheilen die Annalen nur Weniges, jedoch mit großer Bestimmtheit und ohne den Enthusiasmus der Späteren. Da Francesco di Neri, welcher ihm im Namen des Papstes das Predigen verbot, erschlagen worden war, sandte die Signoria 400 Soldaten ab, während Savonarola 200 zu seinem Dienste hatte; ihres Widerstandes ungeachtet mußte er sich zuletzt der Signoria gefangen geben. Der Inhalt seiner Predigten sey dreifach gewesen:

1. daß man den Excommunicationen eines simonistisch gewählten Papstes nicht gehorchen dürfe,
2. daß Florenz seine frühern status wieder erlangen werde,
3. daß in Kurzem die Kirche Gottes sich reformiren werde, che de brevi la Giesia de Dio se die riformar. Eine Auffassungsweise, welche mit der Machiavelli's im Principe den Principien nach übereinstimmen dürfte.

Höfler.

---

*) Der ganze interessante Passus lautet: Hozi (17 Zugno 1497) ha convocato consistorio et s' ha doluto di questo caso et ha ditto di voler attender a viver; et non vuol altro dalla Sede Apostolica che l' viver e'l vestir e attender a conservar il stado della chiesa libero da ogne passion, con promessa de no dar cosa aluna ai sui: et ha dato carico in concistoro a sei cardinali di governar et regolar il tutto come meglio lor pare, con assenso del concistoro: et ha loro dato per coadgiutori doi auditori di Rota, huomini valentissimi: et ha pregato pure in concistoro li Cardinali Ursino, Colona et Savelo, che voglino remetter le offese, intendersi ben insieme, et stare uniti: et vedendo che in queste parti a Viterbo a Tarni, Narni et Spoleti sono in gran confusione ha chiamado da Napoli Consalvo Ferrando, che ha 3000 fanti et gli vuol dar carico di pacificar quelle cittá, le quali ogni giorno si tagliano a pezzi. Questo é quanto vi posso dir con fondamento di Roma. S. 491.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Mythologie der Römer für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck.

(Schluß.)

Von der Mythologie der Sabiner wissen wir nichts weiter von einigem Belang, als was von derselben in die römische überging, von welcher sie einen nicht geringen Theil ausmachte (S. 452). Von den Göttern der Etrusker und der Mythologie derselben ist keine solche Kunde auf uns gelangt, welche uns irgend einen genügenden Blick in dieselben vergönnte. Daß die Tyrrhener in Etrurien, welche die Sage aus Lydien einwandern läßt, in Sprache und Mythologie mit den ältesten Bewohnern Griechenlands in naher Verwandtschaft gestanden haben, scheint auch Hrn. Schwenck höchst wahrscheinlich; allein der Mangel an Denkmälern dieses Volkes und dazu der Mangel an Nachrichten über dasselbe machten es bisher unmöglich, Geschichte, Alterthümer und Sprache der Etrusker zu ergründen. Die dürftigen Angaben, welche sich bey griechischen und römischen Schriftstellern über die Etrusker finden, sind verhältnißmäßig spätern Ursprungs, und das Wenige, was wir in schwachen Umrissen aus den in Etrurien gefundenen Kunstwerken lernen könnten, wird dadurch zweifelhaft, daß wir über Zeit, Entstehung und Verhältniß derselben nicht gehörig unterrichtet sind. Wir können daher nicht wissen, wenn wir griechische Sagen und Gottheiten auf solchen Kunstwerken ausgeprägt sehen, wie es sich mit ihnen verhalte, ob sie den Etruskern zum Theil mit den Griechen gemein waren oder zu welcher Zeit sie ihnen bekannt wurden, und in welcher Beziehung ihre Götter zu denselben standen. Es kann demnach von einer Einsicht in die etruskische Mythologie für uns keine Rede seyn, sondern wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen eine der griechischen und römischen nicht unähnliche Mythologie bey ihnen vorauszusetzen, da die Nachrichten, welche wir darüber besitzen, nicht weiter reichen.

Wir wollen zum Schlusse dieser Anzeige noch einige römische Götter, welche uns der Hr. Verf. nicht richtig aufgefaßt zu haben scheint, in Kürze bezeichnen. Den Hauptgott der Lateiner und Römer, den Jupiter, hält er (S. 4) für den König des Himmels und glaubt, daß er, weil er der eigentliche Geber des himmlischen Lichtes im Allgemeinen war, ohne der Gott der Sonne oder des Mondes insbesondere zu seyn (S. 9), den Beynamen Lucetius, der Lichtgott, geführt habe, ein Name, welcher eigentlich oscisch war, wenn uns Servius (ad Virgil. Aen. IX, 570) recht berichtet hat. Unter diesem Namen ward er, wie Macrobius (I, 15) meldet, von den Saliern angerufen. Schon dieser Name dürfte beweisen, daß Jupiter, wie Zeus bey den Griechen, ursprünglich Sonnengott war. Die Sonne betrachteten die Alten als die Quelle alles Lichtes, und wenn ihn spätere Schriftsteller als Himmelsgott darstellen, so hat dieß seinen Grund darin, daß sie den Ort, an welchem sich die Sonne befindet, über welchen also der Sonnengott gebietet, aus Mißverständniß mit dem Gotte selber verwechselten. Wäre er nicht Sonnengott gewesen, so ließe

sich nicht erklären, wie man ihn als Urheber der Jahreszeiten und als Vorsteher der Zeit überhaupt ansehen konnte. Wir wollen hier nur auf einen Umstand aufmerksam machen, der hinreicht, diese Ansicht über allen Zweifel zu erheben. Als Numa das ältere zehnmonatliche Jahr der Römer zu einem zwölfmonatlichen umgestaltet hatte, wurde Jupiter Lucetius als Sonnengott Vorsteher des Vollmondes, wie bey den Griechen der Sonnengott Apollo Vorsteher des Neumondes war. Deßhalb waren ihm die Idus (Idus) heilig, an welchen ihm als dem Spender des Lichtes ein weißes Lamm geopfert wurde. Die weiße Farbe des Opferthieres bezog sich auf die natürliche Beschaffenheit des Lichtes, als dessen Urheber er verehrt wurde. Auch darin können wir Hrn. Schw. nicht beystimmen, daß Jupiters Gemahlin Juno als Göttin der Geburt den Beynamen Lucina oder Lichtgöttin hatte (S. 35). Diese Lucina war ursprünglich Mondgöttin, und als solche wurde sie Vorsteherin der Geburten wegen des großen Einflusses, welchen die Griechen und Römer dem Monde auf dieselben zuschrieben. Eigenthümlich erscheint ihm die Verbindung dieser Göttin mit Minerva in dem Dreiverein des capitolinischen Tempels, da sie in der griechischen Mythologie in keiner solchen Beziehung zu einander stehen, sondern hier die Geburt der Pallas Athene den Groll der Hera erweckt (S. 32). Diese Verbindung würde keineswegs so eigenthümlich seyn, wenn sich alle Sagen über Juno und Minerva bey den Griechen erhalten hätten. Die Feindschaft der griechischen Here gegen Pallas, wie die Verbindung der Minerva mit Juno in Rom haben ihren Grund in der ursprünglichen Verwandtschaft dieser Göttinnen, welche beyde aus Prädikaten des Mondes hervorgiengen. In der griechischen Mythologie sehen wir die Sonnengötter Apollon und Dionysos nicht bloß in inniger Freundschaft, sondern sie treten sich auch als erbitterte Gegner feindselig entgegen. Freunde sind sie, weil sie Gottheiten desselben Lichtkörpers sind; ihre Feindschaft aber bezieht sich entweder auf die Eifersucht, welche man gleichen Göttern zuschrieb, indem man meinte, daß sie einander an Macht und Vorzügen nicht nachstehen wollten, oder auf die doppelte Wirkung, welche man dem Lichte beylegte, in so ferne man es als Segen spendendes und als zerstörendes Element betrachtete. Daß also Minerva ursprünglich nicht Göttin der Weisheit war, wofür sie der Herr Verf. (S. 47) ansieht, sondern als Lichtgöttin Urheberin aller Weisheit und Kunstfertigkeit wurde, weil man das Licht auch als Symbol und Quelle der Wissenschaft betrachtete, möchte kaum einem gegründeten Zweifel unterliegen. Die Vesta war in Italien, wie die Hestia in Griechenland, die heilige Feuergöttin des Hausherdes, und ihr lateinischer Name stammt mit dem griechischen aus einer Quelle; nur darf man nicht annehmen, daß er erst in der spätern Zeit aus dem Griechischen entlehnt wurde. Die große Verehrung, welche sie genoß, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Alten das Licht und Feuer als belebendes, Segen und Gedeihen verleihendes Princip ansahen. Dieser Glaube bestimmte sie, das Feuer des Heerdes sorgfältig zu unterhalten und von jenem, welches auf dem Heerde des Staates im Prytaneum brannte, anzuzünden, wenn sie Colonisten ausschickten. Das Erlöschen dieses Feuers galt für ein Zeichen, daß alles Glück und aller Wohlstand des Staates von einem furchtbaren Untergange bedroht sey, das Fortbrennen desselben aber war ein Unterpfand der Dauer allgemeiner Wohlfahrt. Ueber die Penaten, welche in Rom mit der Vesta in sehr inniger Verbindung stehen, gelangte Hr. Sch. zu keinem vollkommen befriedigenden Resultate, was bey dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten auch nicht möglich ist (S. 73 fg.). Ihrem Namen nach bedeuten sie die Innern; so heißen sie als die im Innern des Hauses befindlichen Schutzgottheiten desselben, und der Glaube, daß jedes Haus solche Penaten habe, war so tief gewurzelt, daß man ihre Namen oft für den des Hauses gebrauchte, gleich jenem der Laren. Mit diesen werden sie nicht selten zusammen genannt, wie sie auch ähnlichen Schutz gewährten und Letztere in dem Innern des Hauses verehrt wurden, wenn sie auch nicht die eigentlichen Penaten waren. Wie das Haus des einzelnen Bürgers, so hatte auch der Staat seine Penaten, welche die Sage von Troja durch Aeneas nach Lavinium kommen läßt. Die Laviniſchen Penaten brachte man nach der Sage nach Rom (S. 77), sie kehrten aber nach

der Erzählung des Servius (III, 12) zweymal an ihre Stelle nach Lavinium zurück. Einer anderen Angabe zufolge wurden sie von Alba longa nach Rom geholt, und zwar unter Tullus Hostilius; da aber begab es sich, daß es Steine regnete (Schol. Juvenal. IV, 61), worauf der Senat nach Zuratheziehung der sibyllinischen Bücher befahl, die Heiligthümer zu Alba zu erneuern. Schon diese wenigen Sagen, deren Zahl wir nicht zwecklos vermehren wollen, zeigen, daß man über die römischen Staatspenaten nur Vermuthungen aussprechen kann. Die spätere Zeit hielt sie für samothracische Götter, und sobald diese Ansicht sich geltend machte, war es natürlich, sie auch die großen Götter zu nennen. Wir glauben, daß sie weder für die griechischen Dioscuren, noch für die samothracischen Götter gehalten werden dürfen, sondern ursprünglich die höchsten Wesen waren, welche man in Italien, wie die Pelasger nach Herodots Angabe, in der Urzeit ohne besondere Namen sowohl im Privatleben als Beschützer der einzelnen Familien, als auch im öffentlichen als Schirmer der allgemeinen Wohlfahrt verehrte. Später, als aus den vielen Namen, womit man Sonne, Mond, die Erde, das Meer und andere göttlich verehrte Gegenstände begrüßte, eine große Anzahl von Göttern entstand, welche bey der Umgestaltung aller Verhältnisse eine ganz andere Bedeutung erhielten, als sie früher hatten, und im Cultus eben so großes Ansehen erlangten, als die Penaten genossen, mußten die Vorstellungen von diesen sehr schwankend werden, zumal da sie im Gegensatze zu den übrigen Gottheiten nicht an öffentlichen Orten aufgestellt waren, sondern ihre Bilder den Augen der großen Menge entzogen wurden.

Mars, welcher in der römischen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, war nach der Ansicht des Hrn. Verf. vorzüglich Kriegsgott, was sich allerdings nicht in Abrede stellen läßt; nur würden wir an seiner Stelle zunächst auf die ursprüngliche Bedeutung des Mars, welche er als Sonnengott hatte, aufmerksam gemacht haben. Als solchem war ihm der Monat März geweiht, welcher das alte römische Jahr begann und den Frühling brachte, in welchem die Kraft der Sonne überall neues Leben weckt. Daß er später vorzugsweise als Kriegsgott angerufen ward, möchte sich aus dem kriegerischen Charakter des Volkes erklären, welchem er angehörte. Nach der Annahme des Hrn. Schw. war er ursprünglich Gott der Sabiner. Allein wenn diese Meinung als richtig angegeben werden müßte, so könnte man nicht wohl einsehen, wie Romulus, der Repräsentant der lateinischen Ramnes, sein Sohn genannt werden konnte, da in diesem Falle eher Titus Tatius als solcher erscheinen müßte. Sein Beyname Quirinus kann eine solche Behauptung nicht begründen, wenn man auch zugibt, daß dieses Prädikat von quiris abzuleiten sey, und dieses Wort bey den Sabinern einen Speer bezeichnete. Bey der nahen Verwandtschaft der italischen Völkerschaften und ihrer Sprache ist es sehr wohl möglich, daß dasselbe auch den Römern nicht fremd war und vielleicht bloß deßhalb in dem gemeinen Leben nicht gebraucht wurde, weil es als hieratischer Ausdruck der Religion angehörte. Wichtig aber erscheint uns die Bemerkung des Hrn. Verf., daß Mars als Vorsteher des Krieges den Beynamen Quirinus oder Speergott erhielt, und daß, als Romulus ebenfalls, wie Mars, Ahnherr Roms geworden war, man ihn zum Sohne des Mars machte. In einer Kapelle des sogenannten Königshauses, welches zum Vesta Tempel gehörte (S. 81), waren die Speere des Mars aufbewahrt, und wenn sich diese selbst bewegten, galt es für ein schlimmes Anzeigen. Man hätte sie hier, wie Hr. Schw. richtig bemerkt, nicht aufbewahrt, sondern im Tempel des Mars, wäre er nicht als der erhaltende Ahnherr Roms angesehen worden, dessen Speere ein heiliges Unterpfand seines mächtigen Schutzes waren. Wie viele Prädikate von den Göttern, welche sie trugen, getrennt und zu selbstständigen Wesen erhoben wurden, ist aus der Geschichte der griechischen Urzeit bekannt. So ward also auch Quirinus von Mars getrennt und zu einem besondern Gott erhoben, welcher als Gründer der Stadt Rom von dieser den Namen Romulus erhielt und in die Reihe der Könige verflochten. Wie die Namen Cadmeonen und Cecropiden von den nach Cadmus und Cecrops benannten thebanischen und athenienſischen Königsgeschlechtern auch auf die Bewohner von Theben

und Athen ausgedehnt wurden, so ging auch der Name Quirinus auf jene von Rom über, und wenn man berücksichtigt, daß populus ursprünglich die versammelte Wehrmannschaft bezeichnete, wie das griechische στρατός, so dürfte der Ausdruck populus Romanus Quiritium weder als grammatische Eigenthümlichkeit, noch als Folge eines Mißverständnisses der ursprünglichen Bedeutung angesehen werden können. Jedenfalls geben wir der Erklärung, daß Quirinus aus einem Beynamen des Mars entstand, unsere volle Zustimmung und gestehen, daß auf diese Weise die Bedeutung der Quirites sich besser begreifen läßt, als wenn man Göttlings und Beckers Ansicht festhält. Wenn man in der spätern Zeit die Bürger im Gegensatze zu den Kriegern mit diesem Namen anredete, so läßt sich diese Erscheinung keineswegs als Gegenbeweis anführen. Vielmehr dürfte dieselbe ihren Grund darin haben, daß das Wort Quirites im Laufe der Zeit seine ehemalige Bedeutung verlor, wie dieß auch bey populus der Fall war, das in der Folge ebenfalls einen Gegensatz zu exercitus bildete.

Die Entstehung der Erzählung, daß Evander griechische Colonisten nach Italien führte, hat Hr. Schw., wie uns dünkt, ganz gut erklärt, weßhalb wir seine Ansicht nicht mit Stillschweigen übergehen können. Sie trägt nach derselben (S. 326) ganz deutlich das Gepräge späterer Erfindung durch die Griechen, welche die Römer gar gerne in Ermangelung wirklich nationaler Sagen mit solchen Dichtungen versahen. Die Griechen erblickten in dem römischen Lupercus den lycäischen Pan, was sehr nahe lag, da beyde allerdings sehr große Aehnlichkeit hatten, daß sie auf diesen Gedanken kommen konnten. Dieser vermeintliche Pan konnte bey ihrer Neigung, römische Culte aus den ihrigen zu erklären, nur aus Arcadien nach Rom gelangt seyn, zumal da hier ein palatinischer Hügel und in Arcadien ein Flecken Pallantion war, Namen, welche so gut zusammen stimmten, daß nichts erwünschter seyn konnte. Der römische Lupercus aber war Faunus, der Günstige oder Gute; diese Bedeutung hatte auch Euandros, wie ihn die Griechen nannten. Diesen ließen sie nun aus Pallantion zum palatinischen Hügel ziehen und den Dienst des lycäischen Pan stiften, so daß er zu diesem in dasselbe Verhältniß kam, in welchem die aus einem Prädikate der Here entstandene Jo bey den Griechen zu dieser Göttin erscheint.

Mit der Annahme aber, daß die Sage von den Wanderungen des Aeneas ebenfalls griechischer Dichtung ihren Ursprung verdanke (S. 327), können wir nicht einverstanden seyn. Hr. Schw. glaubt, daß dieselbe nicht über die Zeit des griechischen Dichters Stesichorus hinauf als vorhanden erwiesen werden könne; wer sie den Römern glaublich machte, und wann sie dieselbe annahmen, sey für uns in spurloses Dunkel gehüllt, und es habe in der Zeit, aus welcher Schriftdenkmäler oder Bruchstücke derselben auf uns gelangt sind, schwerlich noch irgend ein Mensch über diese Annahme etwas zu sagen gewußt. Wäre diese Voraussetzung richtig, so ließe sich kaum ermitteln, wie der Name Aeneas auch in Italien an Orte geknüpft sey, oder Aeneas als Jupiter Indiges verehrt werden konnte. Wir vermuthen, daß er den italischen Völkerschaften, wie jenen von Epirus, Griechenland und Troja wegen ihrer Verwandtschaft gemein war, wie der Stammvater der Dardaner, dessen Heimath auch in Etrurien gesucht wurde.

Mehrere Punkte näher zu erörtern, verbietet uns der einer solchen Anzeige zugemessene Raum. Deßhalb schließen wir diese mit der Bemerkung, daß die äußere Ausstattung des Werkes der Vortrefflichkeit des Inhaltes entspricht.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Dritter Theil. Mit dem Bildnisse Humphry Davy's. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 372 Seiten. 1845.

In dem ersten und zweyten Bande des vorliegenden Werkes wurde die allgemeine Geschichte der Chemie, so wie die Geschichte der Hülfswissenschaften und der theoretischen Lehren abgehandelt, worüber wir in diesen Blättern Bericht erstattet haben. Der dritte Band, von welchem hier die Rede seyn wird, enthält die Geschichte der einzelnen Substanzen der unorganischen Chemie.

Der Verf. beginnt mit der Geschichte der Säuren, Alkalien, Erden und Salze. Die einzige den Alten bekannte Säure war der Essig, weßhalb auch die Griechen den Begriff „sauer" überhaupt mit ὄξος, Essig, bezeichneten. Von den Arabern und namentlich von Geber wurden die Kenntnisse der Säuren vermehrt; Geber kannte nämlich das Scheidewasser und sprach auch, obgleich undeutlich, von der Schwefelsäure. Nachdem von Basilius Valentinus die Bereitung der Salzsäure, von Turquet de Magerne die Benzoësäure, von Oswald Croll die Bernsteinsäure entdeckt waren, zeigte Scheele, daß es Säuren mit metallischer Basis gebe; außerdem vergrößerte er die Zahl der organischen Säuren. Die Säuren wurden in mineralische und in organische Säuren eingetheilt, dann in Säuren mit bekanntem und in Säuren mit unbekanntem Radikal. Die Eintheilung in Sauerstoff- und Wasserstoffsäuren, welche von 1812 datirt, wurde von den meisten Chemikern erst später angenommen. Die Ansichten über die Constitution der Säuren haben mannichfache Veränderungen erlitten. Becher, welcher stets zur Methode der Generalisation der einzelnen chemischen Erfahrungen hinneigte und somit die analogen Eigenschaften verschiedener Körper einem gemeinsamen Bestandtheil zuzuschreiben versucht war, nahm eine Ursäure oder Primitivsäure an, aus deren verschiedenartigen Verunreinigungen die verschiedenen Säuren hervorgingen, eine Meinung, welche auch später von Stahl zum Theil angenommen wurde. Sylvius glaubte, daß alles Aetzende und Scharfe diese Eigenschaften nur von einem Gehalt an Feuermaterie besitze, und daß daher die Säuren wie die Alkalien Feuer in ihrer Mischung enthalten. Lemery suchte das Gemeinsame der Säuren in der spitzigen Gestalt ihrer Molcküle und schrieb die Wirkungen der Säuren der verschiedenen Form jener Spitzen zu. Meyer endlich nahm ein besonderes ätzendes Princip an, welches namentlich beym Brennen des Kalkes aus dem Feuer in diesen übergehe und das er Acidum pingue nannte, ein Princip, welches auch die Ursache der ätzenden Eigenschaften aller Säuren seyn sollte. Die Zeiten waren indeß vorüber, wo solche allgemeine und durch keine Versuche unterstützten Behauptungen bey den Chemikern Glück machen

konnten, denn Lavoisier hatte nunmehr eine andere Art zu forschen in die Chemie eingeführt. Er war bemüht, das Gemeinsame in der Zusammensetzung der Säuren aufzusuchen und fand diese Substanz in dem Sauerstoff, in welchem unter dem Namen Feuerluft freylich Scheele schon etwas früher den Ursprung aller Säuren zu finden glaubte. Die Erkenntniß, daß das Verbrennen auf der Verbindung eines verbrennlichen Körpers mit Sauerstoff beruhe, war der Grundstein, auf welchem Lavoisier seine Theorie aufbaute. Er fand bald darauf, daß die fire Luft, das Produkt der Verbrennung der Kohle, eine Verbindung aus Kohle und Sauerstoff sey, daß die Salpetersäure Sauerstoff enthalte, daß die Phosphorsäure aus Phosphor und Sauerstoff bestehe ꝛc. Auf diese Thatsachen gestützt, hielt Lavoisier seit 1778 den Gehalt an Sauerstoff für etwas allen Säuren Gemeinsames, so wie für die Ursache ihrer sauren Eigenschaften und von jener Zeit an wurden alle Säuren als Sauerstoffverbindungen betrachtet, in welchen der Sauerstoff die Rolle des Säure bildenden Principes spielt. Diese von Lavoisier aufgestellte und fast allgemeinen Eingang findende Ansicht erlitt dadurch eine Modification, daß einige mit sehr sauren Eigenschaften begabte Substanzen aufgefunden wurden, in welchen kein Sauerstoff enthalten ist. Davy zeigte nämlich, daß die Salzsäure nur aus Wasserstoff und Chlor bestehe, aber keinen Sauerstoff enthalte; der Mangel an Sauerstoff wurde bald darauf von Gay-Lussac auch in der Jodwasserstoffsäure, so wie in der Blausäure und einigen anderen nachgewiesen. Mit der Annahme dieser Ansicht war also die Existenz zweyer verschiedener Classen von Säuren zugegeben, der sauerstoffhaltigen und der wasserstoffhaltigen. Man erkannte hieraus, daß der Sauerstoff nicht unbedingt als das principium aciditatis zu betrachten sey, sondern daß das Säuerungsprincip jeder Säure in ihrem mit dem Sauerstoff verbundenen Radikale liege, daß der Sauerstoff in dieser Beziehung sich indifferent verhalte, indem seine Verbindungen eben sowohl die stärksten Salzbasen, als die stärksten Säuren seyen, je nach der Natur des Stoffs, mit dem er sich vereinige.

Geschichte der Alkalien und Erden.

Die alkalischen Substanzen wurden zuerst in den Aschen der Pflanzen wahrgenommen. Zu den beyden schon früher entdeckten fixen Alkalien, nämlich Kali und Natron, kam 1817 noch ein drittes feuerbeständiges Alkali, das von Arfvedson entdeckte Lithion. Der Begriff der Alkalinität war den Alchemisten nicht bekannt, sie wußten nur, daß durch die Alkalien einige blaue Pflanzenfarben in grün und einige gelbe in roth verändert werden. Die Kausticität wurde zuerst am gebrannten Kalk wahrgenommen und man glaubte, daß das Causticum vom Kalk zu den milden nämlich kohlensauren Alkalien übergetragen würde, eine Ansicht, welche lange die herrschende blieb. Black fand endlich, daß die aufbrausenden Erden und Alkalien ein Gas als Bestandtheil in sich enthalten, welches aus den ersteren durch Hitze austreibbar ist, aus letzteren nicht, welches Gas aber aus beyden durch Säuren entwickelt werden kann, ferner daß die von diesem Gas befreyten Alkalien oder Erden ätzend sind und daß die Aetzbarkeit ihnen im ganz reinen Zustande eigenthümlich ist, daß also der Aetzkalk die Alkalien nicht durch Abgabe eines ätzenden Stoffes, sondern durch Entziehung der fixen Luft ätzend macht. Obgleich diese von Black aufgestellte Theorie ganz geeignet war, über die Kausticität der Alkalien Aufschluß zu geben, so wurde sie doch von Meyer in Osnabrück hartnäckig, aber ohne allen Erfolg bestritten. Nur durch die Versuche von Lavoisier wurde der Streit über die Kausticität erledigt und zwar ganz zu Gunsten der von Black gegebenen Erklärung.

Die Entstehung der Alkalien hatte ebenfalls die Aufmerksamkeit der Chemiker lange Zeit in Anspruch genommen und auch hierüber waren die Ansichten sehr verschieden. Nach Einigen waren die Alkalien in den Pflanzen schon gebildet, nach Anderen sollten sie beym Verbrennen erst erzeugt werden, welcher letzterer Ansicht vorzüglich Tachenius, Becher, Kunkel und Stahl zugethan waren. Marggraf war der erste, welcher giltige experimentelle Beweise für die Präexistenz der Alkalien in den Pflanzen gab, indem er in einem natürlichen Pflanzensaft, so wie im

Weinstein und auch im Sauerkleesalz fires Kali nachwies, ohne dazu die Verbrennung anzuwenden, was von Wiegleb bestätigt wurde und auch schon von Rouelle dargethan war, während Spielmann der Ansicht von der Bildung der Alkalien durch das Feuer getreu blieb. Der Streit über die Entstehung der Alkalien wurde durch das Auftreten Macquer's fast plötzlich abgebrochen; er glaubte nämlich Beweise für die Erzeugung der Alkalien beyzubringen, aber endlich fand doch Alles, was man für die künstliche Hervorbringung der Alkalien angeführt hatte, allgemeine Widerlegung. Mit dem Umsturz des Stahl'schen Systems und mit dem Aufkommen der antiphlogistischen Theorie betrachtete man jenen Gegenstand vorurtheilsfreyer und seit dieser Zeit ist über die Präexistenz der Alkalien in den Pflanzen, über die Unrichtigkeit der Ansicht, daß sie nur unter dem Einfluß des Feuers erzeugt werden, kein Zweifel mehr unter den Chemikern.

Der Verf. geht nun zu den Erden über, von denen die meisten als alkalische Substanzen zu betrachten sind. Die Feuerfestigkeit wurde stets als ein wesentliches Kennzeichen der Erden anerkannt; indem man nur eine Primitiverde annahm, hielt man alle übrigen für Spielarten und Verunreinigungen jener ersten Erde. Erst später unterschied man alkalische und eigentliche Erden. Lavoisier fing schon an, die Alkalien und Erden nicht mehr für unzerlegbare Körper zu halten und sprach die Vermuthung aus, daß die Basis sauerstoffhaltig seyn müsse, obgleich sie durch Kohle nicht reducirbar seyen, hielt sie aber, wenigstens die Erden, dennoch für Oxyde. Die von Curaudeau, von Guyton-Morveau und Andern angestellten Versuche führten zu keinem genügenden Resultate und man zweifelte fast an der Zusammensetzung der Erden, bis daß H. Davy 1807 das Kali und Natron durch die galvanische Elektricität zerlegte, worauf auch alle übrigen Erden von Gay-Lussac, Thenard, Berzelius, Wöhler und Oerstedt reducirt und von dieser Epoche an als Oxyde erkannt wurden.

Diesem Artikel über die Alkalien- und Erden läßt der Verf. die Geschichte der Salze folgen. Der Gegensatz zwischen Säuren und alkalischen Substanzen wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts bestimmt ausgesprochen; man hatte wahrgenommen, daß durch ihr Zusammentreten ihre charakteristischen Eigenschaften aufgehoben wurden; in den Säuren glaubte man ein actives und in den alkalischen Substanzen ein passives Princip zu erblicken und die daraus entstandenen Salze wurden als indifferente Körper betrachtet. Bergmann nannte Neutralsalze die Verbindung der Säuren mit Alkalien, welche die Pflanzenfarben nicht verändern, und Mittelsalze die Verbindungen der Säuren mit Erden und Metallen. Die aus mehr als einer Säure und einer Basis zusammengesetzten Salze nannte man dreyfache oder Tripelsalze, welche Bezeichnung aber mit der Benennung Doppelsalze gleichbedeutend ist. Ueber die Constitution der Salze entstanden die verschiedensten Meinungen, welche wir hier nicht anführen können. Schon Bergmann betrachtete die Salze nicht als Verbindungen der Säuren mit reguliniſchen, sondern mit oxydirten Metallen, wodurch die Lehre von den Salzen, welche auch von Lavoisier angenommen wurde, eine große Einfachheit erhielt, indem man von nun an alle Salze als die Verbindungen zweyer oxydirter Stoffe betrachtete. So viel diese mühsam errungene Ansicht auch für sich hatte, so kamen doch neue Forschungen hinzu, durch welche dargethan wurde, daß sie zu einer gleichartigen Constitution aller Salze nicht ausreiche, sondern abgeändert werden müsse. Es wurde nämlich erwiesen, daß die wasserfreye Salzsäure sich

nicht geradezu mit Oxyden zu Salzen vereinige, sondern daß sich hiebey immer so viel Wasser bilde und abscheide, daß der ganze Sauerstoffgehalt des Oxydes darin enthalten sey, daß man endlich in den salzsauren Salzen eben so wenig wie in dem salzsauren Gase Sauerstoff als Bestandtheil nachweisen könne. Im Jahre 1810 sprach H. Davy die Ansicht aus, daß die salzsauren Salze sauerstofffreye Verbindungen eines unzerlegbaren Körpers, des Chlors, mit Metallen seyen und gab so Anlaß zu der Trennung aller Salze in zwey große Gruppen, sauerstoffhaltige und sauerstofffreye. Dieser Ansicht traten nun Gay-Lussac und Thenard bey, ersterer vorzüglich geleitet durch seine Versuche über die Verbindungen des Jod's und des Cyans mit Metallen, woraus sauerstofffreye Salze hervorgingen. Als endlich auch Berzelius der neuen Lehre beygetreten war, wurden von diesem Chemiker die Salze genauer eingetheilt; die als sauerstofffreye Salze erkannten wie die Chlor-, Jod-, Cyan-Verbindungen, bezeichnete er mit dem Ausdrucke Haloid-Salze, weil sie aus einem dem Chlor ähnlichen Körper und einem Metalle bestehen.

Metalle. Verkalkung. Verbrennung. Die Metalle wurden nur allmählig bekannt, und wenn in den Uebersetzungen der Bücher des alten Testamentes Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Bley erwähnt werden, so ist hieraus nicht mit Sicherheit zu entnehmen, daß die Israeliten diese sechs Metalle wirklich gekannt und unterschieden hatten. Bey den Griechen und Römern finden wir außer den eben aufgezählten sechs Metallen noch das Queckſilber aufgeführt. Den genannten Metallen reiht sich im 15. Jahrhundert das Antimon an, welches Basilius Valentinus zuerst darstellte; derselbe erwähnt auch des Wismuthes und des Zinks, welche indeß beyde erst im 16. Jahrhundert, das erstere durch Agricola, das zweyte durch Paracelsus als eigenthümliche Metalle bekannt wurden. Durch den schwedischen Chemiker Brandt wurden 1733 das Arsen und 1742 das Kobalt als eigenthümliche Metalle nachgewiesen. Der Engländer Wood erkannte 1741 das Platin und Cronstedt 1751 das Nickel.

Die Vorstellungen der Alten über Verbrennung und Verkalkung der Metalle sind ganz verschieden von denen unserer Tage. Die Meinung der Alten, daß das Feuer ein Element der Körper sey, scheint anzudeuten, daß sie das Feuer als etwas Materielles, die Verbrennung als eine einfache Abscheidung der in einem Körper enthaltenen Feuermaterie betrachteten und die größere oder geringere Verbrennlichkeit einer Substanz als auf einem verschiedenen Gehalt an Feuermaterie beruhend annahmen. Wir übergehen hier die verschiedenen Ansichten, welche von Geber, Cardanus, Libavius, Boyle, Kunkel, Becher ꝛc. über das Verbrennen, so wie über die zusammengesetzte Natur des Schwefels bis zur Einführung des Begriffs des Phlogiston durch Stahl aufgestellt wurden. Stahl glaubte nämlich nachgewiesen zu haben, daß der Brennstoff oder Phlogiston (die Ursache des Verbrennens) etwas ganz Anderes sey, als der brennbare Körper, wie z. B. der Schwefel und hierauf gründete er allmählig seine Phlogistontheorie, welche freylich in Fr. Hoffmann, Boerhave und Buffon die mächtigsten Gegner fand, obgleich Macquer als einer der bedeutendsten Vertheidiger derselben auftrat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp ꝛc.

(Schluß.)

Durch die Entdeckung, daß die Metalle beym Calciniren an der Luft an Gewicht zunehmen, wurde der Sturz der Phlogistontheorie vorbereitet. Stahl sprach sich über die Ursache der nun einmal anerkannten Gewichtszunahme gar nicht aus; die Gewichtsverhältnisse ganz vernachläßigend legte er dem Umstande keine Wichtigkeit bey, daß die Metalle, wenn sie ihr Phlogiston verlieren, doch schwerer werden; er versuchte es auf keine Weise, diese Gewichtszunahme zu erklären, worüber indessen von seinen Schülern die gröbsten Unrichtigkeiten veröffentlicht wurden. Boyle war der erste, welcher erkannte, daß die Metallkalke der schweren Metalle specifisch leichter sind, als die Metalle, aus welchen sie entstehen, aber die richtige Erklärung, in welcher Weise die Luft an der Verbrennung und Verkalkung Theil nimmt, blieb noch immer verkannt. Von 1772 an wurde die Erscheinung der Luftabsorption bey der Verkalkung wiederholt und genauer beobachtet; bald darauf erkannte man, daß die Verbrennung und Verkalkung nicht auf der Ausscheidung des Phlogiston aus dem verbrennlichen Körper, sondern auf der Vereinigung des verbrennlichen Körpers mit einem Bestandtheil der Atmosphäre, dem Sauerstoff, beruhe. Bayen, Priestley, Scheele und Lavoisier waren es besonders, welche damals Versuche über diesen Gegenstand anstellten. Lavoisier allein zog aus den Resultaten dieser Experimente die Schlußfolgerungen, welche bald als richtig anerkannt wurden und mit deren Annahme der Sturz der phlogistischen Theorie verbunden war. Nach vielen Einwendungen und Gegenversuchen von Macquer, Baumé, Demachy und Guyton Morveau stand endlich mit der Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers das antiphlogistische System ausgebildet da. Die Lage der Anhänger der phlogistischen Theorie wurde dadurch eine sehr kritische, wie sich dieß aus ihren eigenen Widersprüchen am besten ersehen läßt. Dieser Zustand einer gewissen Anarchie unter den Phlogistikern dauerte von 1780 bis 1800, während welcher Zeit die Ansichten immer noch den Gedanken an Phlogiston nicht aufgebend, von Kirwan, Priestley, Cavendish, Scheele, Bergmann, Gren, Richter ꝛc. zu Tag gefördert wurden. Diese Uneinigkeit der Phlogistiker untereinander ließ um so mehr die Einfachheit und strenge Consequenz der Lavoisier'schen Theorie hervortreten, indem die Widersprüche der ersteren ihre Meinungen gegenseitig widerlegten, so daß es nach 1785 einer ernstlichen Bekämpfung derselben durch das antiphlogistische System kaum mehr bedurfte. Die Zahl der Anhänger Lavoisier's nahm zu. Während er im Anfang allein stand und unter

den Chemikern faſt keinen Beyſtand, unter den andern Naturforſchern Frankreichs nur an Laplace eine Stütze fand, traten von 1785 an die ausgezeichnetſten Chemiker ſeinen Anſichten bey, vorzüglich Berthollet, Fourcroy und Guyton. Mit dieſen fing er an die Annales de Chimie herauszugeben, um ein Organ für die neue Theorie zu gewinnen und ſo den Einfluß des von de la Metherie geleiteten Journal de physique zu bekämpfen. Auch mehrere deutſche Chemiker, wie Wiegleb, Gren, Richter ꝛc. traten nun der Lehre von Lavoiſier bey. Nur Crell und Weſtrumb, dann die engliſchen Chemiker Kirwan und Prieſtley waren es, die am längſten Anſtand nahmen, ſich der neuen Lehre anzuſchließen.

Gaſe. Atmosphäriſche Luft. Die Gaſe wurden erſt ſpät der Gegenſtand genauerer Forſchung und lange dauerte es, bis man nur an die Exiſtenz von Gaſen, die von der gemeinen Luft weſentlich verſchieden ſeyen, glaubte. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zog das Studium der verſchiedenen Gasarten die allgemeine Aufmerkſamkeit der Chemiker auf ſich; bald war auch eine große Menge derſelben entdeckt und die wichtigſten unter ihnen ihrer chemiſchen Natur nach genauer erkannt worden. Die vielfältigen Verſuche, welche von Helmont, Boyle, Wren, Mayow, Bernouilli, Hales ꝛc. angeſtellt waren, führten nicht zu der Erkenntniß, die verſchiedenen von ihnen entwickelten Luftarten von der atmosphäriſchen Luft mit entſchiedener Gewißheit zu unterſcheiden. Black war der erſte, welcher das kohlenſaure Gas unter dem Namen der fixen Luft als ganz verſchieden von der atmosphäriſchen erkannte, was bald von Bergmann beſtätigt wurde. Lavoiſier betrachtete die Gaſe als Verbindungen eines oder mehrerer Elemente mit Wärmeſtoff, als Körper, die unter einander nur hinſichtlich des Aggregationszuſtandes, nicht hinſichtlich ihrer chemiſchen Conſtitution etwas Gemeinſchaftliches haben. Der Verf. führt hier die verſchiedenen Anſichten von Sylvius, Mayow, Willis, Boerhave über die atmosphäriſche Luft an, ſo wie deren Anſichten über das Athmen und die thieriſche Wärme.

Im Jahre 1774 wurde von Prieſtley das Sauerſtoffgas entdeckt und zwar während ſeines Aufenthaltes in Paris; geordneter aber als Prieſtley's Verſuche und nach dem Ziel der Unterſuchung bewußter hinſtrebend waren Scheele's zur nämlichen Zeit ausgeführte Arbeiten über die Conſtitution der Atmosphäre, wobey er den Satz aufſtellte, daß die Luft aus elaſtiſchen Flüſſigkeiten von zweyerley Art zuſammengeſetzt ſeyn müſſe, wovon nach ſeinen Beobachtungen der eine Theil durch Schwefellebersolution, durch ſchwefligſaures Kali, durch trocknende Oele, durch Eiſenfeile mit Waſſer benetzt, und durch ähnliche Subſtanzen abſorbirt wird, während der andere zurückbleibt. Den nicht abſorbirten Rückſtand nannte er verdorbene Luft, weil durch ihn das Athmen und Verbrennen nicht mehr unterhalten werden konnte.

Als Lavoiſier die Darſtellung des Sauerſtoffgaſes aus rothem Queckſilberoxyd der Akademie in Paris vorlegte, nahm er mit keinem Worte Notiz von der durch Prieſtley ſelbſt ihm gemachten Mittheilung über die Entwicklung dieſes Gaſes aus Queckſilberoxyd (ſeine dephlogiſtiſirte Luft) und erſt etwa 7 Jahre ſpäter gibt er an, daß das Gas von Prieſtley noch vor ihm entdeckt worden ſey. Von 1775 an betrachtete Lavoiſier die atmosphäriſche Luft als aus Sauerſtoffgas und Stickſtoffgas zuſammengeſetzt und dieſe Anſicht über die Atmosphäre kann ſeit dieſer Zeit als von den bedeutendſten Repräſentanten aller Parteyen in der Chemie anerkannt betrachtet werden, ſo verſchieden auch damals noch die Meinungen über den eigentlichen Unterſchied zwiſchen Sauerſtoffgas und Stickſtoffgas waren. Das Stick-

gas wurde zuerst von Rutherford 1772 als eine eigenthümliche Luftart erkannt. Lavoisier nannte es Azote (aus dem α privativum und Ζωτικός, das Leben erhaltend), um schon durch den Namen die charakteristische Eigenschaft des Gases zu bezeichnen. Bald nach der Entdeckung des Stickstoffs wurde er als ein Bestandtheil des Ammoniaks erkannt. Daß die Salpetersäure, abgesehen von ihren Verbindungen mit Basen, ein Bestandtheil des Regenwassers sey, wurde schon 1751 von Marggraf wahrgenommen. Im Jahre 1776 bewies Lavoisier, daß die Salpetersäure als einen ihrer Bestandtheile Sauerstoff enthält, aber erst 8 Jahre später fand Cavendish, daß wenn man durch ein Gemeng von Stickgas und Sauerstoffgas elektrische Funken fortgesetzt durchschlagen läßt, Salpetersäure gebildet wird, woraus sich ergab, daß die Salpetersäure aus Stickstoff und Sauerstoff zusammengesetzt ist. Die anderen Oxydations-Stufen des Stickstoffs, nämlich salpetrige Säure, Stickoxydgas und Stickoxydulgas wurden später von Lavoisier und Priestley entdeckt. Das letztere wurde aber erst durch die holländischen Chemiker Deimann, Bondt ꝛc. aus dem salpetersauren Ammoniak rein dargestellt.

Wir übergehen die vom Verf. ausführlich mitgetheilte lange Reihe von Versuchen, welche endlich zur Entdeckung des Ammoniaks führten. Schon im Jahre 1683 zeigte Bourdelin, daß Eisenrost, der sich langsam bildet, Ammoniak enthält und Sylvius wies die Gegenwart desselben in einigen Pflanzen, namentlich im Löffelkraut nach. Priestley entdeckte 1774 das Ammoniakgas indem er Salmiak mit Kalk erhitzte und die daraus sich entwickelnde Luft über Queckſilber auffing. Was die Constitution des Ammoniakgases betrifft, so bemerkte schon Priestley, daß es unter dem Einfluß fortgesetzt hindurchschlagender Funken sein Volumen bedeutend vermehrt und daß dabey ein brennbares Gas auftritt. Berthollet zeigte endlich, daß die von Priestley beobachtete Volumsvergrößerung durch Elektrizität auf einer Zerlegung des Ammoniakgases in seine Bestandtheile beruhe, indem es dadurch in Stickstoffgas und Wasserstoffgas zerlegt werde.

Seit den ältesten Zeiten galt das Wasser als Element und kaum vierzig Jahre sind es, daß man noch die chemische Einfachheit des Wassers zu vertheidigen suchte. Die allgemein angenommene Meinung, daß sich das Wasser in Erde verwandle, wurde allmählig nach Lavoisier's Versuchen aufgegeben. Zur Erkenntniß der Zusammensetzung des Wassers leitete der synthetische Weg, nämlich die Verbrennung des Wasserstoffs, denn Cavendish entdeckte, daß Wasserstoffgas mit gemeiner Luft oder mit Sauerstoffgas verbrannt, Wasser gibt, und daß wenn Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in dem richtigen Verhältniße verbrennen, beyde Gasarten verschwinden, woraus er den Schluß machte, daß das Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehe. Diese von Cavendish gemachte Entdeckung wurde noch in dem nämlichen Jahre 1781 von Lavoisier und Laplace bestätigt.

Man erkannte bald darauf die Zerlegung des Wassers bey der Lösung von Eisen und Zink in Schwefel- oder Salzsäure, so wie die Zerlegung des Wassers durch Reibungs-Elektrizität nach einer von Deimann und Paets von Troostwyk gemachten Entdeckung. Die durch Versuche dargethane Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff wurde indeß keineswegs sogleich allgemein anerkannt, sondern erfuhr bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die heftigsten Widersprüche, indem die Versuche, welche diese Wahrheit anzeigten, in der vielfältigsten Weise gedeutet wurden.

Im folgenden Abschnitt behandelt der Vf. den Kohlenstoff und seine Verbindungen. Vor dem 17. Jahrhundert findet man keine genauen Angaben über die Natur der Kohlensäure. Black betrachtete diese Säure als einen Bestandtheil der Sauerbrunnen und der milden Alkalien, aber Lavoisier war es, welcher zuerst die zusammengesetzte Natur derselben erkannte und fand, daß sie aus Kohlenstoff und Sauerstoff bestehe. Daß der Graphit im Wesentlichen Kohlenstoff sey, wurde 1779 erkannt, was schon einige Jahre früher durch die Versuche von Lavoisier, Macquer ꝛc. mit dem Diamant dargethan war. Die Verbindungen der Kohle mit Wasserstoff als eigenthümliche Gasarten wurden mit Sicherheit erst in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts wahrgenommen.

Schwefel, Phosphor und Selen folgen hierauf und werden von ihrem geschichtlichen Standpunkte aus beschrieben. Vom ersteren spricht schon Homer als einem Räucherungsmittel, welches bey religiösen Ceremonien angewendet wurde. Die Entdeckungen der Säuren des Schwefels, des Schwefelkohlenstoffs, des Schwefelwasserstoffs und der Schwefelmetalle folgen. Diesen reiht sich an der Phosphor mit seiner Verbindung und das Selen.

Den vorliegenden dritten Band dieses Werkes beschließt der Verf. mit dem geschichtlichen Theil des Chlor, Fluor, Jod und Brom. Als Scheele im Jahre 1774 das Chlor entdeckte, fand er, daß dieses gelbe Gas die Pflanzenfarben so zerstört, daß sie weder durch Säuren, noch durch Alkalien wieder hergestellt werden können, daß der Zinnober in diesem Gase zu Aetzsublimat wird, daß alle Metalle und selbst das Gold davon angegriffen werden. Man fand ferner, daß Phosphor sich in Chlorgas ohne Zutritt der äußern Luft entzünde und daß eine Feuererscheinung entstehe, wenn Antimon, Wismuth und einige Schwefelmetalle in dieses Gas gebracht werden. Durch eine Reihe von Versuchen fand sich Davy bewogen, das Chlor als einen einfachen Körper zu betrachten und diese Ansicht fand allmählig allgemeine und gänzliche Anerkennung.

Ueber die Natur des Fluor herrscht noch Dunkelheit, indem aus den Versuchen von Gay-Lussac, Thenard und Davy noch nicht mit Sicherheit hervorgegangen, ob man das hypothetische Fluor als das Radikal der Flußsäure anzusehen habe. Die Discussion, ob die Flußsäure als Sauerstoff- oder Wasserstoffsäure zu betrachten sey, fällt ganz mit der über die Constitution der Salzsäure zusammen.

Was endlich das Jod und Brom betrifft, womit dieser dritte Band beschlossen wird, so ist über den geschichtlichen Theil dieser beyden neu entdeckten Substanzen nicht allein kurz, sondern auch sehr unvollkommen und lückenhaft berichtet worden. Sobald der vierte und letzte Band erschienen seyn wird, werden wir die Leser der Gelehrten Anzeigen davon in Kenntniß setzen, wobey wir uns vorbehalten, auf die theils einseitige, theils zu weitschweifige Darstellung, welche der Verf. bey Abfassung seines Werkes zu befolgen für gut befunden, aufmerksam zu machen.

A. Vogel, sen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. G. Zumpt, die Religion der Römer. Berl. 1845.

E. A. Lewald, de religionibus peregrinis apud veteres Romanos paulatim introductis. Heidelb. 1845.

Th. Bergk, Beyträge zur griech. Monatskunde. Gießen 1845.

A. G. Reichard, Erinnerungen, Ueberblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums. Leipz. 1829.

A. W. Zumpt, De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus commentatio epigraphica. Berol. 1845.

F. v. Quast, Die Basilika der Alten. Berl. 1845.

Dr. R. Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums. Leipz. 1845.

Ch. Lenormant, Introduction à létude des vases peints. P. I. Par. 1845.

W. Pütz, Grundriß der Geographie und Geschichte der alten, mittleren und neuen Zeit. Bd. 1. 2. Cöln 1844.

The Indian Mail, a monthly register for british and foreign India, China and Australasia. Lond. 1845.

E. Fr. Mooyer, die Einfälle der Normannen in die pyrenäische Halbinsel. Münster 1844.

H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789. Nouvelle édition. Vol. 1 — 12. Par. 1844.

Essais historiques sur la ville et le pays de Laval, en la province du Maine. Laval 1843.

Alf. Nettement, Henri de France ou histoire des Bourbons de la branche ainée pendant quinze ans d'éxil 1830 — 1845. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Ch. Mac. Farlane, The french revolution. Vol. 1 — 4. Lond. 1844 — 45.

Ch. de Lacretelle, Histoire du consulat et de l'empire. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Dr. Schneidawind, Leben Kaiser Josephs II. Hamb. 1846.

Dr. V. Jakobi, Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes. Leipz. 1845.

Dr. W. Elster, Charakteristik Heinrichs des Jüngern, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg. Braunschweig 1845.

Die Bielshöhle bei Rübeland am Harz. Braunschweig 1845.

Beschreibung der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz. Braunschweig 1845.

W. Leo, Geognostische Monographie des Fürstenthums Schwarzburg = Rudolstadt. Rudolstadt 1845.

Th. Bendella, Die Bukowina im Königreich Galizien. Wien 1845.

J. M. Thun, Der Slavismus in Böhmen. Leipz. 1845.

Rückblicke auf Ungarns Zustände, vom Jahre 1526 bis zum Landtage 1811. Wien 1845.

v. Pröckl, Eger und das Egerland. Heft 1 — 19. Prag 1845.

Fr. X. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Heft 1 — 5. Linz 1845.

M. Koch, Chronologische Geschichte Oesterreichs von der Urzeit bis zum Tode K. Karl VI. Innsbruck 1846.

Dr. Jacoby, Preußen im Jahre 1845. Königsberg 1845.

Elisabeth, die erste Kurfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Berl. 1844.

Dr. J. Schneider, Der Eltenberg und Montfeeland bei Emmerich. Emmerich 1845.

C. Mattis, Das Riesengebirge. Hirschberg 1845.

W. v. Grabowski, Territorialgeschichte des preußischen Staates oder Darstellung des Wachsthumes der Besitzungen des Hauses Brandenburg. Berl. 1845.

Dr. F. Schultz, Flora der Pfalz. Speyer 1846.

G. Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich. Bd. 2. Schluß. St. Gallen 1846.

G. Leonhardi, Rhätische Sitten und Gebräuche, Bruchstücke und ungedruckte Reisebeschreibungen ꝛc. St. Gallen 1845.

Ant. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte. Bd. 1. Zürich 1845.

G. Rüsch, Histor.-geograph. Darstellung des Kantons Appenzell. St. Gallen 1844.

J. A. Nijhoff, Bijdragen door Vaderlandsche geschiedenis en Oudheidkunde. Decl. 3. 4. Arnhem 1842 — 44.

The letters and dispatches of John Churchill, first Duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Edit. by Sir George Murray. Vol. 4. 5. Lond. 1845.

C. A. Stothard, Monumental effigies of Great Britain, selected from our Cathedrals and churches. Lond. 1817.

W. H. Maxwell, History of the Irish rebellion in 1798, with memoirs of the union and Emmett's instruction in 1803. Lond. 1845.

J. Greve, Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1844.

Leop. v. Buch, Beyträge zur Bestimmung der Gebirgsformationen in Rußland. Berl. 1840.

Chiac. Rizzardo, La presa di Negroponte fatta dai Turchi ai Venéziani nel 1470. Venezia 1844.

Dr. Ph. Wolff, Die Druſen und ihre Vorläufer. Leipz. 1845.

H. H. Breen, St. Lucia: historical etc. Lond. 1844.

The annual fifteenth report of the house of refuge of Philadelphia. Philadelphia 1843.

C. Fr. Neumann, Mexiko im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach chinesischen Quellen. München 1845.

Alex. Murray, Doings in China. Lond. 1843.

Sam. Kidd, China. Lond. 1841.

Will. Ellis, History of Madagar. Vol. 1. 2. Lond. 1838.

Dr. J. M. Jost, neuere Geschichte der Israeliten von 1815 bis 1845. Abth. 1. Berlin 1846.

Dr. S. Stern, das Judenthum und der Jude im christlichen Staate. Berl. 1845.

E. Pariset, Histoire des membres de l'académie royale de medecine. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Lord Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great seal of England, from the earliest times till the reign of Georg IV. Vol. 1 — 3. Lond. 1845.

R. Thomassy, Jean Gerson, chancelier de Notre Dame et de l'université de Paris. Par. 1844.

Nic. Nawrotzki, Ueber die Rectifikation der Peripherie des Kreises. Hamb. 1845.

G. Lamezan, Eine in ihren Prinzipien und Resultaten neue Methode zur Auffindung von Curven u. s. w. Würzburg 1845.

Dr. W. A. Diesterweg, zur geometrischen Analysis. Bonn 1843.

Al. Mayer, Ueber die tangirenden Flächen erster und zweyter Ordnung. Würzburg 1845.

Henry G. Knight, The ecclesiastical architecture of Italy, from the time of Constantine to the 18. Century. T. II. Lond. 1844.

H. Hübbe, Beyträge zur Kunde des Fluthgebietes der Elbe. Hamb. 1845.

Dr. J. F. Benzenberg. Versuche über die Umdrehung der Erde. Düsseldorf 1845.

Dr. C. L. Menzzer, die Lehre vom Luftdrucke in ihrem Prinzipe als unlogisch erwiesen, nebst einer Fundamentaltheorie über das Barometer und die Schwere. Halberstadt 1845.

Dr. G. Fr. Pohl, Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper in ihrer gegenseitigen Beziehung. Breslau 1846.

Dr. E. Ph. Peipers, Die positive Dialektik. Düsseldorf 1845.

M. Biot, Instructions pratiques sur l'observation et la mesure des propriétés optiques appélées rotatoires. Par. 1845.

Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen, door de Leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indie. Livr. 24. — N. 11. 12 Zoölogie. Schluß der Abtheilung Zoologie. Leiden 1845.

H. Löw, Dipterologische Beiträge. Posen 1845.

C. G. Ehrenberg, Neue Untersuchungen über das kleinste Leben als geologisches Moment. Leipz. 1845.

— — Vorläufige zweite Mittheilung über die Be-

ziehungen des kleinsten organischen Lebens zu den vulkanischen Massen der Erde. Berlin 1845.

G. R. Waterhouse, A natural history of the Mammalia. Part. 1 — 4. London 1845.

Dr. C. Fr. W. Siedhof, Naturgeschichte der Stubenvögel Deutschlands. Braunschweig 1845.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 1. Par. 1845.

Dr. C. F. Ph. de Martius, Genera et species palmarum quas in itinere per Brasiliam annis 1817 — 1820 collegit. Fasc. VIII. Monach. 1845.

Dr. E. Meyer, Die Entwicklung der Botanik in ihren Hauptmomenten. Königsb. 1844.

Dr. J. Roeper, Zur Flora Meklenburgs. Th. 1. 2. Rostock 1843 — 44.

Dr. Fr. Unger, Synopsis plantarum fossilium. Lips. 1845.

A. C. Koch, Die Riesenthiere der Urwelt oder das neuentdeckte Missourium Theristocaulodon. Berlin 1845.

Dieudonné, Rapport fait au conseil central de salubrité publique de Bruxelles sur la maladie des pommes de terre. Bruxelles 1845.

Aug. Anckarswärd, Tal om Jordbrukets narvarande tillstånd inom faderneslandet, hindren for dess förkofran och utsigterna for dess framtid. Stokh. 1842.

C. v. Plotho, Die Kartoffel, ihr Anbau und ihre Aufbewahrung. Magdeb. 1845.

C. v. Bruckmann, Beitrag zur Luftheizung. Heilbronn 1845.

Fr. Gutermann, Die älteste Geschichte der Fabrikation des Linnen-Papieres. Leipzig 1845.

J. F. Schmidt, Ergänzung des Versuches einer Darstellung des Bergrechtes im Königreich Böhmen. Prag 1844.

F. Ehrenfeuchter, Entwicklungs-Geschichte der Menschheit besonders in ethischer Beziehung. Heidelb. 1845.

Eleventh annual report of the managers of the Pensylvania institution for the instruction of the Blind. Philadelph. 1844.

J. H. Koosen, der Streit des Naturgesetzes mit dem Zweckbegriffe in den physischen und historischen Wissenschaften. Königsberg 1845.

Dr. R. Schmidt, Der philosophische Absolutismus des Hegelschen Systems. Berl. 1845.

L. Schmid, Ueber die menschliche Erkenntniß. Münster 1844.

Fr. J. Stahl, Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. Abth. 2. Die Lehre vom Staat und die Prinzipien des deutschen Staatsrechtes. Heidelb. 1846.

Alfr. Michiels, Etudes sur l'Allemagne renfermant une histoire de la peinture allemande. Vol. 1. 2. Bruxelles 1845.

Ad. Ellissen, Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. Bd. 1. Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipz. 1846.

Carlo Marenco da Ceva, Tragedie. T. 1 — 4. Torino 1837 — 44.

P. Aretin, Oeuvres choisies, traduits de l'italien par P. L. Jacob. Par. 1845.

Ed. Lobedanz, Der Dithmarscher Kampf um seine Freyheit im Jahre 1500. Kiel 1845.

Walther von der Vogelweide; Gedichte, herausgegeben von Lachmann. 2. Ausg. Berl. 1844.

K. Schädel, Drey mittelhochdeutsche Gedichte mit erläuternden Anmerkungen. Hannover 1845.

W. Appelius, Literarischer Nachlaß. Cassel 1845.

J. F. Willems, Oude Vlaemsche Liederen. Livr. 1. Bruss. 1846.

G. Cuvier's Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 — 1792, naturhistorischen, politischen und litterarischen Inhalts. Herausg. von Dr. W. J. G. Behn. Kiel 1845.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianismo disegnati ed illustrati. Distribuz. 8 — 11. Roma 1845.

Nicc. Palmerini, Catalogo delle opere d'intaglio di Raffaello Morghen. Firenze 1710

Gio. Paol. Lomazzo, Trattato dell'arte della pittura scultura ed architettura del XVI secolo. Vol. 1 — 3. Roma 1844.

Will. H. Carpenter, Mémoires et documents inédits sur Antoine van Dyck. P. P. Rubens et autres artistes contemporains. Trad. de l'Anglais par L. Hymans. Anvers 1845.

Dr. C. F. A. Grebe, Die Beaufsichtigung der Privatwaldungen von Seiten des Staates. Eisenach 1845.

Dr. J. Kudler, Die Grundlehren der Volkswirthschaft. Th. 1. 2. Wien 1846.

Rob. v. Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. 2. umgearbeitete Auflage Bd. 3. Tübing. 1845.

W. Dittmar, Die Versorgung der Militärpersonen in Civildiensten. Sammlung der gesetzlichen Vorschriften darüber. Magdeb. 1845.

T. Tobler, Fragmenta observationum de profluvio menstruo. Trogae 1840.

Dr. König, der Kreislauf des Blutes und die Planetenbahnen. Weissensee 1844.

J. Hyrtl, Vergleichung anatomischer Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere. Prag 1845.

John Goodsir, Anatomical and pathological observations. Edinburgh 1845.

Dr. Fr. H. Alex. Berg, Beyträge zur Behandlung der nervösen Schwerhörigkeit mittelst eines neuen Apparates. Berlin 1845.

Dr. C. Noodt, Helcologia universalis. Lips. 1839.

J. Moreau, Du Hachish et de l'aliénation mentale, études psychologiques. Par. 1845.

Dr. M. Levy, Traité d'Hygiène publique et privée, Vol. 1. 2. Par. 1844.

Dr. G. R. Scheider, Ueber das Augenfell (pannus) und dessen Behandlung. Berlin 1845.

Dr. A. Nuhn, Handbuch der chirurgischen Anatomie. Th. 2. Spezielle chirurgische Anatomie. Bd. 1. Mannheim 1845.

Dr. W. Fergusson, Handbuch der praktischen Chirurgie und chirurgischen Anatomie, übers. von Frankenberg. Bd. 1. Leipzig 1845.

Dr. T. B. Curling, die Krankheiten des Hodens, Saamenstranges und Hodensackes, übers. von Reichmeister. Leipzig 1845.

A. Bonnet, Traité des articulations. T. 1 — 2. Avec Atlas. Par. 1845.

Dr. C. Fr. F. Sintenis, das praktische gemeine Civilrecht. Bd. 2. Das Obligationenrecht. Abth. 1. Leipzig 1845.

Bolley, Beytrag zur Lehre von den correspectiven Testamenten der Eheleute. Stuttg. 1846.

Dr. H. Zöpfl, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. II. Abth. 1. Die Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Stuttg. 1846.

Hamburgische Rechtsalterthümer. B. I. Die ältesten Stadt- Schiff- und Landrechte Hamburgs. Herausgegeben von Dr. J. M. Lappenberg. Hamburg 1845.

Dr. C. Zeller, Das Wiesenculturgesetz im Großherzogthum Hessen. Darmstadt 1843.

C. G. Schwab, Die Conflicte zwischen der Flößerey auf öffentlichen Flüssen und den Mühlenberechtigten, erörtert nach dem gemeinen deutschen und würtembergischen Recht. Stuttg. 1844.

C. F. Schenk, Entwurf des k. preußischen Wiesen- und Culturgesetzes. Siegen 1843.

M. Pickhardt Rheinisches Ruralgesetzbuch. Crefeld, 1839.

Landesökonomie-Gesetzgebung des Königreichs Hannover. Hannover 1843.

Entwurf eines Gesetzes über Bewässerungs- und Entwässerungs-Anlagen für Würtemberg. Stuttg. 1843.

Dr. J. Wildner, Das Fideikommiß-Recht nach dem öster. allg. Gesetzbuche bearbeitet. Wien 1835.

L. A. Warnkönig u. L. Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 1. Basel 1845.

Dr. L. Fr. Ilse, Geschichte des deutschen Steuerwesens. I. Abtheilung. Von den Staatsabgaben. I. Periode. Zeit der Karolinger. Giessen 1844.

Dr. R. Osterloh, Die summarischen bürgerlichen Prozesse nach k. sächsischem Rechte. Leipzig 1845.

Jos. Kitka, Ueber den Gerichtsgebrauch. Wien 1845.

Dr. C. Hofacker, das Floßregal besonders in Würtemberg. Stuttg. 1844.

K. A. Schmidt, Drey kleine theologische Abhandlungen. Breslau 1845.

Dr. H. W. Kienlen, Encyklopädie der Wissenschaften der protestantischen Theologie. Darmstadt 1845.

Δανιὴλ κατὰ Ἑβδομήκοντα. E codice Chisiano post Segarium edid. sec. versionem syriacohexaplarem recogn. H. A. Hahn. Lips. 1845.

H. W. J. Thiersch, Versuch einer Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften. Erlangen 1845.

Fr. Delitzsch, Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Ch. A. Crusius und ihre neueste Entwicklung. Leipz. 1845.

Dr. A. Köster, Nachweis der Spuren einer Trinitätslehre vor Christo. Frankf. 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. März — Juni 1846.

Du mouvement scientifique et littéraire en Europe pendant l'année 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1106.

Progrès récents des sciences dans quelquesunes de leurs applications. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 5.

Géruzez, Nouveaux essais d'histoire littéraire. Par. 1846. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1021.

Louandre, La bibliothèque royale et les bibliothèques publiques. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 640.

Landor, Collected writings. 2 Vols. Lond. 1846. — Edinb. Rev. 1846. April p. 486.

Dumast, Mémoire sur la question de l'unité des langues. — Journ. asiat. 1846. Mars p. 292.

Biondelli, Delle lingue furbesche. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 81.

Burnouf, Sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 244.

On the particles ὡς or ὅπως ἄν with a conjunctive or optative. By T. W. P. — Class. Museum. Vol. IV. 1846. April Nro. XI. p. 66.

Düntzer, On the conclusion of the Iliad from v. 677. Translated from the Authors Mss. by G. F. Graham. — Ebendaſ. p. 36.

Aristophanis Ranae. Emendavit et interpretatus est F. V. Fritzschius. Turici 1845. — Ebendaſ. p. 102.

Histoire Romaine de Dion Cassius, traduite en français, le texte en regard, collationné sur les meilleures éditions et sur les mss. de Rome, Florence, Venise etc. par G. Gros. T. I. Paris 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1067.

Mohammed-ebn-Djobaïr, Voyage en Orient (Ms. de la bibliothèque publique de Leyde) texte arabe, suivi d'une traduction française et de notes par Amari. (Suite et fin.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 201.

Littrow, Verzeichniss geographischer Ortsbestimmungen. Leipz. 1844. — Bull. de la soc. de géogr. 1846. Févr. p. 121.

Santarem, Atlas des monumens cartographiques du moyen âge. Livr. III. Paris 1846. fol. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1059.

Didron, Le mont Athos. — Ann. archéol. 1846. T. IV. p. 69. 133.

Robinson, (Ed.) Biblical researches in Palestine, Mount Sinai and Arabia Petraea. 3 Vols. Lond. 1841. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 423.

Figari et Husson, Suite du journal d'un voyage géologique à Gebel-Zeyt et dans le désert compris entre le Nil et la mer rouge. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 32.

Hamilton, Researches in Asia-Minor etc. Fragment inédit d'une histoire géographique de l'Asie-mineure, par Vivien de Saint-Martin. — Ebendaſ. p. 41.

Seyffart, Chronologia sacra etc. Leipz. 1846.

— Revue de bibliographie analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 961.

Wornum, Some account of greec and roman portraits. — Class. Museum. Vol. IV. 1846. April. Nro. XI. p. 47.

Dyer, On the attic Dionysia. — Ebendaſ. p. 70.

Birch, On the torc of the Celts. — Arch. Journ. Vol. III. Nro. 9. 1846. March p. 27.

Rouet, Lettres sur les découvertes d'antiquités assyriennes. (Pl. Deuxième Bas-relief de Maalthaï.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 280,

Corbellini, Il museo lapidario Archinto e gli scavi di Castel Serpio. Rivista Europ. 1846. Genn. p. 107.

Jocobs, Carte générale du théâtre des croisades. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 17.

Bunbury, On the topography of Rome. Part. II. 1. The roman Forum. — Class. Museum Vol. IV. 1846. April. Nro. XI. p. 1.

Donovan, Rome, ancient and modern, and its environs. 4 Vols. Rome 1845. — Dublin Review 1846. March. p. 120.

Notice, sur la carte de France (levée par les officiers du corps royal d'état-major). — Bull. de la soc. de géogr. 1846. Févr. p. 130.

Dumont, (Ed.) Cours d'histoire de France. — Univ. cathol. 1846. Mars. p. 221.

Sainte-Beuve, Historiens modernes de la France. VI. Mignet. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 679.

Vatout, Souvenirs historiques des résidences royales de France. T. VI. Chateau d'Amboise. Par. 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1075.

Clément, Surintendants, controleurs généraux et ministres des finances célébres. III. J. B. Colbert. (Fin.) — Correspond. 1846. Livr. 6. T. XIII. p. 932.

Girardot, Les archives départementales. — Ann. archéol. T. IV. p. 102.

Coquelin, Du commerce extérieur de la France. Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 661.

Fléchier, Mémoires sur les grandsjours tenus à Clermont en 1665 — 1666, publiés par B. Gonod. Paris 1844. Walkenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Marie de Rabutin, Marquise de Sévigné. 3 vols. Par. 1842 — 1845. — Correspond. 1846. Livr. 6. T. XIII. p. 965.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. III. Les lois. — Ebendaſ. T. XIII. Livr. 5. p. 774.

Stapleton, Observations in disproof of the pretended marriage of William de Warren, Earl of Surrey, with a daughter begotten of Matildis, daughter of Baldwin, comte of Flanders, by William the Conqueror, and illustrative of the origin and early history of the family in Normandy. — Arch. Journ. Vol. III. Nro. 9. 1846. March p. 1.

Longueville Jones (H.), On the cromlechs extant in the isle of Anglesey. — Ebendaſelbſt p. 39.

On crannoges and remains discovered in them. By E. P. S. — Ebendaſ. p. 44.

Petit (I. L.), Ecclesiastical antiquities of the isle of Man. — Ebendaſ. p. 49.

On some remains of the work of William of Wykham, at Windsor castle. By E. B. Ebendaſ. p. 59.

Shirley, Some account of the territory or dominion of Farney in the province and earldom of Ulster. (London) 1845. — Ebendaſ. p. 93.

Court and times of king James the first: 1) The autobiography and correspondence of Sir S. D'Ewes. Edited by J. O. Halliwell. 2. Vols. Lond. 1845. 2) Payné Collier, A collection of public and private documents chiefly illustrative of the times of Elizabeth and James I. from the original Mss., the property of the Lord Francis Egerton. Lond. 1840. 3) Goodman, The court of King James I.; to which are added lettres illustrative of the personal history of the most distinguished characters in the court of that monarch and his predecessor, now first published by J. S. Brewer. Lond. 1838. — Engl. Review. 1846. March. p. 120.

The pyramids and their builders: 1) Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte etc. 2) Vyse (Howard), Operations carried on at the pyramids of Gizeh in 1837. — Ebendaſ. p. 87.

Santarem, Rapport sur un mémoire de M. da Silveira relativement à la découverte des terres du Prêtre-Jean et de la Guinée par les Portugais. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 5.

Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie

et le commerce de la partie occidentale de Madagascar. — Ebendaſ. Févr. p. 77.

Veuillot, Madagascar. I. Acherman, Hist. des révolutions de Madagascar depuis 1642 jusqu' à nos jours. 1833. II. Précis sur les établissements français à Madagascar. 1836. III. Notice sur Madagascar. 1840. IV. Laverdant, Colonisation de Madagascar. 1844. V. Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de la partie occidentale de Madagascar. 1845. VI Carayon, Histoire de l'établissement français de Madagascar. 1845. VII. Adresse du conseil colonial de Bourbon; documents officiels etc. 1830 — 1846. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 7. p. 76.

Hellert, Exploration de l'Isthme de Panama. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Févr. p. 98.

Arioste, gouverneur de la Garfagnane. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nr. 3. p. 305.

Nisard, Fénelon. Ses écrits politiques, religieux et littéraires. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 581.

Chasles, Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. (Letters and speeches of Oliver Cromwell etc. by Th. Carlyle. 2 Vols. Lond. 1846.) Ebendaſ. Livr. 4. p. 508.

Lushington, The life and services of General Lord Harris during his campaigns in America, the West Indies and India. Lond. 1844. 2d. ed. — Engl. Review 1846. March. p. 1.

Notice of the late James Millingen. — Class. Museum Vol. IV. 1846. April Nro. XI. p. 91.

Audley, La jeunesse d'O 'Connell. — Correspondant. T. XIV. 1846. Livr. 8. p. 193.

Viollet-Leduc et Leon Gaucherel, Piscines du XIII. siècle. — Ann. archéol. T. IV. p. 87.

Verneilh, Architecture civile au moyen âge dans le Périgord et le Limousin aux XII. et XIII. siècles. — Ebendaſ. p. 161.

Didron, Fléche de Saint-Denis. — Ebendaſ. p. 175.

Avogadro, Mémoire sur les volumes atomiques des corps composés. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 268.

Boucheporn, Etudes sur l'histoire de la terre et sur les causes des révolutions de la surface. Par. 1844. — Ebendaſ. p. 330.

Résumé de quelques découvertes récentes sur la circulation de mollusques et sur une disposition particulière de leur canal alimentaire, décrite sous le nom de phlébentérisme. — Ebendaſ. p. 249.

Humboldt, Cosmos. Stuttg. et Tüb. 1845. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 8. p. 208.

Dufour, Description des galles du Verbascum et du Scrophularia et des insectes qui les habitent, pour servir à l'histoire du parasitisme. — Annal. des scienc. nat. 1846. Janv. Zool. p. 5.

Guillot, Mémoire sur l'appareil de la respiration dans les oiseaux. — Ebendaſ. p. 25.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés, professé au Collége de France. — Rev. zool. 1846. Mars p. 81.

Lafresnaye, Mélanges ornithologique. — Ebendaſelbſt p. 91.

Brongniart, Note sur un nouveau genre de cycadées du Mexique. — Annal des scienc. nat. 1846. Janv. Botan. p. 5.

Miquel, Recherches sur la structure d'un tronc agé du Cycas circinalis. — Ebendaſ. p. 11.

Dutrochet, Note sur les tiges qui descendent vers la terre comme des racines. — Ebendaſ. p. 24.

Webb, De dicherantho paronychiarum genere novo. — Ebendaſ. p. 27.

Spach, Revisio generis poterium. — Enbedaſ. p. 31.

Desmazières, Observations sur les Sphaeria arundinacea et Godini. — Ebendaſ. p. 44.

Brongniart, Mémoire sur les relations du genre Noggerathia avec les plantes vivantes. — Ebendaſelbſt p. 50.

Mélicocq, Monstruosités de l'Antirrhinum majus. Ebendaſ. p. 61.

Sauvanau, Recherches analytiques sur la composition des terres végétales des départements du Rhône et de l'Ain. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 277.

Sénarmont, Remarques sur la cristallisation du spath calcaire. — Ann. des Mines T. VIII. Livr. 6. p. 635.

Soyer-Willemet, De l'influence du sel sur la végétation. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 323.

D'Omalius-d'Halloy, Des races humaines ou éléments d'ethnographie. — Ebendaſ. p. 344.

Gerbet, Dernières conférences d'Alberic d'Assise.

Introduction. Premier entretien. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 340. Livr. 7. p. 397.

Quelques idées sur la place qu'a occupée la nature dans la poésie aux différents âges. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 362.

Torelli, Tradizioni del pensiero italiano. Carlo Innocenzo Frugoni. — Rivista Europa. 1846. Genn. p. 1.

Guerrieri, Delle poetesse italiane contemporanee. Ebendaſ. p. 26.

Texier, L'orfévrerie du moyen âge. — Ann. archéol. T. IV. p. 148.

Modern German Painting: 1) Raczynski Histoire de l'art moderne en Allemagne. Berl. 1841. 2) Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseld. 1842. 3) Report from the Select Committee on fine arts. Lond 1844. — Quart. Review 1846. March. p. 323

Selvatico (P.) Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenze. Fir. 1845. — For. Quart. Rev. 1846. April p. 206.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen-âge. Instruments à percussion. Cloche. — Ann. archeol. T. IV. p. 94.

La musique payenne dans les églises. Réaction en faveur de la musique chrétienne, par Janssen et De Voght à Malines, et Henry à Bruxelles. Une séance au congrés archéologique de Reims. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 52.

Cavour, Des idées communistes et des moyens d'en combattre le développement. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 5.

Salmour, Notizie sopra le principali instituzioni di credito agrario etc. Torino 1845. — Ebendaſelbſt Nr. 3. p. 333.

Dunoyer, De la liberté du travail, ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 42.

Audiganne, De l'agitation industrielle et de l'organisation du travail. 1) Dunoyer, De la liberté du travail. 2) Morin, Essai sur l'organisation du travail. 3) Dupuynode, des lois du travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'après la théorie de Fourier. 7) Villegardelle, Histoire des idées sociales. etc. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 4. p. 460.

Coquelin, La question des céréales. — Ebendaſ. T. IV. p. 441.

Guerrieri, Polemica sulla quistione delle mete o dei calmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 95.

Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 2. p. 287.

Sacchi, Studi sulla pubblica beneficenza. — Rivista Europea 1846. Genn. p. 55.

Nasmyth, on the human mouth. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 161.

Wilson, Observations on the development and growth of the epidermis. — Philos. Mag. 1846. Febr. p. 82.

Draper, On the cause of the circulation of blood. Ebendaſ. March. p. 178.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

l'travail. 4) Marchand, Du paup
5) Briancourt, L'organisation d
et l'association. 6) Forest, L'organi
du travail d'après la théorie de Fourier.
llegardelle, Histoire des idées soci
etc. — Revue de deux Mondes 1846
Livr. 4. p. 460.

, La question des céréales. — Ebendas
p. 441.

i, Polemica sulla quistione delle mete o
lmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn.

Recherches sur les causes de l'indigence.
846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr.

tudi sulla pubblica beneficenza. — Riv
ropea 1846. Genn. p. 55.

month. — Edinb.

Introduction. Premier entretien. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 340. Livr. 7. p. 397.

Quelques idées sur la place qu'a occupée la nature dans la poésie aux différents âges. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 362.

Torelli, Tradizioni del pensiero italiano. Carlo Innocenzo Frugoni. — Rivista Europa. 1846. Genn. p. 1.

Guerrieri, Delle poetesse italiane contemporanee. Ebendaſ. p. 26.

Texier, L'orfévrerie du moyen âge. — Ann. archéol. T. IV. p. 148.

Modern German Painting: 1) Raczynski Histoire de l'art moderne en Allemagne. Berl. 1841. 2) Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseld. 1842. 3) Report from the Select Committee on fine arts. Lond 1844. — Quart. Review 1846. March. p. 323

Selvatico (P.) Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenze. Fir. 1845. — For. Quart. Rev. 1846. April p. 206.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen-âge. Instruments à percussion. Cloche. — Ann. archeol. T. IV. p. 94.

La musique payenne dans les églises. Réaction en faveur de la musique chrétienne, par Janssen et De Voght à Malines, et Henry à Bruxelles. Une séance au congrés archéologique de Reims. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 52.

Cavour, Des idées communistes et des moyens d'en combattre le développement. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 5.

Salmour, Notizie sopra le principali instituzioni di credito agrario etc. Torino 1845. — Ebendaſelbſt Nr. 3. p. 333.

Dunoyer, De la liberté du travail, ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 42.

Audiganne, De l'agitation industrielle et de l'organisation du travail. 1) Dunoyer, De la liberté du travail. 2) Morin, Essai sur l'organisation du travail. 3) Dupuynode, des lois du travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'après la théorie de Fourier. 7) Villegardelle, Histoire des idées sociales. etc. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 4. p. 460.

Coquelin, La question des céréales. — Ebendaſ. T. IV. p. 441.

Guerrieri, Polemica sulla quistione delle mete o dei calmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 95.

Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 2. p. 287.

Sacchi, Studi sulla pubblica beneficenza. — Rivista Europea 1846. Genn. p. 55.

Nasmyth, on the human mouth. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 161.

Wilson, Observations on the development and growth of the epidermis. — Philos. Mag. 1846. Febr. p. 82.

Draper, On the cause of the circulation of blood. Ebendaſ. March. p. 178.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'après la théorie de Fourier. Allegardelle, Histoire des idées sociales etc. — Revue de deux Mondes 1846. Livr. 4. p. 460.

, La question des céréales. — Ebendas. p. 441.

i, Polemica sulla quistione delle mete o mieri. — Rivista Europ. 1846. Genn.

Recherches sur les causes de l'indigence. 846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 3.

tudi sulla pubblica beneficenza. — Riv. ropea 1846. Genn. p. 55.

— Edinb.

Introduction. Premier entretien. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 340. Livr. 7. p. 397.

Quelques idées sur la place qu'a occupée la nature dans la poésie aux différents âges. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 362.

Torelli, Tradizioni del pensiero italiano. Carlo Innocenzo Frugoni. — Rivista Europa. 1846. Genn. p. 1.

Guerrieri, Delle poetesse italiane contemporanee. Ebendaſ. p. 26.

Texier, L'orfévrerie du moyen âge. — Ann. archéol. T. IV. p. 148.

Modern German Painting: 1) Raczynski Histoire de l'art moderne en Allemagne. Berl. 1841. 2) Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseld. 1842. 3) Report from the Select Committee on fine arts. Lond 1844. — Quart. Review 1846. March. p. 323

Selvatico (P.) Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenze. Fir. 1845. — For. Quart. Rev. 1846. April p. 206.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen-âge. Instruments à percussion. Cloche. — Ann. archeol. T. IV. p. 94.

La musique payenne dans les églises. Réaction en faveur de la musique chrétienne, par Janssen et De Voght à Malines, et Henry à Bruxelles. Une séance au congrés archéologique de Reims. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 52.

Cavour, Des idées communistes et des moyens d'en combattre le développement. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 5.

Salmour, Notizie sopra le principali instituzioni di credito agrario etc. Torino 1845. — Ebendaſelbſt Nr. 3. p. 333.

Dunoyer, De la liberté du travail, ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 42.

Audiganne, De l'agitation industrielle et de l'organisation du travail. 1) Dunoyer, De la liberté du travail. 2) Morin, Essai sur l'organisation du travail. 3) Dupuynode, des lois du travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'après la théorie de Fourier. 7) Villegardelle, Histoire des idées sociales. etc. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 4. p. 460.

Coquelin, La question des céréales. — Ebendaſ. T. IV. p. 441.

Guerrieri, Polemica sulla quistione delle mete o dei calmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 95.

Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 2. p. 287.

Sacchi, Studi sulla pubblica beneficenza. — Rivista Europea 1846. Genn. p. 55.

Nasmyth, on the human mouth. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 161.

Wilson, Observations on the development and growth of the epidermis. — Philos. Mag. 1846. Febr. p. 82.

Draper, On the cause of the circulation of blood. Ebendaſ. March. p. 178.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

5) Briancourt, L'organisation du
et l'association. 6) Forest, L'organi-
du travail d'après la théorie de Fourier.
llegardelle, Histoire des idées soci-
tc. — Revue de deux Mondes 1846.
Livr. 4. p. 460.

, La question des céréales. — Ebendas.
p. 441.

i, Polemica sulla quistione delle mete o
lmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn.

Recherches sur les causes de l'indigence.
846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 3

tudi sulla pubblica beneficenza. — Riv.
ropea 1846. Genn. p. 55.

Introduction. Premier entretien. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 340. Livr. 7. p. 397.

Quelques idées sur la place qu'a occupée la nature dans la poésie aux différents âges. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 362.

Torelli, Tradizioni del pensiero italiano. Carlo Innocenzo Frugoni. — Rivista Europa. 1846. Genn. p. 1.

Guerrieri, Delle poetesse italiane contemporanee. Ebendaſ. p. 26.

Texier, L'orfévrerie du moyen âge. — Ann. archéol. T. IV. p. 148.

Modern German Painting: 1) Raczynski Histoire de l'art moderne en Allemagne. Berl. 1841. 2) Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseld. 1842. 3) Report from the Select Committee on fine arts. Lond 1844. — Quart. Review 1846. March. p. 323

Selvatico (P.) Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenze. Fir. 1845. — For. Quart. Rev. 1846. April p. 206.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen-âge. Instruments à percussion. Cloche. — Ann. archeol. T. IV. p. 94.

La musique payenne dans les églises. Réaction en faveur de la musique chrétienne, par Janssen et De Voght à Malines, et Henry à Bruxelles. Une séance au congrés archéologique de Reims. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 52.

Cavour, Des idées communistes et des moyens d'en combattre le développement. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 5.

Salmour, Notizie sopra le principali instituzioni di credito agrario etc. Torino 1845. — Ebendaſelbſt Nr. 3. p. 333.

Dunoyer, De la liberté du travail, ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 42.

Audiganne, De l'agitation industrielle et de l'organisation du travail. 1) Dunoyer, De la liberté du travail. 2) Morin, Essai sur l'organisation du travail. 3) Dupuynode, des lois du travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'après la théorie de Fourier. 7) Villegardelle, Histoire des idées sociales. etc. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 4. p. 460.

Coquelin, La question des céréales. — Ebendaſ. T. IV. p. 441.

Guerrieri, Polemica sulla quistione delle mete o dei calmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 95.

Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 2. p. 287.

Sacchi, Studi sulla pubblica beneficenza. — Rivista Europea 1846. Genn. p. 55.

Nasmyth, on the human mouth. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 161.

Wilson, Observations on the development and growth of the epidermis. — Philos. Mag. 1846. Febr. p. 82.

Draper, On the cause of the circulation of blood. Ebendaſ. March. p. 178.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.